JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2002

herausgegeben von
Vilmos Ágel und Andreas Herzog

RU 5/59

32.854/2003

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai Intézet KÖNYVTÁR

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

Leitende Redakteurin
Ágnes Dávid
Literaturwissenschaft
Ferenc Szász
László Kovács
Andreas Herzog
Sprachwissenschaft
Peter Canisius
Mária Erb
Margarete Ott
Deutsch als Fremdsprache
Anna Zalán-Szablyár
Mathilde Hennig
Anna Majorosi

Wissenschaftlicher Beirat
Árpád Bernáth (Szeged)
Peter Canisius (Pécs)
Reinhard Fiehler (Mannheim)
Csaba Földes (Veszprém)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)
Piroska Kocsány (Debrecen)
Hans Jürgen Krumm (Wien)
Klaus J. Mattheier (Heidelberg)
Dietmar Rösler (Gießen)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Horst Turk (Göttingen)

Redaktionsbeirat
Anita Czeglédy (Budapest)
Péter Csatár (Debrecen)
Ewa Drewnowska-Vargáné (Veszprém)
Erzsébet Forgács (Szeged)
Tünde Katona (Szeged)
Judit Kovács (Miskolc)
Anna Majorosi (Székesfehérvár)
Mihály Harsányi (Eger)
Márta Nagy (Piliscsaba)
György Orosz (Nyíregyháza)
Lehel Sata (Pécs)
Petra Szatmári (Szombathely)

Anschrift der (neuen) Redaktion
Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. Amália Kerekes
c/o ELTE Germanisztikai Intézet
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest
JuG@caesar.elte.hu

Alle Rechte vorbehalten
Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Verlag: Fekete Sas Könyvkiadó Bt. Budapest
Auflage: 700 Exemplare
Budapest/Bonn 2002

ISSN 1217-0216
Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD

Inhalt

In memoriam Sarolta László

Ein Leben zwischen Allem und Nichts: Sarolta László (1946-2001) 13
Feleségemről 15

Literaturwissenschaft

Aufsätze
Márta Nagy (Piliscsaba): „Manch lieblicher Unterschied göttlicher Wahrheit". Martin Luther, Sebastian Franck, Valentin Weigel und die „Theologia deutsch" 21
Imre Kurdi (Budapest): Ein entgleister Bildungsroman. Jean Pauls „Flegeljahre" 39
Magdolna Orosz (Budapest): „[...] Die Unzulänglichkeit der Sprache". Bildbeschreibungen in der deutschen Romantik 53
Sándor Komáromi (Budapest): Vom deutschen zum ungarischen Buch. Verlegerische Wege der Gebrüder Wigand im Wandel der Sprachlandschaft in Pressburg, Kaschau und Pest vor 1848 73
Zsuzsa Bognár (Piliscsaba): „Seltsam, die Wünsche nicht weiterzuwünschen". Interpretationsversuche zur Novelle „Der Drachentöter" von R. M. Rilke 87

Werkstatt
Barbara Mariacher (Piliscsaba): „Nicht Unglaubliches unglaublich erzählt": Zu Josef Winklers Novelle „Natura morta" (2001) 107
Eszter Propszt (Szeged): „Was sagst du? Ist dieses Haus ein schöner Volksbarockbau?" Zur Konstruktion der narrativen Identität in István Elmers „Volksbarock" 117

Sprachwissenschaft

Aufsätze
Peter Eisenberg/ Ulrike Sayatz (Potsdam): Kategorienhierarchie und Genus. Zur Abfolge der Derivationssuffixe im Deutschen 137
Vladimir Pavlov (Heidelberg): Die deutschen Richtungsadverbien in nichtidiomatischen Verbindungen mit dem Verb im Spannungsfeld zwischen Wortbildung und Syntax 157

Sarolta László (Budapest): Valenz, Äquivalenz, Interferenz. Einige Überlegungen zu einer vergleichenden Valenzanalyse deutscher und ungarischer Verben 179
Peter Auer (Freiburg): Die Verdichtung der konditionalen Hypotaxe im gesprochenen Deutsch 189
Hans-Werner Eroms (Passau): Text-Bild-Einbindungen in Printmedien .. 205

Werkstatt

Attila Péteri (Budapest): Satztypen und Satzmodi – kontrastiv. Zwischenbilanz eines Forschungsprojektes 227
Katalin Fenyvesi-Jobbágy (Budapest): *Kommen* und *gehen* kontrastiv. Unterschiede in der Verwendung zweier zentraler Bewegungsverben im Deutschen, Dänischen und Ungarischen 247

Deutsch als Fremdsprache

Aufsätze

Ildikó Hegedűs (Szeged): Sollte die gesprochene Sprache (wenn ja, inwiefern) im DaF-Unterricht berücksichtigt werden? 279
Anna Reder (Pécs): Eine Aufgaben- und Übungstypologie zur Entwicklung der Kollokationskompetenz von DaF-Lernern 293

Werkstatt

Ágnes Einhorn (Budapest): Die Revision der ungarischen Abschlussprüfung in DaF. Prinzipien und Ergebnisse der Forschungsarbeit 1996-2002 ... 315
Anikó Vincze (Budapest): Aspekte der lernerorientierten Wortschatzvermittlung 331

Rezensionen

Admoni, Wladimir: Sprachtheorie und deutsche Grammatik. Aufsätze aus den Jahren 1949-1975. Hg. von Vladimir Pavlov und Oskar Reichmann. Tübingen: Niemeyer, 2002.
(Peter Bassola) 345
Ágel, Vilmos; Gardt, Andreas; Haß-Zumkehr, Ulrike; Roelcke, Thorsten (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 2002.
(Richard Reutner) 349
Ahadi, Shahram: Verbergänzungen und zusammengesetzte Verben im Persischen. Eine valenztheoretische Analyse. Wiesbaden: Reichert, 2001.
(Dániel Czicza) 353

Demske, Ulrike: Merkmale und Relationen. Diachrone Studien zur Nominalphrase des Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter, 2001.
(Judit Gaál) 358
Grinda, Klaus R.: Enzyklopädie der literarischen Vergleiche. Das Bildinventar von der römischen Antike bis zum Ende des Frühmittelalters. Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöning, 2002.
(András Vizkelety) 361
Hahn, Marion: Die Synonymenlexikografie vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Historische Entwicklung und kommentierte Bibliografie. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2002.
(Csilla Stockbauer) 364
Hárs, Endre: Singularität. Lektüren zu Botho Strauß. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001.
(Torsten Hoffmann) 368
Harweg, Roland: Situation und Text im Drama: eine textlinguistisch-fiktionsanalytische Studie am Beispiel von Friedrich Dürrenmatts tragischer Komödie „Der Besuch der alten Dame". Heidelberg: Winter, 2001.
(Lehel Sata) 372
Hoberg, Rudolf; Hoberg, Ursula: Német nyelvtan [Deutsche Grammatik]. Hg. von Csaba Földes. Budapest: Akadémai Kiadó/Mannheim: Dudenverlag, 2002.
(Stefan Pongó) 377
Jonas, Hartmut; Rose, Kurt: Computerunterstützter Deutschunterricht. Frankfurt: Lang, 2002.
(Anna Reder) 380
Kalász, Márton; Kovács, József László; Balogh, F. András; Komáromi, Sándor: Fejezetek a magyarországi német irodalom történetéből [Kapitel aus der Geschichte der ungarländischen deutschen Literatur]. (= Kisebbségkutatás könyvek) Budapest: Lucidus Kiadó, 2002.
(Szabolcs Boronkai) 384
Kleist-Archiv Sembdner (Hg.): „Käthchen und seine Schwestern. Frauenfiguren im Drama um 1800". Heilbronn: Stadtbücherei, 2000.
(Marion Woloczyn) 388
Kókai, Károly: Im Nebel. Der junge Georg Lukács und Wien. Wien: Böhlau, 2002.
(Antonia Opitz) 392
Mittelmann, Hanni; Wallas, Armin A. (Hg.): Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 2001.
(Vivian Liska) 395

Musner, Lutz; Wunberg, Gotthart; Lutter, Christina (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien: Turia + Kant, 2001.
(Amalia Kerekes) 399
Péteri, Attila: Abtönungspartikeln im deutsch-ungarischen Sprachvergleich. Budapest: ELTE, 2002.
(Anna Molnár) 402
Simanowski, Roberto (Red.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 152, Digitale Literatur. München 2001.
Schmidt-Bergmann, Hansgeorg; Liesegang, Torsten (Hgg.): Liter@tur Computer-Literatur-Internet. Bielefeld: Aisthesis, 2001.
Simanowski, Roberto: Literatur.digital. Formen und Wege einer neuen Literatur. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2002.
(Andreas Herzog) 405
Stanzel, Franz K.: Unterwegs – Erzähltheorie für Leser. Ausgewählte Schriften mit einer bio-bliographischen Einleitung und einem Appendix von Dorrit Cohn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002.
(Tom Kindt) 410
Szigeti, Imre: Lehrbuch der deutschen Syntax. Piliscsaba: Katholische Péter-Pázmány-Universität, 2002.
(Christa Dürscheid) 413
Wallas, Armin A. (Hg.), unter Mitwirkung von Primus-Heinz Kucher, Edgar Sallager und Johann Strutz: Jüdische Identitäten in Mitteleuropa. Literarische Modelle der Identitätskonstruktion. Tübingen: Niemeyer, 2002.
(Klaus Werner) 416

Konferenzberichte

Bericht über die Gründung des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) am 8. und 9. Februar 2002 in Dresden
(Joachim Joachimsthaler) 423
Bericht über die Tagung „Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns" (Budapest, 14.-16. November 2002)
(Nicolas Pethes) 425
Bericht über die Tagung „Was wird aus der Erforschung der gesprochenen Sprache?" (Szeged, 19.-23. Februar 2003)
(Judit Gaál) 427

Dokumente zur Geschichte der ungarischen Germanistik

László Sarolta : Gondolatok 433
Sarolta László: Gedanken. Übersetzt von Vilmos Ágel 439

Berichte der Institute 2002 449

Jahresbibliographie 2002 461

Mitteilung der Redaktion 495

Autorinnen und Autoren 509

In memoriam
Sarolta László

Ein Leben zwischen Allem und Nichts
Sarolta László (1946-2001)

In den „Gedanken" („Pensées sur la religion") von Blaise Pascal, einem der Lieblingsphilosophen von Sarolta László, heißt es, dass der Mensch ein Nichts und zugleich ein Alles sei: Als elende und jämmerliche Kreatur in der Unendlichkeit des Alls ein Nichts, doch als Denker und Erkenner derselben Unendlichkeit zugleich ein Alles. Dabei ist es das Herz, das die Endlichkeit der Vernunft aus dem Nichts in ein Alles transzendiert.

Das schmerzend kurze Leben von Sarolta László war ein Leben zwischen Allem und Nichts – das Leben eines Menschen, der gern immer zwischen der Logik der Vernunft und der Logik des Herzens verweilt hätte, dessen Leben jedoch ständig und unverständlich von der Unlogik der Unvernunft heimgesucht war, die sie schließlich auch fortgerissen hatte.

Wenn Herz und Vernunft die Welt von Forschung und Lehre beherrschen würden, hätte sie eine glänzende wissenschaftliche Karriere machen können, ja müssen. Wenn die Logik der Vernunft und die Logik des Herzens gemeinsam walteten, wenn die Nurlehrer-Naturelle nur zu lehren und die Nurforscher-Naturelle nur zu forschen hätten, so hätte sie die für sie enorme psychische Last der Lehre am Deutschen Lehrstuhl der ELTE (1969-1984) nicht ertragen müssen. So wäre sie, die sie zweifelsohne eines der größten Talente der ungarischen Sprachgermanistik war, unter der Unlogik der Unvernunft nicht zusammengebrochen, so hätte sie – entgegen der Logik der Vernunft und des Herzens – nicht die Uni verlassen und in die dunkle Unlogik der Maxim-Gorki-Bibliothek (1984-1988) fliehen müssen.

Es war allein die Logik des Herzens, die das Zurück an die ELTE (1988-2001) erzwungen hatte: die geliebte Forschung, die lebenswichtigen Fingerspitzengefühle bei jedem Antasten und Anfassen der Theorie (der deutsch-ungarischen Lexikografie und der Substantivvalenz).

Sarolta László war eine extreme Wenigschreiberin. Sie hat jedes Wort, jeden Satz hundertmal umgedreht, durchgestrichen, ersetzt. Sie hat die Vielschreiber beneidet – weil sie sich trauen, die Macht des Wortes nicht zu hinterfragen – und zugleich verachtet – weil sie sich zumuten, die Macht des Wortes nicht zu hinterfragen. Entsprechend ist ihr wissenschaftliches Erbe, so wie auch Pascals „Gedanken", ein Fragment geblieben – ein glänzendes Nichts im Vergleich zu der Fülle der Gedanken, die sie für immer behalten hat.

Abgesehen von kurzen Gedankensplittern befinden sich im Nachlass von Sarolta László insgesamt nur zwei etwas längere Texte, die bislang unveröffentlicht geblieben sind: Ein Vortragstext aus dem Jahre 1980, der im Aufsatzteil erscheint, und ein persönliches Dokument in ungarischer Sprache, dessen Veröffentlichung

– im Original wie in deutscher Übersetzung – in unserer Rubrik „Dokumente zur Geschichte der ungarischen Germanistik" ihr Ehemann Zoltán László ermöglicht hat.

Das Jahrbuch der ungarischen Germanistik widmet den vorliegenden zehnten und somit Jubiläumsband dem Andenken von Sarolta László. Im Zeichen dieses Andenkens können unsere Leserinnen und Leser anschließend auch die sehr persönlichen Memorabilien von Zoltán László lesen. Eine deutsche Übersetzung wäre hier unmöglich. Denn, so Pascal, wenn die Vernunft vor der Wahrheit kapituliert, tritt das Herz an ihre Stelle.

Vilmos Ágel

László Zoltán

Feleségemről

Úgy kötöm meg a szívemet is,
Miként strófákkal kötöm meg a dalt:
Keresem és kerülöm a vihart.

Utált béklyókért esdve futok,
Gyűlölöm és megáldom az eszem,
De ha feledni kell, emlékezem.

Faképnél hagynám százszor magam.
Mindig őrülten szépet akarok
S gyáva kutyaként a vágyba halok.

Fiaim: álmok, őrületek,
Apátok hű, jóságos: a Halál,
De meggyilkol anyátok: a Szabály.

(Ady Endre)

1946 augusztusában született Budapesten,
– mindig az augusztus volt a legkedvesebb hónapja – az akkor romokban heverő, de a gyermeki képzeletet így is lenyűgöző, romantikus és izgalmas budai Vár közelében. Édesanyja kistisztviselő, édesapja kazánkovács volt, a nagymama pedig, akivel haláláig együtt éltek, cselédből lett szakácsnő, majd villamoskalauzból vált nyugdíjassá. A nagymamának, de szüleinek szintúgy, mindenekfelett és -előtt való volt a gyerekek tanulása. Benne és bátyjában, aki most a Szegedi Operaház első karmestere, jó alanyra találtak. Mindketten kitűnően végezték az általános iskolát, közben pedig hegedülni tanultak, rengeteget olvastak. Utána a zenei gimnázium, s vele párhuzamosan a konzervatórium következett, ugyancsak kitűnő eredménnyel. Útjaik szétváltak. Az ELTE Bölcsészkarának német-történelem szaka, a Zeneakadémia zeneszerzés szaka a következő stáció, a végén jeles diplomával. Gyakornoki állás az egyetemen, egy év elmúltával summa cum laude doktori értekezés, mely bírálói szerint akár kandidátusi is lehetett volna. Akkor volt huszonhárom éves, s ez volt nagyjából az utolsó kívülről jövő elismerés, amit még képes volt felfogni (és elhinni).

Augusztusban házasodtunk össze, s egy év elteltével, újdonsült házasként egyedül, egy ösztöndíjas évet töltött Mannheimben. Sok ismeretlen, majd ismerős, kiknek egy része szakmai és emberi jóbaráttá vált az azóta eltelt évek során. Idehaza pedig várta a tanítás.

Gondolkodni, együtt gondolkodni, igen. És töprengeni. De gondolatait, elképzeléseit másokra ráerőltetni, a szakma problémáit a tekintély súlyával megoldani soha nem volt képes. Elvette az erejét ez az évtizedes küzdelem, augusztusban meghaltak ikergyerekeink, elfáradt, elbizonytalanodott s végül más lehetőséget nem látva – mit nem adott volna egy kutatói állásért – otthagyta a tanszéket és négy éven keresztül a Gorkij Könyvtár német referense volt. Nem rá volt ott szükség, nem volt neki való.

Amennyire erejéből, energiájából futotta, futhatta, a mindennapi könyvtári robot mellett próbált azzal foglalkozni, amihez hite szerint legalább valamennyire értett, s ami mindig is érdekelte, a nyelvészettel. Kevés munkája közül a legtöbb ebben az időszakban született. A kis valenciaszótár átlépte a százezres példányszámot.

Verőce, virágok, gombák, hegedű, kártyagyűjtés, olvasás, versek, versek.

Az idő múlásával a magánélet emberi gondjai egyre jobban igénybe vették és a négyéves vargabetű után féllábbal – de egész szívvel – visszament a tanszékre. Persze addigra a tanszék sem az a tanszék volt, nemcsak ő változott.

Összeköltöztünk idős szüleivel, és az együtt mindig is vállalni gondolt tennivalók, az eleve reménytelenségre ítélt igyekezet – őket egy hosszú, gyötrő, de becsületben eltöltött élet végén elégedettnek és gondtalannak látni – mindjobban gúzsba kötötték. Jóllehet ezidő alatt a tudományos életnek nevezett akciókban résztvenni nemigen tudott, azért egy-egy ponton sikerült kapcsolatot teremtenie a pályát nemelhagyók jóvoltából a pesti és szegedi tanszéken folyó munkákkal. Ezek adták utolsó munkával töltött évei gerincét. És a törékeny hit abban, hogy szeret tanulni, tud gondolkodni, mindent be lehet pótolni, csak legyen meg hozzá az energiája, az egészsége. Hihetetlen erőfeszítéssel dolgozta végig a napokat, hajnaltól késő estig, évről évre.

Tizenöt, szinte a szakmából kiszakítottan, jobbára nem a tanszéken töltött év után, felkérés a docensi pályázat beadására. Önkéntelenül is végigfutott rajta, egyáltalán ki tartotta még valóban számon a szakmában, ki gondolta, hogy még számíthat rá? Elvállalja? Végül is hosszas vajúdás után igent mondott, majd rá két hónapra a szó szoros értelmében földre küldte a betegség.

Másfél év küzdelem után – aminek minden percét, hála Istennek, együtt élhettük végig, gondolkodva és titkon bizakodva – 2001 augusztusában, Szt. István napján halt meg.

Literaturwissenschaft

Aufsätze

Márta Nagy (Piliscsaba)

„Manch lieblicher Unterschied göttlicher Wahrheit"

Martin Luther, Sebastian Franck, Valentin Weigel und die „Theologia deutsch"

„Gott gebe, das dißer puchleyn mehr an den tag kumen, ßo werden wyr finden, das die Deutschen Theologen an zweyffell die beßten Theologen seyn, Amen."[1] Mit diesen Worten schloss Martin Luther 1518 seine Vorrede zu „Eyn deutsch Theologia" (später meistens unter dem Titel „Theologia teütsch" überliefert),[2] einem mystischen Traktat aus dem späten 14. Jahrhundert. Wie kann Luthers enorme Begeisterung für das schlanke Büchlein und die einstigen Gottesgelehrten seiner Nation erklärt werden? Und warum konnte es für ihn wichtig sein, diese Begeisterung in der Einleitung zu einem anonymen Traktat mitzuteilen, der voll von suspekten theologischen Aussagen war und kurz darauf von Jesuiten, orthodoxen Lutheranern und Kalvinisten in gemeinsamen Einverständnis als unvereinbar mit dem christlichen Dogma verurteilt wurde? Löste etwa gerade der Luthersche Enthusiasmus diese allgemeine Verurteilung aus?

Der Inhalt der „Theologia deutsch" gibt kaum mehr Grund zu strenger Verurteilung als manch populäre und hochgeschätzte Predigten des Johannes Tauler oder die noch bekanntere „Imitatio Christi" des Thomas von Kempis. Die begeisterte Aufnahme in gewissen evangelischen Kreisen war mit Sicherheit Luthers philologischer Anteilnahme zu verdanken. Der Traktat wurde von vielen radikalen und eigenwilligen Gruppen der Reformation, so etwa vom ‚linken Flügel', von den sog. Schwärmern, mystischen Spiritualisten, Antitrinitariern und Wiedertäufern hochgeschätzt: Neuausgaben, Vorreden, Kommentare, aufschlussreiche Randbemerkungen und Umschriften sind mit den Aktivitäten der Vertreter obiger Bewegungen zu verbinden.[3] Der Widerhall war so beständig, dass etwa 300 Jahre später auch noch Arthur Schopenhauer, dem das Büchlein aus der elterlichen

---

1 Luther, Martin: Werke (im Weiteren: WA), Bd. 1, Weimar 1930 (Nachdruck: ebd. 1969), S. 379, Z. 10-12.

2 ‚Der Franckforter' (‚Theologia deutsch'). Kritische Textausgabe. Hg. v. Wolfgang von Hinten. München-Zürich 1982 (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 78).

3 Wollgast, Siegfried: Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung, 1550-1650. Berlin 1988, S. 601-676, besonders S. 633.

Bibliothek schon früh vertraut war, dem Traktat einen vornehmen Platz unter seinen Lieblingsbüchern zusprach.[4]

Die ungewöhnliche Wirkungsgeschichte des mystischen Büchleins kann nur durch die angemessene Einschätzung der Rolle Luthers verstanden werden. Er war derjenige, der den Traktat entdeckte, in gedruckter Form veröffentlichte und dessen Vorreden in den zukünftigen Ausgaben zum festen Bestandteil des Buches wurden. Eine bestimmende Wirkung auf seine eigene geistige Entwicklung kann ebenfalls kaum übersehen werden. Luther äußert sich in seiner zweiten Vorrede folgenderweise dazu: „Und das ich nach meynem alten narren rûme, ist myr nehst der Biblien und S. Augustino nit vorkummen eyn buch, dar auß ich mehr erlernet hab und will, was got, Christus, mensch und alle ding seyn."[5] Da die Spuren der Handschriften, die er verwendete, bald verschwanden, waren seine Druckausgaben von 1516 und 1518 lange Zeit die einzig zugänglichen Textquellen.[6] Weitere Handschriften wurden erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckt,[7] und über Luthers vermutliche Quellen ermöglichen erst die neuesten Forschungen genauere Aussagen.[8]

Ab 1520 steht zwar Luthers Name nicht mehr auf der Titelseite, seine Vorreden sind aber in allen Ausgaben zu lesen. Seine ausschlaggebende Rolle in der Wirkungsgeschichte der kleinen Schrift, die nach dem Wirkungsort ihres unbekannten Verfassers „Der Franckforter" genannten wurde, wirft Fragen auf, die zur Neubewertung des ganzen Problemkreises ermutigen. Ich untersuche hier zwei der in dieser Hinsicht wesentlichen Aspekte. Zuerst: Inwiefern beeinflussten Luthers Vorreden den Umgang mit dem Werk bzw. dessen Beurteilung durch die Anhänger verschiedener christlicher Glaubensbekenntnisse? Zum zweiten: Wie sieht in diesem

---

4 Schopenhauers Leseexemplar mit seinen Notizen ist erhalten geblieben. Als eine frühe Quelle seiner Gedanken über die „Welt als Wille und Vorstellung" kann der mystische Traktat kaum außer Acht gelassen werden. 1817 notiert er Folgendes dazu: „nirgends ist vielleicht der Gehalt des Christenthums in diesem Sinne vollkommner und zugleich ganz genau übereinstimmend mit meiner Darstellung der Ethik ausgesprochen als in dem sehr alten Buche welches unter dem Titel Taulers Teutsche Theologie bekannt ist." In: Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. 7 Bde. Hg. v. Angelika Hübscher, Wiesbaden 1972, Bd. 2, S. 457.

5 WA Bd. I, S. 378, Z. 21-23.

6 Eine einzige Handschrift mit dem vollständigen Text war bekannt, die 1497 im Zistersienserkloster Bronnbach an der Tauber entstand. Luther arbeitete aus anderen Handschriften.

7 Zwei weitere vollständige Versionen und fünf Fragmente.

8 Otto, Henrik: Die Herkunft der Vorlage zu Luthers Edition der „Theologia deutsch". Ein Fund in London. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 128/1 (1999), S. 434-443. Otto kam auf die Spur einer Tauler-Handschrift, die eine Frühversion des Traktats enthielt. Diese Handschrift entlieh Luther sehr wahrscheinlich 1512 bei den Kölner Augustinern.

Zusammenhang die deutschsprachige verlegerische bzw. schriftstellerische Tätigkeit zweier bedeutender Figuren der radikalen Reformation, Sebastian Franck und Valentin Weigel, aus?

1.

Die frühe lutheranische Wirkungsgeschichte der „Theologia deutsch" ist ziemlich komplex. Luthers Editionen von 1516 und 1518 wurden schnell erfolgreich und oft neu aufgelegt: Bereits 1518 erschienen drei, 1519 zwei, 1920 wieder drei Neuauflagen.[9] Bis 1634 wurde der Text etwa 50mal nachgedruckt. Im Traktat „Von der Liebe Gottes" des Johann von Staupitz, „Luthers Vater und Schüler",[10] aus dem Jahre 1518 ist der Einfluss des mystischen Gedankenguts schon eindeutig festzustellen. Dies ist wichtig, da einige Jahre später der an der Rezeption ebenfalls und vielfach beteiligte Priester und Schriftsteller Sebastian Franck das Werk öfters zitiert. Eine erste stilistische Neubearbeitung des trotz der Lutherschen Vermittlungsbemühungen schwer verständlichen Textes wurde 1528 von Ludwig Hätzer unternommen, der seine „gereinigte' Version im antitrinitarisch-wiedertäuferischen Geiste anfertigte.[11] Ab Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen zahlreiche Neuausgaben, Umarbeitungen und Übersetzungen. Ins Lateinische wurde der Traktat sogar zweimal übertragen. Die mit Glossen reich versehene Übersetzung des Sebastian Castellio alias Johannes Theophilus wurde 1557 zum ersten Mal gedruckt[12] und bereits 1621 mit allen anderssprachigen Ausgaben auf den Index gesetzt. Manche der späteren Ausgaben (1558, 1564, 1580, 1603) wurden um zeitgemäße Vorreden ergänzt.

Sebastian Francks lateinische Paraphrase blieb lange unveröffentlicht, ihr Druck zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Holland[13] beweist jedoch das andauernde Interesse

---

9 Zu den einzelnen Ausgaben siehe: Baring, Georg: Bibliographie der Ausgaben der „Theologia deutsch" (1516-1961). Ein Beitrag zur Lutherbibliographie. Mit Faksimileabdruck der Erstausgabe und 32 Abbildungen (= Bibliotheca Bibliographica Aureliana 7), Baden-Baden 1963.

10 Die Bezeichnung entnahm ich dem Titel des etwas enthusiastischen Bands „Johannes von Staupitz – Luthers Vater und Schüler. Sein Leben, sein Verhältnis zu Luther und eine Auswahl seiner Schriften", übertr. und hg. von Alfred Karl Gabriel Jeremias. Leipzig 1926.

11 Baring, Georg: Ludwig Hätzers Bearbeitung der „Theologia deutsch" Worms 1528. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 70 (1959), S. 218-230.

12 Theologia Germanica. Libellus aureus: hoc est, breuis et pregnans: Quo modo sit exuendus vetus homo, induendusque nouus. Ex Germanico translatus, Ioanne Theophilo [Sebastian Castellio] interprete. Basileae, per Ioannem Oporinum. Basileae, ex officina Ioannis Oporini, 1557.

13 Hegler, Alfred: Sebastian Francks lateinische Paraphrase der Deutschen Theologie und seine holländisch erhaltenen Traktate. Tübingen 1901.

radikaler protestantischer Kreise. Franck ist in diesem Zusammenhang jedoch nicht nur als Übersetzer wichtig: Die „Theologia deutsch", die er in vielen seiner Schriften zitiert, durchdrang sein ganzes theologisches Denken. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang der Traktat „Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß" von 1534,[14] eine Bearbeitung und Fortentwicklung der Lehren des unbekannten Frankfurter Autors. 1571 schrieb Valentin Weigel eine gründliche Anleitung zur „Theologia deutsch", die aber erst Jahrzehnte später mit anderen mystisch ‚angehauchten' Texten aufgelegt wurde.[15] Die von ihm dem „edlen Büchlein" entnommenen Ausführungen über die Sünde bzw. das Vollkommene und Unvollkommene wurden, ähnlich wie bei Franck, zum Ausgangspunkt seines theologisch-philosophischen Schrifttums. Weitere wichtige Stationen sind Johann Arndts Ausgaben von 1597 und 1605, die jeweils eine andere Vorrede enthalten,[16] und Philipp Jacob Speners Edition von 1681.[17] Arndt veröffentlicht 1605 den Traktat in einem Band mit der ‚Imitatio Christi', Spener 1681 mit den Predigten von Tauler.

Während die „Theologia deutsch" zum „Wahrzeichen der Oppositionellen"[18] werden konnte, wurde sie von den Orthodoxen und den Reformierten abgelehnt. Calvin warnte im Februar 1559 die französische Gemeinde in Frankfurt, die den Traktat in der Übersetzung von Castellio kannte, vor der „Schandschrift": „Denn stehen auch keine deutlichen Irrlehren darin, so sind es doch Geschwätze, vom Teufel geschmiedet in seiner Schlauheit, um die Einfachheit des Evangeliums ganz durcheinander zu bringen".[19]

---

[14] Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß/ Davon Adam den Todt hat gessen/ vnd noch heüt alle Menschen den Todt essen/ Was der sei/ vnd wie er noch hüet ieder=man verbotten. Was dargegen der Bawm des Lebens sei. Ulm: Hans Varnier 1534. In: Franck, Sebastian: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe mit Kommentar. Hg. v. Klaus Knauer. 1992ff. Bd. 4: Die vier Kronbüchlein, Bern u.a. 1999.

[15] Kurtzer Bericht vnd Anleitung zur Teut//schen Theologey / nemblich: / Wie man fruchtbarlich / solches Büchlein lesen soll / auff daß man / hiemit zum gründtlichen Verstandt des H./ Schrift kömmen möge. / Geschrieben von M. Valentino Weigelo / im Jahr 1571. In: Sämtliche Schriften. Hg. v. Will-Erich Peuckert und Winfried Zeller. 3. Lief. Hg. v. Winfried Zeller. Stuttgart; Bad Cannstatt 1966, S. 89-128.

[16] Die teutsche Theologia, das ist ein edles Büchlein [...]. Halberstadt bei Georg Koten 1597; Zwei geistreiche Büchlein. Das Erste. Die Teutsche Theologia, Das ist: Vom rechten Verstand, was Adam und Christus sey, wie Adam in uns sterben, Christus aber in uns leben müsse. Das ander. Die Nachfolgung Christi [...]. Magdeburg bei Johann Franken 1605.

[17] Vier uralte Geistreiche Büchlein / Deren I. Die Teutsche Theologia / Das ist: Wie Adam in uns sterben: Christus aber in uns leben müsse [...] Nachmals wohlmeynend / zu Beförderung der wahren Buße und Gottseligkeit / herfürgebracht / Durch Hn. D. Johan. Arnd [...] Franckfurt / Druckts Johannes Haaß

[18] Wollgast: Philosophie (vgl. Anm. 3), S. 633.

[19] Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen. Ausgewählt u. übersetzt v. Rudolf Schwarz. Bd. 3 (1556-1564). Neukirchen 1962, Nr. 591 (Calvins Briefe Nr. 3011), S. 998.

Die katholische Kirche kam zu einem anderen Urteil. Vor allem auf Druck der Jesuiten stufte sie den Traktat als höchst gefährlich ein und setzte ihn schließlich 1621 auf den Index.[20] Merkwürdig sind dabei zwei miteinander zusammenhängende Tatsachen. Einerseits war die außergewöhnliche Popularität des Jesuitenordens u.a. der Betonung bestimmter mystischer Elemente, etwa des innerlichen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, zu verdanken. Andererseits wurde der „Franckforter" oft mit anderen mystischen Schriften aufgelegt, am häufigsten mit dem Traktat „De Imitatio Christi" bzw. mit Predigten von Tauler, mit Werken also, die in katholischen Kreisen durchaus beliebt und gebilligt waren.

2.

Obwohl Luther seine anfängliche Begeisterung für den Traktat später „stark relativiert" haben soll,[21] konnte seine Abwendung die erstaunlich nachhaltige Wirkung des Werkes nicht mehr aufhalten. Mit seiner Tätigkeit als Herausgeber leistete er – ganz im Gegensatz zu den früheren Annahmen[22] – eine sehr gründliche philologische Arbeit. Seine Editionen lieferten den richtungsweisenden Faden zu künftigen Interpretationen. Auch die Verkündung seiner Hochschätzung überließ Luther nicht dem Zufall: In evangelischen Kreisen wurden sowohl seine Vorreden als auch die lateinischen Randglossen[23] schnell bekannt und gelesen.

Nun zu den beiden Editionen. Die erste noch unvollständige Ausgabe erschien am 4. Dezember 1516 bei Johann Rhau-Grunenberg in Wittenberg. Das mit „Eyn geystlich edles Buchleynn. // von rechter vnderscheyd // vnd vorstand. was der // alt vñ new mensche sey. Was Adams // vñ was gottis kind sey. Vñ wie Adā // ynn uns sterben vnnd Christus // ersteen sall" betitelte Werk enthielt 22 Kapitel aus dem ursprünglichen Text (cap. 7–28). In der Vorrede und den Briefen von Dezember 1516 an seinen Freund Georg Spalatin schließt Luther die Autorschaft Taulers noch nicht aus: „nach mũglichen gedencken zu schetzen ist die matery faßt nach der art des erleuchten doctors Tauleri, prediger ordens"[24] und „si te delectat, puram, solidam, antiquę simillimam theologiam legere in germanica lingua effusam, Sermones Taulerii Johannis predicatorię professionis tibi comparare potes. Cuius totius ve-

---

20 Elisabetta Zambruno: La ‚Theologia Deutsch' o la via per giungere a Dio. Antropologia e simbolismo teologico. Milano 1991 (= Scienze filosofice 48), S. 37-42; Baring: Bibliographie (vgl. Anm. 9), S. 6f.

21 Dies ist die allgemeine Auffassung der Forschung, siehe etwa bei Wollgast wie oben.

22 von Hinten, Wolfgang: Das Verhalten Luthers als Editor. In: ‚Der Franckforter' (vgl. Anm. 2), S. 52-57.

23 Die Ausgabe von 1516 enthält drei, die von 1518 etwa 170 Einträge. Siehe dazu Brecht, Martin: Randbemerkungen in Luthers Ausgaben der „Deutsch Theologia". In: Luther-Jahrbuch 47 (1980), S. 10-32.

24 WA Bd. 1, S. 153.

lut Epitomen Ecce hic tibi mitto."[25] Mit dem Brief schickt Luther seinen gerade erschienenen Druck der „Theologia deutsch" mit. Er empfiehlt das Lesen Taulers auch später des Öfteren, etwa in seinen Briefen an Spalatin.

1518 versieht Luther seine vollständige Ausgabe mit einer neuen Überschrift: „Eyn deutsch Theologia. das ist / Eyn edles Buchleyn / von rechtem vorstand / was // Adam vnd Christus sey / wie Adam yn / uns sterben vnd Christus ersteen sall"[26] – heißt es auf der Titelseite. Bereits diese Veränderung weist auf ein neues Textverständnis Luthers hin, der in seiner zweiten Vorrede den kleinen Traktat sehr hoch einschätzt. Warum wohl? Bekannt ist Luthers besondere Vorliebe zur Volkssprache und zu Werken theologischen Inhalts in der lingua franca. Unmittelbar erlebten Gottesbegegnungen und persönlichen Glaubenserfahrungen widmete er ebenfalls gerne besondere Aufmerksamkeit.[27] Auf diese beiden Interessen weist er mit dem Titel der vollständigen Ausgabe hin, indem er die Überschrift „Ein edles Büchlein" durch die Bezeichnung „Eine deutsche Theologie" ersetzt. Deutsch ist sie, weil sie in der Volkssprache aufgezeichnet wurde, und Theologie, weil ihre Lehre konsequent, christlich und gottgefällig ist, auch wenn sie mit der offiziellen Kirchenlehre nicht in jeder Hinsicht übereinstimmt. Luthers intensives Interesse an diesem Büchlein „an titell und namen"[28] wurde zwar sicher auch durch seine Reformbestrebungen motiviert,[29] diese können an sich jedoch kaum eine derartige Überschätzung erklären.

Ein wichtiges Element der Idealisierung ist, dass Luther den Akzent in beiden Vorreden auf die Rechtfertigung der sprachlich-stilistischen Schroffheiten des Traktats legt. Einerseits bezieht er sich dabei auf entsprechende Bibelstellen im Sinne des Apostels Paulus, nach denen Gott von den Einfältigsten am tiefsten verstanden und am adäquatesten gelobt werden kann: „nu wie dem allen, das ist war, gruntlich lere der heilgen schrifft muß narren machen, adder narre werden", heißt es in der ersten Vorrede. Und in der zweiten: „durch den mund der unberedten und seugling hast du auffs beßte vorkundet dein lob" bzw. „die weysheyt gots macht die zungen der unberedten auff das allerberedist". Andererseits spricht Luther die Grobheiten der schwerfälligen Sprache des alten Schriftleins an und versucht sie zu entschuldigen, als wäre obiger Hinweis auf die Bibel nicht ganz zufriedenstellend. Er bittet in der früheren Version darum, dass die Leser „von heller vornunfft

---

[25] Luther am 14. Dezember an Spalatin. Luther antwortet an der zitierten Stelle auf die Frage Spalatins, welche deutschsprachige Schriften er zur Herausgabe empfehle. Er nennt Taulers Predigten mit dem mitgeschickten Traktat gleichrangig. In: WA Briefwechsel, Bd. 1, Nr. 30, S. 79.

[26] Zuerst erschienen in Wittenberg bei Johannes Grünenberg.

[27] Haas, Alois M.: Die ‚Theologia Deutsch'. Konstitution eines mystologischen Texts. Freiburger Zeitschrift für Theologie 25 (1978), S. 304-350.

[28] WA Bd. 1, S. 153.

[29] Ozment, Steven Edgar: Mysticism and Dissent, Religious Ideology and the Social Protest in the Sixteenth Century. New Haven; London 1973, S. 69.

und sinnereych vorstandts" nicht zu schnell urteilen, nur weil „es ynn etlichen worten scheynet untüchtig ader auß der weyße gewonlicher prediger undd lerer reden". In der zweiten Vorrede warnt er jeden, „das er sich ergere yn dem schlechten deutsch adder engefrenßeten ungekrentzten worten", denn „diß edle Buchleyn, alß arm und ungeschmuckt es ist yn wortn und menschlicher weißheit, also und vill mehr und unirkostlich ist es in kunst und gotlicher weißheit".

Luther bezieht sich hier auf eine grundlegende Problematik des Traktats, die Bestandteil nahezu aller späteren Erläuterungen wurde. Die Unterscheidung zwischen menschlichem und göttlichem Werk, dem alten und neuen Menschen, zwischen Wort (‚wort') und Geist oder Sinn (‚kunst') wurde zum wichtigen Anhaltspunkt und wiederkehrenden Argument seiner radikalen Nachfolger in den Auseinandersetzungen mit der „Theologia deutsch".

„Ich danck Gott, das ich yn deutscher zungen meynen gott alßo hœre und finde, als ich und sie mit myr alher nit funden haben, Widder in lateynischer, krichscher noch hebreischer zungen".[30] Der edle Inhalt des Büchleins, so Luther, sei ein sicherer Beweis für die Existenz einer alten, reinen und selbstständigen deutschen Theologie. Diese uralte Quelle geriet wegen der sündhaften menschlichen Natur („durch unser sund") in Vergessenheit, wurde nicht einmal an Universitäten behandelt, was dazu führte, dass „das helig wortt gottis nit allein under der bangk gelegen, sundernn von staub und mutten nahend verweßet". Luthers Wut auf die zeitgenössischen Glaubensverhältnisse bricht hier heftig hervor: Nicht nur, dass Gottes Wort unter der Bank liegt – das Bild ist übrigens ein direkter Hinweis auf eine Predigt Meister Eckharts[31] –, es ist vergessen und zerfallen. Jetzt gibt die wieder aufgefundene alte Lehre Hoffnung auf eine Erneuerung: „Leß diß Buchlein wer do will, unnd sag dann, ab die Theologey bey unß new adder alt sey, dann dißes Buch ist yhe nit new, Werden aber villeicht wie vormals sagen, Wyr seyen deutsch Theologen, das laßen wyr ßo seyn."[32]

Luthers Argumentation ist nichts anderes als eine Art ‚translatio theologiae germanicae', eine Legitimation der Rückkehr zu den wahren, lokalen Wurzeln des erneuerten Glaubens. Der ‚neue' Glaube bedeutet daher gar keine Neuigkeit, sondern bloß Reinigung und Heimkehr zum lauteren Ursprung. Diese Erklärung ist wesentlich zielbewusster als Luthers rätselhafte Vorrede zur ersten Ausgabe, die den Akzent auf den geheimnisvollen Ursprung des Texts legt: „es ist auß dem grund des Jordans von einem warhafftigen Israeliten erleßen, wilchs namen gott weyß unnd wen er eß wissen will"[33]. Zwei Jahre später wird aus dem Israeliten ein Deutscher und aus dem Jordan ein deutscher Urquell. Was aber bleibt: das pauli-

---

30 WA Bd. 1, S. 379.

31 Predigt Nr. 6: „In hoc apparuit caritas dei in nobis". In: Meister Eckehart: Deutsche Predigten und Traktate. Hg. und übers. v. Josef Quint. München 1979, S.180.

32 Ebd.

33 Ebd., S. 153.

nische Lehrstück zur Verteidigung der Volkssprache, mit kleinen Modifikationen des Locus (1. Kor 1,17. bzw. 2. Kor 10,10 statt 1 Kor 1,23). Die Konklusion: Während die einfache und ärmliche Sprache bei den Heiden ein Zeichen der Unbedarftheit sei, bezeuge diese bei der Verkündigung Christi gerade die echte Weisheit. Zu eilig urteilen also diejenigen, die den Traktat wegen seiner schwerfälligen und dunklen Sprache für wertlos halten.

Keine Frage, dass die „Theologia deutsch" vorzügliche Argumente zur Legitimation der Lutherschen Erneuerungsideen lieferte. Luther fand zwar sicher auch das neuplatonische Gedankengut des Traktats anregend,[34] es ist aber wenig wahrscheinlich, dass im Sommer 1518 dieses die größte Anziehungskraft für ihn bedeutete. Es muss ihm wesentlich wichtiger gewesen sein, dass seine Forschungen nach volkssprachlichen Texten, die außerhalb des kirchlichen Kanons existierten und über persönliche Erfahrungen der Offenbarung berichteten, dermaßen erfolgreich waren. Die Christologie des „Franckforters" zur Bestätigung der Reformation war wesentlich geeigneter, da sein Grundgedanke – d.i. durch die Nachfolge Christi kann die seit Adam sündhafte Natur korrigiert werden – die Richtigkeit der Lutherschen Vorstellungen von Demut, spiritueller Hilfe und unfreiem Willen bestätigte.

3.

Die Beschaffenheit des eigenen Willens und die Bedeutung der Befreiung von ihm bilden einen wichtigen Bestandteil der „Theologia deutsch". Der Kirchenreformer Sebastian Franck, der nach eigener Aussage „weder päpstlich noch lutheranisch, aber auch nicht zwinglisch oder täuferisch"[35] war, setzte im Sinne des spätmittelalterlichen Traktats Willen, Wissen wie den Baum des Wissens miteinander gleich. Er kannte den „Franckforter" gründlich, und vieles fand Eingang in seine Werke. So enthalten die „Paradoxa", Francks geistlicher Sprichwörterkommentar von 1534, nicht nur zahlreiche Hinweise auf das Büchlein, sie führen die „Teütsche Theologey" selbst im Titel.[36]

Zu einem Vergleich könnte vieles aus Francks Werken zitiert werden. Am interessantesten erscheint sein Traktat „Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß",

---

[34] Peuckert, Will-Erich: Die große Wende. 2 Bde. Darmstadt 1966 (unveränderter reprographischer Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1948), Bd. 1, S. 534-544.

[35] Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. völlig neu bearbeitete Auflage. Bd. 3, Tübingen 1999, Sp. 1529.

[36] Paradoxa dvcenta octoginta. Das ist. Zweyhundert vnd achtzig Wunderreden vnd gleych als Räterschafft auß der H. Schrifft [...]. Item aller in Gott Philosophirenden Christen rechte Götliche Philosophy vnd Teütsche Theologey voller verborgener wunderreden [...]. Ulm: Varnier 1534. Moderne Ausgabe: Paradoxa. Hg. und eingel. von Siegfried Wollgast, 2. neubearb. Aufl., Berlin 1995.

ebenfalls aus dem Jahre 1534,[37] in dem er auf den Spuren des Frankfurter Autors die Sünde in den Mittelpunkt stellt. Von der Natur der Sünde ausgehend, analysiert Franck das Verhältnis zwischen der menschlichen, eitlen Weisheit des Buchwissens sowie dem auf wahrem Glauben bzw. auf selbstloser Aufnahme göttlicher Weisheit beruhenden Leben. Dadurch erhält das Werk einen starken moralischen Akzent: Franck, unzufrieden mit den Ergebnissen der Kirchenreform, kommt zur Schlussfolgerung, dass Gott nicht in der Bibel und schon gar nicht allein mit Hilfe der Bibel gefunden werden kann. Das ausschließliche Studium der heiligen Schrift könne keine Quelle der wahren Gotteserkenntnis sein. Hauptgrund dafür sei, dass sie unsere sündhafte Natur nicht ändern kann: „So ist auch der Bůstab der Schrifft zů wenig/ seitemal er kain wesen im menschen machet/ zaiget jm wol wie er sein solt/ was er thůn vnd lassen solt/ der Mensch ist aber darumb nit gleich also".[38] Anderswo heißt es: „Es hilfft nit das man spricht/ Gotswort/ Schrifft/ Gotskunst. Es můß auch nach gotes willen sein außgelgt/ vnd gebraucht werden/ anders die Schrifft ist jn ain strick vnd teüffels wort".[39] Die Arten und Techniken mystischer Erkenntnis erscheinen Franck, unter dem Einfluss der Lektüre von Tauler, der „Theologia deutsch" und Luther wesentlich nützlicher. Eine besondere Bedeutung bekommen dabei Begriffe wie Abgeschiedenheit, Gelassenheit, das Streben nach dem höchsten Gut und die Inspiration durch das innere Wort, das ‚verbum internum'. Auf dem Weg der Erleuchtung könne uns der heilige Geist behilflicher sein als die Bibel: „Der gaist spricht Paulus macht lebendig/ nit die Schrifft".[40]

In Francks viel gelesenem Traktat „Von dem Baum des Wissens Gutes und Böses, von dem Adam den Tod gegessen hat und auch noch heute alle Menschen den Tod essen" wird die Schrift des Frankfurters zweimal nachdrücklich der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen: Zuerst im Eingangskapitel, in dem Franck den Fragen nachgeht, was unter dem Baum des Wissens verstanden werden soll (d.i. Adam, sein Wesen, Willen, Wissen und Leben) bzw. warum der Mensch von seinen Früchten nicht hätte pflücken dürfen: „Hiemit stimpt auch Teütsch Theologei cap. 47. die aus disem Bawm nichts dann vnseren willen und wissen macht/ vonn dem sollen wir allain inn disem irdischen Paradeiß/ der weitten Welt vnsers hertzens nicht essen/ Liß das gantze Capitel."[41] Die erwähnte Stelle führt den Titel: „Wie diße czeit eyn paradiß vnnd eyn vorstaddes hymmelrichs, vnd ist dar ynne nicht me dan eyn baum vorbotten, das ist eygener wille."[42] Der zweite Hinweis wird ebenfalls im Zusammenhang mit dem verbotenen Baum gegeben:

---

37 Die Schrift wurde zusammen mit einem weiteren Werk Francks (Encomion: Ein Lob des Thorechten Goetlichen Worts) sowie mit seinen Übersetzungen nach Erasmus (Lob der Torheit) und Agrippa (Ein Lob des Esels) unter dem Titel „Die vier Kronbüchlein" herausgegeben.

38 Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß, S. 207, Z. 13-16.

39 Ebd., S. 207, Z. 40-S. 208, Z. 1.

40 Ebd., S. 220, Z. 39f.

41 Ebd., S. 189, Z. 20-25.

42 ‚Der Franckforter' (vgl. Anm. 2), Capitulum 50, S. 143.

> So doch gottes kunst nit gelert würt/ durch vil angstlich fragen/ grübeln/ lauffen/ lesenn/ hœren/ wie gar artlich das .17. cap. Der Teütschen Theologei/ vnd an vil orten Taulerus leret/ sonder mit ainem staetten gelassen inbleiben/ losen/ stillhalten/ vnd hœren/ was gott in dir würcke.[43]

Die genannte Stelle trägt den Titel: „Wie man zcu dem waren lichte vnd zu Cristus leben nicht kommen magk mit vil fragens adder leßens adder mit hocher, naturlicher kunst vnd vornunfft, sundern mit eynem vorczeyen seyns selbst vnnd aller dingk".[44] Beide dem Leser nahegelegten Kapitel beschäftigen sich mit der Problematik, warum gerade der eigene Wille den Menschen auf dem Weg zu Gott und dem Himmelreich behindert. Der menschliche Wille wird als mit dem göttlichen Willen unvereinbar beschrieben und mit dem verbotenen Baum im Paradies identifiziert. „Was aber geschiet auß deynem willen, das ist alles wider dem ewigen willen. Nicht das alle werck, die also geschen, wider den ewigen willen seyn, sunder das sie gescheen vß eynem andern willen ader anders den vß dem ewigen willen."[45]

Nur wer auf die Früchte des Baums verzichtet, kann Gottes Wille erfüllen: „Darumb ist dieser Bawm nichst anders gewesen/ dann Adams wesen/ Willen/ wissen/ leben/ dauon solt er nit essen/ des solt er sich nit annemen/ vnnd frei/ ledig vnder Gott stehen/ nichts wissen/ dann das Got in jm wißt".[46] Daraus folgt, dass Fragen, Lesen, Disputieren und Studieren keinem auf dem Weg zu Gott hilft. Nicht durch die Vernunft, sondern durch Selbstaufgabe und durch die Nachfolge Christi kommt man also voran. Denn „es laßt sich nit von menschen leren/ das gottes ist/ vnd er jm vorbehalten hat".[47] Als Beweis dafür zitiert Franck ausführlich aus dem Traktat „Von der Liebe Gottes" des Johann von Staupitz, nach dem „die Gœttlich kunst vnnd Theologei mer ain erfarnus ist/ dann ain kunst".[48]

Über die direkten Erwähnungen der „Theologia deutsch" hinaus lassen sich noch viele gedanklich-inhaltliche Parallelen zwischen Sebastian Franck und dem Frankfurter Autor feststellen. Wichtig sind bei beiden die Stellen über das Besitzen, das „sich-etwas-annehmen". Der wohl bedeutendste und häufigste Begriff der „Theologia deutsch", der dem Eckhartschen Ausdruck ‚mit eigenschaft' entspricht, wurde auch von Weigel, Arndt und vielen anderen übernommen. Bei dem Spiritualisten Franck führte das Geistprinzip natürlicherweise zum Verzicht auf alles Äußere, zum Rückzug ins Innerliche. Auch die Gedanken über Sünde und Sündenfall sowie über den alten-natürlichen und neuen-himmlischen Menschen stimmen bei beiden Autoren überein. Die Sünde ist die Abkehr vom höchsten Gut, die Abwendung

---

43 Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß, S. 206, Z. 38-41.
44 ‚Der Franckforter', Capitulum 19, S. 96.
45 Ebd., S. 143, Z. 18-20.
46 Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß, S. 189, Z. 13-15.
47 Ebd., S. 207, Z. 1f.
48 Ebd., Z. 9f.

des Menschen von Gott und seine Hinwendung zu sich selbst. Im 36. Kapitel des „Franckforters" heißt es: „Was ist aber sunde? Nicht anders, den das die creatur anders wil den got vnd wider got will. [...] Adam, icheit vnd selbheit, eigen willikeit, sunde ader der ald mensch vnd abkeren vnd abscheiden von got, das ist alles eyns."[49] Franck schreibt: „Die sünd ist nichst anders im Menschen vnd Teüffel/ dann das sie sich von jrer schœpffung/ vnd von dem/ das sie sindt/ wider abneygen/ inn jr eittelkait vnnd nichts."[50]

Sebastian Franck greift auf Stellen aus der „Theologia deutsch" zurück, die ihm auf der Suche nach der ‚wahren' Erneuerung des Glaubens hilfreich erscheinen. Für diesen Zweck adaptiert und interpretiert er Lehren und Ideen des mystischen Traktats, die er dem Leser – bekräftigt durch Zitate aus der Bibel sowie aus theologischen und mystischen Schriften – als einen jedem zugänglichen Weg schildert. Er ist jedoch ein anderer als der Weg der lutherischen Reformbewegung. So ist es nicht verwunderlich, dass einige Erörterungen Francks, die weniger gewichtigen Kapiteln des „Franckforters" entspringen, in erbarmungslose Angriffe gegen die Macht der „falschen Geistlichen" übergehen.[51] In diesen stürmischen Ausbrüchen gegen das falsche Buchwissen, gegen Priester und Gelehrte erkennt man den von der „Theologia deutsch" und von Luther gleichermaßen verschiedenen, spezifisch Franckschen Ton.

Der heftigen Kritik an der Untauglichkeit und Schwäche geistlicher Kollegen kommt auch bei den späteren radikalen Denkern der Reformation eine besondere Bedeutung zu, etwa bei Valentin Weigel, Johann Arndt und vielen anderen, die den „Franckforter" in ihre Lehre ebenfalls einbezogen. Sebastian Franck wollte seine unvermögende spirituelle Umgebung an den Pranger stellen, als er die beiden Bäume aus dem Buch Genesis in den Mittelpunkt seiner Erörterungen hob. Die Bücher, so Franck, seien Früchte vom Baum des Wissens, sie könnten daher nicht zur wahren Weisheit führen. Zahlreiche Sprüche würden bestätigen, dass die Gelehrten und Weisen zu den schlimmsten Geschöpfen gehören, die irgendwann unvermeidlich an Selbstanbetung ersticken. Daraus folgt: „Wer sein hauß wil haben sauber/ der hůt sich vor Pfaffen/ Affen und Tauben" und „Pfaffen machen Affen/ der Teüffel hat sie erschaffen".[52]

Franck tut seine kritische Weltsicht kund, reflektiert auf die Verflachung des Glaubens und das Scheitern der Reformation, indem er einzelne Gedanken aus der – durch Luther in evangelischen Kreisen sozusagen kanonisierten – „Theologia deutsch" weiterführt, interpretiert und zuspitzt. Dass er die wohlbekannte Quelle

---

49 ‚Der Franckforter', Capitulum 36, S. 121, Z. 12-14 und 28f.

50 Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß, S. 199, Z. 13-15.

51 Vgl. die Stellen ebd., besonders S. 211, Z. 25-39 und „Von czweyn boßen fruchten, die do wachsen auß dem samen des boßen geists vnde synt czwu swestern, die do gerne bie eynnander wonen. Die eyne heißt geistlich richtum vnd hoffart, die ander vngeordnete, falsche freiheit." In: ‚Der Franckforter', Capitulum 25, S. 103.

52 Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß, S. 222, Z. 6f.; 9f.

richtig verstand und verwendete, stand für ihn außer Zweifel. Wie die meisten Spiritualisten war Franck ein religiöser Individualist. Er hatte zwar keinen Schülerkreis, seine Bücher, die bei Lesergemeinden in aller Welt verbreitet waren, erreichten aber hohe Auflagezahlen. Er war der Überzeugung, dass man sein ganzes Wissen „fürwar mit grosser marter wider geben/ vergessen/ entlernen/ von sich werffen/ außspeien" muss, denn „es werden schwerlich zů Narren / die sich in menschlicher weißhait haben vertiefft."[53]

4.

„Es ist nicht genug / nützliche und gute Bücher haben und dieselbigen lesen, sondern es gehöret darzu ein reines lauteres Auge" – legt 1571 Valentin Weigel seinen imaginären Lesern gleich zu Beginn der Anleitung zur „Theologia deutsch" nahe. Wie die mit sieben Siegeln verschlossene Bibel nur mit Davids Schlüssel zu öffnen sei, erfordere das Verständnis des „edlen Büchleins" ein „reines lauteres Auge" und „ein geschicktes Hertz". Keine der göttlichen Schriften nämlich sei jedem verständlich. Das zu eifrige Studium der „todten Buchstaben [..], welche sich drehen [lassen] nach eins jedern Kopff" führe den natürlichen, d.h. sündhaften und schwachen Menschen auf den falschen Weg: statt zur Nachfolge der Leiden Christi zu Eigenliebe und Selbstsucht. Diese Menschen hätten weder das richtige Auge noch das Herz, um den wahren Sinn göttlicher Werke zu begreifen, denn „wir müssen den alten Adam ausziehen vnd den natürlichen Menschen dempffen [...] wie diß Büchlein lehret."[54]

Weigel greift hier die von Luther bereits auf der Titelseite seiner Zweitedition angesprochene zentrale Problematik des „Franckforters" auf, nämlich die Einstufung der Gläubigen nach ihrem inneren Entwicklungsgrad in ‚alte-natürliche' und ‚neuehimmlische' Menschen. Den Anspruch auf das rechte Verständnis behält er konsequent bei in seinem „Kurzen Bericht", indem er die menschliche Kreatur als ein Wesen definiert, das irrtümlicherweise „von Natur geneigt [ist] auff sich selber".[55] Statt demütig und gelassen zu sein,[56] sei der Mensch selbstsüchtig und gierig. Er handele nach dem eigenen Willen und nehme wie Lucifer „sich alles Guten an / als were es sein eygen / [...] vnd meinet / er were auch wie Gott."[57]

Weigels Verhältnis zur Mystik ist spannend und außerordentlich verwickelt. Seine diesbezüglichen Kenntnisse entnahm er zeitgenössischen Drucken mystischen

---

[53] Ebd., S. 209, Z. 32-34 und Z. 38f.

[54] Alle Zitate aus: Ein Kurzer Bericht (vgl. Anm. 15), S. 91-93.

[55] Ebd., S. 95.

[56] Die Gelassenheit ist eine Grundforderung der Mystik. Weigel bezieht sich darauf fast kontinuierlich.

[57] Ebd., S. 99.

Inhalts, vor allem dem sog. Basler Tauler-Druck[58] und den Lutherschen Ausgaben der „Theologia deutsch". Den Weg zum Spiritualismus könnte er, wie wiederholt behauptet wurde, über die Mystik gefunden haben, indem er Luthers Rechtfertigungslehre mit Hilfe der Lehren Eckharts, Taulers und des Frankfurters zu vertiefen und verinnerlichen versuchte.[59] Tatsache ist, dass seine ersten deutschsprachigen, lange Zeit nur handschriftlich überlieferten Werke – „Zwei nützliche Traktate" (1570) bzw. „Kurzer Bericht und Anleitung zur Deutschen Theologie" (1571) – vom mystischen Gedankengut durchdrungen sind.[60] Obwohl die Wirkung des „Franckforters" in all seinen frühen Schriften nachvollzuziehen ist, ist der „Kurze Bericht" im Kontext der theologischen Kontroversen der nachreformatorischen Zeit am interessantesten. Es geht hier um einen allgemeinen Erklärungsversuch der Hauptlehren der „Theologia deutsch",[61] der außer einer längeren Anleitung zum ersten Kapitel einen heftigen Angriff auf die derzeitigen Schriftgelehrten, auf die „faulen, untüchtigen, sauffrischen Brüder" enthält, „die da vonwegen ihres Bauchs predigen / vnd nicht die Ehre Gottes suchen / flicken sich also mit dem Buchstaben / und reimen die Schrifft / nach ihrem Kopff".[62]

Zwei Begriffsgruppen liegen den Erklärungen Weigels zu Grunde und bestimmen die Logik seines Traktats: Die eine steht für das Thema ‚alter, natürlicher, äußerer, sündhafter Mensch (Adam)', die andere für den Gegenstand ‚neuer, himmlischer, innerer Mensch (Christus)'. Weigel stellt, ganz im Sinne von Sebastian Franck, eine mystische Deutung des eigenen Willens bzw. der Sünde in den Mittelpunkt und greift dabei auf ganze Passagen aus dem Traktat „Von dem Bawm des wißens" zurück. Auf derselben Basis operiert er mit den Termini ‚natürliche' und ‚übernatürliche' Erkenntnis. Eine direkte Verbindung zu Sebastian Francks Schrift ist also vorhanden, auch wenn Weigel Francks Namen kein einziges Mal erwähnt, nicht einmal im – allerdings wahrscheinlich unechten – Lektürenverzeichnis am Ende seines Traktats.[63]

---

58 Zeller, Winfried: Der Baseler Taulerdruck von 1522 und die Reformation. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, Marburg 1971 (= Marburger Theologische Studien 8), S. 32-38.

59 Vgl. z.B. Zeller: Protestantische Frömmigkeit im 17. Jahrhundert. In: op.cit. S. 90.

60 Weigels „Kurzer Bericht" ist ausschließlich im Sammelband „Philosophia Mystica" von 1618 (gedruckt bei Lucas Jennis in Neustadt) überliefert, in dem der Traktat mit anderen Schriften von Weigel, Paracelsus bzw. einem Unbekannten zu lesen ist. Handschriftlich sind nur Auszüge aus dem Werk bekannt. Vgl. Baring, Georg: Valentin Weigel und die „Deutsche Theologie". In: Archiv für Reformationsgeschichte, Gütersloh 55 (1964), S. 5-17.

61 Es gibt jedoch keinen Beweis dafür, dass Weigel die „Theologia deutsch" tatsächlich ediert hat.

62 Kurzer Bericht, S. 115.

63 „Haec a quolibet in specie praecitande sunt, darauff lese man Theologiam, Staupicium, Taulerum, Imitationem Christi, Johann Bündelein, Apostolicam et Propheticam Scripturam". Ebd., S. 125.

Es ist bekannt, dass Weigel die Schriften Francks gut kannte und hoch schätzte. Schon im Auftakt des „Kurzen Berichts" heißt es: „Will also diß Büchlein sampt der gantzen Schrifft / daß der verbottene Baum in vns sampt seinen tödtlichen schädlichen Früchten verdawet / verkochet vnd außgespeyet werde / auff daß vns die edle Früchte am Baum deß Lebens hie vnd dort schmecken mögen."[64] Weigel vermischt die Gedanken des „Franckforters" und Francks an vielen Stellen so, als wären die beiden Werke mehr oder weniger identisch oder als ginge es um eine parallele Auslegung.

Er kannte die „Theologia deutsch" nur in den Lutherdrucken. Bereits in seiner Widmung zitiert er Grundgedanken aus Luthers zweiter Vorrede:

> Diese Theologia Germanica ist ein edles Büchlein / hält vns für den rechten Grundt göttlicher Schrifft / vnd weiset vns / wie wir wollen in das Leben Christi tretten [...] / aber viel ergern sich an dem einfältigen schlechten Deutschen / andere lassen es darumb ‚unter der Banck liegen' / daß es so frembdt und schwer scheinet [...] / wir müssen den alten Adam ausziehen und den natürlichen Menschen dempffen durch daß Gebett im Geist vnd in der Warheit / so wirdt vns der Verstandt von Tag zu Tag eröffnet werden / wie diß Büchlein lehret.[65]

Die Nachfolge Christi steht tatsächlich im Mittelpunkt des „Kurzen Berichts", sie wird jedoch um einen Aufruf zum inwendigen Beten ergänzt, das im Gegensatz zu Weigels Behauptung kein Thema der „Theologia deutsch" ist. Die Betonung und Rechtfertigung der Volkssprache, der sowohl in Luthers Vorrede als auch bei Franck eine enorme Bedeutung zukommt, ist für Weigel nicht mehr wichtig. Der Versuch hingegen, mithilfe von Lutherzitaten die orthodoxe Rechtfertigungslehre mit dem Ideengut der Mystik zu verbinden, ist auch in seinen anderen Werken nachzuweisen. So etwa im „Büchlein vom wahren seligmachenden Glauben"[66] aus dem Jahre 1572, einem Traktat zur Erörterung der Grundlage der wahren Predigttätigkeit. Weigel bezieht sich hier oft auf Luther, v.a. auf seine Kirchenpostillen, und zitiert wortgetreu dessen langatmige Vorrede zum Römerbrief.[67]

Im „Kurzen Bericht" gibt es mehrere Stellen, an denen die „Theologia deutsch" nahezu wörtlich aufgerufen wird. In den meisten Zitaten geht es um den sich ‚erkennenden' Menschen. So heißt es in der Erklärung zum Fall Adams:

---

64 Ebd., S. 94f. Bei Franck steht u.a. „die frucht des Bawms/ des Wissens Gůtz und bœß widerspeisen/ alles wider geben/ vnd entlernen/ das wir vns angenommen/ vnd Gott als Dieb entragen haben". In: Von dem Bawm des wißens Gůtz und bœß, S. 192, Z. 27-30. Vgl. noch dazu Anm. 54.

65 Ebd., S. 92.

66 Ein Büchlein vom wahren seligmachenden Glauben, wie Adam in vns vntergehen vnd sterben musse vnd Christus dargegen in vns solle aufferstehen vnd leben. In: Sämtliche Schriften. Hg. v. Will-Erich Peuckert und Winfried Zeller. 5. Lief. Hg. v. Winfried Zeller. Stuttgart-Bad Cannstatt 1969.

67 Ebd., Nachwort des Herausgebers, S. 86-89.

vnd wenn Adam vnter Gott gelassen bleibt / so wandelt er im Liecht / daß Gott alles in ihm wircket / so er aber durch eygnen Willen sich ablencket / vnd fellet heraus zu sich selber / das ist / auff die Creatur / [...] so eilet er zu der Finternuss / darumb sagt ditz Büchlein Theologia an seinen Capituln ‚Außgang war nie so gut / innen bleiben war besser' / etc.[68]

In einem Kapitel, das sich ebenfalls mit der Selbsterkenntnis beschäftigt, formuliert der Frankfurter Autor ganz ähnlich: „Dar vmmb ist eß noch ware, wann man spricht: Eß wart nye außgang ßo gut, yn bliben were besser".[69] Der eigene Wille bringe nur Entfernung von Gott und verhindere die Nachfolge Christi. Solange die Kreatur dies nicht begreife, bleibe sie in der Finsternis: „Wo aber der Wille hingegeben ist / da ist auch der gantze Mensch – / – gelassen. Nichts ist in dem Paradeiß verbotten als eygner Wille / ‚were kein eygner Will' / sagt die Theologia, ‚so were kein Verdamnus noch Hell' / etc."[70] Hier liegt ein Gedanke der „Theologia deutsch" zugrunde – „Vnd wer nicht eygen wille, ßo were keyne helle ader kein tufel."[71] –, der auch im Traktat über den Baum des Wissens eine zentrale Rolle spielt.[72] Nichts sei jedoch unabänderlich: Wenn der Mensch bereit wäre, sich dem ewigen Willen Gottes zu unterwerfen, könne er alles ‚wiedergutmachen' und sogar aus der Hölle in den Himmel gelangen.

Wann aber ein Verdampter in der Helle von ihm selber köndte abfallen / sich selber hassen / seiner vergessen / ihme gantz absterben / vnd sich Gott gantz ergeben / sagt Theologia an seinem Orth / so würde ein solcher in Himmel genommen / vnd würde auß einem Teuffel ein Engel.[73]

Den Zustand, der bei Weigel durch Verlassen, Verabscheuen und Auslöschen alles Individuellen zu erreichen ist, beschreibt der Frankfurter folgenderweise: „Were aber ymant yn der hellen, der an ygnen willen wurde vnd an eygenschafft, der kem auß der helle yn das himmelrich."[74]

Der Idealzustand mystischen Daseins wird im Schlussteil des „Kurzen Berichts" durch zwei verschiedene Textsorten präsentiert. Der Anhang mit der Überschrift „Der Mensch soll seyn weißloß / willenloß / liebloß / begierdloß / etc. oder wie Eccardus: Der Mensch soll nichts wissen / nichts haben / nichts wollen"[75] ist ein schönes Beispiel für Weigels kompilatorische Vorgangsweise. Es werden hier außer

---

68 Kurzer Bericht, S. 106.
69 ‚Der Franckforter' (vgl. Anm. 2), Capitulum 9, S. 81, Z. 10f.
70 Kurzer Bericht, S. 108.
71 ‚Der Franckforter', Capitulum 49, S. 142, Z. 2f.
72 Vgl. Anm. 40.
73 Kurzer Bericht, S. 103f.
74 ‚Der Franckforter', Capitulum 51, S. 147, Z. 117-119.
75 Kurzer Bericht, 126f.

einem Kapitel des Franckforters,[76] Meister Eckharts Predigt über die Armut des Geistes (Matth. 5, 3),[77] Sebastian Francks Lehre über den „rechten Sabbat" und das 3. Kapitel des eigenen Traktats „Von wahrer Armut des Geistes"[78] zitiert. Im Schlussgedicht „So lange du suchest ich / mir / mich / icht / so bekommestu wahre Erkantnuß nicht" kehren die mystischen Grundgedanken wieder, die im „Kurzen Bericht" angesprochen wurden: wahre Erkenntnis durch Nachfolge Christi, Gelassenheit, Selbstaufgabe und Verzicht auf eigenen Willen.

Weigel war mit den Auseinandersetzungen der Theologen, dieser „zänkischen", „untüchtigen" Brüder und „faulen Patres" seiner Zeit sehr unzufrieden. Diese hätten sich, anstatt gegen den Niedergang der christlichen Sitten zu kämpfen und Christus nachzufolgen, in unendliche Wortgefechte eingelassen, „setzten die terminos Theologiae auff die Menschen und lassen Christum fahren".[79] Die Frage nach der richtigen Bewertung theologischer Schriften ist daher auch bei ihm – wie schon bei Luther und bei vielen späteren Andersdenkenden – ein wiederkehrendes Thema. Im „Kurzen Bericht" etwa wird den Gelehrten nahegelegt, das ‚inwendige Leben' nicht zu vergessen:

> Dann das sollen wir Theologi von Christo wol gelernet haben / daß Paradeiß / oder der Himmel / oder das Reich Gottes / oder der Vatter / oder Christus nicht auserhalb vns zu suchen noch zu finden sey. Dann das Reich Gottes ist nicht an Personen / Zeit / Stet / Ohrt gebunden / oder außwendige Geberde vnd Ceremonien.[80]

Nicht die Äußerlichkeiten, auch nicht die Schriften und Predigten, sondern das ‚innere Wort', die ‚inwendigen Tugenden' führen zu Gott. Die Themen der theologischen Lektionen sollten auch dementsprechend gewählt werden. An einer anderen Stelle, an der Weigel über die Kreatur als Bildnis Gottes spricht und damit wiederum in die Nähe der großen mittelalterlichen Mystiker kommt, heißt es: „Diese Lehre von dem Bildnus gehöret nicht allein in die Schule / sondern auch auff die Cantzel für das Volck / denn auß solcher Betrachtung lernen wir was der Wille Gottes sey gegen vns in Zeit vnd Ewigkeit."[81]

Hier erkennt man, wie wichtig der erzieherische Aspekt für Weigel war. Die Diener Gottes müssen den Gläubigen auf dem Weg der Selbsterkenntnis und

---

[76] „Wie man das vorstehen sal, das man weißlos, willos, liplos vnd begerdloß vnnd bekentloß vnd des gleichen werden sal." In: ‚Der Franckforter', Capitulum 5, S. 76f.

[77] Predigt Nr. 32: „Beati pauperes spiritu". In: Meister Eckehart: Deutsche Predigten und Traktate. Hg. und übers. v. Josef Quint. München 1979, S. 303-309.

[78] Zwene nützliche Tractat, der erste von der Bekehrung des Menschen, der ander von Armut des Geistes oder waarer Gelassenheit. Zusammengezogen vnd geschrieben von Valentino Weigel, anno 1570. In: Sämtliche Schriften. Hg. v. Will-Erich Peuckert und Winfried Zeller. 3. Lief. Hg. v. Winfried Zeller. Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, S. 62-68.

[79] Ebd., S. 114.

[80] Ebd., S. 105.

[81] Ebd., S. 107.

dadurch zur wahren Erkenntnis Gottes helfen. Nichts sei zu schwierig oder zu kompliziert für die ‚einfachen Menschen', was unmittelbar von Gott komme. Das Problem liegt anderswo: die Prediger wollen „nicht [...] gehen diesen Weg in die Schule Christi", sie können deshalb nur „Buchstaben flicken".

5.

„Die Luthersche Frühreformation war das Präludium zur radikalen Reformation" – heißt es in einer vielzitierten Luther-Studie.[82] Die Grundthese, nach der die Radikalität des frühen Luther vom alternden und erfolgreichen Mann immer mehr relativiert wurde, deutet allerdings auf ein Problem hin, das viel komplexer und nicht so einfach abzutun ist, wie dies v.a. in der älteren Forschung immer wieder geschah. Ähnlich sieht es mit der Aussage aus, dass manche radikalen Kreise die Reformationsideen Luthers konsequenter verstanden und bewahrt hätten als er selbst. Fest steht, dass viele der Themen und Texte, mit denen sich der Reformator in seinen jungen Jahren eindringlich beschäftigte, zum Ausgangs- und Bezugspunkt leidenschaftlicher kirchlicher Reformbestrebungen wurden, die wegen ihrer Radikalität und Entschlossenheit nicht unbedingt im Sinne des alten Luther waren.

Zu den aus orthodoxer Sicht ‚missbrauchten' Schriften gehörte der Traktat des unbekannten Frankfurters, der vielen andersdenkenden Lutheranern im 16. und 17. Jahrhundert eine geeignete Grundlage zur Legitimierung einer erneuten Reinigung der Kirche gab. Die Lehren der „Theologia deutsch" boten aus der mittelalterlichen Mystik bekannte Techniken der Selbsterkenntnis als Weg zur Gotterkenntnis. Die eigenwilligen nachreformatorischen Generationen, unzufrieden mit den Ergebnissen des Lutherschen Reformversuchs, fanden in den Lehren, deren Richtigkeit Luther persönlich und definitiv bestätigt hatte, die Bekräftigung ihrer radikalen Kritik am reformierten Alltag. Da die Lutherschen Editionen der „Theologia deutsch" mystische Leitbegriffe wie Sünde, Verzicht auf eigenen Willen, Selbstaufgabe, Wiedergeburt, Nachfolge Christi und Gelassenheit[83] als uralte Stoffe deutscher Theologie auswiesen, ist es kein Wunder, dass diese von den radikalen Gruppen der Folgegenerationen stark in Anspruch genommen wurden.

Aus diesem erneuten Reformationsversuch ist die Abneigung radikaler Autoren gegenüber zeitgenössischen theologischen Debatten und Schriften zu verstehen. Es ging um Kontroversen, die dem ‚ursprünglichen Sinn' des Christentums nicht mehr zu entsprechen schienen. Oft wurden dabei die Gottesgelehrten, die den

---

[82] Mühlpfordt, Günter: Der frühe Luther als Autorität der Radikalen. Zum Luther-Erbe des „linken Flügels". In: Weiterwirkungen der Reformation. Internationales Symposium anläßlich der 450-Jahr-Feier der Reformation in Wittenberg. Hg. v. Martin Steinmetz und Georg Brendler. Bd. 1, Berlin 1969, S. 205.

[83] Wollgast: Philosophie (vgl. Anm. 3), S. 634f.

bequemen Weg des endlosen Redens und Schreibens wählten – anstatt Christi mit Taten nachzufolgen, und den einstigen ‚reinen' Glauben wieder aufzuzeigen – als eigensüchtig, hochmütig und faul abgetan.

Johann Arndt deutet 1605 den Inhalt des Büchleins in „Zweyfaches Bedenken",[84] das als Bestandteil seiner vielgelesenen „Sechs Bücher vom wahren Christentum" jahrhundertelang unzählige Leser erreichte, im Sinne der Auseinandersetzung mit den weiterhin ‚nutzlosen' Theologen seiner Zeit. Auch er hebt dessen mystischen Inhalt hervor: „Du wirst in diesen Büchlein[85] nicht viel Gezänk, unnützes Geschrey, unartige Affecte oder stachlichte Reden finden; sondern lauter reine Liebe, Verlangen nach dem höchsten, ewigen Gut, Absagen und Verschmähung der eitlen Welt, Aufopferung deines eigenen Willens, die Kreuzigung und Tödtung deines Fleisches, die Gleichförmigkeit mit Christo in Geduld, Sanftmuth, Demuth, Kreuz, Trübsal und Verfolgung; Summa, wie du dir selbst und der Welt absterben, und Christo leben solltest."[86]

Seit Luthers begeisterter Äußerung war zu diesem Zeitpunkt erst ein knappes Jahrhundert vergangen: ein Jahrhundert voller Kontroversen. Dass die geschilderten Wortgefechte die Reformation nicht unbedingt weiter brachten, betonte Johann Arndt schon im Titel seines einflussreichsten Werks. Das ‚wahre Christentum' kann nach Arndt, genauso wie bei Staupitz, Franck, Weigel und anderen seiner Vorfahren, alleine durch die Konzentration auf das Wesentliche, durch innerliche Anteilnahme und Beständigkeit, Selbstaufgabe und Nachfolge Christi erreicht werden. Vernunft und Buchwissen, Fragen und Lesen helfen dabei ebenso wenig wie Selbstsucht und Eigensinn, denn, wie oft festgestellt, der „Teufel hat nie einen scharfsinnigen Disputator geflohen, aber einen heiligen Mann [...] oft".[87]

---

[84] Herrn Johann Arnds zweyfaches Bedenken über die Teutsche Theologia, was deren Kern und Inhalt, wie hoch dasselbe Büchlein zu halten sey, etc. In: Johann Arnd's sechs Christentum nebst dessen Paradiesgärtlein und dem Bericht von dem Leben und Absterben des Verfassers. Neu hrsg. v. Dr. Johann Friedrich von Meyer. Frankfurt am Main 1840.

[85] Arndt setzt hier im Sinne des mystischen Spiritualismus Lehre und Bedeutung der Traktate ‚Theologia deutsch' und ‚De Imitatio Christi' gleich.

[86] Zweyfaches Bedenken, S. 579.

[87] Ebd., S. 574.

Imre Kurdi (Budapest)

Ein entgleister Bildungsroman

Jean Pauls „Flegeljahre"

Zur selben Zeit, als Goethe in Weimar sein erstes Testament verfasste, schrieb ein Zeitgenosse, den das Phänomen des Todes seit langen Jahren intensiv beschäftigt hatte, Jean Paul,[1] an einem Roman, der einige Jahre später unter dem Titel „Flegeljahre. Eine Biographie" erschien und in dem ein Testament zum bewegenden Moment der Handlung gemacht werden sollte.[2] Diesen Roman will ich im

---

1 Zum Todesproblem bei Jean Paul s. die ältere, noch geistesgeschichtlich angelegte Studie von Käthe Hamburger: Das Todesproblem bei Jean Paul. In: Jean Paul. Hg. von Uwe Schweikert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1974, S. 74-105. [Erstdruck in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 7 (1929), S. 446-474.] Wie Hamburger betont, datiert die Forschung Jean Pauls Auseinandersetzung mit dem Tod von einer Tagebucheintragung vom 15. November 1790 her. (Vgl. Hamburger: Das Todesproblem, S. 78) Die Summe ihrer Erörterungen zieht Hamburger in dem Satz: „Das Bemühen nun, den letzten Grund für die ungeheure Paradoxie des Todesphänomens, daß wir als Erlebende keine Toten und als Tote keine Erlebenden sind, zu finden, geht durch Jean Pauls Leben." (Hamburger: Das Todesproblem, S. 80) Auf zwei kürzere Texte Jean Pauls, die bei der Untersuchung des Testament-Motivs auch von einigem Interesse sein dürften, möchte ich hier nur kurz hinweisen: Jean Paul: Hinlängliche Winke wie mein Epitaphium sein sol. In: Ders.: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. II, Bd.3. Hg. von Eduard Berend im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger, 1932, S. 51-53; und Ders.: Was für Sätze nach meinem Tode jährlich sollen erwiesen werden und was ich dafür testamentarisch legire. In: Ebd., S. 76-95.

2 Entstehung des Romans vom Sommer 1795 bis Ende Mai 1805; Erstdruck 1804/05. Vgl. Frenzel, Herbert A./Elisabeth Frenzel: Daten deutscher Dichtung. Chronologischer Abriß der deutschen Literaturgeschichte. Bd.1. München: dtv, 1962, S. 284. Zur Entstehungsgeschichte s. ausführlich Berend, Eduard: Einleitung zu Bd.X. der historisch-kritischen Ausgabe. In: Jean Paul: Flegeljahre. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt.I, Bd.10. Hg. von Eduard Berend im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger, 1934.

Folgenden, ohne eine umfassende Analyse und Interpretation anzustreben, auf die Bedeutung des Testament-Motivs hin befragen.[3]

Die allem Anschein nach grundlegende Bedeutung des Van der Kabelschen Testaments für die Konzeption des Romans – obschon die Testament-Idee erst in einer relativ späten Phase der Entstehung aufgetaucht ist[4] – wird gleich im ersten Satz des ersten, „Bleiglanz" betitelten Kapitels[5] festgehalten: „Solange *Haßlau* eine Residenz ist, wußte man sich nicht zu erinnern, daß man darin auf etwas mit solcher Neugier gewartet hätte – die Geburt des Erbprinzen ausgenommen – als auf die Eröffnung des Van der Kabelschen Testaments."[6] (S. 581, Herv. im Original.) Dementsprechend wird in den Eingangskapiteln des Romans die Eröffnung des mit so heißer Neugierde erwarteten Testaments des „Haßlauer Krösus" (ebd.) in genüßlicher Breite ausgemalt – die einschlägigen Partien gehören zu den berühmtesten komischen Szenen der deutschen Erzählliteratur und bedürfen hier keiner näheren Erörterung.

Und was die gespannten Erwartungen der Residenz betrifft, so werden sie durch das endlich eröffnete Testament in der Tat nicht getäuscht, sondern in gewisser Hinsicht vielleicht noch überboten. Der Sonderling Van der Kabel tut nämlich genau das, was man ihm zugetraut hat – etwas durch und durch Sonderbares. Die sieben „Präsumtiv-Erben" (ebd.) – eine insgesamt nicht unbedingt sympathisch zu nennende Genossenschaft von Spießern – werden testamentarisch geprellt, und Universalerbe des ansehnlichen Vermögens wird ein für alle Unbekannter, Gottwalt Peter Harnisch, mit Van der Kabels eigenen Testament-Worten „ein etwas elastischer Poet" (S. 588). Doch dieser Walt, der, wie der Testator ebenfalls bemerkt, „gern das Pulver auf die Kugel lädt" (ebd.) und „am Stundenzeiger schiebt, um den Minutenzeiger zu drehen" (ebd.), darf die Erbschaft erst nach der Erfüllung von ganz besonderen Bedingungen antreten.[7] Vorerst soll er neunfach auf die Probe gestellt werden. Die Proben, die er bestehen soll, „seine *neun* Erb-Ämter" (S. 589, Herv. im Original), die die sechste Testamentsklausel ihm vorschreibt, sind, wie

---

[3] Folgende Überlegungen zur strukturellen Funktion des Van der Kabelschen Testaments im Roman sind inspiriert durch zwei Studien, die auch in der Forschungsliteratur weit und breit als grundlegend für die Interpretation der „Flegeljahre" anerkannt sind: Meyer, Herman: Jean Pauls „Flegeljahre". In: Jean Paul. Hg. v. Uwe Schweikert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1974, S. 208-265. [Dass. in: Ders.: Zarte Empirie Stuttgart: Metzler, 1963, S. 57-112.]; und Neumann, Peter Horst: Jean Pauls „Flegeljahre". Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1966.

[4] Vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 212.

[5] Zu den sonderbaren Kapitelüberschriften vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 250-263.

[6] Der Roman wird auf Grund folgender Ausgabe zitiert: Jean Paul: Werke. Bd.2. Siebenkäs. Flegeljahre. Hg. von Norbert Miller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971. Zitate werden im laufenden Text mit den Seitenzahlen dieser Ausgabe ausgewiesen.

[7] Dieser Typ von Testamenten ist im Recht nicht unbekannt. Dort heißt er *testamentum conditionatum*.

man sogleich erfährt, ohne Ausnahme dem Lebenslauf Van der Kabels entnommen. Bevor also Walt die Erbschaft antreten darf, soll er dessen Leben rekapitulieren. Zieht man außerdem noch den Umstand in Betracht, dass er – nach der fünften Klausel des Testaments – zu guter Letzt auch noch Van der Kabels eigentlichen Namen, Friedrich Richter,[8] erben soll, scheint es mehr als berechtigt zu behaupten, dass der Testator Van der Kabel Walt nicht einfach zu seinem Universalerben, sondern geradezu zu seinem Doppelgänger auserkoren hat. Nicht zufällig heißt es im Testament selbst: „Wenn es wahr ist, ihr sieben Verwandten, daß ihr nur meine Person geliebt, so zeigt es dadurch, daß ihr das *Ebenbild* derselben recht schüttelt (den Nutzen hat das *Ebenbild*) ..." (S. 590, Herv. I.K.) Auf diese Weise gibt sich Van der Kabel durch sein Testament allerdings nicht nur, wie Peter Horst Neumann treffend bemerkt, als „Humoristen" und „postumen Erzieher" zu erkennen[9], sondern auch als Doppelgänger seines Doppelgängers, also als einen (ebenfalls) „etwas elastischen Poeten". Doch dazu später.

Durch die beschriebene Eingangskonstellation (Van der Kabel als „postumer Erzieher" – sein Testament, das schon den Plot des Romans in nuce zu enthalten scheint – Walt als mutmaßlicher Held und Objekt der pädagogischen Maßnahmen) scheint Jean Paul auf jeden Fall den soliden Grund für einen gediegenen Bildungsroman gelegt zu haben. Das Van der Kabelsche Testament fungiert dabei als Mittel zum Zweck, und zwar in mindestens doppeltem Sinne. Es ist, erstens, das erzieherische Instrument des Testators Van der Kabel, dessen pädagogischer Zweck ganz offen zu Tage liegt: „Das kann den leichten Poeten vorwärts bringen und ihn schleifen und abwetzen." (S. 590) Denn der Poet Walt bedarf einer strengen und konsequenten Pädagogik. Dass dem in der Tat so ist, hat schon Herman Meyer bemerkt, indem er die Beobachtung machte, dass der Erzähler – seiner offensichtlichen Sympathie zum Trotz – seinen Helden nicht selten mit ironischer Distanz behandelt.[10] Denn:

> Wer möchte leugnen, daß Walts Alliebe ein hohes ethisches Gut bedeutet und sich der höchsten Liebe, der christlichen Caritas, annähert? Und dennoch muß eingesehen werden, daß diese Liebe von innen gefährdet und sentimental aufgeweicht ist.[11]

So sieht es übrigens auch Vult, Walts Zwillingsbruder, der in seinem Tagebuch dem Bruder Ähnliches vorwirft:

> Sehr zu besorgen ist, mein' ich, daß du [Walt, I.K.] – ob du gleich sonst wahrlich so unschuldig bist wie ein Vieh – nur poetisch lieben kannst, und nicht irgendeinen

---

[8] Der eigentliche Name des Testators Van der Kabel ist also identisch mit dem Namen sowohl des (wirklichen) Romanautors als auch des (fiktiven) Erzählers.

[9] Neumann: „Flegeljahre", S. 11.

[10] Vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 221f.

[11] Meyer: „Flegeljahre", S. 222.

> Hans und Kunz, sondern bei der größten Kälte gegen die besten Hänse und Künze [...] in ihnen nur schlecht abgeschmierte Heiligenbilder deiner innern Lebens- und Seelenbilder knieend verehrst. (S. 1000)

Doch das Testament ist nicht nur ein pädagogisches Instrument Van der Kabels, sondern ebenso ein literarisches Instrument Jean Pauls. Es enthält nämlich das vorgefertigte Handlungsschema des Romans, das gerade für einen Autor wie ihn, der bekanntlich Schwierigkeiten hatte, umfangreiche Romanhandlungen zu integrieren und in den einzelnen Handlungsmomenten zu motivieren,[12] gleich mehrere Vorteile bietet. Beispielsweise auch den, dass die einzelnen Stationen auf dem mutmaßlichen Bildungsweg des Helden, die neun „Erb-Ämter", als voneinander relativ unabhängige Episoden gestaltet werden dürfen, um so mehr, als sie ohne Ausnahme schon durch die Verfügungen des Testaments einzeln und auch insgesamt motiviert sind, wobei das Testament sie ohnehin beinahe von sich selbst integriert. Dadurch aber, dass die Zahl sowie die Art und Weise der „Erb-Ämter" zwar testamentarisch festgelegt ist, während ihre Reihenfolge – nach der siebten Testamentsklausel – dem Belieben des Universalerben Walt anheimgestellt bleibt, vermochte der Autor sich offenbar zusätzlichen erzählerischen Spielraum zu reservieren.

Und doch, aller erzählerischen Bemühung und Vorsicht zum Trotz, wird die Handlung des Romans recht bald aus dem sorgfältig vorgezeichneten Gleis geworfen. Das Van der Kabelsche Testament und seine Verfügungen scheinen mit dem Fortschreiten der Handlung immer mehr in Vergessenheit zu geraten, da der Universalerbe Walt sich nur sehr zögerlich anschickt, sie zu erfüllen. Er hat ja Wichtigeres zu tun. Er schreibt an einem Doppelroman „Hoppelpoppel oder das Herz" zusammen mit seinem längst verschollen geglaubten Zwillingsbruder Vult, der als weltgewandter Flötenvirtuose und Ironiker gerade rechtzeitig wieder aus dem Nichts auftaucht; er wirbt – vergeblich – um die Freundschaft des Grafen Klothar, eines aristokratischen Freizeit-Philosophen, dessen Beurteilung mehr als fragwürdig bleibt; und schließlich verliebt er sich – nicht so ganz vergeblich – in dessen Braut, die polnische Generalstochter Wina Zablocki. Wenn er bei all dem

[12] Vgl. u.a. Meyer: „Flegeljahre", S. 210-213. Das Problem klingt in ironisch-witziger Form auch im Roman selbst, in einem Brief des (fiktiven) Erzählers J.P.F.R. an den Haßlauer Stadtrat an: „Indes ersuch' ich die Testaments-Exekution, daß mir doch Vults Einleitung zu seinem Tagebuch samt unserem Briefwechsel darüber in den fliegenden Hering (Nro. 56.) einzunehmen zugelassen werde, weil Sachen dadurch vorbereitet werden, die ohne das Tagebuch kein Mensch motivieren kann [...]. Wahrlich Sie, verehrlicher Stadtrat, sind glücklich und erfahren nichts von den Vater- und Mutterbeschwerungen erträglicher Autoren. Sie als Menschen stehen sämtlich unter dem herrlichen Satze des Grundes, und der Freiheit dazu, und alles, was Sie nur machen oder sehen, bekommen Sie sogleich schon motiviert — Aber Dichter haben oft die größten Wirkungen recht gut fertig vor sich liegen, können aber mit allem Herumlaufen keine Ursachen dazu auftreiben, keine Väter zu den Jungfernkindern. Wie ihnen dann Kritiker mitspielen [...], wissen der Himmel und ich am besten." (S. 1004)

doch noch die eine oder die andere Testament-Probe mehr schlecht als recht besteht, ist es eher Zufall wie sein Notariat, oder komische Episode wie das Klavierstimmen und das Korrekturlesen. Kein Wunder also, wenn die Forschung die „Flegeljahre" schon immer als entgleisten und Fragment gebliebenen Bildungsroman betrachtet hat.[13]

Kann man einerseits nicht umhin, das Scheitern der „Flegeljahre" als Bildungsroman zuzugeben, so bleibt andererseits doch immer noch die Frage zu beantworten, ob damit der Roman insgesamt schon abgetan ist und zu einem gescheiterten Kunstwerk erklärt werden kann. Meyer und Neumann versuchen auf je unterschiedliche Weise den Beweis für das Gegenteil zu erbringen. Meyer, indem er statt vom Scheitern des Romans vom Scheitern der gängigen romanpoetologischen Normen und Erwartungen am Roman spricht,[14] und dessen Stimmigkeit – wenn auch nicht im Sinne der klassischen Konzeption eines ‚organischen' Kunstwerks – überzeugend darlegt. Und Neumann, indem er den erfolgten Konzeptionswechsel mit logischer Notwendigkeit aus der Eingangskonstellation des Romans abzuleiten versucht:

> Traum und Gedicht sind die Medien, in welchen allein Wirklichkeit diesen ‚zweiten Petrarca' und vollkommenen Träumer [Walt, I.K.] zu erreichen vermag. Dies nicht begreifend, war Van der Kabels pädagogische Mission zum Scheitern verurteilt; ein Scheitern, dem das Werk Rechnung trägt durch Hintansetzung seiner anfänglichen Konzeption. Dieser Konzeptionswechsel selber ist Gegenstand des Romans.[15]

Diese beiden Ansätze weiterführend glaube ich nun behaupten zu dürfen, dass das Scheitern als Bildungsroman (nicht aber als Kunstwerk) den „Flegeljahren" inhärent ist; es ist dem Werk von Anfang an strukturell einprogrammiert. Auf dieses Scheitern lassen meines Erachtens auch die widersprüchlichen Äußerungen Jean Pauls schließen, der einerseits bekanntlich Zeit seines Lebens den Plan nicht aufgegeben hat, die „Flegeljahre" fortzusetzen und zu Ende zu schreiben,[16] wobei er andererseits doch, und zwar an exponierter Stelle, in seiner „Vorschule der Ästhetik", mit aller Deutlichkeit die Unmöglichkeit der Fortsetzung deklariert hat. Nachdem die „Flegeljahre" als Beispiel für den mittleren (deutschen) Romantyp erwähnt werden, heißt es dort in Paragraph 72:

> Der Held im Roman der deutschen Schule, gleichsam in der Mitte und als Mittler zweier Stände, so wie der Lagen, der Sprachen, der Begebenheiten, und als ein Charakter, welcher weder die Erhabenheit der Gestalten der italienischen Form, noch

---

[13] Dazu s. Neumann: „Flegeljahre", S. 59-63.
[14] Vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 213.
[15] Neumann: „Flegeljahre", S. 116.
[16] Dazu s. Neumann: „Flegeljahre", S. 59f.

> die komische oder ernste Vertiefung der entgegengesetzten niederländischen annimmt, ein solcher Held muß dem Dichter nach zwei Richtungen hin die Mittel, romantisch zu sein, vertheuern, ja rauben, und wer es nicht einsehen will, setze sich hin und setze die Flegeljahre fort.[17]

Dieser Widerspruch – oder vielmehr diese Paradoxie – erklärt sich aus der paradoxen Eingangskonstellation des Romans, die das Werk als Bildungsroman von Anfang an zum Scheitern verurteilt hatte. Schlüssel und Knotenpunkt der Widersprüchlichkeit ist die Person Van der Kabels, der, wie schon erwähnt, sich durch sein Testament nicht nur als „postumen Erzieher", sondern auch als Doppelgänger seines werden sollenden Doppelgängers Walt, also als (verkappten) Poeten zu erkennen gibt. Das Van der Kabelsche Testament nicht nur als juristischen Gebrauchstext mit pädagogischer Intention, sondern auch als poetischen Text ernst zu nehmen, scheint also mehr als geboten – eine Aufgabe, der nachzugehen etwas weiter unten versucht werden soll.

Doch wäre hier zunächst einmal die Frage zu klären, worin das Poetische des Poeten besteht. Das poetische Ingenium, wie der Roman es an der Figur von Walt in vielfacher Modifikation und Variation vor Augen führt, ist nichts anderes als die alles überwindende Kraft der Fantasie, Realität – im Sinne von Novalis[18] – sich selbst anzuverwandeln. Die Waltsche Fantasie – ein Synonym dafür ist der Traum – stößt sich nicht an der Realität, reibt sich nicht an ihr. Sie geht zwar von ihr aus, aber sie streift die Realität nur, um sie in ihrer „Äther-Mühle" (so die Überschrift des 14. Kapitels, in dem der Doppelroman der Zwillingsbrüder entworfen wird) in „Luftschlösser" (S. 671) zu verwandeln. An der überlegenen Kraft dieser poetischen Fantasie prallen die pädagogischen Maßnahmen Van der Kabels ab. Denn Van der Kabel erweist sich in seinem Testament nicht nur als verkappter, sondern auch als verkehrter Poet, indem er den Versuch unternimmt, das in der Person Walts verkörperte Poetische in Realität zurückzuverwandeln. In Freudscher Terminologie könnte man sagen, Walt sollte, indem er die ihm testamentarisch auferlegten Proben durchläuft, das Realitätsprinzip interiorisieren oder überhaupt erst zur Kenntnis

---

[17] Jean Paul: Vorschule der Aesthetik. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt.I., Bd.1. Hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger, 1935, S. 238.

[18] Im 105. Stück der „Logologischen Fragmente" des Novalis heißt es: „Die Welt muß romantisirt werden. So findet man den urspr[ünglichen] Sinn wieder. Romantisiren ist nichts, als eine qualit[ative] Potenzirung. Das niedre Selbst wird mit einem bessern Selbst in dieser Operation identificirt. So wie wir selbst eine solche qualit[ative] Potenzenreihe sind. Diese Operation ist noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisire ich es ..." In: Novalis: Schriften. Bd.2. Das philosophische Werk I. Hg. von Richard Samuel.Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1965, S. 545.

nehmen. Indem der Testator Van der Kabel, als verkehrter Poet, das poetische Ingenium, die alles verwandelnde Kraft der Fantasie, nicht auf die Realität anwendet, sondern auf sich selbst zurückbezieht, führt er eine neue Stufe der Reflexion ein. Sie verliert sich in einer Paradoxie und läßt die Fantasie selbst entgleisen, da sie sie auf ihre äußerste Grenze führt. Diese Art von Potenzierung der Reflexion ist keine Ausnahme, sondern ein durchgehendes Strukturierungsprinzip des Romans, das sich in zahlreichen Details wiederholt. Man denke nur an Kapitelüberschriften wie „Musik der Musik" oder „Träume aus Träumen"; das letztere übrigens ein Kapitel, an dessen Schluss das Verfahren der Potenzierung ebenfalls beinahe ad absurdum geführt wird: „Er [Walt, I.K.] ging nach Hause zum ernsten Schlaf und hoffte, daß ihm vielleicht träume, er sei der Traum." (S. 843)

Dass Jean Paul das Verfahren der Potenzierung der Reflexion bewusst praktizierte, und dass er sich auch der philosophischen Implikationen bewusst war, beweisen u.a. Vults Reflexionen, die er, die Ankunft seines Zwillingsbruders erwartend, ans Schild des „Wirtshauses zum Wirtshaus" heftet. Der Erzähler gibt sie folgendermaßen wieder: Der Wirt war ein

> Herrnhuter, der auf sein Schild nichts weiter malen lassen als wieder ein Wirtshausschild mit einem ähnlichen Schild, auf dem wieder das Gleiche stand; es ist das die jetzige Philosophie des Witzes, die, wenn der ähnliche Witz der Philosophie das Ich-Subjekt zum Objekt und umgekehrt macht, ebenso dessen Ideen sub-objektiv wiederscheinen lässet; z.B. ich bin tiefsinnig und schwer, wenn ich sage: Ich rezensiere die Rezension einer Rezension vom Rezensieren des Rezensierens, oder ich reflektiere auf das Reflektieren auf die Reflexion einer Reflexion über eine Bürste. (S. 653)

Also: Vult reflektiert die Potenzierung der Reflexion, indem er die Reflexion der Potenzierung weiter potenziert. Nichts anderes als das Van der Kabelsche Testament, das die Romanhandlung überhaupt erst in Gang setzt, ist also Schuld an deren baldiger Entgleisung, daran, dass die „Flegeljahre" als Bildungsroman von allem Anfang an zum Scheitern verurteilt sind.

Doch Van der Kabel ist nicht die einzige Figur im Roman, die mit ihrer testamentarischen Pädagogik an Walts poetischem Ingenium scheitert. Sein Scheitern wiederholt sich in dem von Vult, Walts Zwillingsbruder. Obschon sich die Figur dieses Quod Deus Vult erst allmählich im Laufe des langjährigen Entstehungsprozesses des Romans aus der Walts abgespalten hatte,[19] verkörpert er eine andere Alternative der Poesie, die der seines Zwillingsbruders zuletzt mindestens gleichrangig ist. Man könnte sogar behaupten, Vult sei – mehr als Walt – der eigentliche Doppelgänger des verkappten Testator-Poeten Van der Kabel; nicht zufällig hat er auf seinen „Flötenreisen ein satirisches Werk in den Druck gegeben als

---

[19] Vgl. u.a. Meyer: „Flegeljahre", S. 223.

Manuskript, die *grönländischen Prozesse* in zwei Bänden anno 1783 bei Voß und Sohn in Berlin".[20] (S. 666, Herv. im Original.) Außerdem ist er derjenige, der in seinem bitterbösen Abschiedsbrief an den Zwillingsbruder die Summe der Romanhandlung zieht und mit aller Deutlichkeit das Scheitern der „Flegeljahre" als Bildungsroman deklariert: „Ich lasse dich, wie du warst, und gehe, wie ich kam." (S. 1081) Und: „Gehabe dich wohl, du bist nicht zu ändern, ich nicht zu bessern [...]. Und doch, Walt, bist du allein an allem schuld." (S. 1082)

Vult ist auch derjenige, der im 14. Kapitel des Romans, „Modell eines Hebammenstuhls", den gemeinsam zu schreibenden Doppelroman überhaupt erst vorschlägt, und ihn „Flegeljahre" nennen will. Obwohl Walt diesen Titelvorschlag ablehnt, ist er ernst zu nehmen, denn der Doppelroman im Roman, schließlich „Hoppelpoppel oder das Herz" genannt,[21] entpuppt sich als den „Flegeljahren" installierte romanpoetologische (Selbst-)Reflexion. Was Vult vom poetologischen Programm des „Hoppelpoppel" sagt, gilt daher nicht weniger für die „Flegeljahre":

> [...] ein Paar Zwillinge müssen, als ihr eigenes Widerspiel, zusammen einen Einling, ein Buch zeugen, einen trefflichen Doppel-Roman. Ich lache darin, du weinst dabei oder fliegst doch – du bist der Evangelist, ich das Vieh dahinter – jeder hebt den andern – alle Parteien werden befriedigt, Mann und Weib, Hof und Haus, ich und du. (S. 667)

Durchaus im Sinne dieses Programms und der romanpoetologischen Klassifizierung Jean Pauls in der „Vorschule der Ästhetik"[22] sieht Meyer die Einheit der „Flegeljahre" im Zusammenspiel und in der gegenseitigen Durchdringung der beiden „Sprachwelten",[23] für die die beiden Zwillingsbrüder einstehen. Doch seine These bedarf einer Einschränkung sowie einer Ergänzung.

Es ist nämlich mehr als fraglich, ob die gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung der beiden „Sprachwelten" – hier der ätherisch-poetische Höhenflug der Phantasie, dort die ironische Distanz oder der beißende Spott des Satirikers – im Roman tatsächlich gelungen ist oder je gelingen kann. Nicht nur die „Flegeljahre", sondern auch der Doppelroman „Hoppelpoppel" bleiben Fragment... Statt von Durchdringung und Verschmelzung könnte vielmehr von einer im ganzen Romantext durchgehaltenen Engführung disparater oder anscheinend unverträglicher Elemente die Rede sein, so dass der Leser einem dauernden Wechselbad ausgesetzt ist. Der Grundton des Romans ist nicht die Harmonie, nicht einmal, wie Meyer meint, die „Kontrastharmonie",[24] sondern die Dissonanz. Inwiefern durch die Technik disso-

---

20 Damit unterschiebt der Autor Jean Paul der Figur Vult ein eigenes Werk.

21 Zum Doppeltitel des Doppelromans vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 238-240.

22 Vgl. Jean Paul: Vorschule der Aesthetik, S. 236-240. [Paragraph 72]

23 Vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 226, dann passim.

24 Meyer: „Flegeljahre", S. 214.

nanter Engführung die konzeptionellen Schwierigkeiten des Romans mitbedingt sind, bleibe dahingestellt.

Was die zwei „Sprachwelten" des Romans betrifft – dies wäre die notwendige Ergänzung zu Meyers These –, setzen beide eine gemeinsame dritte voraus, die, obwohl sie im Text kaum zur Sprache gebracht wird, den unausgesprochenen gemeinsamen Bezugspunkt bildet. Diese dritte „Sprachwelt" ist die philiströse Prosa prosaischer Philister vom Schlage des neureichen Hofagenten Peter Neupeter. Sowohl Walts als auch Vults Alternative der Poesie setzen diese dritte „Sprachwelt" stillschweigend als Bezugspunkt voraus; ihre Differenz besteht nur darin, wie sie mit ihr umgehen. Walts ätherische Poesie geht, wie schon erwähnt, von ihr aus, ohne sich an ihr abzuarbeiten; sie verwandelt die philiströse Prosa mühelos und spielerisch in „Luftschlösser", ohne sich an ihr zu stoßen. Walts Poesie erhebt die Philisterprosa kraft einer phantastischen Verwandlung zu sich selber hinauf, weil sie unbeschwert über ihr schwebt.

Doch nicht so Vult. Seine Ironie hat die Funktion, sich selbst in Distanz zu setzen, sein satirischer Hohn und Spott sollen die Philisterprosa herabwürdigen, damit er sich siegreich und hohnlachend über sie erheben kann. Betreibt Walt eine Poesie der Überhöhung der Realität, indem er über ihr schwebt, so ist Vults Profession eine Poesie der Herabsetzung und Erniedrigung, da er mitten in der Realität steht und sich ständig an ihr stößt. Das Merkwürdigste ist, dass die prosaischen Philister, wie an zahlreichen Stellen des Romans vorgeführt, auf beide Arten der Poesie mit Ablehnung und Intoleranz reagieren, weil sie keine von den beiden begreifen.

Das philiströse Unverständnis gegenüber wie auch immer gearteten Erzeugnissen der Poesie wird in den Eingangskapiteln besonders plastisch und sarkastisch vor Augen geführt. Es ist also Zeit, (auch) das Van der Kabelsche Testament als poetischen Text – im Sinne einer ironisch-satirischen Alternative – ins Auge zu fassen.

Meyer hat die drei Anfangskapitel der „Flegeljahre" mit gutem Grund als eine einzige zusammenhängende Sequenz betrachtet;[25] auffallend ist allerdings, dass sie alle drei vom Zitat leben. Im ersten Kapitel („Bleiglanz") wird das Testament Van der Kabels mit allen gehörigen Formalitäten eröffnet und verlesen; das zweite Kapitel („Katzensilber aus Thüringen") ist ein Brief des fiktiven Erzählers J.P.F. Richter an den Stadtrat von Haßlau, in dem die (fiktive) Entstehungsgeschichte des Romans – als Erfüllung der dreizehnten Klausel des Van der Kabelschen Testaments – mitgeteilt wird; im dritten Kapitel schließlich („Terra miraculosa Saxoniae") liest der Kirchenrat Glanz den anderen „Akzessist-Erben" (S. 597) eine Idylle Walts vor, die dem Testament als Anhang beigefügt ist. Bildlich gesprochen, bilden die drei Eingangskapitel ein Triptychon, indem das mittlere (zweite), das die Entstehungsgeschichte berichtet, von zwei poetischen Texten entgegengesetzten Charakters umrahmt ist. In den beiden umrahmenden Kapiteln werden jedoch nicht bloß die beiden poetischen Texte selbst vorgelesen, es werden auch die

[25] Vgl. Meyer: „Flegeljahre", S. 246-248.

Reaktionen der mithörenden Philister, der philiströsen Adressaten bzw. Rezipienten dargestellt.

Dass die Idylle, „Das Glück eines schwedischen Pfarrers", die im dritten Kapitel vom Kirchenrat Glanz den anderen geprellten „Akzessist-Erben" vorgelesen wird, als Musterbeispiel der ätherischen Poesie Walts gelten soll, dürfte gar keine Frage sein; warum wäre sie sonst dem Testament „an den Rand genäht" (S. 590), so dass die zwei Texte eine – wenn auch nur provisorische und labile – Einheit bilden. Der Text führt das Verfahren der phantastisch-poetischen Verwandlung der Realität gleich doppelt vor, erstens, indem er es praktiziert, und zweitens, indem er es thematisiert, so dass die Idylle in die Kategorie der Waltschen „Vor-Träume" eingereiht werden dürfte.[26] Den schwedischen Norden in den italienischen Süden zu verwandeln, um nur ein Beispiel zu geben, geht in diesem Text mit spielerischer Leichtigkeit:

> [...] so kann er [der schwedische Pfarrer, I.K.] ja schon vor drei Uhr an in der warmen Dämmerung durch den starken Mondschein in der Stube auf und ab waten und etwas Orangenzucker dazu beißen, um das schöne Welschland mit seinen Gärten auf die Zunge und vor alle Sinne zu bekommen. Kann er nicht bei dem Monde denken, daß dieselbe Silberscheibe jetzt in Italien zwischen Lorbeer-Bäumen hänge? Kann er nicht erwägen, daß die Äolsharfe und die Lerche und die ganze Musik und die Sterne und die Kinder in heißen und kalten Ländern dieselben sind? Wenn nun gar die reitende Post, die aus Italien kommt, durchs Dorf bläset und ihm auf wenigen Tönen blumige Länder an das gefrorne Museums-Fenster hebt; wenn er alte Rosen- und Lilienblätter aus dem vorigen Sommer in die Hand nimmt, wohl auch eine geschenkte Schwanzfeder von einem Paradiesvogel; wenn dabei die prächtigen Klänge Salatzeit, Kirschenzeit, Trinitatissonntage, Rosenblüte, Marientage das Herz anrühren: so wird er kaum mehr wissen, daß er in Schweden ist, wenn Licht gebracht wird und er verdutzt die fremde Stube ansieht. (S. 600)

Die Passage ist aus zweierlei Gründen bemerkenswert. Erstens liefert hier Walt gleichsam eine Beschreibung der Technik, wie man sich mit Hilfe von Reizmitteln von der Realität loslösen und in eine verwandelte Welt hinenträumen kann. Zweitens ist die vom Verfasser Walt vermutlich nicht intendierte Ironie unüberhörbar. Wird man nämlich aus seiner Traumwelt hinausgerissen, wie dies am Ende der Passage dem Erzähler geschieht, so findet man sich nicht leicht wieder in der Realität zurecht.

Die Reaktionen der „Akzessist-Erben" auf einen derart subtilen Text sind nach dem ersten Kapitel unschwer zu erraten. Sie sind von der Lektüre bald angeekelt und haben genug gehört, um die Vernunft des Verfassers in Zweifel zu ziehen:

> Glanz, dessen Gesicht die günstigste Selbstrezension seiner geschriebenen Werke war, sah, mit einigem Triumphe über ein solches Werk, unter den Erben umher; nur

[26] Dazu s. Kap.16. des Romans („Berggur. Sonntag eines Dichters").

> der Polizei-Inspektor Harprecht versetzte mit einem ganzen Swift auf dem Gesicht: „Dieser Nebenbuhler kann uns mit seinem Verstande noch zu schaffen machen." Der Hoffiskal Knoll und der Hofagent Neupeter und Flitte waren längst aus Ekel vor der Lektüre weg und ans Fenster gegangen, um etwas Vernünftiges zu sprechen. (S. 602)

Doch wie steht es mit dem Van der Kabelschen Testament selbst? Ob dieser Text ebenfalls als ein (wenn auch nur verkappter) poetischer gelten darf, scheint eine besonders heikle Frage zu sein, da Testamente im Regelfall geradezu Musterbeispiele für die philiströse Gebrauchsprosa prosaischer Philister sind. Um so größer freilich der Reiz und die Verlockung, gerade einen dermaßen prosaischen Gebrauchstext auf ein mögliches ironisch-poetisches Potential hin zu erproben. Und dem Testator Van der Kabel gelingt es in der Tat, sein Testament zu einem ironischen zu gestalten, das die philiströsen Adressaten geradezu aus der Fassung bringt. Allerdings, Van der Kabel präsentiert sich schon vor der Eröffnung seines Testaments als ‚warmer Ironiker' (vgl. S. 582)[27]; obschon die überlegene (man möchte fast sagen: weise) Ironie der Worte, die er „halbsterbend" (S. 581) bei der Übergabe des Depositionsscheins an die „Präsumptiv-Erben" richtet,[28] erst nach der Verlesung der dritten Testamentsklausel, die einen regelrechten Wein-Wettbewerb unter den Möchtegern-Erben entfacht, voll durchsichtig wird.

Die Ironie Van der Kabels setzt eine überlegene Kenntnis des Stoffes voraus, die den Ironiker in den Stand versetzt, ihn aus der Distanz zu behandeln und spielerisch umzugestalten. Unter ‚Stoff' ist im gegebenen Zusammenhang gleich zweierlei zu verstehen. Erstens die Textsorte ‚Testament' mit allem juristischem Drum und Dran; zweitens die „Akzessist-Erben" selbst mit ihrem philiströsen Zweck- und Besitzdenken. Van der Kabel vermag, wie das Ergebnis beweist, so meisterhaft und so überlegen mit dem Testament als juristischem Gebrauchstext umzugehen, dass es ihm gelingt, durch seine ironische Umgestaltung gleichzeitig seinen philiströsen Verwandten den Spiegel vorzuhalten.

Van der Kabels überlegene Stoffkenntnis, was Testamente betrifft, rührt vermutlich daher, dass der Testator, wie man aus dem Testament selbst erfährt, „deutscher Notarius" (S. 582) gewesen war. Dies ermöglicht ihm, die juristische Form aus der Distanz und mit spielerischer Leichtigkeit zu behandeln. Denn die ironische Haltung charakterisiert das Van der Kabelsche Testament insgesamt und bis ins kleinste Detail. Sie äußert sich in den ironisch-distanzierten Einleitungs- und Schlusssätzen von mehreren Klauseln, wobei das geradezu mustergültig aufgebaute Testament trotz allem als rechtskräftige Willensmeinung des Erblassers unange-

---

[27] Nämlich im Gegensatz zum „kalten Ironiker" Polizei-Inspektor Harprecht.

[28] Van der Kabel sagt, er denke sie sich „viel lieber als lachende Erben [...] denn als weinende". (S. 581f.)

fochten bestehen bleiben kann; sie äußert sich in den einzelnen Legaten;[29] sie äußert sich im Aufbau von einzelnen Klauseln wie z.B. der zweiten, die wie eine Erbeinsetzung beginnt, um schließlich – unerwartet genug – in die Enterbung der sieben „Präsumtiv-Erben" zu münden;[30] sie äußert sich in der dritten Testamentsklausel, die den schon erwähnten Wein-Wettbewerb unter den „Präsumtiv-Erben" zur Folge hat; und sie äußert sich nicht zuletzt in der Einsetzung Walts zum Universalerben, doch unter ganz sonderbaren Bedingungen.

Der beste Beweis für das Gelingen der ironisch-poetischen Textgestaltung des Van der Kabelschen Testaments ist freilich die Reaktion der spießigen „Akzessist-Erben". Das Testament macht sie nämlich nicht allein fassungslos und wütend, sondern sie schicken sich vielmehr auch diesmal an, die Vernunft des Verfassers anzuzweifeln. Unter prosaischen Philistern scheint es gang und gäbe zu sein, die Autoren von wie auch immer gearteten poetischen Texten als hoffnungslose Narren zu betrachten. Was sie dabei vergessen, ist, dass ihr bißchen Philister-Verstand durch die Überlegenheit der Vernunft Van der Kabels zu Schanden gemacht wurde – eine Neuauflage des alten Komödienmotivs der ‚betrogenen Betrüger'.

Damit könnte als erwiesen gelten, dass Van der Kabel mit gutem Recht als verkappter Poet und sein Testament als poetischer Text betrachtet werden darf. Van der Kabel bevorzugt, nach dem Zeugnis seines Testaments, wie auch Vult, die ironisch-satirische Alternative der Poesie, und vermag so mit spielerischer Überlegenheit mit der Realität umzuspringen. Der anderen, ätherischen Art der Poesie kommt er mit seiner Ironie jedoch nicht bei. Daher sein Scheitern an Walt.

Doch die ironisch-poetische Verkehrung der Textsorte ‚Testament' durch Van der Kabel wird im Roman noch einmal verkehrt, bzw. das Poetische wird zum Prosaisch-Philiströsen zurechtgebogen. Im 37. Kapitel, das die leicht blasphemische Überschrift „Neues Testament" trägt, errichtet der Elsässer Flitte, einer der sieben „Akzessist-Erben", der bis zum Halse in Schulden steckt, sein Testament in der Gegenwart von Walt als Notar. Die nächtliche Szene auf dem Glockenturm mit ihrer makabren Komik ist gleichsam die Tragödie auf das vorangegangene Satyrspiel des Van der Kabelschen Testaments, obschon eine durch und durch verlogene, auch wenn Walt in seiner himmlischen Naivität – im Gegensatz zum Leser – den Betrug nicht zu durchschauen vermag. Denn Flittes Testament mit seinen zwar großspurigen, aber gelogenen Legaten ist in der Tat das Musterbeispiel für die philiströse Sachprosa der prosaischen Philister; ein Text, der in seiner geheuchelten und wohl kalkulierten Rührseligkeit durchaus handfeste Zwecke verfolgt. Flitte stellt sich nämlich todkrank, um durch die Errichtung eines fingierten Testaments

---

[29] Um nur ein Beispiel zu nennen: „hiesiger Judenschaft" vermacht der Testator seinen „Kirchenstand in der Hofkirche". (S. 583)

[30] Und zwar mit der ebenfalls ironischen Begründung, dass sie, die immer beteuerten, die geringe Person des Erblassers lieber als sein großes Vermögen zu haben, nun beim Wort genommen werden sollen.

zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er hat es, erstens, auf die Hand (vielmehr: auf die Mitgift) von Raphaela, Peter Neupeters Tochter, abgesehen; zweitens will er durch seine ‚wunderbare' Genesung dem patientenlosen Kurpfuscher Dr. Hut, seinem Gläubiger, zu Ruhm und zu Kundschaft verhelfen.

Durch diese abermalige Verkehrung und Zurechtbiegung des ironisch Verkehrten wird dem Testament als juristischem Gebrauchstext seine Stelle und seine Funktion in der philiströsen Alltagsprosa zugewiesen. Doch die philiströse Prosa der prosaischen Philister wird dabei entlarvt als Lüge und Heuchelei, der nur im ätherischen Höhenflug oder in der ironischen Verkehrung der Poesie Wahrheit widerfahren kann.

Magdolna Orosz (Budapest)

„[...] die Unzulänglichkeit der Sprache"

Die Bildbeschreibung in der deutschen Romantik*

1. Bild, Bildlichkeit, Sprache und Sprachlichkeit in den ästhetischen Konzeptionen der Romantik

Die deutsche Romantik, insbesondere ihre Anfangsphase, ist unter anderem durch ein starkes Bewusstsein und eine Bewusstmachung der Bedingungen von Wahrnehmung, Erkenntnis, (sprachlichem) Ausdruck und ihrer Wechselbeziehungen bzw. ihrer gegenseitigen Bedingtheit gekennzeichnet: Die intensive Reflexion über den Vermittlungscharakter aller Erkenntnis und allen Ausdrucks wird vielfach, vielfältig mit Nachdruck artikuliert. Das Problem der Wahrnehmung äußert sich in den Veränderungen der Wahrnehmungsparadigmen der Goethezeit[1] und in der Problematik der Erkenntnis, die auf den Bereich der Ästhetik übertragen wird, indem es nicht mehr (nur) um philosophische (epistemologische), sondern vor allem um ästhetische Erkenntnis bzw. um die Vereinigung verschiedener Erkenntnisdomänen geht, die „die eigentümliche Leistung der Jenaer Frühromantik gewesen ist".[2]

Das Problem der Vermittlung zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Wahrnehmung und der Erkenntnis, zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem wird bei Friedrich Schlegel durch ihre Vereinigung und Verbindung in der „progressiven Universalpoesie" umgekehrt und umgangen. Novalis beschäftigt sich ebenfalls intensiv mit Fragen der Repräsentation, und in seinen Überlegungen über den sogenannten ‚magischen Idealismus' postuliert er nicht mehr nur eine begriffliche Erkenntnis und Darstellung, sondern und zugleich auch ein intuitives Ergreifen des Objekts:

> Könnt ihr einen Gedanken nicht zur selbständigen, sich von euch absondernden – und *nun* auch *fremd* – d[as] h[eißt] äußerlich vorkommenden Seele machen, so ver-

* Der Beitrag entstand im Rahmen des OTKA Förderungsprogramms T 034849.

1 Vgl. Lehnert, Gertrud: Verlorene Räume. Zum Wandel eines Wahrnehmungsparadigmas in der Romantik. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 69 (1995), S. 722-734.

2 Frank, Manfred: Einführung in die frühromantische Ästhetik. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989, S. 233.

> fahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen – und verwandelt sie in Gedanken. Beide Operationen sind idealistisch. Wer sie beide vollkommen in seiner Gewalt hat ist der magische Idealist.[3]

Der ‚magische Idealismus' besteht in einem Verfahren, das rationale und intuitive Wahrnehmung bzw. Erkenntnis in einer Wechselbeziehung kombiniert, sowie ihre gleichzeitige Opposition und Einheit, ihr ambivalentes Gleichgewicht postuliert. Trotzdem bleibt es brüchig: „Sie [= die Erkenntnis] wäre unmittelbar, und mittelst des Unmittelbaren mittelbar, real und symbolisch zugleich".[4] Letzten Endes sollte ein nicht-zeichenhaftes Zeichen entstehen: „Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare – repräsentative und nicht repräsentative, vollkommne und unvollkommne – eigne und nicht eigne, kurz antithetisch synthetische Erkenntnis und Erfahrung von dem Dinge".[5] Die „Repräsentation", d.h. die zeichenhafte Vermittlung bildet somit den Kern seiner Auffassung: „*Deutlich* wird etwas nu[r] [du]rch Repräsentation. Man versteht eine Sache am leichtesten, wenn man sie repräsentiert sieht."[6]

Die ästhetische Reflexion der Frühromantik konzentriert sich infolge solcher Überlegungen intensiv auf die Problematik des Mediums und auf die Medialität der Sprache, wobei ‚Sprache' im allgemeinen als ‚Zeichensystem' verstanden wird. So können z.B. Traumbilder als ‚Sprache' des Traumes und als bedeutungstragendes und interpretierbares System begriffen werden. Novalis weist dem Traum eine die Alltäglichkeit umordnende und neue Bedeutungen erschließende Rolle zu: „Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, [...]"[7], so dass der Traum auch einen bestimmten Erkenntniswert (im Selbsterkenntnisprozess) besitzen kann: „Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum, [...], ein bedeutsamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang [...], der mit tausend Falten in unser Inneres hereinfällt?"[8]

Die verschiedenen Kunstarten haben auch ihre jeweilige Sprache, so behauptet Novalis, alle Kunstarten benutzen und schaffen eine bestimmte „Zeichensprache".[9] Diese Auffassung bedingt auch die intensive Beschäftigung mit der Sprachlichkeit innerhalb der Kunst, die nicht nur Literatur, sondern auch alle Kunstarten, so auch

---

[3] Novalis (Friedrich von Hardenberg): Werke (Hg. und kommentiert von Gerhard Schulz). München: Verlag C.H. Beck, 1969, S. 460.

[4] Ebd., S. 388.

[5] Ebd., S. 387.

[6] Ebd., S. 445.

[7] Ebd., S. 134.

[8] Ebd.

[9] Vgl. Novalis, Werke, S. 393 und 399. Novalis behauptet weiterhin: „die ganze Repräsentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen – des Nichtgegenwärtigen und so fort" (Ebd., S. 489). Dieser Prozess ist (wie die „progressive Universalpoesie") unendlich fortsetzbar und unabschließbar, und das so geschaffene Kunstwerk wird in diesem spezifischen Sinne als Verbindung von Gegensätzen „organisch" sein: „die künftige, transzendentale Poesie könnte man die organische heißen" (Ebd., S. 380).

die bildenden Künste umfasst, die ebenfalls ihre „Sprache" haben können. Das Universalitätsdenken der Frühromantik vereinigt allerdings die verschiedenen Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Ausdrucksbereiche als eine unter dem Primat der „Poesie" (d.h. des ästhetischen und eigentlich literarischen Bereichs) postulierte Einheit, deren berühmteste Formulierung Friedrich Schlegel in seinem Athenäums-Fragment Nr. 116 liefert:

> Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. [...] Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, [...][10]

Die Einheit ist gleichzeitig wiederum eine Einheit der Vielfalt, die eine Gleichzeitigkeit von Identität und Differenz ist, die sogar nur in ihrer Prozessualität konzipiert werden kann. Diese Auffassung bestimmt auch die Idee der Wechselwirkung der Kunstarten und die allgemeine wechselseitige Durchdringung von Visuellem und Sprachlichem, worin auch Wahrnehmungs- und Erkenntnismodalitäten bzw. ihre Aporien sowie die Probleme des Ausdrucks menschlicher Erfahrung ihren Niederschlag finden. Novalis spricht der Literatur (d.h. dem Verbalen) ausdrücklich eine Vermittlerrolle zwischen Musik und Malerei, zwischen „rein" Tönendem und Visuellem zu:

> Die Poesie im strengern Sinn scheint fast die Mittelkunst zwischen den bildenden und tönenden Künsten zu sein. (Musik. Poesie. Deskriptivpoesie.) Sollte der Takt der Figur – und der Ton der Farbe entsprechen? Rhythmische und melodische Musik – Skulptur und Malerei.[11]

Die Vermitteltheit menschlicher Erkenntnis und menschlichen Ausdrucks führt einerseits zu einer utopisch-optimistischen und apodiktischen Postulierung ihrer Aufhebung im Spielerischen und Akzidentellen der Sprache (wie es Novalis in seinem „Monolog" tut[12]). Andererseits führt das Vermittlungsproblem auch zu Krisen-

---

[10] Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe. Bd. 2. Hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. München, Paderborn, Wien: Schöningh; Zürich: Thomas-Verlag, 1967, S. 182.

[11] Novalis, Werke, S. 459. Hier könnte der Ausdruck „Deskriptivpoesie" sogar als ‚Bildbeschreibung' verstanden werden, zumal Novalis genaue Entsprechungen zwischen den Elementen und Mitteln der einzelnen Kunstarten sucht.

[12] Behler hebt diesbezüglich hervor, es geht bei Novalis „um eine freudige Affirmation dieses Charakters der Sprache als das dem Menschen zukommende Mitteilungs- und Verständigungsorgan, dessen Grenzen sich übrigens durch alle möglichen Techniken wie Sprachspiele, Ironie und indirekte Mitteilung überspielen lassen." (Behler, Ernst: Die frühromantische Sprachtheorie und ihre Auswirkung auf Nietzsche und Foucault. In: Athenäum. Jahrbuch für Romantik. Jg. 11 (2001), S. 193-214, hier S. 202.

gefühlen, die sich auf „alle Felder des Wissens, des Imaginierens und des Darstellens nachhaltig"[13] beziehen und die Beschäftigung mit den erkenntnisvermittelnden „Medien", mit ihrer Beschaffenheit und „Leistung" intensivieren. Diesbezüglich behaupten Neumann und Oesterle: Man „könnte [...] die deutsche Romantik als eine Medienkrise ersten Ranges kennzeichnen; als eine Krise, die im Feld der neu entwickelten wissenschaftlichen und künstlerischen Medien aufbricht und dabei deren Verwendung im Akt des Erkennens und Bildens nachhaltig beeinflußt und umstrukturiert".[14] Diese Krise ließe sich „in mindestens drei kulturellen Bereichen"[15] beobachten, und alle drei stehen mit dem Visuellen, das die Goethezeit wesentlich mitbestimmt[16], auf verschiedene Weise in Verbindung: Erstens mit der Veränderung der (seit der Renaissance dominierenden) Zentralperspektive, die „auf einem Subjekt-Objekt-Verhältnis [beruht], welches das sehende Subjekt als den Bezugspunkt der räumlichen Ordnung definiert" und „das Subjekt als den Bezugspunkt des Erkennens voraussetzt".[17] Zweitens hängt die Krise mit den „Experimenten mit den Bild- wie mit den Sprach-Zeichen"[18] zusammen und drittens mit den „romantischen Experimenten [...], die mit den fünf Sinnen, ihrer [...] Begrenztheit und der Erweiterung des durch sie umzirkten Wahrnehmungssektors zu tun haben".[19] Die intensive Beschäftigung der romantischen Theorie nicht nur mit der Sprache, sondern auch mit den Beziehungen zwischen Bild und Sprache (bzw. Schrift), die Verbindung und Überschreitung der verschiedenen Wahrnehmungsmodi und der damit zusammenhängenden Kunstarten, die hervorragende Rolle von „Bild" und „Blick" könnten (zumindest in großem Maße) durch solche Erscheinungen erklärt werden. Letzten Endes behaupten Neumann und Oesterle, es gehe um „ein spezielle, [...] auf die sprachliche Semiotik ausgerichtete Krise [...], die sich im inner-

---

[13] Neumann, Gerhard/Oesterle, Günter: Bild und Schrift in der Romantik. In: Dies. (Hg.): Bild und Schrift in der Romantik. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999, S. 9-23, hier S. 9.

[14] Ebd.

[15] Ebd.

[16] Zur „optischen Kodierung des Wissens" in der Goethezeit vgl. Titzmann, Michael: Bemerkungen zu Wissen und Sprache in der Goethezeit (1770-1830). Mit dem Beispiel der optischen Kodierung von Erkenntnisprozessen. In: Link, Jürgen/Wülfing, Wulf (Hg.): Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Stuttgart: Klett-Cotta, 1984. S. 100-120. Mergenthaler spricht auch vom „hohen Grad wissenschaftlicher Diskursivierung des Sehens im 18., 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts", deren literarischen „Niederschlag" er an Textbeispielen nachweist (vgl. Mergenthaler, Volker: Sehen schreiben – Schreiben sehen: Literatur und visuelle Wahrnehmung im Zusammenspiel. Tübingen: Niemeyer, 2002, S. 14).

[17] Imdahl, Max: Überlegungen zur Identität des Bildes. In: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.): Identität. München: Fink ²1996. (Poetik und Hermeneutik, Bd. 8). S. 187-211, hier S. 191f.

[18] Neumann/Oesterle: Bild und Schrift, S. 9.

[19] Ebd., S. 10.

linguistischen Spiel zwischen Buchstabe, Klang und Bild offenbart, [...], zwischen den spezifischen Zeichen der Literatur, der Musik und der bildenden Kunst".[20] So sucht Novalis auch Entsprechungen zwischen Musik, Poesie und Malerei, d.h. eben zwischen „Buchstabe, Klang und Bild", indem er auf die Bildhaftigkeit einen besonderen Akzent legt:

> Der Musiker nimmt das Wesen seiner Kunst aus sich – [...] Dem Maler scheint die sichtbare Natur überall vorzuarbeiten – durchaus sein unerreichbares Muster zu sein – eigentlich ist aber die Kunst des Malers so unabhängig, so ganz a priori entstanden, als die Kunst des Musikers. Der Maler bedient sich nur einer unendlich schwereren Zeichensprache, als der Musiker – der Maler malt eigentlich mit dem Auge – [...] Sehn ist hier ganz aktiv – durchaus bildende Tätigkeit.[21]

Es ist auch zu beobachten, dass die verschiedenen Theorien über den Ursprung der Sprache, die in der Goethezeit eine andere Seite der Hinwendung zur Sprachlichkeit menschlicher Erkenntnis dokumentieren, den Akzent jeweils auf andere Wahrnehmungsbereiche oder auf ihre Verbindungen legen, um von der Entstehung menschlicher Sprache auf Grund der Medialität von Wahrnehmung Rechenschaft zu geben.[22] Damit schließen sie sich der Diskussion über Medialität auf diese Weise an.

Die Fragen des Bildes, der Bildhaftigkeit (und der – etymologisch damit verwandten – Einbildungskraft) sowie des Sehens und des Blickes stehen im Zentrum des ästhetischen Diskurses der Goethezeit (nicht nur bei den Romantikern, sondern es könnte in dieser Hinsicht ebenfalls auf Goethes Beschäftigung mit Fragen der Optik, auf seine Bildbeschreibungen hingewiesen werden[23]). Die Frage der Bildhaftigkeit als Problem der Sprache und ihrer Rhetorizität und Metaphorizität gewinnt neue Akzente in ihrer allgemeinen Form als Frage nach der Charakteristik des „dichterischen" Bildes[24], die eine verstärkte „Aufmerksamkeit auf Metapher und Metonymie, auf die Bildkraft der Worte und Figuren, auf die Kraft des Vor-Augen-Stellens"[25] mit sich bringt. Außerdem taucht die Bildhaftigkeit in der spezi-

---

20 Ebd., S. 12.

21 Novalis, Werke, S. 393f.

22 Vgl. Behler, Die frühromantische Sprachtheorie, S. 197ff.

23 Zur Frage der Goetheschen Bildbeschreibungen, ihrer Verfahren und ihrer Veränderungen vgl. Osterkamp, Ernst: Im Buchstabenbilde. Studien zum Verfahren Goethescher Bildbeschreibungen. Stuttgart: Metzler, 1991.

24 Die von de Man für das romantische Bild als charakteristisch angesehene Eigenschaft, dass es die in Bezug auf sein Objekt verlangte Transparenz fragwürdig macht, könnte auch als ein Ergebnis dieser Beschäftigungen angesehen werden („[...] the first modern writers to have put into question, in the language of poetry, the ontological priority of the sensory object", vgl. de Man, Paul: The Rhetoric of Romanticism. New York: Columbia University Press, 1984, S. 16.)

25 Neumann/Oesterle: Bild und Schrift, S. 12.

fischen Variante der zu narrativen Elementen funktionierten, d.h. ihre Visualität in sprachliche Zeichen überführenden „Bilder" in literarischen Texten auf, in denen sich Ikonisch-Visuelles mit Verbalem/Sprachlichem vereinigt, wodurch literarische Texte eigenartig visualisiert werden.[26] Auf der anderen Seite erscheint das ‚Bild' als „objektivierte Visualität", als Gemälde auch als Gegenstand ästhetischer Überlegungen, teils als „Vorwand" und Anregung zur Darlegung allgemeiner romantischer ästhetischer Positionen, indem es als romantische Kunst interpretiert werden kann bzw. indem sich daran Grundsätze dieser Kunst demonstieren lassen, teils als Objekt der sog. „Bildbeschreibung", die die Frage der Übersetzbarkeit von Bildlichem/Visuellem in die Verbalität der Sprache mit besonderer Schärfe zur Diskussion bringt und zugleich auch auf die „Bildhaftigkeit" der Sprache ein neues Licht wirft.

Die Erscheinung (oder Gattung) der „Bildbeschreibung", der sog. Ekphrasis, stellt die „Unmittelbarkeit des Bildes der Vermittlung durch den Code"[27] gegenüber, und zwar aus dem „Verlangen nach einem greifbaren, ‚realen' Bezeichneten, welches das Zeichen transparent machen würde"[28], indem sie auf dem Prinzip der „Enargeia", der Anschaulichkeit, des Vor-Augen-Stellens beruht. Gottfried Boehm unterscheidet zwei grundlegende Arten von Ekphrasis, die der oben getroffenen Unterscheidung zwischen allgemeiner Bildlichkeit und Bildern im konkreten Sinne im Großen und Ganzen entspricht. Er definiert die Ekphrasis einerseits „ohne konkreten Werkbezug" als Teil „einer gemeinsamen [kulturellen und historischen] Überlieferung" oder als „fiktive Bildbeschreibung", andererseits als „werkbezogene Ekphrase"[29], zugleich aber hebt er ihre allgemeine Eigenschaft, „das Bild in seiner visuellen Präsenz von der ihm eingeschriebenen, ikonischen Differenz her zu erfassen und diese als einen sprachlichen Wirkungskontrast nachzubilden"[30], nachdrücklich hervor. Das Spannungsverhältnis zwischen Bild und Sprache äußert sich in den unterschiedlichen Varianten der „Bildbeschreibung", und das kann die intensive Beschäftigung mit „Bildern" und ihre Nutzbarmachung für theoretische Über-

---

[26] Zur Frage von „Bildern" verschiedenen Typs als narrative Elemente vgl. Dieterle, Bernard: Erzählte Bilder. Zum narrativen Umgang mit Gemälden. Marburg: Hitzeroth, 1988 sowie meine Untersuchungen über narrative Funktionalisierung von „Bildern" in: Orosz, Magdolna: „Erzählte Bilder" – „Bild" als narratives Element. In: Bernard, Jeff/Withalm, Gloria (Hg.): Bildsprache – Visualisierung – Diagrammatik. Teil III. Wien: Semiotische Berichte. Jg. 21 (1997) 3-4, S. 323-342.

[27] Krieger, Murray: Das Problem der Ekphrasis. Wort und Bild, Raum und Zeit – und das literarische Werk. In: Boehm, Gottfried/Pfotenhauer, Helmut (Hg.): Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart. München: Fink, 1995, S. 41-57, hier S. 44.

[28] Ebd.

[29] Boehm, Gottfried: Bildbeschreibung. Über die Grenzen von Bild und Sprache. In: Gottfried Boehm/Helmut Pfotenhauer (Hg.): Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart. München: Fink, 1995. S. 23-40, hier S. 36.

[30] Ebd.

legungen wie auch für die literarische (textuelle) Praxis in der Romantik erklären. Im Folgenden sollen einige Beispiele für „konkrete" Bildbeschreibungen, d.h. Gemäldebeschreibungen romantischer Autoren, auf ihre „Technik" hin untersucht werden, um dadurch auch eine Art der Reflexion über die Medialität künstlerischen Ausdrucks in der Romantik erschließen zu können.

2. Gemäldebeschreibungen als Bildbeschreibungen

Die romantische Beschäftigung mit bildender Kunst steht teilweise in der durch Winckelmann geprägten Tradition, sie definiert sich aber zugleich als eine Gegenposition[31], indem – im Sinne der romantischen Ästhetik – die Malerei gegenüber dem Vorrang der Plastik, und die „neuere" Kunst (d.h. die des Mittelalters und der Renaissance) gegenüber der Kunst der Antike auf- und umgewertet werden. Die Gemäldebeschreibung funktioniert dabei als Mittel für die Darstellung ästhetischer Auffassungen, zugleich aber versucht sie auch bestimmte, in die neu konstruierte romantische „Tradition" einzuordnende Kunstwerke durch ihre medienübergreifende bzw. medienvereinigende Beschreibung „bildhaft" darzustellen, und macht dabei auch auf einige narrative Techniken dieser Beschreibung aufmerksam.

2.1. Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", die zu den ersten Belegen dieser Umakzentuierung gezählt werden können, liefern in einem fiktionalisierten Rahmen verschiedene Überlegungen über romantische Kunst, wobei für die Texteinheiten im Allgemeinen eine starke „optische Kodierung", eine stilistisch-rhetorische „Bildhaftigkeit" charakteristisch ist: Damit sollten diese Texte dem Ziel des Vor-Augen-Stellens generell entsprechen. Wackenroders Klosterbruder bezeichnet seine Darstellungen als „Erinnerungen", und damit schafft er eine besondere Äußerungssituation, denn die Bilder, die er beschreibt und erwähnt, können nicht unmittelbar betrachtet werden, sondern sind erst für das die Erinnerungsbilder hervorrufende innere Schauen zugänglich. Er grenzt sich vom „Ton der heutigen Welt" ab, da er nicht zum „kalten, kritisirenden Blicke"[32] der berufsmäßigen Kunstkritiker fähig sei, sondern „die heilige Ehrfurcht vor der ver-

---

[31] Goethe vertritt in seinen Aufsätzen über bildende Kunst grundsätzlich eine „klassische" Ansicht, wenn auch mit einigen Modifizierungen, indem bei ihm nicht nur die antike, sondern auch die „deutsche" Kunst eine Würdigung findet, zugleich aber besteht er auf der Beschreibung und Bewertung von Kunstwerken nach „klassischen" Prinzipien und kritisiert dabei die romantische Auffassung (vgl. darüber Osterkamp: Im Buchstabenbilde, S. 7 bzw. 295f.).

[32] Wackenroder, Wilhelm Heinrich: Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Bd. I: Werke. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1991. S. 53.

flossenen Zeit in einem stillen, unaufgeblähten Herzen"[33] als Rezeptionsverhalten verlangt. Davon geleitet, äußert er sich nicht nur über einzelne Kunstwerke oder Künstler, sondern ebenfalls über allgemeine ästhetische und sprachtheoretische Fragen, wodurch er zugleich den „theoretischen" Rahmen für seine Beschäftigung mit Kunstwerken etabliert. Im Abschnitt „Von zwei wunderbaren Sprachen und deren geheimnisvoller Kraft" betrachtet er die „Sprache der Worte" als Äußerung des Göttlichen[34], die dem Menschen durch zwei ihrerseits ebenfalls unterschiedliche „Medien", durch die Natur und die Kunst, zugänglich ist:

> Die *Kunst* ist eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr ist, [...] eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedienet sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wir dem Äußern nach, kennen und verstehen.[35]

Die Wirkung dieser Art von Sprache auf den Menschen (als Rezipienten) ist wiederum intuitiv-irrationaler Art:

> [...] aber die zwey wunderbaren Sprachen, [...], rühren unsre Sinne sowohl als unsern Geist; oder vielmehr scheinen dabey [...] alle Theile unsers (uns unbegreiflichen) Wesens zu einem einzigen, neuen Organ zusammenzuschmelzen, welches die himmlischen Wunder, auf diesem zwiefachen Wege, faßt und begreift.[36]

Der geheimnisvoll-mystische Charakter der Sprache konzentriert sich in Wackenroders Auffassung in der Bezeichnung „Hieroglyphenschrift", die in ihrer Bildhaftigkeit eben die zeichenhafte Vermittlung aufzuheben vermag und dadurch eine sonst unerreichbare „Ein-Sicht" in das Wesen der Welt und des Menschen

---

[33] Ebd.

[34] Das Göttliche repräsentiert damit die Einheit der Welt und die Vermittlungsfreiheit von Erkenntnis.

[35] Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 98.

[36] Ebd., S. 99. Todorov betont auch den irrationalen Charakter von Wackenroders Auffassung über die Sprache: „Ce caractère irrationnel de l'art se manifeste au cours du processus entier qui mène du créateur au consommateur: celui-là ne saurait jamais expliquer comment il a produit telle forme, celui-ci ne parviendra jamais à la comprendre jusqu'au bout. Mais l'insistance sur l'irrationnel est au plus fort lorsqu'il s'agit de caractériser l'oeuvre d'art même." (Todorov, Tzvetan: Théories du symbole. Paris: Editions du Seuil, 1977. S. 228).

erreicht: „sie schließt uns die Schätze in der menschlichen Brust auf, richtet unsern Blick in unser Inneres, und zeigt uns das Unsichtbare, [...] in menschlicher Gestalt".[37]

Die Gemäldebeschreibungen des Klosterbruders folgen intertextuell den Künstlerbiographien von Vasari[38], er versucht nicht, genaue und detaillierte, sondern eher allgemeine Beschreibungen zu geben.[39] Er lehnt die ahistorische Methode von Ramdohr ebenfalls ausdrücklich ab, indem er einleitend feststellt: „So habe ich, [...], in den Schriften des H. von Ramdohr nur weniges mit Wohlgefallen gelesen; und wer diese liebt, mag das, was ich geschrieben habe, nur sogleich aus der Hand legen, denn es wird ihm nicht gefallen."[40] Seine Methode beruht vielmehr auf Einfühlung, bei der erinnernden „Heraufbeschwörung" der Gemälde leiten ihn seine Gefühle: „Ich darf es wohl gestehen, daß ich zuweilen aus einer unbeschreiblichen wehmüthigen Innbrunst weinen mußte, wenn ich mir ihre Werke und ihr Leben recht deutlich vorstellte: [...]".[41]

Die Darstellungen einzelner Werke vermischen nun Beschreibung mit Erzählung und Reflexion. Es wird nämlich behauptet, Bildbeschreibung sei unmöglich, nur eine globale Beschreibung bzw. Qualifizierung wie z.B. „ein vortreffliches, ein unvergleichliches, ein über alles herrliches [Bild]" kann erreicht werden, weil die Sprache, d.h. das Verbale das Bildhafte blockiert: „Ein schönes Bild oder Gemählde ist, [...], eigentlich gar nicht zu beschreiben; denn in dem Augenblicke, da man mehr als ein einziges Wort darüber sagt, fliegt die Einbildung von der Tafel weg [...]".[42] Diese Unmöglichkeit wäre durch zwei unterschiedliche Mittel zu beheben.

---

37 Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 99. In Novalis' „Die Lehrlinge zu Sais" wird auch die "Chiffernschrift" erwähnt, sie besteht aus unenträtselbaren, unverständlichen Zeichen, denn "[I]n ihnen ahndet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben, [...]." (Novalis, Werke, S. 95). Die Sprache der Kunst wird oft als eine "Ursprache", d.h. als eine die Einheit zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem, Objekt und (Ab)bild, usw. realisierende, die den Zeichen innewohnende notwendige Vermittlung aufhebende Sprache aufgefasst, wie es Novalis auch betont: "Die erste Kunst ist Hieroglyphistik." (Ebd., S. 392).

38 Wackenroder mag bestimmte Teile aus Vasaris Werk in der (damals eben noch nicht veröffentlichten) deutschen Übersetzung gekannt haben, vgl. darüber die Kommentare in: Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 292ff.

39 Vasari verwendet seinerseits auch Gemäldebeschreibungen, d.h. Ekphrasis, die für Wackenroder auch eine gewisse Beispielhaftigkeit gehabt haben mag (zur Ekphrasis bei Vasari vgl. Alpers, Svetlana: „Ekphrasis" und Kunstanschauung in Vasaris „Viten". In: Boehm, Gottfried/Pfotenhauer, Helmut (Hg.): Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart. München: Fink, 1995. S. 217-258, insbes. S. 220f.

40 Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 53.

41 Ebd.

42 Ebd., S. 82.

Einerseits durch Gedichte, die die darzustellenden Gemälde thematisieren und damit die Bildlichkeit der Sprache, der Trope der Prosopopöie intensiv konzentrieren, weil sich die gemalten Figuren in ihnen beleben, und, sich selbst darstellend und einander dialogisch ergänzend, ihre Geschichte und Gefühle erzählen, so wie dies in den „Zwei Gemäldebeschreibungen" praktiziert wird.

Das andere Mittel zur Überwindung der Kluft zwischen Verbalem und Visuellem besteht in der Erzählung über den Maler und seine Tätigkeit, in die auch Elemente von Bildbeschreibung eingehen können, die aber ins Narrative eingebettet bleiben.[43] So verfährt der Klosterbruder z.B. in „Raffaels Erscheinung". Hier wird die Entstehung des Gemäldes erzählt: es sei das Ergebnis des „durch göttliche Eingebung"[44] vollführten Nachmalens eines „Bild[es] im Geiste"[45] gewesen. Die Geschichte der Erscheinung des platonisch anmutenden „Bildes im Geiste"[46] steht in einer richtigen narrativen Rahmenkonstruktion: Der Klosterbruder berichtet einerseits über einen Brief von Raffael, in dem dieser seine künstlerische Methode zusammenfasst, dann aber folgt die Fiktion einer zufälligerweise im Kloster aufgefundenen alten Handschrift (ein beliebtes und effektives Mittel narrativer Rahmenkonstruktion), die Raffaels Erzählung der wunderbaren Erscheinung wiedergibt, somit also das Erzählte in eine mehrfache Brechung erzählerischer Vermittlung einbettet. Ein ähnliches Verfahren lässt sich im Falle der Schilderung von Leonardos „Heiligem Abendmahl" und der „Gioconda" beobachten, wo die zusammenfassende Darstellung der Gemälde mit der Erzählung kleiner Episoden/Anekdoten aus dem Umfeld ihrer Entstehung verbunden und in eine zusammenfassende Darstellung der Lebensgeschichte des Künstlers (also in einen durchaus narrativen Rahmen) eingegliedert wird, um die „Einbildung" des Malers, die „so fruchtbar und reich an allerley bedeutenden und sprechenden Bildern war"[47], vorstellen zu können. Auf Grund dieser und ähnlicher Vorgehen soll der Rezipient der Texte in die Lage versetzt werden, einen Gesamteindruck über Werte, Vertreter und Charakteristika der romantischen Kunst zu gewinnen, so dass er zur Überschreitung der Grenzen von Sprache und Bild[48], der romantischen Ästhetik folgend, verleitet wird.

---

[43] Vietta sieht die Besonderheit der „Herzensergießungen" auch darin, dass sie in „einer literarisch-narrativen Form des Sprechens, einer selbst künstlerischen Form" die romantische Kunst evozieren. Vgl. Vietta, Silvio: Heideggers Weltbildkritik und Wackenroders Kunstästhetik. In: Neumann, Gerhard/Oesterle, Günter: (Hg.): Bild und Schrift in der Romantik. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999. S, 375-387, hier S. 386.

[44] Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 56.

[45] Ebd.

[46] Über mögliche platonisch-neoplatonische Einflüsse bei Wackenroder vgl. die Kommentare in Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 301, über andere Einflüsse auf seine Kunstauffassung (Moritz, Heinse, Fiorillo u.a.) vgl. ebd., S. 294ff.

[47] Ebd., S. 75. Die Einbildung (d.h. das innere Konzept = das Bild) objektiviert sich wiederum in Bildern (das Bild geht also ins Bild über), die ihre Bedeutung haben und die – als sprechende – auch aussagen, wodurch sie mit dem Betrachter in eine Dialogsituation geraten.

2.2. Die Absicht, ein Bild lebendig und wirkungsvoll vor Augen zu stellen (also das rhetorische Mittel der Hypotypose textkonstitutiv anzuwenden), durchdringt den als Werk von August Wilhelm Schlegel geltenden Text „Die Gemählde"[49], der in Form eines aus dem Kontrast mehrerer Stimmen entstehenden fiktiven Gesprächs verschiedene Gemälde bekannter Maler darzustellen versucht und die besprochenen Bilder bzw. bestimmte Darstellungsprinzipien zugleich kritisch bewertet. Der fiktive Dialog ist 1799 im „Zweiten Bandes erste[n] Stück" der frühromantischen Zeitschrift „Athenäum" erschienen und fasst – neben dem im zweiten Stück des zweiten „Athenäum"-Bandes veröffentlichten Text „Über Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxman's Umrisse" – August Wilhelm Schlegels Ansichten über die Wechselwirkungen verschiedener Kunstarten zusammen.[50] Der in Dialogform verfasste „Gemählde"-Text fügt sich in die Tradition des platonischen Dialogs und in das Genre des (diese Dialog-Tradition teilweise weiterführenden) frühromantischen Kunstgesprächs, im Besonderen des „Gesprächs in der Gemäldegalerie"[51] ein, das zur Darstellung und Konfrontation verschiedener Ansichten geeignet ist. Die Dialogform evoziert die Unmittelbarkeit der gesprochenen Sprache, wodurch die Lebendigkeit der Bildwahrnehmung und der Wirkung festgehalten werden könnte – nicht zufällig bemerkt die am Gespräch teilnehmende Louise, ihre intuitiv-impulsiv hervorgebrachte Schilderung des Gemäldes laufe Gefahr, nach der Niederschrift zu erstarren, womit zugleich auf die für die Romantik bedeutende Opposition von ‚Schrift' und ‚Stimme' (d.h. von Fixiertem und Wiederholbarem sowie von Veränderlichem und Einmaligem[52]) angespielt wird.

---

[48] Wackenroder selbst nennt die Malerei „eine Poesie mit Bildern der Menschen" (Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe, S. 111) und folgt darin der seit der Antike lebendigen Tradition bildhaften Ausdrucks.

[49] August Wilhelm Schlegel hat den Text eigentlich mit Caroline Schlegel verfasst.

[50] August Wilhelm Schlegel beschäftigt sich mit den Fragen der verschiedenen Kunstarten und ihren Charakteristiken in seinen dem „Gemählde"-Dialog in zeitlicher Nähe stehenden Jenaer „Vorlesungen über philosophische Kunstlehre" (1798-1799) sowie in seinen Berliner „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst" (1801-1804), die eine systematische Darstellung des Problembereichs zu geben versuchen.

[51] Über dieses „Genre" der frühromantischen Dialogkunst vgl. Ziolkowski, Theodore: Das Amt der Poeten. Die deutsche Romantik und ihre Institutionen. Stuttgart: Klett-Cotta, 1992. S. 450ff., über Schlegels „Gemählde" vgl. 456ff.

[52] Vgl. Kittlers Ausführungen über den romantischen Versuch, „Schriften wieder als Stimmen zu vernehmen" (Kittler, Friedrich A.: Aufschreibesysteme 1800-1900. München: Fink, 1995, S. 101.), also die Unmittelbarkeit sprachlichen Ausdrucks zu realisieren.

Das Werk hat eine besondere Rahmenkonstruktion, indem es mit einem Dialog der drei Gesprächspartner über allgemeine Fragen der Malerei und der Bildbeschreibung bzw. Kunstrezeption sowie einige Gemälde anfängt und endet. Am Gespräch nehmen drei fiktive Figuren teil: Waller, der August Wilhelm Schlegels, Luise, die Caroline Schlegels Meinung vertritt, und Reinhold, der die Ansichten verschiedener Frühromantiker repräsentiert. Die Dialogteile umfassen Bildbeschreibungen im engeren Sinne, indem Luise die von ihr verfassten Gemäldeschilderungen vorliest (am Ende, als sie aufhört, schließt sich ihr Waller mit seinen Bildbeschreibungen an). Die Bildbeschreibungen gruppieren sich nach Malern sowie Gattungen (z.B. Landschaftsmalerei, historische Gemälde, Szenen, Porträts usw.), und die einzelnen Gruppen werden jeweils von Dialogteilen unterbrochen, in denen die Gemälde, die Maler oder die Bildbeschreibung selbst diskutiert werden. Der umfassende Rahmen, der Besuch in der Gemäldegalerie, schafft zugleich eine (wenn auch nicht detailliert ausgeführte) narrative Umrahmung zu den theoretischen und beschreibenden Ausführungen, die auf diese Weise vom Narrativen dominiert werden.

Die Dialogpartner besprechen nicht nur die gesehenen oder die in der Beschreibung vergegenwärtigten Gemälde, sondern auch ihre eigene Rezeptionshaltung, die in aufmerksamer Betrachtung besteht, deren Ergebnisse, die gesammelten Seheindrücke, dann in sprachliche Form gebracht werden, um sie anderen auch mitteilen zu können, d.h. aus dem Rezeptionsprozess einen Kommunikationsprozess zu machen, wie Luise dies formuliert:

> Ich sehe, ich bemerke anhaltend und wiederholt; ich sammle die Eindrücke in aller Andacht und Stille: aber dann muß ich sie innerlich in Worte übersetzen. Dadurch bestimme ich sie mir erst recht, dadurch halte ich sie fest, und diese Worte suchen dann natürlich den Ausweg in die Luft.[53]

Bereits hier, am Anfang des Gesprächs, wird das Problem der sprachlichen Wiedergabe des Visuellen aufgeworfen. Reinhold beklagt sich nämlich, „wie unvollkommen bezeichnen wieder Worte den Eindruck! Das Rechte kann man gar nicht nennen".[54] Damit gerät er in die Nähe der Position von Wackenroders Klosterbruder, der die Sprache nur mit Vorbehalten als zur Bildbeschreibung fähig betrachtet. Außerdem wird auch betont, „wie viel auf das ankommt, was der Betrachter [an Eindrücken] mit hinzubringt."[55] Letzten Endes wird aber die Möglichkeit, das Gesehene auf eine bestimmte Art wiederzugeben, nicht bestritten:

---

[53] Schlegel, August Wilhelm: Die Gemählde. Gespräch. In: Athenäum. Zweiten Bandes Erstes Stück. Berlin: Heinrich Fröhlich, 1799. S. 39-151, hier S. 46 (Reprint-Ausgabe: Dortmund: Harenberg, 1989; die Seitenzahlen beziehen sich auf die der Erstausgabe).

[54] August Wilhelm Schlegel, Die Gemählde, S. 47.

[55] Ebd.

> Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein sinnlicher Abdruck leisten kann. Ich sage bloß, daß sie fähig ist, den Geist eines Werkes der bildenden Kunst lebendig zu fassen und darzustellen.[56]

Hier taucht auch der Gedanke der Annäherung verschiedener Kunstarten aneinander auf: „Und so sollte man die Künste einander nähern und Übergänge aus einer in die andre suchen. Bildsäulen belebten sich vielleicht zu Gemählden, [...] Gemählde würden zu Gedichten, Gedichte zu Musiken; [...]"[57], so dass dies durch die Sprache als „das allgemeine Organ der Mittheilung"[58] ermöglicht wird. Die darauf folgenden Bildbeschreibungen versuchen die Bilder verbal zu fassen, indem stets auf ihre visuelle Beschaffenheit (Formen, Zeichnung, Kolorit, Komposition) sowie auf den dargestellten Gegenstand oder Geschichte/Situation hingewiesen wird, die oft zu narrativen Schilderungen führen. Die Beschreibungen sind auch nicht ganz neutral, sondern enthalten stets wertende Passagen, so wird zugleich auch Kunstkritik geübt: „Wir können nicht charakterisieren, ohne dass darin auf gewisse Weise ein Urtheil enthalten wäre."[59] Dadurch wird auch ein gewisser Kanon der für die Romantiker ausschlaggebenden Maler (Raffael, Leonardo, Salvator Rosa, Poussin, Correggio usw.) angedeutet. Letzten Endes evoziert auch der konkrete Ort, ein eminenter Raum des Gedächtnisses[60], d.h. die Gemäldegalerie, das Museum,[61] die selektive Zusammenführung von aus irgendeinem Grund aufzubewahrenden Kunstgegenständen, die für das kulturelle Gedächtnis relevant sein sollten, und das Gespräch wird auch zu einem Dokument der interpretativen Verschiebungen, die zu Umakzentuierungen des Künstler-Kanons führen.[62]

---

56 Ebd., S. 48.

57 Ebd., S. 49f.

58 Ebd., S. 50.

59 Ebd., S. 69. Durch die Verbindung von Schilderung und Wertung wird auch das romantische Postulat der Vereinigung von Poesie und Kritik erfüllt.

60 „Lieu de mémoire" vgl. Le Rider, Jacques: An Stelle einer Einleitung: Anmerkungen zu Pierre Noras „Lieux de mémoire". In: Csáky, Moritz/Stachel, Peter (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust. Wien: Passagen, 2000, S. 15-22.

61 Zu den Funktionen des Museums vgl. u.a. Korff, Gottfried: Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum. In: Csáky, Moritz/Stachel, Peter (Hg.): Speicher des Gedächtnisses, S. 41-56.

62 Zu Fragen der Kanonisierung und ihrer Veränderungen in der Goethezeit vgl. Eibl, Karl: Textkörper und Textbedeutung. Über die Aggregatzustände von Literatur, mit einigen Beispielen aus der Geschichte des Faust-Stoffes. In: Heydebrand, Renate v. (Hg.): Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1998, S. 60-77, hier insbesondere S. 62f.

Den „Gipfel" der Bildbeschreibungen bildet das durch die Romantiker als Inbegriff romantischer Kunst interpretierte Bild von Raffael, die Sixtinische Madonna, das in der Dresdener Kunstgalerie an exponierter Stelle zu sehen war, und das den Betrachter verstummen lässt: „Aber wie soll man der Sprache mächtig werden, um das Höchste des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt so unmittelbar, und geht gleich vom Auge in die Seele, [...].[63] Die eigentliche Bildbeschreibung ist von einer „virtuellen" Nachzeichnung begleitet: „Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, [...]", die Beschreibung ist gleichzeitig Erinnerung, erinnerte Einbildung: „Ich finde es oft erst in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt".[64] Die Erinnerung bezieht sich auf einen Gegenstand, der nach Interpretation verlangt. Im Zentrum der Betrachtungen steht die Wirkung des Bildes auf den Betrachter, die mehrfach als „Andacht" bezeichnet wird.[65] Die Analyse und die Aufzählung der einzelnen Bildelemente dienen auch dazu, den Wirkungsmechanismus des Gemäldes aufzudecken. Es werden die Komposition, die Figuren, der allgemeine Eindruck, Farben und Lichteffekte sowie die Struktur beschrieben, wobei die Beschreibung mit wertenden Feststellungen (grenzenlos/begrenzt[66]) gekoppelt wird. Das Moment der Zeitlichkeit wird, den Rahmen der eigentlichen Beschreibung überschreitend, auch hereingespielt, indem den Hintergrund des Bildes bestimmende narrative Aspekte (Elemente der Lebensgeschichte des Erlösers) besprochen und dann wieder in die Zeitlosigkeit des Bildes, wo sie „für ewig festgehalten"[67] sind, zurückgeführt werden. Die Beschreibung erstreckt sich auch auf die „Handlungen" und das Benehmen der Figuren des Bildes, wobei ihre Blicke eine besondere, den Betrachter orientierende Rolle spielen: „[...] aber dann leitet der älteste mit seinem sinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; [...]".[68] Damit wird die Grenze zwischen Bildgeschehen und Bildbetrachtung gewissermaßen überschritten, um letzlich auch allgemeinen Kunstbetrachtungen und Reflexionen über die Möglichkeit von Bildbeschreibung Raum zu geben: Obwohl „die Unzulänglichkeit der Sprache"[69] und sogar ihre Überflüssigkeit wiederum behauptet wird, denn „[das Bild] wirkt so unmittelbar, und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei"[70], wird über die Kette von Betrachtung, Schilderung und sprachliche Fixierung (Niederschrift) die

---

63 August Wilhelm Schlegel, Die Gemählde, S. 125.

64 August Wilhelm Schlegel, Die Gemählde, S. 127f.

65 Damit schließt sich dieser Text der in den „Herzensergießungen" vielfach zum Ausdruck gebrachten (Kunst)andacht an, in der mythisch-religiöse Elemente die Kunstproduktion und -rezeption wesentlich mitbestimmen.

66 August Wilhelm Schlegel, Die Gemählde, S. 129.

67 Ebd., S. 130.

68 Ebd., S. 133.

69 Ebd., S. 125.

70 Ebd.

Unentbehrlichkeit der Sprache und die gegenseitige Bedingtheit von bildenden Künsten und Poesie postuliert:

> Sie [die bildenden Künste; M.O.] entlehnen Ideen von ihr, um sich über die nähere Wirklichkeit wegzuschwingen, und legen dagegen der umherschweifenden Einbildungskraft bestimmte Erscheinungen unter. Ohne gegenseitigen Einfluß würden sie [die bildenden Künste; M.O.] alltäglich und knechtisch, und die Poesie zu einem unkörperlichen Phantom werden.[71]

Der gegenseitige Einfluss setzt auch die Übersetzung und die Übersetzbarkeit zwischen beiden Bereichen voraus: „[...] sie [die Poesie] soll immer Führerin der bildenden Künste sein, die ihr wieder als Dolmetscherinnen dienen müssen"[72], so dass hier das frühromantische Postulat der Vereinigung verschiedener Kunstarten, Wissenschaften u.a. erneut und auf die Malerei angewendet seine Formulierung findet.[73] Auf die Gattung der Illustration literarischer Werke bezogen, führt August Wilhelm Schlegel den Gedanken der Dolmetscher-Funktion zwischen verschiedenen Kunstarten weiter aus und betrachtet die dadurch verbundenen Künste als gleichrangig:

> So erhielte man das seltene aber entzückende Schauspiel des Zusammenwirkens zweier Künste, in Eintracht und ohne Dienstbarkeit. Der bildende Künstler gäbe uns ein neues Organ den Dichter zu fühlen, und dieser dollmetschte wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffersprache der Linien und Formen.[74]

Letzten Endes wird bei August Wilhelm Schlegel der „Unzulänglichkeit der Sprache" durch die eigenartige Paradoxie der Bildbeschreibungen ein sprachlicher Ausdruck gegeben, der diese Unzulänglichkeit aufhebt. Daneben fügt sich die Verbindung und Gleichstellung der Kunstarten in das romantische Programm ein, so „daß durch die Rückführung der Künste auf ihr sprachliches bzw. poetisches Prinzip, diese kompatibel und untereinander kommunikativ werden".[75]

---

[71] Ebd., S. 134.

[72] Ebd.

[73] Ähnlich verbindet Novalis verschiedene Wahrnehmungsbereiche in seinen Überlegungen über die Sprache: „Das wird die goldne Zeit sein, wenn alle Worte – Figurenworte – Mythen – und alle Figuren – Sprachfiguren – Hieroglyphen sein werden – wenn man Figuren sprechen und schreiben – und Worte vollkommen plastisieren, und musizieren lernt." (Novalis, Werke, S. 437).

[74] Schlegel, August Wilhelm: Über Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxman's Umrisse. In: Athenäum. Zweiten Bandes Zweites Stück. Berlin: Heinrich Fröhlich, 1799, S. 193-246, hier S. 203 (Reprint-Ausgabe: Dortmund: Harenberg, 1989; die Seitenzahlen beziehen sich auf die der Erstausgabe).

[75] Becker, Claudia: „Naturgeschichte der Kunst": August Wilhelm Schlegels ästhetischer Ansatz im Schnittpunkt zwischen Aufklärung, Klassik und Frühromantik. München: Fink, 1998, S. 25.

2.3. Nach der ersten Periode der Grundlegung der frühromantischen Ästhetik wendet sich Friedrich Schlegel auch in der Praxis bestimmten Fragen zu, die den Kern seiner theoretischen Überlegungen bildeten, und er schreibt – für den späteren Rezipienten sogar als mit den Texten von Wackenroder und August Wilhelm Schlegel bzw. mit seinen früheren Werken im intertextuellen Dialog stehende Texte lesbare – Gemäldebeschreibungen für seine eigene (nicht sehr langlebige) Zeitschrift „Europa". Die hier veröffentlichten Texte zur Malerei (die in der kritischen Ausgabe von Schlegels Werken unter dem Titel „Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden" zusammengefasst sind) lassen sich in zwei Gruppen teilen: Die Texte „Nachricht von den Gemälden in Paris", „Vom Raffael", „Nachtrag italiänischer Gemälde" behandeln Werke der italienischen Malerei, wogegen die Texte „Zweiter Nachtrag alter Gemälde" und „Dritter Nachtrag alter Gemälde" Schlegels Begegnung mit der altdeutschen Kunst dokumentieren.[76]

Im ersten Teil der Gemäldebeschreibungen in der „Europa" („Nachricht von den Gemälden in Paris"), beschreibt Schlegel die im Pariser Louvre gesehenen Bilder. In der erst mehrere Jahre später entstandenen „Vorrede"[77] beruft er sich auf Grundbegriffe der romantischen Ästhetik, „Fantasie", „Erinnerung" und „Ahndung", deren Verbindung „ein wesentliches Glied und Element des Menschengeistes überhaupt"[78] und zum Kunstverständnis im Allgemeinen notwendig sei. „Um das Schöne in den materiellen Künsten [...] richtig zu empfinden"[79], behauptet er weiterhin, „ist jene allgemeine Fantasie nicht hinreichend; sondern es wird dazu eine eigentümliche Richtung, eine besondre Verschmelzung und Durchdringung derselben mit dem für jede dieser Künste bestimmten Sinnenorgan erfordert", nämlich ein besonderer Blick, wodurch „das Auge innerlich hell [wird] für das Schöne in dem Gebilde der äußern Erscheinung, [...]".[80]

Die Gemäldebeschreibungen entstehen eigentlich vor dem Hintergrund der Erinnerung, indem der Autor seine Berichte in einen an einen Dresdner Freund gerichteten Brief einbettet und in dieser fiktiven Briefform seinen Leser quasi-dialogisch anspricht. Anlässlich des Besuchs im Louvre werden ständig die in der

---

[76] Im Weiteren beschränke ich mich auf die Textteile, die die italienische Kunst zum Gegenstand haben, um dadurch die Beziehungen zu Wackenroders und August Wilhelm Schlegels hier behandelten Werken, die vor allem die italienische Kunst behandeln, aufrechtzuerhalten. Eine weitere eingehende Untersuchung sollte der Behandlung „altdeutscher" Kunst bei Wackenroder und Friedrich Schlegel gewidmet werden, die hier aus Umfangsgründen nicht geschehen kann.

[77] Entstanden für die vom Autor selbst redigierte Ausgabe „Friedrich Schlegels sämmtliche Werke", deren sechster Band (Wien, bei Jakob Mayer u. Co. 1823) die Gemäldebeschreibungen enthält.

[78] Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe. Bd. 4. Hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. München, Paderborn, Wien: Schöningh; Zürich: Thomas-Verlag, 1959, S. 3.

[79] Ebd.

[80] Ebd.

Dresdner Galerie bei der Betrachtung der dort ausgestellten Gemälde gewonnenen Eindrücke evoziert und damit gleich zwei Zeitebenen (also ein durchaus narrativer Rahmen) geschaffen.[81] Damit werden auch zwei für die Kunstbetrachtung des Briefschreibers (und die romantische Kunsttheorie) bedeutende Orte, die Dresdner Gemäldegalerie und der Louvre, als Orte der Kunstbetrachtung sui generis miteinander verknüpft:

> [...] daß ich mich in dem Pariser Museum nicht selten an die Dresdner Galerie erinnerte; eine Erinnerung, die mir besonders für den Correggio sehr wichtig war, da beide Sammlungen mit Werken dieses tiefsinnigen Künstlers gleich reichlich versehen sind, [...]. Aber auch für den Raffael war mir die Kenntnis der Dresdner Galerie wichtig, denn die daselbst befindliche Madonna dieses Meisters bleibt einzig auch nach allem was man hier von ihm sehen kann.[82]

Nachdrücklich betont und erzählt werden nicht nur die Bilder, sondern auch die „Umstände": das Gebäude selbst, der Besuch und der Rundgang im Museum, die Anordnung der Räume und die Anordnung der Bilder, wodurch sie in einen Beschreibungsraum gestellt werden, der selbst – als Rahmen für die individuellen Erinnerungen – als Ort der Aufbewahrung von Vergangenheit und ihren „Denkmälern" als Gedächtnisort par excellence funktioniert. Dieser Ort vereinigt zugleich die betrachteten Bilder zu einer größeren Einheit, sie „erklären sich gegenseitig", sie werden „nur in ihrer gegenseitigen Beziehung erst verständlich".[83]

Der Betrachter bekennt zuerst seine allgemeine Einschätzung und Vorliebe für den „Styl der alten Malerei"[84], die eine Hinwendung zur älteren italienischen Malerei bedeutet, die demgemäß um- und (gegenüber der Hochrenaissance) aufgewertet wird, und zwar auf Grund von Eigenschaften, die dem eben infolge solcher Betrachtungen sich herauskristallisierenden Konzept einer „christlichen" Kunst im Allgemeinen zugeschrieben werden:

> Ich habe durchaus nur Sinn für die alte Malerei, nur diese verstehe und begreife ich, und nur über diese kann ich reden. Von der französischen Schule und von den ganz späten Italiänern will ich nicht sprechen, aber selbst in der Schule der Carraccis finde ich nur äußerst selten ein Gemälde, das mir etwas wäre, worüber ich etwas Bestimmtes und Eigentliches zu sagen wüßte.[85]

---

[81] Hinzu kommt eigentlich noch eine dritte Zeitebene, die des (fiktiven) Briefschreibens, auf die hier nicht detailliert eingegangen werden soll.

[82] Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 4, S. 12.

[83] Ebd.

[84] Ebd., S. 14.

[85] Ebd., S. 13. Es soll hier bemerkt werden, dass die in den romantischen Kanon aufgenommenen Maler davon ausgenommen werden: „[...] wenn nicht irgend ein großes Prinzip, wie beim Correggio oder Raffael, die Ausnahme rechtfertigt." (Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 4, S. 14).

Nach der Bestimmung der „Grenzen" und der „Grundsätze"[86] seiner Darstellung folgt der Museumsbesucher der Prozessualität der Betrachtung und seiner eigenen Bewegung im Raum, so dass die einzelnen Bildbeschreibungen in diesen Rahmen eingebettet sind. Die Beschreibungen selbst sind wiederum keine genauen Beschreibungen der Struktur, der Komposition, der Farben usw., sondern die kurzen Angaben der Themen der Gemälde sind mit allgemeinen Bewertungen und oft rhetorisch pointierten Feststellungen über die Wirkung auf den Betrachter verbunden: „Man glaubt wirkliches Leben vor sich zu sehen; und wäre es wirklich, so würde man sagen: Wie malerisch! Welch ein Gemälde!"[87]

Der Autor des fiktiven Briefes kommentiert auch ständig seine ordnende und wertende Tätigkeit, wodurch eine Meta-Ebene der Beschreibung zustande kommt:

> Ich werde nunmehr, [...] um nicht durch die Verwirrung der einzelnen Anschauungen zu ermüden, nicht mehr wie bisher Stück vor Stück durchgehen, sondern alles unter gewisse allgemeine Kapitel ordnen, nach den Künstlern oder nach der Gattung, der Nation der sie angehören, oder auch nach noch allgemeinern Gesichtspunkten.[88]

Schlegels Paradigma der wichtigen Maler – Correggio, Leonardo, Raffael – entspricht im Großen und Ganzen dem von Wackenroder und August Wilhelm Schlegel, aber auch einer „klassischen" Auswahl (z.B. bei Mengs und Winckelmann und ihnen folgend bei Goethe[89]), weicht aber davon in den Wertungskriterien und der Beschreibungstechnik ab. Hier ist besonders hervorzuheben, dass – denn, wie Osterkamp betont, „[j]ede Bildbeschreibung setzt eine Bilddeutung voraus, und sie hält mit den in ihr repräsentierten Bildqualitäten zugleich die hermeneutische Leistung des Betrachters fest"[90] – bei Schlegel diese Leistung des Betrachters (die Perspektive des Briefschreibers) mit der Beschreibung der kompositorischen und thematischen Elemente des Bildes, im Abschnitt Vom Raffael mit der Erzählung der verschiedenen Schaffensperioden des Malers und der Beschreibung der räumlichen Disposition der Bilder im Museum, ihrer Thematik, Farbengebung, Lichtverhältnisse usw. einhergeht und Raffael der älteren Malerei annähert: „Raffael hat oft auch ganz in dieser alten Art gemalt; es zeigt sich auch hier seine vielumfassende Mannichfaltigkeit, die Universalität seines Geistes."[91] Die Bildbeschreibungen münden in „zwei allgemeine Reflexionen [...], zu welchen die neue reichere Anschauung des Raffael Gelegenheit gab"[92], in denen eine kunsthistorische Unterscheidung der „alte[n] und der neue[n] Schule der italiänischen Malerei"[93] getroffen und eine

---

86 Ebd.
87 Ebd., S. 17.
88 Ebd., S. 21.
89 Vgl. Osterkamp: Im Buchstabenbilde, S. 133.
90 Ebd., S. 2.
91 Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 4, S. 50.
92 Ebd., S. 55.
93 Ebd.

Verbindung dieser „älteren Schule" mit Dürer und der alten deutschen Kunst/Malerei[94] geschaffen wird. Die Gegenstände der Malerei werden damit aus der Sicht der romantischen Ästhetik eingeschätzt[95], zugleich aber werden bestimmte Positionen der frühromantischen Auffassung verändert und die analysierten Bilder und Künstler einer christlichen (und sogar konfessionellen) Uminterpretation unterzogen, die Friedrich Schlegels veränderte ästhetisch-theoretische Stellung repräsentiert, die „ständigen Verschiebungen unterworfen"[96] ist, jedoch die Vermittlungsproblematik, „das frühromantische Vermittlungsparadoxon"[97] fortdauernd weiterführt.

3. Bildbeschreibung und moderne Ästhetik

Die Leistung von Friedrich Schlegel sowie der Praxis der (früh)romantischen Bildbeschreibung, die eine gewisse gemeinsame Rhetorik anwendet, ist aus unterschiedlichen Perspektiven wichtig. Einerseits wird durch diese Autoren ein Paradigma der beispielhaften und der eigenen Position entsprechenden Künstler (z.B. Dürer, die altdeutsche Malerei) geschaffen bzw. ein bestimmtes Paradigma den eigenen Kriterien folgend umgewertet (die Malerei der Renaissance bzw. einige emblematische Malerfiguren), andererseits wird eine historische Betrachtungsweise der Malerei sichtbar, die die ewigen „Werte" relativiert und als Wandlungsprozessen unterworfen betrachtet, wodurch die ersten Schritte zu einer

---

[94] Friedrich Schlegel betont hier: „So viel ist klar, mit dem Styl der alten Italiäner stimmt sein [Dürers] tiefsinnigerer Geist recht wohl zusammen, aber nicht so mit dem der modernen Italiäner." (Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 4, S. 60), und im „Dritte[n] Nachtrag alter Gemälde" berichtet er auch von altdeutschen und niederländischen Gemälden. Neben der kunsthistorischen Umakzentuierung gibt er dadurch auch Anstoß zur Entwicklung einer „christlichen" (romantischen) Malerei; zu Friedrich Schlegels Anregung auf die „junge Künstlergeneration" vgl. Eilert, Heide: Ästhetisierte Frömmigkeit – religiöse Ästhetik. Zur Dialektik der romantisch-nazarenischen Kunstprogrammatik und ihrer Fortwirkung im 19. Jahrhundert. In: Aurora 57 (1997), S. 93-11, hier S. 99.

[95] Wie Becker hervorhebt, „[d]er klassische und romantische Weg trennen sich erst mit den Gemäldebeschreibungen F. Schlegels in der Zeitschrift »Europa«" (vgl. Becker, Claudia, „Naturgeschichte der Kunst", S. 124). August Wilhelm Schlegels Position können zwar Elemente einer „klassischen" Auffassung nachgewiesen werden, seine Gemäldebeschreibungen und der dadurch zum Ausdruck gebrachte Standpunkt entsprechen aber durchaus der frühromantischen Auffassung, der „christlich-romantische" Weg trennt sich vom (sogar eigenen) frühromantischen vielmehr bei Friedrich Schlegel.

[96] Brauers, Claudia: Perspektiven des Unendlichen. Friedrich Schlegels ästhetische Vermittlungstheorie. Berlin: Erich Schmidt, 1996, S. 69.

[97] Ebd.

Kunstgeschichte getan werden[98], die dadurch der allgemeinen Tendenz, dem „Einzug des Historismus in die Kunst- bzw. Literaturbetrachtung" entsprechen.[99] Indessen wird in den Bildbeschreibungen – mit der Thematisierung der Problematik von Bild/Bildlichkeit/Bildbeschreibung sowie des Übersetzens von Visuellem in Sprachliches, mit dem ständigen Mitreflektieren der Fragen der kompositorischen Perspektive und der Perspektive des Betrachters bzw. ihren Übergängen – eine durchaus der romantischen Ästhetik entsprechende Stellung eingenommen. Die Erfahrung und Thematisierung der Prozessualität (sowohl der Betrachtung als auch der Beschreibung) verbindet dieses romantische Postulat mit der Moderne/Modernität, die aus „Distanzerfahrung" entsteht.[100] Die Zeitlichkeit und die daraus entspringende Fragilität vermag der Künstler durch den Universalitätsanspruch der als integrativ verstandenen (d.h. alle Bereiche vereinigenden[101]) Poesie zu überwinden, indem er zugleich die eminente Rolle der Sprache und der Vermittlung (Übersetzung) – wie die Problematik und die Wichtigkeit der Bildbeschreibung dies repräsentiert – an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erlebt und thematisiert.

---

98 Littlejohns, Richard: Frühromantische Kunstauffassung und wissenschaftliche Kunstgeschichte. In: Saul, Nicholas: Die deutsche literarische Romantik und die Wissenschaften. München: Iudicium Verlag, 1991, S. 234-249, hier S. 238.

99 Becker, Claudia, „Naturgeschichte der Kunst", S. 19.

100 Vgl. Figal: Modernität. In: ders.: Der Sinn des Verstehens. Stuttgart: Reclam, 1996, S. 112-131, hier S. 112: Diese Distanzerfahrung besteht darin, „daß die Gegenwart vom Vergangenen durch einen Riß getrennt ist".

101 Vgl. dazu die im Athenäums-Fragment 116 formulierte Idee der „progressiven Universalpoesie", Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 2, S. 182.

Sándor Komáromi (Budapest)

Vom deutschen zum ungarischen Buch

Verlegerische Wege der Gebrüder Wigand im Wandel der Sprachlandschaft in Pressburg, Kaschau und Pest vor 1848

Es geht hier um ein Stück gemeinsame ungarndeutsche und magyarische Buchgeschichte im Kraftfeld der Veränderungen, die die Sprachlandschaft im Laufe der ungarischen Nationalbewegung in den Jahrzehnten vor der 1848er Revolution auf politischer und sozialer Ebene erfuhr. Eine für Ungarn typische ständisch-nationale Elite der Titularnation (teilweise in untereinander zerstrittenen Gruppen des höheren und mittleren Adels) und ihre entschieden liberal- und radikaldemokratische Intelligenz (meist aus dem Kleinadel) führten ihren Kampf für eigene wirtschafts-, staats- und kulturpolitische Interessen größtenteils in Opposition zur habsburgisch-absolutistischen Politik Wiens. Im Gegenzug zu allen anderen ungarländischen Nationalitäten stimmte die traditionelle deutsche Bürgerschaft der Städte, wie bekannt, den magyarischen Bestrebungen weitestgehend zu. Zielsetzung der Magyaren war auch die Erlangung der Sprachsouveränität beim Abbau der öffentlichen Funktionen des Lateinischen, unter Ausschluss jeder Möglichkeit zu Ungarns Germanisierung. Die gesetzliche Verankerung aller offiziellen Rechte des Ungarischen war schon vor der Revolution in einem langwierigen Prozess erreicht, während sie der realen Entwicklung, zumindest in den zentralen Regionen und insbesondere in Pest, stets nachhinkte: Das städtische Sprachmilieu verlor durch den angewachsenen Verkehr und massenweisen Zuzug aus der Umgebung schnell sein überwiegend deutsches Gepräge. Unwiederbringliche Verluste blieben dem Deutschen in seiner scheinbar unveräußerlichen Position als Kontakt- und Bildungssprache (derer sich selbst die ungarische Intelligenz bediente) zunächst erspart; seine Position reichte noch für Funktionen eines parallelen, zweiten Standards aus.

Die Entwicklung in Richtung eines Doppelstandard wurde vielleicht in reinster Form durch zweisprachige Strategien der Buchproduktion wettgemacht. Das ungarländische Sprachgemisch, das mancherorts zur wahren Turbulenz wurde, verlangte von den Verlegern Kalkül und Biegsamkeit in Richtung des Sprachverhaltens des jeweiligen Publikums. Karl Friedrich Wigand (1781-1849) in Ödenburg und Pressburg sowie sein jüngerer Bruder Otto Wigand (1795-1870) in Kaschau und Pest (zuletzt in Leipzig, wo er zu Ungarn Kontakte hielt) erscheinen uns hierfür als exemplarische Figuren aus dem damaligen ungarländischen Buchgewerbe, deren Betätigung das Epochenbild zwischen etwa 1815 und 1848 an mehreren Schauplätzen in wesenhaften Zügen markiert. Als Dritter kommt

der jüngste Bruder Georg Wigand in Kaschau ins Bild. Dreißig Jahre Wigandscher Verlagsproduktion sind an wahrhaft interaktiven Schnittpunkten ungarndeutscher (im damaligem Wortgebrauch: deutschungarischer) und magyarischer Interkulturalität angesiedelt.

1. Drei nach Ungarn verschlagene Buchgewerbler aus Deutschland

Karl und Otto Wigand gehören zu dieser Zeit und am Ende der napoleonischen Kriege zu den neuen Migranten aus Deutschland, die Neuland für ihr Gewerbe suchen. Sie kommen aus Göttingen, aus der Schneiderschen und der Deuerlichschen Lehre. Karl trifft nach einigen Zwischenstationen seiner Wanderung 1811 in Pressburg ein. Als Gesellschafter der Lippertschen Buchhandlung zu Pressburg erwirbt er eigene Rechte zunächst in Ödenburg, später erkauft er aber auch das Löwesche (einem Teil der biographischen Quellen zufolge: das Lippertsche) Geschäft zu Pressburg. Der Buchhandlung schließt sich hier bald auch ein Verlag an. Karl Wigands Name verband sich später ein gutes Jahrzehnt lang auch mit der Herausgabe der traditionsreichen „Pressburger Zeitung". Otto folgt Karl hierher nach, um sich mit dessen Hilfe 1816 in der weiter im Osten, am Rand des Zipserlandes gelegenen Stadt Kaschau zu behaupten. Otto empfängt hier selbst 1822 Georg Wigand zur Lehre und überlässt ihm die Geschäfte Ende 1827 bei seinem Weggang nach Pest. Der Ausbau der Firma geht in beiden Fällen parallel in Sortimentsgeschäft und Verlagsbuchhandlung vor sich. Der ohnehin schon von deutschstämmigen Kräften beherrschten ungarländischen Zunft neu angeschlossen, exponieren sich beide rein sachlich, mit frischem Mut und wahrem Talent auf dem mehrsprachigen Feld – ohne vorgefasste Meinung zur Nationalität und Sprachhierarchie, jedoch mit dem Weitblick von wackeren Grenzgängern. Beide erkämpfen erfolgreich ihren Platz neben den einheimischen, früher angesiedelten Vertretern der Zunft (Händlern, Druckern oder Bindern). Sie heiraten auch in die protestantische deutschungarische Schicht ein: Sie nehmen sich eine Frau aus dem Ankunftsmilieu. Ottos Wahl trifft die Tochter des evangelischen Stadtpfarrers Heckenast zu Kaschau. Der Sohn Gustav kommt später in Pest übrigens zu ihm in die Lehre, um bald Wigands Nachfolger zu werden. Otto Wigand kehrt nämlich nach erfolgreicher ungarländischer Betätigung in Kaschau und Pest in den frühen 1830er Jahren wieder nach Deutschland zurück, um seine Karriere als Verleger in Leipzig neu aufzubauen. Ihm folgt, mit einigem Abstand, auch Georg. Karl Wigand verbleibt hingegen in Ungarn, nach seinem Tod im Jahre 1849 führen drei Söhne (teilweise längst schon Teilhaber der Firma) die Geschäfte weiter. Gustav Heckenast als Nachfolger baut, nicht zuletzt aus der hervorragenden Erfahrung bei Wigand, die am meisten angesehene, international renommierte und auch weiterhin auf dem interkulturellen Feld wirkende Buchfirma der 1840-50er Jahre

in Ungarn aus, noch bevor die Erbschaft an die rein ungarische Formation der nicht minder namhaften Franklin-Gesellschaft übergeht.

Biographische oder firmengeschichtliche Details des Wigandschen Gruppenbildes[1] im ungarländischen Bezug sind in der verstreuten ungarischen Literatur nur lückenhaft oder in ungenauer und widersprüchlicher Form zu verfolgen, in neueren deutschen Quellen aber oft in gar keiner Form mehr zu finden. Das Literatur-Lexikon von W. Kosch zum Beispiel verliert kein Wort von den anderthalb Jahrzehnten Wigandscher Wirkung in Ungarn: Es gibt das Gründungsjahr des Leipziger Otto Wigand-Verlages wohl mit dem von Kaschau an, ohne den eigentlichen Gründungsort beim Namen zu nennen. Obendrein wird die Stadt Kaschau (ung. Kassa) bei Georg Wigand, augenscheinlich über die Biographie des Neffen Georg Heinrich, mit Kassel verwechselt.[2] Die „Brockhaus-Enzyklopädie", deren damals aktuelle Auflage Otto Wigand Anfang der 1830er Jahre als Grundlage für das erste ungarische Lexikonwerk in Pest übernahm, führt den Verleger – ohne die Ungarn-Bezüge der Biographie – bis zur 14. Auflage 1895 an, seither aber in gar keiner Form. Erwähnt wird allein Georg Wigand – beim Buchkünstler A. L. Richter als dessen Auftraggeber.[3]

---

1 Vgl. Wurzbach, C. von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. Bd. 56. Wien 1888. (zu Georg und Karl W.), S. 13f.; Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 44. Leipzig 1897. (zu Georg und Otto W.), S. 449ff. u. 457; Schmidt, Rudolf: Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes. Bd. 6. Eberswalde 1908. u. Reprint-Ausg., Hildesheim u. New York 1979, S. 1043ff; Wiegel, Karl: Otto Wigand. Ein fortschrittlicher Drucker und Verleger des 19. Jahrhunderts. In: Marginalien. Blätter der Pirckheimer-Gesellschaft. H. 13. Berlin 1963, S. 33-44; Slovenský Biografický Slovník. 6. Bd. Martin 1994, S. 367; Deutsche Biographische Enzyklopädie. München 1999. Bd. 10, S. 493. (zu O. Wigand. – Der Artikel bezieht sich hier auf: Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Hg. v. Manfred Asendorf u. Gerhard Menz. Stuttgart u. Weimar 1997.) – In ungarischer Sprache vgl. vor allem Sennowitz, Adolf: Wigand Ottó. 1795-1870. In: Magyar Könyvkereskedők Évkönyve [Jahrbuch des Ungarischen Buchhandels]. Jg. 5. 1894. Budapest 1895, S. V-XXVI. (auch zu Karl und Georg Wigand) u. Steinhofer, Károly: A kassai könyvkereskedelem története 1712-tól a jelenkorig [Geschichte des Buchhandels in Kaschau von 1712 bis zur Gegenwart.] . Ebd., Jg. 16. 1906, S. 36ff. (zu Otto und Georg Wigand.)

2 Deutsches Literatur-Lexikon (begr. v. W. Kosch). 2. neubearb. Aufl. 4. Bd. Bern 1958, Sp. 3371.

3 Brockhaus-Enzyklopädie. 19. völlig neu bearb. Aufl. Bd. 18. 1992, S. 394.

2. Deutsches Buch zwischen Erbauungsliteratur und Landeskunde in Pressburg und Kaschau

Die beiden älteren Wigands – Karl in Pressburg, dem Sitz des ständisch-ungarischen Reichstages, einer deutsch geprägten Stadt an der Sprachgrenze und in engster Nachbarschaft zu Wien, Otto im nordostungarischen Kaschau mit starker deutscher Tradition – nehmen nach einem guten Anlauf im Bücherverkauf zunächst Themen und Gattungen in Angriff, die dem traditionellen Bedarf des deutschsprachigen Lesers und Benutzers unterschiedlicher Provenienz genügen. Die Produktion beruht auf deutschsprachigen Autoren und Zweisprachlern aus der Region, die allerorts schon zwischen Wien und Ofen-Pest publizieren.

Karl Wigand gibt vor allem Fachbücher mit gewohnten Themen heraus. Aus der frühen Produktion sind beispielsweise bekannt: Eine kleine mineralogische Topographie Ungarns („Versuch eines topographisch-mineralogischen Handbuches von Ungarn – Ein Taschenbuch für mineralogische Excursionen, Reisende...", 1817)[4] des in Raab gebürtigen Pädagogen Christian A. Zipser (1788-1864) aus Neusohl oder „Grundsätze der Schafencultur" (1817) vom Professor der Georgikon-Akademie zu Keszthely, Matthias A. Angyalffy (1776-1839). Ähnliche Titel folgen noch in späteren Jahren, wie Johann L. Stocz' ungarländische Landeskunde (im Übergang zum Schulbuch): „Das Königreich Ungarn, nach dessen Grösse, Bevölkerung, Landesbestande, physischer Beschaffenheit, Cultur- und Handelsverhältnissen" (1824) u. a. Dem Fachbuch schließt sich, neben Schulbüchern, auch kirchliche Literatur an – wie eine „Christliche Hauspostille" (1822) des jung verstorbenen Pfarrers Michael Ugróczy (1792?-1826) aus der Ödenburger Umgebung oder die theologischen Ausführungen „Zeichen der Zeit – auch ein Beitrag zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen" (1823) vom Raaber Kanoniker Laurenz Hohenegger (1782-1842).

Durch Otto Wigands Neigung zur Dichtung, Philosophie und Pädagogik kommt es zu einer Art freien Arbeitsteilung zwischen ihm und dem Bruder, die oft auch den gegenseitigen Austausch des ortsbedingten Autorenkreises nach sich zieht. In Kaschau fängt die verlegerische Betätigung mit dem kurzlebigen „Kaschauer Wochenblatt für Ober-Ungarn" (März-September 1818, mit der Zielsetzung, „Produkte vaterländischen Geistes und heimatlichen Betriebsamkeit" zu befördern[5]) an. Unter den Mitwirkenden befinden sich spätere Autoren von Wigand-Büchern, wie z.B. der bekannte Käsmarker Pädagoge Johann A. Genersich (1761-1823), der in seinen letzten Jahren in Wien wirkte. Für ein deutsches bürgerliches Blatt war

---

[4] Zu Karl Wigands Herausgaben vgl. auch das „Verzeichniss der Verlags- und Commissionsbücher von Carl Friedrich Wigand in Pressburg & Ödenburg". 1845. 8 S.

[5] Plan und Zweck dieser Schrift. In: Kaschauer Wochenblatt für Ober-Ungarn. Nr. 1, 28. März 1818, S. 1.

es damals in Kaschau doch noch zu früh. Unter den ersten Buchautoren bei Otto Wigand tritt der pädagogisch interessierte Rittmeister Graf Fedor Karaczay (1787-1859) aus einer nach Siebenbürgen verschlagenen kroatiendeutschen Offiziersfamilie 1819 mit seinem „Wechselseitigen Unterricht in der Bell-Lancasterschen Methode [...] mit besonderer Rücksicht für die Provinzen der österreichischen Monarchie" hervor.[6] Noch im selben Jahr erscheint der pädagogische Erbauungsroman „Emma, Leben einer glücklichen Mutter" (eine Pfarrersfrau), ein bemerkenswertes Werk der damaligen ungarndeutschen Literatur vom Professor Genersich, bei Wigand in Kaschau. Kurz darauf folgt die von ihm herausgegebene Aphorismensammlung von Jean Paul und Herder („Blüthen von Jean Paul, Friedrich Richter und Johann Gottfr. Herder", 1821), ein eigenständiger Beitrag zur deutschungarischen Rezeption von deutscher Nationalliteratur.[7] Das „Lesebuch zum Gebrauche in Töchterschulen" (1822) des vorher in Pressburg anzutreffenden Professors Chr. A. Zipser gehört zu einer Reihe von Herausgaben der deutschen „philantropischen" pädagogischen Bewegung, welche, dank der Schulung dieser Professoren-Theologen in Göttingen und Jena, unter Obhut der evangelischen Kirche in den zipserdeutschen Schulen und Erziehungsanstalten Einzug hält.[8] Bei Kaschauer Wigand-Autoren kommt auch der Aphorismus philosophisch-lehrhaften Inhalts zu seinem Recht – mit „Menschenkunde in Bruchstücken" (1823) von Emmerich Graf Csáky (1775-1848), mit „Frühlingsblumen auf dem Gebiete des einsamen Nachdenkens, gesammelt in dem Garten der Menschheit und der Religion" (1824) des Siebenbürger-Sachsen Michael T. Josephi (1779-1846) und anderen Werken. Eine Kaschauer „Hauspostille" folgt mit „Haus- und Andachtsbuch zur Beförderung wahrer häuslicher Gottesverehrung" (1826/27, in zwei Stücken) vom renommierten Historiker und Dichter Samuel Klein (1784-1835), zusammen mit Pfarrerkollegen. Die in Pressburg/Ödenburg und Kaschau verlegte Thematik steckt, mit Ausblicken auf das weitere Ungarland, traditionsgemäße Lebensäußerungen des charakteristischen regionalen Milieus ab, das seine reiche Facettierung durch die individuellen Muster der teilhabenden Autoren bekommt. Otto Wigand legte großen Wert darauf, seine neue Heimat auch durch manche direkt ortsbezogene Bücher, wie z.B. die zipserdeutsche patriotische Bekenntnisschrift „Der ungarische Zipser Sachse in seiner wahren Gestalt" des Jahres 1806 von Jakob Melzer (1782-1836), in Neuausgabe 1821, zu ehren.

---

[6] Zu Otto Wigands Büchern vgl. auch das „Verzeichniss der Verlags- und Commissions-Bücher des Buchhändlers Otto Wigand in Pesth". 1830. 16 S.

[7] Vgl. Szelényi, Ödön: Genersich János (1761-1823). Egy szepesi pedagógus I. Ferenc korából [(J. G. – Ein Zipser Pädagoge aus der Zeit von Franz I]. Leutschau 1914. 71 S., sowie Pukánszky, Béla: A magyarországi német irodalom története [Geschichte des deutschen Schrifttums aus Ungarn]. Budapest 1926, S. 406f.

[8] Vgl. Szelényi (a. a. O.), S. 22. – Ähnliche pädagogische Lesebücher wurden von Genersich an anderen Verlagsstellen besorgt.

In einer zweiten Etappe – in den späten 1820er Jahren – tritt, und zwar in Kaschau, das populäre Sachbuch: der „Ratgeber" zur Haus- und Feldwirtschaft, der „Haussecretär", der „Gesellschafter" und der praktische „Wegweiser" für den alltäglichen Verbraucher in den Vordergrund. Das sind bereits Massenartikel für einen bürgerlichen Markt neuen Typs, der fast von einem Tag zum anderen auch in Ungarn entsteht. Hierfür verschafft sich Otto Wigand mal Lizenzen aus Deutschland oder Frankreich (unter Mitwirkung des jüngeren Bruders Georg, der auf Geschäftsreisen u. a. nach Paris geschickt wird), mal versucht er selber, zusammengetragenes Material zu bearbeiten. Letzteres gilt beispielsweise für das Erfolgsbuch „Was hat ein verständiger Hausvater und eine kluge Haushälterin zu wissen nöthig? [...]" ("nach Leuchs, Näver, Hermbstädt, Donndorf und anderen bewährten Schriftstellern", 1824), dessen 3. stark vermehrte und verbesserte Auflage unter dem neuen Titel „Die Goldgrube oder der erprobte Rathgeber für Hausväter und Hausmütter in der Stadt und beim einsamen Landleben" 1829 in drei Bänden herauskommt. Die ungarische (!) Variante („Az Aranybánya vagy a Tapasztalt Tanácsadó [...]", 1829/30 in sechs Heften in Pest) erscheint mit dem Vermerk: „deutsch gesammelt von Otto Wigand". Es würde den Rahmen sprengen, auch die über ein Dutzend von ähnlichen Titeln in Betracht zu ziehen. Ein Teil von ihnen wurde nach Ottos Weggang bereits durch Georg Wigand besorgt. Das bezieht sich teilweise auf Verlagstitel, die noch von Otto Wigand in Angriff genommen waren (weshalb die Impressen oft doppeldeutig bleiben). Die in jeder Hinsicht eigene Arbeit von Georg Wigand markieren einige anspruchsvolle Kunstbücher, wie z.B. „Neue hundert Kunstwunder [...]" (1828) als die „zweckmäßig geordnete und viel vermehrte Übersetzung von des Ritters v. Propiac neu erschienenen ‚Mérveilles du monde', Paris [...]".

3. Deutsches und ungarisches Literaturbuch und moderne Lektüre in Kaschau

Otto Wigands frühes verlegerisches Programm belegt seine Aufgeschlossenheit auch für Literatur und insbesondere für das Theater. Zunächst handelt es sich um Übersetzungswerke, merkwürdigerweise vorerst im Ungarischen.

Die königliche Freistadt Kaschau lag an der Binnensprachgrenze zwischen dem Ungarischen, dem Zipserdeutschen sowie dem Slowakischen und galt seit Ende der 1780er Jahre, seit dem Auftreten der Jakobiner-Generation, als das nach Pest zweitwichtigste Zentrum der ungarischen nationalliterarischen Erneuerung. Um 1820 ist der gealterte Dichterfürst und Literaturpapst Ferenc Kazinczy (1759-1831), ein Anführer jener Generation aus dem nahen südöstlichen Zempliner Gebiet, dem Wigandschen Hause schon wohlbekannt. Der unermüdliche Nachdichter zeitgenössischer deutscher Romanliteratur und Dichtung hielt die frühe Konzeption von Übersetzungsarbeit als Vorschule für neue Fortschritte in der Literaturentwicklung auf der Tagesordnung, und er betreute gern Bestrebungen in dieser

Richtung. Jetzt war nun die Erneuerung im Drama an der Reihe. Durch Kazinczy findet der namhafte (auch in Ödenburg nicht unbekannte) ungarische Kritiker und Dichter Gábor Döbrentey aus Westungarn (1785-1851) 1821 und 1822 in Kaschau Aufnahme mit „ausländischen Dramenwerken" wie von Müllner: „Die Schuld", von Molière: „L'Harpagon" in ungarischer Übersetzung.[9] Die Aktualität von Dramen und Dramenübersetzungen galt aber auch für die ungarndeutsche Literatur, und Otto Wigand unterstützte auch deutsche Übersetzungen. So nimmt er den polyglotten, in Ödenburg gebürtigen jungen Pfarrer, Lehrer und Dichter Leopold Petz (1794-1840) mit dessen „Tetralogie tragischer Meisterwerke" (Aischylos: „Prometheus der Gefesselte", Sophokles: „Oedipus als Herrscher", Shakespeare: „König Lear" und Calderón: „Der standhafte Prinz" – „aus den Ursprachen neu übersetzt und erläutert") 1824 im Kaschauer Verlag auf.

Otto Wigand als Verleger teilt die landesweiteTheaterbegeisterung der frühen 1820er Jahre, die nicht zuletzt durch Kaschauer Theatererfahrungen (sowohl in deutscher als auch in ungarischer Sprache) genährt wird,[10] und er steht natürlich auch für das Originaldrama ein. So verlegt er zwei historisch-romantische Stücke von Therese Artner (1782-1829), der wohlbekannten, in Ödenburg aufgewachsenen und in Caroline Pichlers Wiener Kreis hervorgetretenen Dichterin („Stille Größe", sowie „Rogneda und Wladimir", beide 1824). In einem anderen Fall verhilft er einem Versuch ähnlicher Art („Gonsalvo von Cordova") des aus Wien gebürtigen, von seinen Besitzungen her ungarndeutschen Maltesers Graf Leopold van Dernath (1788-?) 1827 zur 2. „ganz umgearbeiteten" Ausgabe.

Übersetzungswerke nahm episodisch auch Karl Wigand in Pressburg auf, so z.B. die ungarische Nachdichtung von J. Delilles französischer Idylle „L'Homme des champs" („A falusi élet", 1825) vom ungarischen Dichter und Ödenburger Superintendenten Johann Kis (1770-1846). Die Parallelität und Gleichzeitigkeit der Übersetzungen aus der Weltliteratur im Ungarischen und im Deutschen als literarische Aktion wird durch die verlegerische Fokussierung unübersehbares Ereignis. Die deutschungarische Übersetzungsarbeit einmal bei Petz geht indes, durch Vermittlung der Wigands, auch zu einer anderen Relation über, nämlich der gesamtdeutschen Rezeption, als Georg Wigands spätere (illustrierte) Sammlung „Shakespeares Dramatische Werke in neuen Übersetzungen" (1836; 2. Aufl. 1839) in Leipzig neben „König Lear" noch zwei Arbeiten von Petz: „Coriolan" und „Julius Cäsar" aufnimmt; „Julius Cäsar" erscheint 1868 auch in Reclams Universalbibliothek. Auf dem Feld der deutschen Übersetzung geht Otto Wigand in Kaschau dann noch einen Schritt weiter, nämlich in Verbindung mit der neuen ungarischen

---

[9] Külföldi színjátékai. 1. Német játékszín: A. G. Müllner, Vétek súlya. 1821; 2. Francia játékszín: Molière, A fösvény. 1822. (Gedruckt in Wien, deswegen wird Wien in den ungarischen Lexika und Literaturgeschichten irrtümlicherweise oft als Verlagsort angegeben.)

[10] Vgl. Pukánszky (a. a. O.), S. 624; die Erschließung von Einzelheiten zu Kaschau in ihrer voller Breite für diese Epoche ist die Theatergeschichte noch schuldig.

Literatur, als er „Jonas Lämmle's Abentheuer" (1827) des damals führenden Pester Dichters und Schriftstellers Károly Kisfaludy (1788-1830) nach seiner unter dem ungarischen Titel „Tollagi Jónás kalandjai" bekannten Erzählfolge verlegt.[11]

Mit aktuellen Übersetzungsausgaben fährt Wigand noch in Pest fort. Mit seiner „Erheiternden Abendbibliothek für die gebildete Lesewelt" ergreift er in Kaschau im Zweig internationaler Modelektüre in breiten Rahmen aber nochmals die Initiative. Die Gattung war durch Einzelproben, so mit „Die Unvermählte" von Marie Hamilton (1823, in der Bearbeitung von Franz Rittler) schon vorher eingeführt. Der für ungarländische Verhältnisse zunächst ungewohnte Plan einer geschlossenen Buchreihe von 24 Bänden (anderthalb Jahrzehnte vor Hartlebens Wiener und Pester „Belletristisches Lese-Cabinet") musste auf Vertriebsmöglichkeiten auch außerhalb Ungarns abgestimmt gewesen sein.[12] Wigand treibt mit der Ausführung des Vorhabens (1826/28, abgeschlossen durch Georg Wigand) allenfalls die Verbreitung der modernen Lesekultur in Ungarn selbst voran. Die Reihe enthält (nebst fünf Bänden von Musäus' „Volksmärchen der Deutschen" Wielandscher Edierung als interessanten Beginn mit traditionellem Hausbuch) Romane und Reiseberichte von Heinrich Clauren, Henriette Hanke und anderen als Lizenzen und wieder andere, wie De Genlis: „Der Pallast der Wahrheit" in Petz' Übersetzung, als Originalausgabe. Otto Wigand widmet sich mit einer „Kinderbibliothek" in neun Bänden aus Christoph Schmidts und J. H. Campes Werken auch den jungen Lesern. Georg Wigand steuert ab 1828 zu alldem noch einige Anekdotenbücher bei.

4. Hinwendung zum ungarischsprachigen Buch in Pest und Pressburg

Die Entwicklung der Dienstleistungen von Verkaufsläden in Pressburg, Ödenburg und in Kaschau folgte dem Niveau der beiden Verlagsprogramme. Vor allem die Buchhandlung in Kaschau wurde viel gerühmt.[13] Auch Otto Wigands neu eingerichteter Laden in der Váci-Gasse 17 in Pest erlangte in kurzer Zeit besten Ruf.[14]

---

[11] Ohne Übersetzername; Deutsches Literatur-Lexikon, 3. Aufl. 11. Bd. zählt die Ausgabe unter den Übersetzungen von Petz auf, die Angabe ist in den ungarischen Quellen hingegen nirgends zu finden. (Petz trat auch mit der Übersetzungsausgabe von A. Fáys „Originale Fabeln und Aphorismen" 1825 zu Raab hervor, also in diesem Fall nicht bei Wigands.)

[12] Das legen frühe Kontakte zum Leipziger Buchmarkt nahe, vgl. die näher nicht präzisierten Hinweise bei Schmidt (a. a. O.), S. 1045; Wiegel (a. a. O.), S. 35. u. a.

[13] Vgl. Schmidt (a. a. O.), S. 1045.

[14] Vgl. Gazda, István: Könyvkereskedők a régi Váci utcában a pesti könyvnyomtatás első száz évében [Buchhändler in der alten Váci-Gasse im ersten Hundertjahr des Buchdruckes in Pest]. Budapest 1988, S. 61f.

Die schnelle Entwicklung des im Verhältnis zu Ofen vormals zweitrangigen Marktfleckens (Komitatssitz) Pest am anderen Flußufer zur Großstadt und zum wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum zeigte die Dynamik des modernen nationalen Aufbruchs. Die Stadt wird mitten im deutsch geprägten bürgerstädtischen Milieu zum hauptsächlichen Versammlungsort der jungen ungarischen Literatur und der politischen Opposition. Wigand findet ein maßgebliches Publikum vor, um das deutsche Buchprogramm von Kaschau in noch breiterer Form fortzusetzen. Er fährt zunächst mit Kaschauer Autoren, Themen und Gattungen fort; unter anderem gibt er „Briefe über einen Theil von Croatien und Italien, an Caroline Pichler" (1830) von der (jetzt in Kroatien wohnenden) Artner im deutschen Original, Walter Scott: „Ivanhoe", A. Lafontaine: „Der Sonderling" („A különc", beide 1829), H. Zschokke: „Alamontade" (1833) in ungarischer Übersetzung und ungarische Gedichte von Sándor Kisfaludy (Károly Kisfaludys Bruder) in deutscher Übersetzung („Himfy's auserlesene Liebeslieder", 1829) heraus. Wigand ehrt seinen früheren Autor Döbrentey durch ein Buch mit seinen Erzählungen im ungarischen Original („A Kis Gyula könyve", 1829) sowie die Herausgabe seiner „Macbeth"-Übersetzung, aber auch Petz durch je eine Sonderausgabe von dessen „Der standhafte Prinz"sowie „König Lear" aus der Kaschauer „Tetralogie tragischer Meister" (beide 1830).

Im Umkreis der Pester Bücher scheinen die verlegerischen Strategien von Kaschau und Pressburg – die Bewährung im eigenständigen ungarndeutschen Sprachmilieu, unter Berücksichtigung der Anforderungen sowohl einer mehrsprachigen Umgebung und deren anwachsender interkultureller Dynamik als auch der Anforderungen eines modernen kulturellen Verkehrs in internationalen Maßstäben – ihre volle Entfaltung zu erreichen. Pest wartet jedoch mit neuen Herausforderungen im kulturpolitischen und politischen Bereich auf, die sich in der eindeutigen Verschiebung der Betätigung zugunsten des Ungarischen auswirken.

Otto Wigand kommt in Pest zunächst mit 2. und 3. Auflagen seiner interessantesten Kaschauer Hilfsbücher wieder heraus. Bei „Der feine Gesellschafter" (Erstausgabe 1827 in Kaschau, vor allem auf französischer Grundlage) gibt es 1830 sogar die fünfte Auflage. Gerade in dieser Gattung lohnt es sich in Pest geschäftlich, die Bücher jeweils auch in einer ungarischen Fassung anzubieten. So erscheint neben „Goldgrube" auch „Der feine Gesellschafter" 1830 zugleich in ungarischer Sprache bei Wigand („A müvelt társalkodó").[15] Hiermit erfolgt die aktuelle Umstellung auf eine zweisprachige Lesewelt jeweils eines deutsch- und eines ungarischsprachigen Teilpublikums, mit dem Deutschen als traditionellen und dem Ungarischen als modernen Standard. Das repräsentative Verlagswerk in dieser Richtung verkörpert Wigands 12-bändiges Konversationslexikon in ungarischer Sprache („Közhasznú esméretek tára", 1831/34, abgeschlossen durch seinen Nachfolger), das als eine

[15] Die ungarische Ausgabe wird in späteren Auflagen bei den Nachfolgern unter dem Besitz ergreifenden Titel „A Pesti Müvelt Társalgó" ein Begriff (vgl. die Reprintausgabe nach der 8. Auflage von 1857, Budapest 1986).

Adaptierung der aktuellen 6. Ausgabe von Brockhaus' Conversations-Lexikon historisch das erste ungarischsprachige Lexikonwerk darstellt. Die Konzeption der fremden Übernahme stößt diesmal übrigens schon in der Phase der Vorankündigung auf heftige Ablehnung bei einem Teil der Pester Literaten. Der Angriff[16] gilt nicht direkt dem Verleger. Wigand stützte sich vor allem auf frühere Autoren aus Kaschau und Pressburg, zugleich Anwärter auf Positionen in der neu entstehenden ungarischen Gelehrten- und Dichterakademie (Angyalffy, Döbrentey u. a.). Erst in Pest schließt sich András Thaisz (1789-1840) aus der Zips, Redakteur der nicht langlebigen Zeitschrift „Sas" („Adler", bei Wigand) und Übersetzer, dem Mitarbeiterkreis des Verlegers an. Eine neue, jüngere Generation spricht diesem Kreis die notwendige Kompetenz bei der Bearbeitung ungarischer Themen ab, es kommt jedoch auch die prinzipielle Forderung nach einem nationalen Originalwerk im Ganzen zu Wort. Der Fall zeigt die Brüchigkeit und die Grenzen des sprach- und kulturpolitischen (letztendlich politischen) Konsenses zwischen Ungarndeutschen und Jungen Ungarn, der in nicht ferner Zeit zur Vormachtstellung des magyarischen Bereiches übergehen sollte.

Der in Pest so unaufhaltsame Vorstoß des Ungarischen verliert in westungarländischer Richtung viel an Kräften. So setzt auch die Welle des ungarischen Buches in Pressburg mit einer Phasenverschiebung von etwa zehn Jahren ein. Besorgt Otto Wigand Samuel Hahnemanns internationales Fachbuch „Organon der Heilkunde" 1830 in Pest, nach dessen letzter Leipziger Ausgabe bereits in ungarischer Sprache („Organon-a a' Gyógyművészségnek"), so bringt Karl Wigand in Pressburg in den ganzen 30er Jahren naturwissenschaftliche und topographische Werke einer neuen Generation von Autoren noch in deutsch, wie z.B. „Das Banat in topographisch-naturhistorischer Beziehung" (1839) des aus Raab gebürtigen Ödenburger und Pressburger Botanikers und Pharmazeuten Joseph Dorner (1808-1873), heraus. Erst um 1840 verändert sich das Bild, als ungarischsprachige Bände sich nach und nach in allen Fächern den deutschen anschließen, neue Themen wie der aktuellen Gesetzgebung, des Rechtes und der Verwaltungsfragen – in der Nachfolge der im Pressburger Reichstag bereits in ungarischer Sprache verabschiedeten Gesetze – sogar in den Vordergrund treten. Die Gesetzestexte werden zur allseitigen Information laufend in deutscher Übersetzung, eben bei Karl Wigand herausgegeben (vgl. z.B. „Ungarns Wechselgesetz", 1840), die Verbreitung und Popularisierung erfolgt jedoch im Ungarischen: „A magyar váltójog kézikönyve"

[16] In der ungarischen Buch- und Literaturgeschichte als "Lexikonstreit" bekannt, vgl. Szalai, Anna (Hrsg.): Tollharcok. Irodalmi és színházi viták. (Pressefehden um Literatur und Theater.) Budapest 1981, S. 7-126.

(1840, vom Pester Juristen Adolf Eckstein), „Statistika" (1844, von A. D. Michnay, Professor und Bibliothekar des Evangelischen Lyceums Pressburg) u.s.f.[17]

Am klarsten wird die Umstellung auf das Ungarische in Pressburg im schulischen Bereich beim patriotisch gesinnten landesweiten Übergang zur ungarischen Unterrichtssprache nach 1840 in den von der evangelischen Kirche unterhaltenen Institutionen, als es noch keine gesetzliche Vorschrift war (1844). Die bislang verwendeten deutschsprachigen Lehrmaterialien in unterschiedlichen Fächern von bewährten Pressburger und Ödenburger Schulbuchautoren (Gottfried T. Schröer, Joseph Janisch, Emmerich Matics, Daniel G. Lichard u.a.) erwachen oft in ungarischer Bearbeitung zu neuem Leben. (Ein unbelichtetes Kapitel ungarischer Schulbuchgeschichte.) Freilich werden auch originalungarische Lehrbücher besorgt. Für die ungarische Sprachlehre, die jetzt erstrangige Bedeutung erlangt, wird Michael Stancsics' Lehrbuch aus Pest („Ungrische [sic!] Sprachlehre in Fragen und Antworten, ungrisch und deutsch bearbeitet"; erster Cursus: für Anfänger, zweiter Cursus: für erwachsene Schüler, bei O. Wigand 1833) übernommen. Stancsics (1799-1884) war von slawisch-plebejischer Herkunft und wirkte in jungen Jahren an verschiedenen Orten als einfacher Volksschullehrer. Mittlerweile entwickelte er sich jedoch zum sozialrevolutionären Publizisten und Schriftsteller in beiden Sprachen (im Ungarischen unter dem Namens Táncsics). Als politischer Gefangener wird er ein 1848er Held, und er hält es für wichtig, noch in diesem Jahr Georg Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" in ungarischer Übersetzung in Pest herauszugeben („Költeményei egy elevennek"). Sein ungarisches Lehrbuch erreicht über Jahre des Arrests, des Ruhms und der Emigration des Autors bis 1850 bei Wigand in Pressburg ganze 8 Auflagen. Ebenda werden seine neuen ungarischen Lehrbücher in Natur- und Erdkunde, ungarischer und Weltgeschichte u.a. Fächern kontinuierlich seit Anfang der 40er Jahre herausgegeben.

Aus einer beträchtlichen Anzahl von interessanten Büchern soll hier noch das neue Standardhilfswerk zum komplexen deutsch-ungarisch-lateinischen Sprachlehrbereich erwähnt werden, an welchem, ähnlich wie es manchmal auch beim jüngeren Bruder Otto Wigand der Fall war, der Herausgeber selbst mitwirkt: „Deutsch-ungarisch-lateinisches Handwörterbuch, nach dem heutigen Standpunkte der ungarischen Sprache" (mit Erklärung der Titelwörter von C. F. Wigand unter Mitwirkung von Johann Kovácsi u. Alexander von Molnár, 1840).[18]

---

[17] Zum letzteren Autor soll noch – in Verbindung mit dem Wigandschen Verlagshaus – die zusammen mit Paul Lichner vorbereitete Edierung des in der Hausbibliothek des Lyceums aufgefundenen seltenen Dokumentes „Ofner Stadtrecht von 1244-1421" (1845) vermerkt werden. (In Originaldeutsch, Titelseite und Einführung zweisprachig). Hierzu vgl. auch die Neuherausgabe von Karl Mollay (Budapest und Weimar, 1959).

[18] A. von Molnár (?-1882), Gerichtsrat und laienhafter Linguist, vormals „Sas"-Mitarbeiter in Pest, gab noch die ungarische sprachhistorische Arbeit „Magyar nyelv eredete" [Ursprung der ungarischen Sprache] 1844 aus dem Nachlass seines Lehrers J. Keresztesi bei Karl Wigand heraus.

5. Politische Literatur in zwei Sprachen in Pest und Leipzig

Der letzte Abschnitt soll, nur als kurzer Hinweis, Otto Wigand gewidmet werden. Bei seiner freiheitlichen Gesinnung und seinem politischen Feingefühl erspürt der deutschungarische Händler und Verleger wohl bereits in Kaschau die europäische Tragweite des ungarischen Emanzipationsdranges gegen die Habsburger und die große Brisanz der Ungarnfrage für Deutschland. In Pest nimmt er Fühlung zu oppositionellen Kreisen auf, er versorgt sie mit ausländischer verbotener Literatur. Der Legende nach war bei ihm eine geheime Leseecke hinter den Bücherwänden eingerichtet. Er unterstützt die Opposition im Hinblick auf die Zensurbehörden oft mit geschickten Tarnungsmanövern, vor allem indem er ihre politischen Schriften in Originaldeutsch oder im Ungarischen bzw. in deutscher Übersetzung verlegt. Wigand verlegt in Pest (sei es mit „Leipziger" oder „Bukarester" Impressum als Tarnung) Literatur zur Ungarnfrage in großen Mengen und von vielen Autoren.[19] Vom ganzen Umkreis heben wir hier nur die Schriften von István Graf Széchenyi, der führenden Figur des gemäßigt-liberalen Oppositionsflügels, hervor, welche bei Otto Wigand jeweils kurz nach ihrer Erstveröffentlichung an anderen Verlagsstellen in deutscher Übersetzung erscheinen: „Ueber Pferde, Pferdezucht und Pferderennen", „Über den Credit" (beide 1830), „Licht oder aufhellende Leuchtstücke und Berichtigungen einiger Irrthümer und Vorurteile" (1832), „Stadium" (1832, datiert auf 1833). Das sind Äußerungen einer weitblickenden emanzipatorischen Konzeption, welche die Wege der zivilen Vergesellschaftung und die technisch-ökonomische Entwicklungsarbeit der offenen Konfrontation im epochalen Kampf vorzieht, und die auch Wigand (der den Grafen zum Freunden gewann) anspricht. In Széchenyis Ansichten sind auch Vorbehalte gegen Ausschließlichkeitsansprüche der ungarischen Sprachsouveränität anderen Sprachgruppen gegenüber miteinbegriffen.[20]

Wigands Leipziger Impressen waren keine reine Erfindungssache: Er scheint um 1830 schon feste Verbindungen zum Leipziger Bücherzentrum zu haben. (Genaueres hierzu ist allerdings nicht bekannt, eine Niederlassung ist hier jedoch bereits 1832, bei offen gehaltenen Rechten in Pest, anzunehmen.[21]) Das Buchprogramm wird in Bezug auf Ungarn durch den Ortswechsel aber nicht im

---

[19] Vgl. Gazda (a. a. O.), S. 69f.

[20] Zur Sprachenfrage in Ungarn gibt Wigand die Schrift Gottfried Schröers (unter dem Pseudonym Pius Desiderius) „Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Stephan Széchenyi, Verfasser des Buchs ‚der Credit'" 1833 in Leipzig heraus, und er kommt persönlich in seinen späten, fiktiven „Briefen von und an Széchenyi" (Leipzig 1861) beim Tode des Freundes auf das Thema zurück.

[21] Den offiziellen Abschluss der Geschäfte in Pest gibt die Anzeige vom Januar 1834 im Leipziger Börsenblatt kund (vgl. Sennowitz, a. a. O., S. XV); das ist zugleich das reale Datum von Georg Wigands Wechsel aus Kaschau nach Leipzig.

mindesten beeinträchtigt. Es folgt dem weiteren Gang der politischen Waffengänge der 1830er und 40er Jahre in allen Schattierungen der Ideologie, der Revolution und ihrer Niederlage. Nach 1849 nimmt es noch Vertreter der politischen Emigration in großer Zahl als Autoren auf. Die außerordentliche Bedeutung von Wigands Beistand für die Mitspieler der historisch-politischen Angelegenheiten auf ungarischer Seite bedarf kaum der Beweisführung. Von welcher Bedeutung war er aber für Otto Wigands verlegerische Betätigung im aktualpolitischen deutschen Bezug, für den Leipziger Herausgeber junghegelianischer Schriften und der berühmten „Hallischen Jahrbücher"?[22] Die Antwort auf diese Frage kommt wie von selbst: Die Arbeit in Ungarn kann als Vorschule und Exerzierplatz seiner Kämpfe für Deutschlands demokratische Erneuerung begriffen werden. Hierbei bestätigt sich, neben dem „Geben", mit dem die Wigands durch wichtige Vorleistungen die Genese der eigenständigen ungarischen Buchkultur förderten, nun auch ein „Nehmen" von Ungarn auf dem interkulturellen Feld.

---

[22] Hierzu vgl. Albert, Herzog zu Sachsen: Der liberale Leipziger Buchhändler Otto Wigand. In: Der neue Sachsenspiegel. Jahrbuch 1975 der Bundesmannschaft Sachsen (Bonn). 3. Jg. S. 36-41.

Zsuzsa Bognár (Piliscsaba)

„Seltsam, die Wünsche nicht weiterzuwünschen"

Interpretationsversuch zur Novelle „Der Drachentöter" von R. M. Rilke

1. Einführung

Gegenüber anderen Prosastücken des Frühwerks – man könnte z. B. die „Geschichten vom lieben Gott und anderes" aus dem Jahre 1900 erwähnen – ist die Novelle „Der Drachentöter" nicht allzu bekannt und wenig zitiert in der Rilke-Literatur. In der Gegenwart hat aus dem Prosawerk vor allem der Malte-Roman als Modell des modernen Subjektivitätsentwurfes die Aufmerksamkeit gewonnen.[1] Warum es „Der Drachentöter" verdient, inmitten der Malte-Konjunktur, sozusagen gegen den herrschenden Trend, einer weiterführenden Analyse unterzogen zu werden, dafür können hier zwei Gründe angeführt werden: Erstens, weil er bisher, insofern er überhaupt besprochen wurde, noch nie den Gegenstand einer eingehenden Untersuchung bildete: Höchstens Motive, in erster Linie das der Titelfigur, vermochten Interesse zu erregen. Zweitens lässt sich „Der Drachentöter" durchaus nicht als ein Produkt der Frühphase, das es besser verdiente, abgrenzen. Wie bei Rilke so oft der Fall, enthält die Novelle bedeutungsvolle Aussagen und merkwürdige Figuren, die sich durch das ganze Lebenswerk bis zu den „Duineser Elegien" ziehen. Daher schien sie immer geeignet zu sein, als eine Essenz Rilkescher Ansichten zu bestimmten Themen herangezogen zu werden, wobei gewöhnlich auf die Titelfigur fokussiert wurde. Als typisches Beispiel für ein solches Herangehen kann einer von Rilkes gründlichsten Interpreten, August Stahl, zitiert werden, der in seiner Studie u.a. mit dem widerspruchsvollen Verhalten des Drachentöters das Idealbild Rilkes „vom verachteten, aus Missgunst oder Oberflächlichkeit unverstandenen oder fehlgedeuteten, umgedeuteten und ausgebeuteten Künstler" veranschaulicht und seine Vergesslichkeit als „die Entscheidung des Helden" auffasst:

---

[1] Vgl. z. B. den Aufsatz von Manfred Engel in dem die neuesten Forschungsergebnisse darstellenden Sammelband: „Weder Seiende, noch Schauspieler". Zum Subjektivitätsentwurf in Rilkes „Malte Laurids Brigge". In: Rilke heute. Der Ort des Dichters. Hg. von Vera Hauschild. Frankfurt a. M. 1997, S. 181-200.

> Einen von diesen, auf den er sich wieder und wieder beruft, den Drachentöter, lässt er um seiner ‚Arbeit' willen, ‚beschäftigt wie er war', allein im Kampf gegen das Untier, alles vergessen, was sich neben dem Kampfe als Anspruch an ihn richtet, als Einladung des königlichen Vaters oder als Lohn sogar, den zum Empfang bereiten Hof, die Prinzessin.[2]

August Stahl machte schon einmal, in seinem 20 Jahre früher erschienenen Kommentar zu Rilkes Werk, den Versuch, die Novelle im Kontext des ganzen Œuvre umsichtig zu erläutern. Er erschloss dabei mehrere Ebenen des Textes, letzten Endes lief aber seine Interpretation schon damal auf das Drachentötermotiv hinaus:

> Die besondere Wendung, die Rilke seiner Erzählung gibt, besteht darin, daß der Held nach der Tötung des Drachen den ausgesetzten Preis (die Königstochter) völlig ignoriert und damit den Kampf loslöst von seinem Ziel, ihn unabhängig macht und entfunktionalisiert. Dadurch gewinnt er die Qualität des Rilkeschen Kunstwerkes, wird interesselos im Sinne des Briefes an eine junge Frau vom 2. 8. 1919 [...] In seiner Haltung verwirklicht der Held allerdings einen Verzicht, der für die Liebenden der Rilkeschen Dichtung charakteristisch ist [...] Vgl. etwa „Die weiße Fürstin" oder das Kapitel über Liebenden in den „Aufzeichnungen".[3]

Diese Auslegung Stahls wird in der vorliegenden Studie in wichtigen Punkten aufgegriffen und fortgesetzt, allerdings aus einem anderen Ansatz heraus, und hoffentlich Dimensionen erschließend, die über den „Drachentöter" hinaus weiter tragen.

In den Anmerkungen der „Sämtlichen Werke", die unter den bisher hervorgehobenen Quellen der Rilke-Forschung die ältesten sind, wird über den „Drachentöter" gesprochen, die Titelfigur aber nicht einmal erwähnt. Aus editorischem Aspekt scheint hier vor allem das Vorhandensein einer ersten Fassung von großer Wichtigkeit zu sein, zumal „die endgültige Fassung von der ersten Niederschrift [...] erheblich abweicht".[4]

Der vorliegende Beitrag bedient sich vorerst der intertextuellen Methode, um über die standardisierte „Drachentöter"-Auslegung hinauszuführen. Nach dem

---

[2] Stahl, August: Der Freundschaftsbegriff in der Dichtung Rainer Maria Rilkes. In: Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Hg. von Ferenc Szász und Imre Kurdi. Budapest 1999 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 228.

[3] Stahl, August: Rilke-Kommentar. II. Bd. München 1979, S. 132-133. Erwähnt werden noch außerdem das Märchen-, bzw. Legendenmotiv Sankt Georg sowie der intertextuelle Zusammenhang mit der „Ersten Elegie" aus dem Duineser Zyklus.

[4] Rilke, Rainer Maria: Sämtliche Werke. Hg. v. Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Zinn. IV. Bd. Frühe Erzählungen und Dramen. Frankfurt a. M. 1961, S. 1030f.

Erstellen der intertextuellen Bezüge zwischen den beiden Fassungen werden andere poststrukturalistische Annäherungskonzepte erprobt, die hoffentlich für weitere Interpretationen den Weg ebnen. Schließlich wird der Stahlsche Ansatz aufs Neue aktualisiert.

2. Umstände der Entstehung: Die ersten intertextuellen Bezüge

Die erste Fassung des „Drachentöter", von der mehrere Varianten erhalten geblieben sind, schrieb Rilke am 15. September 1900. Die endgültige Fassung entstand einige Wochen später und erschien am 25. Januar des nächsten Jahres in der Zeitschrift „Die Zeit".[5]

Den biographischen Hintergrund dieser kurzen Zeitspanne bestimmt die Situation nach der Eheschließung mit Clara Westhoff im Frühling 1900. Der Rest des Jahres vergeht für den Dichter mit „sehr kleinlichen und häßlichen Dingen praktischen Inhalts".[6] Vergeblich bemüht er sich die ganze Zeit um eine Stelle bei einem Verlag oder in einer Redaktion, die ihm ein festes Einkommen und entsprechende Arbeitsverhältnisse sichern könnte. Außer materiellen Sorgen bedrängen ihn die noch unverarbeiteten Erlebnisse der beiden Russlandsreisen 1899 und 1900. Als Ertrag der beiden Jahre entstanden die Gedichte des „Stundenbuches" und Novellen mit russischen Motiven. Allerdings muss man hinzufügen, wie auch schon von der Forschung festgestellt wurde[7], dass sich das Russlanderlebnis bei Rilke nicht auf eine einzige Schaffensperiode, etwa 1897-1902, beschränken lässt, sondern dessen Spuren bis ins Spätwerk hinein zu verfolgen sind. Zweitens hatte nicht das Erlebnis der Reise an der Beeinflussung der Rilkeschen Dichtung den entscheidenden Anteil, sondern die eifrigen Vorstudien des reisefrohen Dichters. Fabeln und Motive des schon erwähnten Novellenzyklus „Vom lieben Gott und anderes" sollen z.B. aus der russischen Volkskunst stammen, mit der Rilke durch Sammlungen namhafter russischer Folkloristen bekannt wurde.[8]

---

5 In der dazwischenliegenden Zeit im September entsteht der zweite Teil des „Stundenbuches", „Das Buch von der Pilgerschaft". Rilke bemüht sich seit Ende September um die Veröffentlichung des Novellenbandes „Die Letzten". Nach: Schnack, Ingeborg: Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. Erster Band. Frankfurt. a. M. 1975, S. 127.

6 Ebd., S. 126.

7 Greber, Erika: Ikonen, entikonisierte Zeichen. Zur Semiotik der Einbildung bei Rilke. (Eine intermediale und interkulturelle Studie) In: Poetica (1997), Bd. 29. H. 1-2, S. 158.

8 Erwähnt werden „Russische Volkslieder" von A. N. Afanase'v und die Balladen- und Fabelsammlung von Pavel Rybnikov. Vgl.: Pollock Brodsky, Patricia: Russia in the work of Rainer Maria Rilke. Detroit 1984, S. 96.

Thema, Fabel und Motive der Geschichte „Wie der Verrat nach Rußland kam" zeigen offensichtliche Parallelen mit einem Gesang (bylina), der bei einem dieser Folkloristen, Pavel Rybnikov, vorkommt. In beiden kann nach dem Versagen vieler Würdenträger und Ratgeber allein ein weiser Bauer drei Rätsel, deren Lösung ursprünglich dem Zaren auferlegt wurde, erraten, womit er das Reich rettet. Nachdem aber der Herrscher versucht, ihn zu betrügen, verzichtet der Bauer auf Belohnung mit der Begründung: Er brauche nicht das Gold des Zaren, sondern „Wahrheit und Rechtlichkeit". Dann verschwindet der merkwürdige alte Mann. Der Bote des Zaren meint daraufhin, „daß der vermeintliche Bauer niemand anderes gewesen sei als Gott selbst".[9]

Die Komparatistin Patricia Pollock Brodsky meint in der Zurückweisung des wohlverdienten Preises, „in the absurd but consistent logic of this scene", das Motiv zu finden, das den „Drachentöter" mit der russischen Quelle verbindet.[10] Durch die motivgeschichtliche Fokussierung lenkt sie, August Stahl ähnlich, die Aufmerksamkeit einzig und allein auf die sonderbare Titelfigur.

3. Vergleich der beiden Fassungen des „Drachentöters"

3. 1.1. Gemeinsames auf der Ebene der Geschichte[11]

Bevor die Geschichte nacherzählt wird, soll vorausgeschickt werden, dass im Folgenden mit Ausnahme einer einzigen – allerdings vielsagenden und umfangreichen – funktionalen Erzähleinheit[12] im Wesentlichen die Geschichte der endgültigen Fassung wiedergegeben wird. Dies involviert zugleich, dass von den beiden Fassungen die ursprüngliche detaillierter, im Vergleich zu der endgültigen an manchen Stellen mit einer gewissen Umständlichkeit konzipiert wurde.

In einem schönen Land lebte einmal ein König mit seiner Tochter, die einsam aufwuchs. Ihre Sanftmut und Schönheit zogen einen Drachen an, der für Land und Leute zur tödlichen Bedrohung wurde. Vergeblich versuchten die besten Helden

---

9 Sämtliche Werke, S. 315.

10 „The youth who finally slays the dragon, however, rejects the princess. And to this, too, there is a parallel in the present story, in the wise peasant who alone gives the right answers, but wants no reward." In: Brodsky Pollock, S. 223. In Brodskys Arbeit werden nicht nur zahlreiche Gemeinsamkeiten, sondern auch viele Unterschiede, außer der Fabel, die Figurendarstellung betreffend, aufgezeigt, S. 103-105.

11 Die zunächst verwendete Terminologie geht auf die strukturalistische Erzähltheorie zurück, wie sie in der Studie von Reinhold Schardt dargestellt wird. Vgl.: Schardt, Reinhold: Narrative Verfahren. In: Einführung in die Literaturwissenschaft. Hg. von Miltos Pechlivanos u.a. Stuttgart 1995, S. 49-64.

12 Ebd.

des Landes ihn zu bekämpfen, deshalb ließ der König verkünden, er werde die Hand seiner Tochter dem Sieger über das Ungeheuer geben. Die Königstochter bekam daraufhin Angst um ihr Schicksal, im Geheimen wünschte sie sogar, dass der Drache siegen möge.

Aus aller Welt kamen die Männer, aber jeder wurde erbarmungslos getötet. Nur einem einzigen unbekannten Kämpfer gelang es, mit blutenden Wunden davonzukommen. Daraufhin machte sich die Königstochter Vorwürfe: Sie meinte, es wäre ihre Pflicht, den tödlich Verletzten zu pflegen. Mehrere Tage vergingen, bis sie endlich den Mut aufbrachte, den Sterbenden zu besuchen. Da machte sie sich in der Nacht auf den Weg...(Bei dieser Episode gibt es bedeutende Unterschiede zwischen den Fassungen, auf die erst später eingegangen wird; vorläufig wird der gleichen Handlungslinie gefolgt.)

Auf dem Heimweg erblickte die Königstochter einen Reiter, der vor Erschöpfung zitterte. Sie war gleich beruhigt, denn „sie wußte: er hat den Drachen getötet".[13] Zu Hause ließ sie sich festlich schmücken. Inmitten des Menschenjubels war sie aber schon sicher, dass sich der Sieger nicht melden lassen würde. Nach altem Brauch warteten inzwischen der König und die Hoheiten weiterhin im Thronsaal auf den Retter des Landes.

3. 1. 2. Unterschiede in der Geschichte

Die wesentlichste Abweichung zwischen den Fassungen besteht in dem Handlungsstrang, der sich auf die Königstochter bezieht. Wie schon festgestellt wurde, ist die ursprüngliche Fassung um ein Drittel länger als die endgültige. Dieses Plus entsteht zum größten Teil durch die ausführliche Schilderung des Besuchs der Königstochter bei dem toten Fremden. Nicht nur dass diese Episode von doppeltem Umfang ist, sie ist darüber hinaus in beiden Fassungen unterschiedlich gestaltet.

In der ursprünglichen Version will die Prinzessin beim Vernehmen der Nachricht vom schwer verwundeten Helden instinktiv sofort zu ihm gehen, ihre schön gekleidete Gestalt in den Spiegeln des Schlosses betrachtend, scheut sie aber zurück,

---

[13] Bei Zitierung der Primärtexte wird fortan nur die Seitenzahl der Ausgabe der „Sämtlichen Werke" in eckigen Klammern angegeben. Die einzelnen Fassungen werden mit U [ursprüngliche Fassung] und E [endgültige Fassung] bezeichnet. Bei wortwörtlichen Entsprechungen der Fassungen werden beide Seitenzahlen vermerkt. Hier: [U 680, E 687]

> [...] so Ungewohntes zu wagen, und sie schickte nur heimlich einen alten Diener, der sie nicht verraten durfte, nach jenem entlegenen Hause und gab ihm Streifen von kühler Leinwand, sanfte Salben, die wie Blumen am Abend dufteten, und einen Krug starken Weines mit, der, wie sie meinte, die lügnerische Hitze des Fiebers dämpfen und die gesunde Glut der Jugend wieder in den Adern des Ritters wecken sollte. [U 676]

Hier fühlt sich die Königstochter verantwortlich für den Fremden: Wenn auch nicht eigenhändig, nimmt sie mit sorgsamen Verordnungen an der Pflege des Verwundeten teil. Als sie vernimmt, dass er gestorben ist, überwindet sie ihre Schüchternheit, sucht das gespensterhafte Haus auf und küsst den Toten zum größten Entsetzen ihres alten Dieners „mit der unendlichen Süßigkeit ihres ersten Kusses". [U 678]

Die Schrecknisse der Szene werden weiter gesteigert: Die Königstochter entdeckt im „zuckenden Schein der Flamme" einer Pechfackel eine Tür mit einem kleinen verglasten Fensterchen, durch das sie, wie sie meint, beobachtet wird. „Ihr schien, als hätte sie noch nie im Leben etwas mit solcher Gewißheit gewußt. Und dieses Gefühl nahm ihr alles Entsetzen ab. Sie war fast nicht mehr bang, nur traurig." [U 679] In dieser Szene macht die Königstochter wesenhafte Erfahrungen, indem sie zuerst dem Tod, danach dem Verbotenen und schließlich dem Entsetzlichen begegnet; durch diese wird sie im Inneren grundlegend stärker. Die Erlebnisse dieser Nacht helfen ihr später, zu der Einsicht zu kommen, dass sie auf ihren Retter, den Drachentöter vergeblich wartet und auf ihn verzichten muss. Der Erzähler bringt das hier erworbene Wissen, das die Königstochter reifen lässt, zu ihrem veränderten Benehmen in Beziehung, wenn es am Ende der Geschichte heißt:

> Aber sie blieb nicht als die zurück, die sie gewesen war. Sie war gewachsen. Sie dachte an den Toten, den sie geküßt hatte, und an den Lebenden, der ihr verloren war, und ihre Gedanken berührten zum ersten Mal das Leben. [U 681]

Der Königstochter der endgültigen Fassung wird dieses schreckensvolle, aber bereichernde Erlebnis nicht gegönnt. Sie ist voller Versagen. Auch sie würde gerne im weißen Hemde zum Todkranken laufen, und ebenso weicht sie beim Anblick ihrer eigenen festlich gekleideten Gestalt vor dem „Ungewöhnlichen" zurück. Völlig machtlos geworden, schafft sie aber weiter nichts. Als ob der Erzähler bei ihrer Darstellung die Andersartigkeit von ihrer Vorläuferin hervorheben wollte: „Sie brachte es nicht einmal über sich, irgendeine verschwiegene Dienerin in das Haus zu senden, darin der fremde Kranke lag, um ihm eine Linderung zu schaffen, feine Leinwand oder eine sanfte Salbe." [E 685] Zu keiner Tat fähig, quält sie sich im Inneren, indem sie sich bittere Vorwürfe macht. Schließlich bringt sie es dennoch soweit, in der Nacht zum Sterbenden aufzubrechen. Im Gegensatz zur ursprünglichen Fassung wagt sie sich aber nicht ins Haus: „[...] und langsam ging sie an dem Hause vorbei, hilflos, arm, versunken in die erste Traurigkeit ihres Lebens." [E 686]

Sie versagt damit in dieser Geschichte zum zweiten Mal. Wie sie früher dem Leidenden seine Qualen zu stillen versäumte, so weigert sie sich jetzt, dem Toten durch ihr Beisein einen würdevollen Abschied zu gewähren. In diesem Sinne könnte man ihre Unfähigkeit als moralisches Versagen bezeichnen. Trotz ihrer Schwäche kann sie jedoch an denselben Erkenntnissen Anteil haben wie die mutigere Prinzessin der anderen Fassung: Beide wissen beim Anblick des schwarzen Reiters, dass der Drache durch ihn getötet wurde, und beide erfahren während der Siegesfeier, dass der siegreiche Held, ihr Befreier, sich keinen Lohn wünscht. Bei der Königstochter der endgültigen Fassung wird allerdings mit keinem Wort erläutert, wie sie zu diesem Wissen gelangt. Dass sie sich verändert, wird allein durch das Gegenüberstellen ihrer neulich erworbenen Weisheit mit der konventionellen Geste des alten Königs klar. Dieser wartet in königlicher Haltung auf den Befreier, der nach uraltem Brauch belohnt werden soll.

3. 2. 1. Indizierendes[14]

Merkwürdige Unterschiede befinden sich auch bei der Charakterisierung der fremden Helden. Da dem sterbenden Unbekannten in der ursprünglichen Fassung größere Bedeutung zukommt, werden auch die anderen Kämpfer nicht wie in der endgültigen Fassung bloß als potentielle Opfer des Drachen, quasi gesichtslos beschrieben. Es gibt unter ihnen Bangende, die mit schwerem Herzen an das Bevorstehende denken, und leichtfertige Abenteurer, „Helden aus Hoffnungslosigkeit und Schwermut. Aber weder die einen noch die anderen schienen an den Lohn zu denken, welcher dem Sieger versprochen war." [U 675] Mit dieser letzten Ergänzung wird das bestürzende Verhalten des Reiters nach seinem Sieg gewissermaßen vorbereitet. Seine Beweggründe scheinen zugleich noch unberechenbarer zu sein. Nach dieser Darstellung muss er nicht unbedingt ein sonderbarer, uneigennütziger Held sein, er kann ruhig als einer der „Heimatlosen" auftreten, hinter deren Indifferenz einfach Resignation steckt. [U 675]

In der endgültigen Fassung fehlt diese Passage. Die diesbezügliche Bemerkung des Erzählers – „Und es zeigte sich, daß auch die Fremde voller Helden war, und daß der hohe Preis seine Wirkung nicht verfehlte" [E 684] – könnte zwar auch zur Märchenkonvention gehören, höchstwahrscheinlich zielt sie aber in erster Linie darauf, den Leser zu täuschen, damit er die Selbstlosigkeit des schwarzen Reiters noch mehr bewundert. Wenn diese Bemerkung, die der Motivation des siegreichen Helden überhaupt nicht entspricht, Wahrheitsgehalt beanspruchen würde, dann

[14] Indizien sind solche Erzähleinheiten, die als Zeichen funktionieren, deren Funktion es ist, „Auskünfte und Hinweise über Personen und Situationen zu geben". Vgl.: Schardt, S. 53.

würde die wundersame Weisheit, die in den Erzählerkommentaren an anderen Stellen offenbar wird, nicht glaubhaft wirken.

3. 3. Vergleich der Erzähldiskurse

3. 3. 1. Personale Einschübe

In beiden Fassungen dominiert neutrales Erzählverhalten, es wird bloß stellenweise durch auktoriale bzw. personale Einschübe unterbrochen. Die Letzteren kommen in solchen Partien vor, die man der Königstochter zuordnen kann. Als sie sich des Sieges des schwarzen Reiters bewusst wird, kann man ihre Erleichterung aus ihrer erlebten Rede wahrnehmen: „Sie war kein verirrtes, verlorenes Ding mehr in dieser Nacht. Sie gehörte ihm, diesem fremden, zitternden Helden, sie war sein Besitz, als ob sie eine Schwester seines Schwertes wäre." [E 687]

An einer Stelle wird die sonst kürzere endgültige Fassung um einen personalen Einschub verlängert. Dieser gehört zu der schon besprochenen Episode, in der sich die Königstochter – im Gegensatz zur ersten Fassung – nicht zu bewähren vermag. Um ihre angeborene Schüchternheit und innere Unruhe in ihrer ganzen Intensität erfassbar zu machen, gibt der Erzähler für einen Augenblick seine neutrale Position auf und vermittelt in erlebter Rede ihre Gewissensbisse: „Nur *Eine* hätte ihn [den sterbenden Kämpfer – Zs. B.] vielleicht retten können, aber diese Eine war viel zu feige, ihn zu suchen." [E 686]

Zusammenfassend soll darauf hingewiesen werden, dass die personalen Einschübe im Allgemeinen eine Konzentration auf die Figurendarstellung ermöglichen; auf die Königstochter fokussiert, rücken sie ihre Gestalt in den Vordergrund.

3. 3. 2. Auktoriale Einschübe

Eigene Äußerungen des Erzählers kann man im „Drachentöter" in Form von Erzählerkommentaren finden. Es handelt sich um drei bzw. vier solcher Textstellen, alle im ersten Drittel der Geschichte. Ihre Funktion ist, den Leser mit der Märchenwelt im Text bekannt zu machen: Indem sie grundlegende Ansichten des Erzählers vermitteln, wollen sie den Leser in eine bestimmte Rezeptionsrichtung lenken.

Drei Erzählerkommentare, beinahe wortwörtlich identisch, stehen in beiden Fassungen an der gleichen Stelle. Zwei von ihnen enthalten Äußerungen, die den Lesererwartungen mit hoher Gewissheit widersprechen. Über metaphysische Relevanz verfügend, bezweifeln sie nämlich Unterscheidungen, die zu epistemologischen bzw. ontologischen Grunderfahrungen gehören:

> Denn es bestehen geheime Beziehungen zwischen dem Schönen und Schrecklichen wie zwischen den Gipfeln und Abgründen, wie zwischen den stillen Seen und den reißenden Bächen welche sie nähren, wie zwischen dem holden lachenden Leben und dem nahen tiefen täglichen Tod. [U 672]

Die endgültige Fassung ist hier einfacher, zugleich auch vielsagender. Die meisten Glieder vom zweiten Teil der Vergleichsreihe an – alle Naturbilder – verschwinden, und auch die durch Alliterationen auffallenden Attribute im letzten Gegensatzpaar werden an Zahl reduziert. Aufgehoben wird die entstandene Lücke durch die Neuformulierung des Verhältnisses zwischen den ursprünglichen Oppositionen:

> [...] denn es bestehen geheime Beziehungen zwischen dem Schönen und dem Schrecklichen, an einer bestimmten Stelle ergänzen sich beide wie das lachende Leben und der nahe tägliche Tod. [E 682f.]

Diese endgültige Variante beruht auf einer anderen Grundstruktur. Die Gegensatzpaare werden hier nicht mehr allein auf Grund ihrer vermeintlichen Ähnlichkeit – wie im Vergleich – verbunden. Zunächst wird *innerhalb* der Gegensatzpaare ein sehr enges – metonymisches – Verhältnis erstellt, das auf eine viel engere Zusammengehörigkeit hindeutet als allein durch die „so...wie"- Struktur. Somit ist dieser umgestaltete Satz schwerwiegend genug, um an die Stelle der schönen und eigentlich konventionellen Bilder zu treten.

Der nächste Absatz, wortwörtlich gleich in beiden Fassungen, knüpft direkt an den vorherigen an. Er wiederholt und akzentuiert dadurch noch stärker die In-Frage-Stellung des Antagonismus zwischen Leben und Tod: „Damit ist nicht gesagt, daß der Drache der jungen Dame feindlich war, wie ja auch niemand auf Ehre und Gewissen sagen kann, ob der Tod des Lebens Widersacher ist." [E 683]

Der letzte auktoriale Einschub kommentiert die Reaktionen des Volkes darauf, dass immer mehr von den eigenen Männern dem Drachen zum Opfer fallen. Behauptet wird, dass es trotz der größer werdenden Apathie des Volkes ständig opferbereite Helden gäbe, „wie eine Notwendigkeit, wie von jenen großen Gesetzen bedingt, welche auch in den Zeiten des Unheils nicht aufhören zu wirken." [U 673f.] Der endgültigen Fassung werden hier zwei kurze Wörter – „wie Brot" – zugeschoben, wodurch die Reihe der Vergleiche um dieses tiefsinnige Bild verlängert wird, was der Aussage gewisse Festlichkeit verleiht.

Über den auktorial verfassten ersten Absatz der ursprünglichen Fassung ist noch kein Wort gefallen, obwohl er tonangebende Funktion hat. Schon hier wird die Komplexität des ganzen Textes angedeutet, insofern der Leser am Anfang über den zweifachen Widerruf einer scheinbar harmlosen Aussage nachdenken muss:

> Diese Geschichte fängt wie ein Märchen an, aber sie führt mitten in das hinein, was wirklich ist. Und das hat sie schließlich mit allen echten Märchen gemein, von denen sie sich sonst an vielen Stellen unterscheidet. [U 672]

In dieser Einführung wird der Leser darauf vorbereitet, dass er es mit einer tradierten Märchenvorstellung nicht weit bringen wird. Schritt für Schritt muss er beim Lesen erfahren, dass die Geschichte im Wesentlichen die Gültigkeit fest eingewurzelter Abgrenzungen in Frage stellt. Im Unterschied zu dieser Fassung fehlt dem engültigen Text diese auktoriale Einführung: Er beginnt beim zweiten Absatz der ursprünglichen Fassung wie ein regelrechtes Märchen: „Es war ein schönes und fruchtbares Land [...]". [U 672, E 682] Der Leser bekommt keine „Gebrauchsanweisung"; seine Vorstellungen von märchenhafter Naivität und Klarheit erweisen sich als unhaltbar, die Kluft zwischen seinen Erwartungen und den vermittelten Geschehnissen bzw. Märchenwahrheiten wird immer größer.

3. 4. Ergebnisse der intertextuellen Untersuchung im Hinblick auf die Figurendarstellung

Konstante Figuren sind der alte König, der sterbende Held und der schwarze Reiter, der Drachentöter. Der König ist in beiden Fassungen ein stolzer Greis, der so handelt, wie es für seine Position angemessen ist. Im Vergleich zu dem Verhalten seiner Tochter scheint er ziemlich konservativ zu sein. Allerdings verleiht ihm seine Altertümlichkeit eine privilegierte Stelle in der urspünglichen Fassung, insofern der Text damit schließt, dass er im hohen Thronsaal sitzt und auf den Drachentöter wartet.

Der sterbende Held hat keine andere Funktion, als die Gefährlichkeit des Kampfes mit dem Drachen zu veranschaulichen und in der Königstochter Mitleid zu wecken. Sonst verfügt er über keine individuellen Züge und ist ein Namenloser.

Der schwarze Reiter erscheint in beiden Fassungen als *der* Drachentöter, verschlossen und unantastbar. Er ist zweifellos ein Sinnbild, Ausgangspunkt und Ziel auf einem Erkenntnisweg, der aber von der Königstochter erst gegangen werden muss. Auf seine Bedeutung verweist, dass er in beiden Fassungen als Titelfigur dient, die endgültige Fassung endet sogar mit seiner sich entfernenden sorglosen Gestalt. Ob er sich einmal seines Versäumnisses bewusst wird, steht nicht fest.[15]

---

[15] „In dem Hefte der ‚Zeit' mit dem Erstdruck, das das Rilke-Archiv besitzt und das wohl Rilkes Handexemplar war, ist der letzte Absatz der Novelle [...] mit Rotstift getilgt, offensichtlich von Rilkes eigener Hand [...]" In: Sämtliche Werke, S. 1030.

> Der aber ritt schon weit von der Stadt, und es war ein Himmel voll Lerchen über ihm. Hätte ihn jemand an den Preis seiner Tat erinnert, vielleicht wäre er lachend umgekehrt; er hatte ihn ganz vergessen. [E 688]

Auch wenn der Drachentöter durch diesen pointierten Schluss einen besonderen Akzent bekommt, ist die wirkliche Heldin der Novelle, deren Schicksal der Erzähler mit außerordentlichem Interesse verfolgt, die Königstochter. Ihr ganzes bisheriges Leben bekommt man durch die Erzählerberichte vermittelt. Sie ist allein, ohne Verwandte groß geworden. Isoliert von der Außenwelt und schüchtern von Natur schließt sie in ihrer Traumwelt ein Bündnis mit dem Drachen. In ihrer großen Einsamkeit ist sie immer auf Bezugspersonen angewiesen: Zuerst braucht sie den Drachen, dann den Sterbenden, schließlich den schwarzen Reiter. Wenn sie in der ursprünglichen Fassung nicht als Verlassene, sondern als Wissende davongeht, kann man ihre neu erworbene Standhaftigkeit als eine Art Belohnung für ihr sorgenvolles Mitleid mit dem Sterbenden und für ihre Tapferkeit beim Besuch des Verstorbenen, die Selbstüberwindung kostete, auffassen. Am Ende könnte man sie sogar glücklich nennen: Nachdem sie, wunderschön geschmückt, an den Spiegeln vorbei gegangen ist, hört man sie singen. Bekanntlich deutet das Motiv des Gehens bei Rilke oft auf „eine mögliche Verwandlung" hin, das ‚Gehen' mit dem ‚Singen' zusammen kann man als „Zustand der Berauschung" verstehen.[16]

Die Prinzessin der endgültigen Fassung singt nicht. Gegenüber der Prinzessin der ersten Fassung hegt sie den Wunsch, „[...] das Bild des einsamen Helden, des Zitternden zu erhalten, wie sie ihn gesehen hatte. Als ob es wichtig wäre für ihr Leben, das nicht zu vergessen." [E 687] Keine Beruhigung kann man an ihr spüren, eher eine Gespanntheit aus dem Bewusstsein heraus, dass sie noch etwas Unverzichtbares bewahren müsse. Ihr wird nicht ein Rausch, sondern das Erleben eines festlichen Augenblicks zuteil. Sie wird zu den großen Liebenden bei Rilke gehören, in Bezug auf das Frühwerk erscheint sie als eine Variation der Weißen Fürstin. Mag die Figur des schwarzen Reiters noch so kompakt als Vorbild für die Prinzessin dienen, sie ist es, die sich wandelt. In beiden Textvarianten geht es um ihre Veränderung. In der ersten Fassung ist diese zum Teil moralisch gerechtfertigt, in der zweiten vollzieht sie sich unabhängig von ihren Taten bzw. ihrer Tatlosigkeit, ungewollt und unabwendbar; sie erfolgt nach dem Treffen mit dem schwarzen Reiter mit der zwingenden Kraft einer metaphysischen Notwendigkeit.

---

[16] Vgl: Szendi, Zoltán: „der Gestirne stiller Mittelpunkt": Die motivische Bedeutung der Blinden-Figur in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: „swer sînen vriunt behaltet, daz ist lobelîch." Festschrift für András Vizkelety zum 70. Geburtstag. Hg. von Márta Nagy und László Jónácsik. Piliscsaba, Budapest 2001, S. 430f. Der Verfasser des Aufsatzes kommt bei der Analyse des Gedichtes „Die Erblindende" zu dieser Schlussfolgerung. Im Zusammenhang mit dem Singen wird die Abelone-Episode aus dem Malte-Roman erwähnt.

4. Der Märchendiskurs

„Der Drachentöter" beschwört mit seiner Geschichte, mit seinen Figuren und mit dem Erzählton gleich am Anfang einen Zusammenhang von Aussagen, die durch eine endliche Menge von Regeln miteinander verbunden sind, im Sinne des Diskursbegriffes von Foucault den Märchendiskurs herauf.[17] Foucault formuliert vier Bedingungen für das Zustandekommen eines Diskurses: Erstens müssen sich die Aussagen „auf ein und dasselbe Objekt beziehen", zweitens sich als zusammengehörig erweisen, drittens durch ein „System der permanenten und kohärenten Begriffe [...], die darin impliziert werden", sich einordnen lassen, viertens durch „die Identität und die Hartnäckigkeit von Themen" zusammengehalten werden.[18]

Der Märchendiskurs, der hier als Gesamtheit der konventionellen Regeln der Gattung verstanden wird, wird allerdings in dem auktorial verfassten ersten Absatz der ursprünglichen Fassung nicht nur bestätigt, sondern zugleich auch erschüttert. Der Erzähler macht hier auf die zwiespältige Beschaffenheit der Geschichte aufmerksam: Ein Märchen brauche die Wirklichkeitsbezüge nicht unbedingt zu vermissen, daher wäre es prinzipiell ebenso imstande, über die Realität etwas Wahrhaftes zu sagen, wie alle anderen Textsorten. Zwar behauptet der Erzähler am Anfang, am gewohnten Märchendiskurs festzuhalten, auch wenn die Wirklichkeit mitgeteilt wird, durch die Betonung des Märchencharakters wird jedoch die Selbstverständlichkeit der Gattung in Zweifel gezogen. Demgegenüber wird der Leser der endgültigen Fassung, zumindest am Anfang, nicht mit der Fragwürdigkeit des eigenen Märchenbegriffs konfrontiert. Weil hier die Geschichte mit der Beibehaltung des Märchendiskurses beginnt, wird er seine naive Märchenvorstellung desto radikaler abbauen müssen. Letzten Endes muss er einen Erkenntnisvorgang nachvollziehen, bei dem sich nicht nur die konventionellen Märchenstrukturen, sondern auch die eigenen bewährten Erkenntnisstrategien als unbrauchbar erweisen.

Wie Foucault sagt: „Der untersuchte Diskurs kann auch in einer Beziehung der Analogie, der Opposition oder der Komplementarität mit bestimmten anderen Diskursen stehen."[19] In diesem Sinne wird im Folgenden „Der Drachentöter" dem Märchendiskurs gegenübergestellt und durch die Erschließung der Abweichungen

---

[17] Obwohl es nicht die Absicht von Foucault war, seine Diskursanalyse auch auf die Literatur zu erweitern, entstanden mehrere Linien der literaturwissenschaftlichen Foucault-Rezeption. Ihre Existenzberechtigung basiert darauf, dass Foucault selbst seine Arbeit nie als eine „allgemeine Theorie", sondern als „Operationen des Denkens" verstanden hat. Vgl. Kammler, Clemens: Historische Diskursanalyse. In: Brackert, Helmut; Stückrath, Jörn: Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 633.

[18] Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. 7. Aufl. Frankfurt a. M. 1995, S. 49-54.

[19] Ebd., S. 98.

einer weiteren interpretatorischen Richtung der Weg frei gemacht. Zunächst werden die Figuren und deren Handlungen, dann die Konzeptstruktur[20] im Vergleich zu den entsprechenden Topoi in einem idealen Märchen befragt.

Das Figurenensemble betreffend, kann man weitgehende Übereinstimmungen aufzeigen. Die einzelnen Figuren bewähren sich in ihren eigentlichen Märchenrollen bis auf das letzte Moment: *Der Drache, das Böse verkörpernd*, bedroht das Königreich; *der weise König*, die Gefährdung der heimischen Männerschaft erkennend, *macht ein Versprechen*; *die Königstochter, das Sinnbild der Unschuld und Ausgeliefertheit*, wird *als Belohnung* dem Befreier *versprochen*; um die Gefährlichkeit des Drachen zu veranschaulichen, wird eine *retardierende Episode* eingeschoben, die über die Agonie des Fremden berichtet; endlich taucht ein *siegreicher Unbekannter* auf.[21] Einige Unsicherheiten im Verhalten der Prinzessin ausgenommen, waren bisher alle Elemente klar abgegrenzt, die zur Konzeptstruktur des Märchendiskurses nötig sind: das Schöne und das Schreckliche, das Gute und das Böse, der Angreifende und das Opfer, der Sieger und der Besiegte. Nach den festen Regeln der Gattung sollte auf den Sieg die Belohnung folgen und das Märchen mit dem wohlverdienten Happy End, mit der Hochzeit der Königstochter und des schwarzen Reiters, enden, wobei die Geschichte mit Äußerung der Hoffnung auf langes sowie glückliches Leben schließt. Das letzte entscheidende Moment, das des Glücklichwerdens, unterbleibt aber: Der schwarze Reiter gibt sich mit dem Sieg über den Drachen zufrieden und verschwindet ohne irgendeine Erklärung. Die Königstochter wird zwar befreit, aber nicht geheiratet, sie bleibt einsam wie bisher. Die „Regeln", die immanenten Gesetze des Märchendiskurses werden deutlich verletzt. Die Oppositionen, die als Stützpfeiler der Märchenwelt dienen, dass ein Opfer Gegenopfer verlangt, der Schenkende selbst beschenkt werden soll und die Liebende Gegenliebe erwarten kann, erweisen sich als untauglich. Das anfängliche Unglück verwandelt sich nicht ins Glück, der Gang der Ereignisse nimmt eine Richtung, die den Erwartungen nicht entspricht. Der Königstochter bleibt nichts übrig, als das beispielhafte Verhalten des Drachentöters zu erfahren, seine Unantastbarkeit zu akzeptieren und die einzigartige Situation würdevoll als Fest zu erleben. Mit ihrer verzichtenden – und versöhnenden – Geste wird der Märchendiskurs zerstört und zugleich ein Gegendiskurs erschaffen. Das entstandene Gegenmärchen basiert auf einem neustrukturierten System der Regeln: Sein Gerüst bildet die Verknüpfung der früher als Gegensätze gedachten Konzepte.

Wenn man die beiden Fassungen unter dem Aspekt des Märchendiskurses vergleicht, kann man feststellen, dass die erste Fassung von diesem weniger abweicht, da die Königstochter für ihre Wohltätigkeit mit dem Reifwerden belohnt

[20] Die Konzepte organisieren auf der Bedeutungsebene die Geschichte, indem sie Oppositionen bilden. Vgl. Schardt: Narrative Verfahren, S. 56ff.

[21] Durch die kursivierten Wörter werden die Märchentopoi nochmals akzentuiert.

wird und ihr Verhalten am Ende von innerer Harmonie zeugt. In der endgültigen Fassung gilt demgegenüber die moralische Rechtfertigung der Tat nicht mehr: Die Geschichte spielt in einem Raum „jenseits von Gut und Böse".

5. Die poetisch-rhetorische Struktur des „Drachentöter"

In seiner berühmten Studie „Tropen" nennt Paul De Man den Chiasmus die herrschende Figur im Werk Rilkes. Der Chiasmus bedeutet bekanntlich eine Kreuzung der Dinge und Wörter. Bei Rilke entsteht er in solchen Texten, wo „das Ich sprachlich nicht zur Selbstpräsenz findet", sondern „durch eine seltsame Umkehrung steckt die Subjektivität von Beginn an, noch bevor die figurale Übertragung stattgefunden hat, in Objekten und Dingen".[22] Um sich in Figuren verwandeln zu können, müssen die subjektiven Erlebnisse einen Mangel oder Hiatus enthalten, woraus folge, „dass nur negative Erfahrungen dichterisch brauchbar sind".[23] Bei Rilke, so De Man, seien die Dinge von vornherein so gedacht, dass ihre kategorialen Unterschiede als umkehrbar erscheinen, was den Leser dazu bewegen könne, auch ursprünglich unvereinbare Phänomene und Qualitäten als komplementär zu betrachten. Nach Paul De Man ist die Umkehrung nur dadurch möglich, dass sie bei Rilke als ein rein sprachlicher Akt stattfindet. Dieser Verzicht auf einen Wirklichkeitsbezug sei in erster Linie für die „Neuen Gedichte" charakteristisch, aber das Referenzproblem hält der Theoretiker im ganzen Werk Rilkes für grundlegend. Zugleich muss er einsehen, dass sich die „Duineser Elegien" kaum als reine Figurendichtung lesen lassen: Hier spielen subjektive Momente eine bestimmende Rolle, und vom Leser selbst wird eine teilnehmende, mitleidende Haltung erwartet. Paul De Man hält es für ein Paradoxon jeder Literatur – und das gelte auch für Rilkes Dichtung –, dass die Literatur dann die höchste Überzeugungskraft hat, wenn sie auf jeden Wahrheitsanspruch verzichtet.

Diesen Gedankengang zu verfolgen scheint deshalb aufschlussreich zu sein, weil auch „Der Drachentöter" auf einer Gedankenfigur beruht, die von De Man als Chiasmus bezeichnet und als das grundlegendste poetische Mittel Rilkes bis hin zu den „Sonetten an Orpheus" verfolgt wird. Im Weiteren soll allerdings eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Konzept stattfinden. Als Ausgangspunkt dient dabei eine Textstelle aus dem „Drachentöter": Herausgehoben werden die einzelnen Textvarianten des früher erwähnten Erzählerkommentars, der merkwürdigerweise schon am Anfang eine grundlegende Aussage des ganzen Textes vermittelt. Zur Erinnerung nochmals:

---

[22] De Man, Paul: Allegorien des Lesens. Frankfurt a. M. 1984, S. 62.
[23] Ebd., S. 84.

> Denn es bestehen geheime Beziehungen zwischen dem Schönen und Schrecklichen wie zwischen den Gipfeln und Abgründen, wie zwischen den stillen Seen und den reißenden Bächen welche sie nähren, wie zwischen dem holden lachenden Leben und dem nahen tiefen täglichen Tod. [U 672]

> [...] denn es bestehen geheime Beziehungen zwischen dem Schönen und dem Schrecklichen, an einer bestimmten Stelle ergänzen sich beide wie das lachende Leben und der nahe tägliche Tod. [E 682f.]

Gemeinsam in beiden Fassungen ist der erste Teil des Satzes, der übrigens das Wesentlichste ausspricht: „Denn es bestehen geheime Beziehungen zwischen dem Schönen und dem Schrecklichen [...]". In der ursprünglichen Fassung schließen sich, wie ausgelegt wurde, Vergleiche an, die antithetische Bilder aneinanderreihen. Weil diese Bilder wie zufällig nebeneinander stehen und ihre Funktion darin besteht, Gegensätzlichkeiten zu veranschaulichen – zwischen „Gipfeln" und „Abgründen" bzw. zwischen „stillen Seen" und „reißenden Bächern" –, kann man sie als sprachliche Zeichen ohne Referenzanspruch auffassen. Dass in dieser Reihe den Bezeichnenden die größere Bedeutung zukommt, wird zusätzlich noch von dem letzten Gegensatzpaar gerechtfertigt. Zwar geht es hier um Begriffe von schwerem Inhalt – Leben bzw. Tod –, sie haben aber Attribute – „holdes lachendes Leben" bzw. „naher tiefer täglicher Tod" –, durch welche die Aufmerksamkeit auf deren Klangwirkung gelenkt wird. Die Aussage verliert an Gewicht und bewegt sich in die Richtung auf ein Sprachspiel. Die Umkehrung kann daher leicht erfolgen, und zwar in erster Linie auf der Ebene des Bezeichnenden, das Bezeichnete wird bloß „mitgeschleppt". Das Ergebnis ist ein Chiasmus, wie er bei Paul De Man zustande kommt. Weil hier die umzukehrenden Oppositionen zahlenmäßig stärker vertreten sind – der Satz enthält insgesamt vier solche Gegensatzpaare –, werden von ihnen die Andeutungen auf die metonymische Verbindung *innerhalb* der Gegensätze überspielt. Auch wenn die Voraussetzung der „geheimen Beziehungen" die rhetorische Figur der Metonymie hervorruft und auch wenn der metonymische Zusammenhang – wie in dem vorletzten Gegensatzpaar – vom Naturgesetz bestärkt wird: Die „stillen Seen" sind in der Wirklichkeit auf die „reißenden Bäche" angewiesen, „welche sie nähren".

In der endgültigen Fassung des „Drachentöters" verschwinden, wie gesagt, die Naturbegebenheiten, es bleiben nur die Begriffe, die [sich] aber paradoxerweise „an einer Stelle ergänzen [...]". An Stelle des Chiasmus gewinnt gleich die Metonymie die Oberhand.[24] Das sollte an und für sich noch nicht bedeuten –

---

[24] „[Man] kann [...] zweifellos auch bei Rilke von einer metonymischen Poetik der Kontiguität sprechen, von einer auf metonymischen Verschiebungen und Entstellungen beruhenden Entfremdungspoetik. Es scheint nun, dass man einen wichtigen Ansatzpunkt dafür (neben Rodins Torso-Prinzip) in der Ikonästhetik hätte, die quasi eine Präfiguration metonymischer Strukturen der Dislozierung im Raum bietet." Vgl.: Gerber, S. 181.

anknüpfend an den Gedankengang von De Man –, dass durch die Neustrukturierung der Gegensätze der Wahrheitsanspruch automatisch wiedergewonnen wäre. Immerhin kann man voraussetzen, dass die Metonymie, beruhend auf einer *realen* Beziehung zwischen den Dingen, im Vergleich zum Chiasmus sich auf die Ebene des Bezeichnenden nicht mehr einengen lässt, sie könnte vielmehr über die rein sprachliche Dimension hinausführen.[25]

In der Novelle ist es der Drachentöter, der als paradigmatische Figur dafür sorgt, dass die Berührung der Gegensätze zustande kommt. Er bietet sich als Opfer an, ohne Gegenopfer zu verlangen, er schenkt das Leben, ohne dafür beschenkt zu werden; er ist als Person die „bestimmte Stelle", an der das Sich-Ergänzen der Gegensätze vollzogen wird, die Verortung der Metonymie. Dabei darf man natürlich nicht vergessen, dass der Drachentöter selber eine ideelle Konstruktion ist, die ausschließlich innerhalb des Gegendiskurses fungiert.

Der in den beiden Fassungen bisher untersuchte Satz hat in der „Ersten Elegie" seine letzte Variante. Das erste Gegensatzpaar bezieht sich hier auf die Existenzform des Engels; der Zusammenhang zwischen dem Schönen und Schrecklichen ist weiterhin eine metonymische Beziehung, hier aber noch konkreter bestimmt.

> Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel
> Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme
> einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem
> stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts
> als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen,
> Und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht,
> uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.

Dass die „Duineser Elegien" nicht mehr eine „reine Figuration" darstellen, sondern mit ihrem „messianischen" Ton einen Anspruch auf Wahrheitsaussage erheben, wird auch von De Man akzeptiert.[26] Zugleich wendet er ein, dass der Gültigkeitsanspruch der Aussagen in dem Werk von Rilke sich allein auf die Elegien beschränkt; anderswo könnte man den Verzicht auf Referentialität in der Sprache generell beobachten. Aus einer anderen Sicht jedoch, die Rilke mehr eigen war,

---

[25] Auch in der strukturalen Psychoanalyse wird der Metonymie eine große Wichtigkeit zugeschrieben: „Die durch Verdrängung und Ersetzung produzierte Metapher ist überdeterminiert, weil sie zugleich von der Verknüpfungs- und Verschiebungsstruktur der Metonymie getragen wird. [...] Hatte Freud beobachtet, dass die psychische Dynamik der Verschiebung geeignet sei, den Zwang der Zensur zu umgehen, legt Lacan ihr die Möglichkeit bei, ‚daß der Mensch sogar noch seinem Schicksal Hohn spricht, durch den Spott der Signifikanten.'". zitiert nach: Bossinada, Johanna: Einführung in die poststrukturalistische Literaturtheorie. Stuttgart; Weimar 2000, S. 115.
Bei Kristeva wird das Begehren nach dem Vorbild Lacans mit dem Verknüpfungs- und Verschiebungsmechanismus der Metonymie verbunden. Vgl. ebd., S. 116.

[26] De Man, S. 80.

kann dieses Phänomen als unerschütterlicher Glaube an die kathartische Wirkung der Kunst interpretiert werden.

6. Der Kunstdiskurs

Wie in der Einführung schon angedeutet wurde, kehren wir zum Schluss zu August Stahl zurück, genauer gesagt, zu der Interpretation, die die Figur des Drachentöters der des Künstlers nähert, und die an Hand dieser symbolischen Figur eine Assoziation zur Kunst herstellt. In diesem Zusammenhang lässt sich der bei den Interpreten Rilkes allgemein als seine Ars Poetica geltende Brief an eine junge Frau vom 2. 8. 1919 nicht ignorieren:

> Das Kunst-Ding kann nichts ändern und nichts verbessern, sowie es einmal da ist, steht es den Menschen nicht anders als die Natur gegenüber; in sich erfüllt, mit sich beschäftigt, (wie eine Fontäne), also, wenn man es so nennen will: teilnahmslos. Aber schließlich wissen wir ja, daß diese zweite, zurückhaltende und von dem sie bestimmenden Willen zurückgehaltene Natur gleichwohl aus Menschlichem gemacht ist, aus den Extremen des Erleidens und Freuens –, und hierin liegt der Schlüssel zu jener Schatzkammer unerschöpflicher Tröstung, die im künstlerischen Werk angesammelt erscheint und auf die gerade der Einsame ein besonderes, ein unaussprechliches Recht geltend machen darf.[27]

Der Kunst wird hier jede direkte moralische Wirkung – „ändern" und „verbessern" – abgesprochen, anerkannt wird jedoch die „Tröstung", und zwar besonders die des „Einsamen". Die Tröstung durch die Kunst, ohne Möglichkeit zur Änderung der realen Verhältnisse, kann aber erst dann wirksam werden, wenn sie tatsächlich auf jede Wirklichkeitsbezogenheit verzichtet und ihre Energie im eigenen imaginären Raum entfaltet. Bei Rilke besitzt das Kunstwerk bekanntlich eine metaphysische Relevanz, es hat sogar die Fähigkeit, „ihre eigene Transzendenz" zu schaffen.[28] Umkehrung und Aufhebung, Verbindung und Verschiebung von unvereinbaren Gegensätzen sind unausführbar in der Realität; auf der Ebene des Bezeichnenden

---

[27] Rilke, Rainer Maria: Briefe an eine junge Frau. 136. bis 150. tausend. Leipzig 1940 (= Inselbücherei, 409), S. 5-7.

[28] Vgl. dazu: „So entsteht auch im ganzen Lebenswerk die angestrebte apollinische Erlösung aus der historischen Negation heraus. Einerseits kommt sie von der Verleugnung der falschen, ungültig gewordenen Transzendenz in der europäischen Tradition.[...] Andererseits entsteht sie aus der Verleugnung der beiden Meister, Nietzsche und Mallarmé (in unmittelbarer Auseinandersetzung mit dem ersten, in Auseinandersetzung mit der symbolistischen Tradition des zweiten), die die Erkenntnis von der leeren Transzendenz zum System erhoben haben. Nach der Kunst des Welt-Verlustes hat Rilke die Lyrik des Wiederkehrs erschaffen, die Kunst, die jenseits der Poetik des Nichts steht. Seine Bilder, seine Kunst erschaffen ihre eigene Transzendenz – und mithin die einzig mögliche für die Welt: so rettet sich die Kunst in der Identität von Metaphysik und Poetik, in einer wahrhaften ‚Kunstreligion'". In: Pór, Peter: Die orphische Figur. Zur Poetik von Rilkes „Neuen Gedichten". Heidelberg 1997, S. 23.

eingeengt, wie Paul De Man meint, haben sie keine Konsequenzen für die Wirklichkeit. In dem „Drachentöter" vollzieht sich die Verbindung der Gegensätze in der besonderen Dimension der Kunst, und die Kunst *ist* eine Realität, und zwar ist sie mehr als die Sprache, somit kann sie eine nicht eliminierbare Wirkung auf reale Existenzen ausüben. Rilke drückt das in seinem Brief an Baron Uexküll vom 19. August 1909 folgendermaßen aus:

> Die Bewunderung, mit der sie sich auf die Dinge (alle, ohne Ausnahme) stürzt, muß so ungestüm, so stark, so strahlend sein, daß dem Gegenstand die Zeit fehlt, sich auf seine Häßlichkeit oder Verworfenheit zu besinnen. Es kann im Schrecklichen nichts so Absagendes und Verneinendes geben, daß nicht die multiple Aktion künstlerischer Bewältigung es mit einem großen, positiven Überschuß zurückließe, als ein Dasein-Aussagendes, Sein Wollendes: als einen Engel.[29]

Für den „Drachentöter" mag das soviel bedeuten, dass der schwarze Reiter, der „in sich erfüllte" und „teilnahmslose" Figur ist, die dafür geschaffen wurde, die metonymische Verbindung der Gegensätze in eigener Gestalt zu präsentieren, das Sinnbild für die Kunst ist, somit wäre er nicht nur der verlorengegangene Geliebte, sondern auch der Trost-Spendende.[30]

Die Königstochter, in ihrer hilflosen Einsamkeit, ist die Kunst-Rezipiende, die genau durch ihre Verlassenheit höchst geeignet ist, die Botschaft des Kunstwerks anzunehmen, denn „auch das Kunstprodukt, das Werk erschließt sich nur dem Einsamen; was durch Einsamkeit geschaffen wurde, verlangt wiederum Einsamkeit, um seinen Wert zu offenbaren".[31]

Thematisiert wird hier letzten Endes ihr Verhältnis, das also ein Verhältnis zwischen dem Künstler bzw. dem Kunstwerk und dem Leser ist. Das Kunstverständnis kann die realen lebensweltlichen Verhältnisse des Lesers bzw. der Leserin nicht beeinflussen, aber es kann dazu beitragen, die existentiellen Möglichkeiten zu erweitern.

---

[29] Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914. Hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1933, S. 74.

[30] Vgl. dazu: Szász, Ferenc: Dichtung als Lebenshilfe. Zur Wirkungsgeschichte von Rainer Maria Rilkes Gedichtband „Das Stunden-Buch". In:„swer sînen vriunt behaltet, daz ist lobelîch." Festschrift für András Vizkelety zum 70. Geburtstag. Hg. von Márta Nagy und László Jónácsik. Piliscsaba, Budapest 2001, S. 437-446.

[31] Höhler, Gertrud: Niemandes Sohn. Zur Poetologie Rainer Maria Rilkes. München 1979, S. 66.

Werkstatt

Barbara Mariacher (Piliscsaba)

„Nicht Unglaubliches unglaublich erzählt"

Zu Josef Winklers Novelle „Natura morta" (2001)

1. Einleitung und Fragestellung

„[...] etwas nicht Unglaubliches unglaublich zu erzählen"[1], so lautet Josef Winklers 1998 in einem Interview mit Ernst Grohotolsky geäußerter poetischer Anspruch, den er mit der im selben Jahr erschienenen Erzählung „Wenn es so weit ist" und der Novelle „Natura morta" (2001) eingelöst hat.

Dieser verstärkte formale Anspruch beeinflusst sowohl die inhaltliche Ebene der Texte, in denen eine deutliche Zurücknahme des Autor- beziehungsweise Erzähler-Ichs festzustellen ist, als auch die strukturelle Seite der Prosa Winklers, die immer feiner ziseliert wird. Dabei lässt sich beobachten, dass die für die inhaltliche Ebene charakteristische Bildhaftigkeit immer mehr zurückgenommen und für die formale Seite seiner Werke nutzbar gemacht wird. So findet sich zum Beispiel an Stelle der Vielzahl kühner Metaphern und Bilder, wie wir sie von den früheren Prosaschriften des Autors gewohnt sind, in „Wenn es so weit ist" nunmehr lediglich eine Metapher, die aber sowohl den Inhalt als auch die Struktur der Erzählung prägt. Es ist dies die Metapher vom Knochenköhler als Erzähler, der in einem Tonkrug metaphorisch die Knochen jener Personen aufschichtet und daraus seinen Knochensud braut, von denen im Text die Rede ist. Gebildet wird diese Metapher, indem zwei voneinander völlig unterschiedliche Bildfelder, nämlich das des Erzählens und das rund um die Figur des Knochenköhlers, über die literarische Struktur des Werkes miteinander verbunden werden. Dadurch ist das Buch, das den Untertitel ‚Erzählung' trägt, nicht nur die Erzählung der Dorfgeschichte von Pulsnitz, sondern gleichzeitig eine Erzählung über das Erzählen.[2]

Die Bedeutung der Form wird in „Natura morta" gleich zweifach unterstrichen, einmal durch den Titel selbst, der die italienische Bezeichnung für das malerische Genre des Stilllebens ist, so wie durch den Untertitel, ‚Eine römische Novelle', der

---

[1] Josef Winkler im Gespräch mit Ernst Grohotolsky: Wo einem ein Kopf in den Satz schießt oder: Wieder dasselbe Thema aber wieder ganz anders. In: Josef Winkler. Dossier. Hg. von Günther A. Höfler und Gerhard Melzer. Graz, Wien: Literaturverlag Droschl, 1998. S. 9-25. Hier S. 10.

[2] Vgl. Mariacher, Barbara: Zwischen Statik und Bewegung. Anmerkungen zum poetischen Verfahren in Josef Winklers Erzählung „Wenn es soweit ist" (1998). Im Druck: Ljubljana 2003.

nicht nur auf den Ort des Geschehens, sondern auch auf die traditionsreiche Novellengeschichte anspielt, die im 14. Jahrhundert in Italien mit Giovanni Boccaccios „Il Decamerone" ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Diese Anspielung auf Boccaccio bezieht sich nicht nur auf die Gattung, sondern auch auf ihren Inhalt, sind dessen Novellen doch von ähnlichen Themen geprägt, wie sie bei Winkler in ständiger Wiederholung und Variation – wenn auch in völlig anderer Form – auftreten: z.B. Kritik an der Institution Kirche sowie die Darstellung von Verstößen gegen die gesellschaftliche Norm, besonders in erotischer Hinsicht.

Weder liegt das Stillleben in der Malerei noch die Novelle in der Literatur im Trend, so dass beide Gattungsbezeichnungen auf den ersten Blick etwas ungebräuchlich anmuten. Doch ist es gerade das Zusammenspiel von unterschiedlichen Elementen der beiden Genres, das das Neue an Winklers Erzählweise ausmacht. Das heißt – und dies ist der Kern meiner These: Nicht das unerhörte Ereignis und seine Folgen, sondern die unerhörte Weise, wie diese Novelle erzählt wird, wie also Josef Winkler seine visuelle Wahrnehmungsfähigkeit mit Formelementen der Novelle und des Stilllebens in Verbindung bringt und dadurch etwas völlig Eigenständiges schafft, ist die eigentliche Neuigkeit und Neuheit des Buches.

Ich vertrete also keineswegs die Meinung, dass man den Untertitel ‚Novelle' nicht ernst nehmen sollte, wie etwa Andreas Breitenstein in seiner Rezension des Buches in der *Neuen Zürcher Zeitung*[3] meint, wenngleich es auch einzuräumen gilt, dass die Bezeichnung durchaus auch verlegerische Gründe haben könnte. So habe Winklers Verlagslektor dem Autor einmal aus Verkaufsgründen zur Reduzierung seiner Toten und möglicherweise auch des äußeren Umfangs geraten,[4] womit sich die Hinwendung Winklers zur Novelle etwas prosaischer erklären ließe.

Doch warum sollte man den sicherlich um seinen Verkaufswert völlig unbekümmert schreibenden Autor Josef Winkler in der Wahl der Gattungsbezeichnung seiner Prosa nicht ernst nehmen?

Im Folgenden wird also das Zusammenspiel von Inhalt und Form, wie es sich im Titel und Untertitel der Novelle verkürzt präsentiert, genauer ins Auge gefasst, um daraus Erkenntnisse für das poetische Konzept Josef Winklers zu gewinnen. Dazu erscheint es zunächst notwendig, einen Blick auf die Definition der Gattung Novelle zu werfen, was sogleich zu Problemen führt, denn nach Konrad Karl Polheim ist angesichts der Vielgestaltigkeit der Novellenliteratur und ihrer permanenten Weiterentwicklung „[e]ine Orientierung der Gattungsgeschichte an so

---

[3] Breitenstein, Andreas: Entwurf für einen Menschen ohne Welt. Josef Winkler zelebriert eine unheilige römische Messe. In: Neue Zürcher Zeitung vom 30. 8. 2001. Der Zeitungsartikel entstammt wie alle hier zitierten Rezensionen der Sammlung des Innsbrucker Zeitungsarchivs.

[4] So äußerte sich Josef Winkler sinngemäß mir gegenüber in einem Gespräch nach seiner Lesung aus „Wenn es so weit ist" am Österreichischen Kulturinstitut in Budapest am 7. April 2000.

genannten Urformen [...] heute nicht mehr tragbar, da alle auf sie gerichteten Versuche gescheitert sind."[5] Und an anderer Stelle meint Hugo Aust in sinngemäßer Wiedergabe der Worte von Konrad Karl Polheim:

> Wo sich ‚Merkmale' eines Novellenbegriffs ohne historische Bindung abzeichnen, liegt eine einseitige Textauswahl vor, die nur bestätigt, was das Kriterium der Auswahl bereits vorgegeben hat.[6]

Demgegenüber meint Hugo Aust, dass man

> [...] diesen ‚Merkmalen' [vielleicht Unrecht tut], indem man sie für etwas verantwortlich macht, was sie nicht sind. Denn eigentlich entscheidet sich ihre Güte nicht am isolierten Zustand begrifflicher Struktur, sondern an ihrem Gebrauch; und sie bloß bei der Entscheidung zu verwenden, ob eine Erzählung eine Novelle ist oder nicht, bezeichnet die am wenigsten interessante Seite der Gattungsgeschichte.[7]

Das heißt also, dass nicht ein mehr oder weniger willkürliches Schema der Gattung Novelle auf den Text Winklers gepresst werden soll, sondern die Gattungsmerkmale lediglich zur Orientierung dienen. Sie sind der Hintergrund, vor dem der spezifische Gebrauch Winklers sichtbar gemacht werden soll.

2. Unerhörte Begebenheit, Dingsymbol

Seit Goethes viel zitiertem Gespräch mit Eckermann vom 29. Januar 1827 gehört es zu den Gemeinplätzen der Gattungsgeschichte, dass die Novelle eine Erzählung mittlerer Länge ist, die von einer einzigen „unerhörten Begebenheit"[8] berichtet, welche den Anspruch auf Tatsächlichkeit und Wahrheit erfüllt.

„Unerhört" kann dabei Verschiedenes bedeuten, zum Beispiel, dass das Erzählte dem Rezipienten der Geschichte noch unbekannt ist oder dass die Novelle von etwas Außerordentlichem berichtet, „in dem Zufall und Schicksal, Einbruch und Wende, Bestimmung und Notwendigkeit ihren charakteristischen Ort einnehmen."[9]

In der Novelle „Natura Morta" besteht diese einzige, unerhörte Begebenheit im Unfalltod des schwarzhaarigen, ungefähr 16-jährigen Jungen Picoletto, „der lange,

---

5 Polheim, Karl Konrad: Novellentheorie und Novellenforschung. 1945 bis 1964. Erweiterte Buchausgabe, Stuttgart 1965. Zitiert in: Aust, Hugo: Novelle. Zweite Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler (= Realien zur Literatur), 1995, S. 43.

6 Ebd., S. 44.

7 Ebd., S. 8.

8 Goethe, Johann Wolfgang von: Gespräch mit Eckermann vom 29. Januar 1827. In: Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Artemis Gedenk-Ausgabe. Hg . von E. Beutler. Bd. 24, Zürich: Artemis, 1948, S. 225.

9 Hugo, Aust: Novelle, a.a.O., S. 10.

fast seine mit Sommersprossen übersäte Wangen berührende Wimpern hatte"[10], und dem der Blick des Erzählers auf dem Markt auf der Piazza Vittorio Emanuele in Rom folgt. Unerhört ist diese Begebenheit jedoch weniger für den Leser, für den Verkehrsunfälle, sofern sie ihn nicht selbst betreffen, zum alltäglichen Schrecken zählen, als vielmehr für den dicken, von Transvestiten schwärmenden Fischverkäufer Frocio, der sich in Picoletto verliebt hat. Zufall und Schicksal verbinden sich bei diesem Unfalltod keineswegs auf wunderbare, sondern auf schrecklich-banale Weise.

Selbst wenn diese Begebenheit ebenso unerhört wie gewöhnlich ist und also nicht unbedingt die Erwartungen erfüllt, die man an eine Novelle stellt, enthält der Text weitere Elemente, die man dem klassischen Novellenparadigma zurechnen könnte. Allerdings haftet dem Gebrauch dieser Elemente etwas Äußerliches an, zumal sie nicht dazu zu dienen scheinen, dem Text novellistische Konsistenz zu verleihen, sondern vielmehr dazu beitragen, die Destruktion des Erzählens, der Geschichte zu veranschaulichen.

So verläuft die Handlung geradlinig auf das Ereignis, den Tod Picolettos, zu, nicht ohne vorher den klassischen Wendepunkt erreicht zu haben, als welcher das Gewitter, das vor dem Unfalltod Picolettos über den Markt auf der Piazza Vittoria Emanuele hereinbricht, gilt. Doch kann man von Handlung im traditionellem Sinne in Winklers Novelle „Natura morta" sicher nicht sprechen, da sie reduziert ist auf die Darstellung äußerer Bewegungsabläufe, denen das starre Kameraauge als Erzähler folgt. Diese äußeren Bewegungsabläufe, die das einzige Moment sind, an denen sich erzählerische Sukzession festmachen lässt, haben ihren Ausgangspunkt im Ubahneingang der Stazione Termini in Rom und führen zur Piazza Vittorio Emanuele, auf der sich schließlich der Unfalltod Piccolettos – auch als ein Ergebnis äußerer Bewegungsabläufe – ereignet. Der zuvor erreichte Wendepunkt, der plötzlich eintritt, ist ebenfalls äußerer Natur und resultiert keineswegs aus einer inneren Entwicklung des Protagonisten.

Sehr wohl lassen sich also Elemente finden, die man der klassischen Novelle zurechnet, wenngleich man den Umgang Winklers mit ihnen bestenfalls ironisch nennen kann. Dies zeigt sich unter anderem auch bei dem Gebrauch des sogenannten Dingsymbols, dem berühmten Falken, den Paul Heyse unter Bezugnahme auf die neunte Geschichte des fünften Tages in Boccaccios „Il Decamerone" für die Gattung Novelle einfordert, und das ja nicht nur auf die unerhörte Begebenheit vor- und zurückzuweisen kann, sondern „das Spezifische, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet"[11], ausmachen soll. Die vielen Plastikschnuller und Silberkruzifixe, die das Kameraauge an den Ohren, Armen und Hälsen der von ihm

---

[10] Winkler, Josef: Natura morta. Eine römische Novelle. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2001. S. 10.

[11] Vgl. Heyse, Paul: Einleitung zu „Deutscher Novellenschatz". In: Deutscher Novellenschatz. Hg. von P. Heyse und H. Kurz, I. Bd., München: Oldenbourg o.J. [1871] S. XIV-XX.

in den Blick geratenen Personen registriert, erfüllen für den Verlauf der Handlung keine spezielle Funktion, und selbst wenn man, wie Friedbert Aspetsberger, – freilich mit ironischem Unterton – in ihnen ein Symbol für die „wahre, uns ansprechende Welt der Gefühle"[12] entdecken kann, so sind sie keineswegs Dingsymbol im klassischen Sinn. Als Modeerscheinungen sind sie bereits Elemente einer kodifizierten Welt, die nur scheinbar der Betonung des Besonderen und Individuellen dienen, in Wirklichkeit jedoch leere Zeichen der Kulturindustrie sind, deren Fragwürdigkeit durch ihre auffallend häufige Erwähnung im Text offensichtlich wird. Indem sie ja nicht das Spezifische, das die Geschichte von tausend anderen unterscheidet, bezeichnen, sondern vielmehr unbefragtes Zeichen für Dazugehörigkeit und Nivellierung der Unterschiede im Sinne einer Modeerscheinung sind, könnte man sie in Bezug auf ihre Funktion in der Novelle geradezu als Anti-Dingsymbole bezeichnen. Viel eher als die Plastikschnuller und Silberkruzifixe könnte man dem auf der „Piazza Vittorio hupend einfahrenden Ambulanzwagen", der „[...] einen jungen, bewußtlosen, drogensüchtigen Mann [...] aufzulesen hatte"[13], die Funktion des Dingsymbols zuschreiben, ist es doch ebenfalls ein Rettungsauto, das das spätere Unfallgeschehen mitverursacht. Doch entbehrt auch der Ambulanzwagen letztlich jedweder symbolischen Kraft, sondern dient vielmehr zur Veranschaulichung der Zynik des Zufalls, die dem Unfalltod Picolettos eignet.

3. Erzählen

„Grundsätzlich, auf der Ebene der Sprachverwendung geht jede Novellenproduktion [...] aus dem Gespräch hervor, so daß die situativen Bedingungen des Gesprächs zu ihren elementaren Voraussetzungen gehören"[14] schreibt Hugo Aust in seinem Buch über die Novelle. Diese situativen Bedingungen des Gesprächs werden zumeist im Rahmen der Novelle konstituiert, wobei der Gesprächsrahmen „diejenige Stelle im literarischen Werk ist, an der sich die Poesie die Legitimation dafür verschafft, daß sie in der Form des Geschichtenerzählens auftritt, und an der sie ihren Sinn erläutert."[15] Mit Blick auf die Entwicklung der Novelle im 20. Jahrhundert räumt Aust jedoch ein, dass nicht jeder Novelle ein solcher Gesprächsrahmen unterstellt werden müsse, sondern dass es lediglich um eine Art „Gesprächsorigo"

---

[12] Aspetsberger, Friedbert: Blick, genital. Zu Josef Winklers neuem Meisterwerk „Natura morta". In: Der Standard (Album). 21.7.2001.

[13] Winkler, Josef: Natura morta, a.a.O., S. 54.

[14] Aust, Hugo: Novelle, a.a.O., S. 2f.

[15] Segebrecht, Wulf: Geselligkeit und Gesellschaft. Überlegungen zur Situation des Erzählens im geselligen Rahmen. In: GRM NF 25 (1975), S.306-322. Hier S.307. Zitiert in: Aust, Hugo: Novelle, a.a.O., S. 15.

im Allgemeinen gehe.[16] Weder diese Gesprächsorigo noch jener Gesprächsrahmen beziehungsweise eine Rahmenerzählung finden sich in der Novelle „Natura morta". Von Anfang an wird somit deutlich, dass Josef Winkler darin weder einen bestimmten Sinn vermitteln noch im klassischen Sinne eine Geschichte erzählen will. Vielmehr versteht er – wie der Titel des Werks impliziert – den Text als Stillleben, womit dem sukzessiven Voranschreiten der Novelle ein statisches Element entgegensetzt wird, das den Erzählfaden kappt.

Dies wird unmittelbar im äußeren Aufbau des Textes offensichtlich. Die kurze Erzählung ist in sechs Abschnitte unterteilt, die wie Teile eines Bilderzyklusses oder wie Bildschnitte aneinander gereiht sind. Es sind – wie sich aus den einzelnen Kapitelüberschriften ergibt – ebenfalls entweder kleine Stillleben oder Porträts, die nichts erzählen, sondern lediglich Gegenstände und Menschen festhalten: ‚Natura morta I', ‚Der Sohn der Feigenverkäuferin', ‚Natura morta II', ‚Li mortacci tua – Deine verfluchten Toten', ‚Weißer Ginster', ‚Roter Ginster'.

Jedem einzelnen Abschnitt ist ein Gedicht von Giuseppe Ungaretti vorangestellt, das sowohl in italienischer Sprache als auch in der deutschen Übersetzung von Ingeborg Bachmann zitiert wird. Diese Gedichte aus dem Zyklus „Giorno per giorno" sind – worauf der Autor ausdrücklich auf der letzten Seite des Buches hinweist – unmittelbar nach dem Tod von Giuseppe Ungarettis neunjährigem Sohn Antonio entstanden. Indem diese Gedichte in ihrer Thematik den Inhalt der Novelle „Natura morta" widerspiegeln, in der es um den Tod des jungen Picoletto geht, der vom Fischverkäufer Frocio betrauert wird, können sie aber als Relikt jener Rahmenerzählung verstanden werden, wie sie die klassische Form der Novelle vorsieht. Darüber hinaus wirken sie fiktionsdurchbrechend, indem sie nicht nur auf Giuseppe Ungaretti, sondern auch auf die Dichterin und Landsmännin Josef Winklers, nämlich Ingeborg Bachmann, verweisen und ihre römische Zeit beziehungsweise ihre Texte darüber in Erinnerung rufen, insbesondere den Essay „Was ich in Rom sah und hörte", in dem es am Schluss heißt:

> In Rom [...] habe ich gehört, daß mancher das Brot hat, aber nicht die Zähne, und daß die Fliegen auf die mageren Pferde gehen. Daß dem einen viel und dem anderen nichts geschenkt ist; daß, wer zuviel zieht, zerreißt und nur eine feste Säule das Haus hundert Jahre aufrecht hält. Ich hörte, daß es in der Welt mehr Zeit als Verstand gibt, aber daß uns die Augen zum Sehen gegeben sind.[17]

Dieser Appell Ingeborg Bachmanns an die visuelle Wahrnehmungsfähigkeit des Dichters beziehungsweise des Lesers führt uns direkt zum Auftakt der Novelle

---

[16] Vgl. Aust, Hugo: Novelle, a.a.O., S. 3.

[17] Bachmann, Ingeborg: Was ich in Rom sah und hörte. In: Ingeborg Bachmann. Werke. 4 Bde. Hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. München: Piper, 1978. S. 29-34. Hier Bd. 4., S. 34.

„Natura morta", der deutlich vom klassischen Schema abweicht. Denn anstelle eines konkret fassbaren Erzählers, der dem Leser die notwendigen Informationen über Person, Zeit und Ort des Geschehens mitteilt, begegnet er dem unpersönlichen Blick eines Kameraauges, der willkürlich auf einen alten Mann fällt, welcher einer „[...] gehbehinderten, auf einen Ubahneingang der Stazione Termini zuhumpelnden Frau nach[läuft], die in einem durchsichtigen Plastiksack zwischen frischem Gemüse die *Cronaca Vera* stecken hatte [...]."[18] Danach schwenkt der Blick weiter auf einen vor der Ubahntreppe vor einem großen Heiligenbild von Guido Reni knieenden Bettler, „auf dem der Erzengel Michael mit einem Schwert auf den am Rande der Hölle liegenden Dämon niedersticht, der die Gesichtszüge des Kardinals Pamphilj, des späteren Papstes Innocenzo X"[19] trägt. Das Auge streift auch wie zufällig den sechzehnjährigen Picoletto, dessen Name jedoch noch nicht genannt wird, um sogleich wieder auf andere Ubahnpassanten weiterzuschweifen und später wieder auf Picoletto zu fallen. In diesem ersten, mit ‚Natura Morta I' übertitelten Abschnitt passiert, was das Handlungsgeschehen betrifft, nichts, außer der Ubahnfahrt von der Stazione Termini zur Piazza Vittorio Emanuele, dem Obst- und Fleischmarkt und eigentlichen Schauplatz des Geschehens, auf welchem „das Leben und die Liebe in der Marktwelt bürgerlich unappetitlich in Erscheinung treten."[20] Der mitleidlos und detailgetreu auf die unappetitlichen äußeren Erscheinungen von Tod und Verfall gerichtete Blick des Erzählers wendet dabei den Charakter der Idylle, der dem malerischen Genre des Stilllebens anhaftet, in sein Gegenteil.

Das zweite Bild mit dem Titel ‚Der Sohn der Feigenverkäuferin' zeigt uns Picoletto inmitten von Heiligenkitsch, Touristen, Nonnen und Bettlern, wenige Schritte vom Eingangstor des Vatikans entfernt, während das dritte Bild ‚Natura Morta II' wieder auf die Piazza Vittorio Emanuele führt, wo sich im vierten Abschnitt, der nach einem sich auf die Fische Frocios beziehenden Ausruf Picolettos ‚Li mortacci tua – Deine verfluchten Toten' benannt ist, die Tragödie ereignet. Viel eindringlicher als es die Beschreibung innerer Vorgänge an dieser Stelle vermag, wird das Entsetzen und die Trauer Frocios um den Verlust Picolettos in der Beschreibung seines Laufs – die blutverschmierte Leiche Picolettos in seinen Armen haltend – zum Ausdruck gebracht, der vorbei an all den Marktständen führt, die der Erzähler vorher ins Auge gefasst hat. Die letzten beiden mit ‚Weißer Ginster' und ‚Roter Ginster' übertitelten Abschnitte sind die ins Groteske verzerrten Blumenstücke der Novelle, die die Begräbniszeremonie und die Verzweiflung und Verwirrung des dicken Fischhändlers Frocio beinhalten.

Die Funktion des Erzählers ist reduziert auf seine audiovisuelle Wahrnehmung, das heißt, er berichtet lediglich von dem, was er sieht und zwischendurch hört, er kommentiert und bewertet nicht und weiß auch nichts über das Innenleben der

---

[18] Winkler, Josef: Natura morta, a.a.O., S. 9.

[19] Ebd.

[20] Aspetsberger, Friedbert: Blick, genital, a.a.O.

Figuren, ihre Gedanken, Motivationen und Vorhaben. Seine Rolle ist jedoch nicht die eines Beobachters, wie wir ihn zum Beispiel in den späten Prosaschriften des Geschichtenzerstörers Thomas Bernhards entdecken können, in denen die Figur des Beobachters „eine Verbindungsfunktion zwischen Erzähler und Protagonisten einnimmt" und „Beobachter und Beobachtetes eine Wechselwirkung entfalten."[21] Der Erzähler in „Natura morta" ist als Person nicht fassbar, er evoziert vielmehr die Vorstellung eines technischen Mediums, eines starren Kameraauges also, das die „optische Substanz"[22] der Novelle in all der von der Form des Stilllebens gebotenen Unbeweglichkeit und Statik wiedergibt. Die konsequente Verwendung des Präteritums, das ja die Erzählzeit schlechthin ist, bildet einen eigenartigen Kontrast zur Statik der Schilderung äußerer Einzelheiten. Sie erzeugt eine Erwartungshaltung beim Leser, die jedoch ständig enttäuscht wird, denn er hat keine Geschichte, sondern lediglich einzelne Bilder einer Geschichte vor sich. Dem Genre des Stilllebens entsprechend lässt sich in der Novelle kaum erzählerische Sukzession feststellen, und dennoch wird durch die detailgetreue Abschilderung äußerer Umstände und Bewegungsabläufe Spannung erzeugt. Ersetzt der Leser das Präteritum durch das Präsens, so erhält er den Eindruck, ein Filmdrehbuch vor sich zu haben. Dieser Eindruck wird durch den detailbesessenen, auf optisch Wahrnehmbares gerichteten Blick des Erzählers verstärkt. Die Novelle, die August Wilhelm Schlegel in seinen „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst" auf Grund ihres strengen Aufbaus, insbesondere auf Grund des für sie charakteristischen Wendepunktes als „Schwester des Dramas"[23] bezeichnet hat, entwickelt sich unter der Feder Winklers zur Schwester des Films.

Der Eindruck, mit dem Text gleichzeitig Bilder vor sich zu haben, wird miterzeugt und verstärkt durch die besondere Verwendung von Farbadjektiven beziehungsweise von Wörtern, die bestimmte Farben, die nicht genannt werden, evozieren[24], wodurch eine nahezu synästhetische Wahrnehmung des Textes ermöglicht wird, wie folgende Beispiele zeigen: Neben einem Haufen grüner Pistazien lag ein Strauß Rosen, auf einem Haufen schwarzer getrockneter Pflaumen mehrere rote und rosafarbene Papierrosen.[25]

---

[21] Mariacher, Barbara: „Umspringbilder". Erzählen – Beobachten – Erinnern. Frankfurt/Main: Peter Lang, 1999 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Deutsche Sprache und Literatur), S. 173.

[22] Amann, Klaus: Josef Winkler. Allerheiligenhistoriker, Karfreitagspsychologe, Christihimmelfahrtsphilosoph, Mariaempfängnisneurotiker. Eine biographisch-dokumentarische Skizze. S. 185-213. In: Josef Winkler, Dossier, a.a.O., hier S. 202.

[23] Vgl. Schlegel, August Wilhelm: Vorlesungen über die schöne Literatur und Kunst. III. Teil: Geschichte der romantischen Literatur. In: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. 19. Hg. von J. Minor. Heilbronn: Henninger, 1884, S 241-248.

[24] Vgl. Aspetsberger Friedbert: Blick, genital, a.a.O.

[25] Winkler, Josef: Natura morta, a.a.O., S. 58.

Oder an anderer Stelle:

> In einem alten, verlotterten Kinderwagen, ausgelegt mit einer blutverschmierten Plastikplane, chauffierte eine dicke, verwahrlost aussehende Frau Hühnerköpfe, Hühnerbeine, weiße Kalbsfüße, Lungen, Nieren, weggeworfenes Gedärm. Mit dem Autoschlüssel klimpernd, der an einer Stoffbanane hing, die rosarote Gazzetta dello Sport zwischen Oberarm und Brustkorb, verabschiedete sich ein Macellaio mit den Worten „Ciao ragazzi" von den anderen ihre Verkaufsstände noch säubernden und aufräumenden Fleischhändlern.[26]

4. Resümee

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass Winkler sich der äußeren Form der Novelle bedient und sie gleichzeitig destruiert. Das heißt also, nicht die Geschichte an sich, sondern ihre Form, ihre Umsetzung in Bilder, die nicht nur über die Sprache, sondern über die Struktur des Textes erreicht wird, ist das unerhört Neue an der Novelle „Natura Morta".

Indem aber die Geschichte in Bildern erstarrt, wird sie und jedweder mit ihr zusammenhängender Sinn ausgelöscht. Dem auf seine eigene Wahrnehmungsfähigkeit zurückgeworfenen Rezipienten bleiben zwei Möglichkeiten, dem Text zu begegnen: Die erste besteht darin, sich an dem vom Kameraauge vorgegebenen, starren Bildern zu delektieren oder sich gerade auf Grund ihrer Unbeweglichkeit und Unappetitlichkeit von ihnen zu distanzieren, während die zweite darin besteht, den unzeitgemäßen Versuch zu unternehmen, die ausgelöschte beziehungsweise hinter den Bildern verborgene Geschichte zu rekonstruieren.

[26] Ebd., S. 25.

Eszter Propszt (Szeged)

„Was sagst du? Ist dieses Haus ein schöner Volksbarockbau?"

Zur Konstruktion der narrativen Identität in István Elmers „Volksbarock"

Die folgenden Untersuchungen setzen sich zum Ziel, die Identitätsfindung eines jungen Mannes ungarndeutscher Abstammung im Rekurs auf das Ricoeur'sche Konzept der narrativen Identität[1] zu identifizieren. Der junge Mann, der als Erzählfigur seine Identität von der Identität, d.h. Konsistenz des Handlungsplots her bezieht, ist Aladar Bischof aus István Elmers „Volksbarock"[2].

Der Handlungsplot lässt sich soweit mühelos rekonstruieren, dass Aladar Bischof, der seit einiger Zeit getrennt von seiner Frau lebt, das Pfarrhaus kauft, das seine Ahnen erbaut haben, in der Absicht, dort mit der Frau eine funktionsfähige Familie zu gründen. Die Motive von Aladar müssen aber an einer Unmenge von Geschichtsfragmenten ausgearbeitet werden, die Aladar über sich und über seine Ahnen entwirft und die in einer zeitlichen, räumlichen und perspektivischen Unordnung vermittelt werden. Eine Ordnung in die narrative Unordnung bringt

---

[1] Ricoeur, Paul: Le soi et l'identité narrative. In: Ders. Soi-même comme un autre. Paris 1990, S. 167-198; Ricoeur, Paul: L'identité narrative. In: Revues des Sciences Humaines 221 (1991), S. 35-47.

[2] Der Roman, 1987 in ungarischer Sprache geschrieben (Elmer, István: Parasztbarokk. Budapest 1991), wird konventionell nicht der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur zugeordnet. In unseren Augen lässt er jedoch die gängigen Zuordnungskategorien dieser Literatur als überprüfungsbedürftig erscheinen. Die identitätskonstruierenden Strategien des Werkes operieren mit Inhalten eines ungarndeutschen Gedächtnisses und legen ein Identitätskonstrukt vor, das psychologisch weitaus authentischer ist als das vieler ungarndeutscher Werke, die vor 1989 den Weg einer vorgeschriebenen Identitätskonstruktion gehen mussten oder die die Last dieser Fremdbestimmtheit bis heute nicht ablegen konnten. István Elmer ist 1952 geboren, hat Heilpädagogik studiert, ist seit 1990 bei der katholischen Wochenschrift „Új Ember" tätig. Literarische Werke publiziert er seit Anfang der 1980er Jahre. Seine weiteren Werke sind: „Ferenc József keserűvíz" (Roman) 1989; „Strázsahegy" (Roman) 1994; „A helyzet metszete" (Roman) 1999; „A faljáró" (Erzählungen) 2000.

für uns der Ansatz der narrativen Psychologie[3], nach dem sich der Mensch seine Identität durch Geschichten erwirbt bzw. erschafft. Auf dieser Grundlage soll im Folgenden die Kohärenz des Handlungsplots gestiftet werden.[4]

Bis zu seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr weicht Aladar Bischof der Verantwortung, „Wir müssen doch erfahren, wer wir sind" (S. 13), aus. Die Erklärung seines Gymnasiallehrers, warum er nicht zum Studium zugelassen wurde, hört er sich uninteressiert an: „ ‚Hast du noch nie daran gedacht, dass du selbst ein Schwabe bist?' [...] ‚Ich? – er zuckte mit den Schultern. – Wieso wäre ich ein Schwabe?' " (S. 113). Der Beamte, der ihn anfährt, „Aladar Bischof? Was für ein Name ist das? [...] Sie sind doch gar kein Ungar, mit diesem Namen, gar kein Ungar! Die uns Wohlgesinnten haben sich schon längst einen anständigen ungarischen Namen zugelegt!" (S. 12), bringt ihn nicht aus dem Phlegma, „er sagte, dass er keine Zeit habe, eine gemeinsame Plattform zu finden, und keinesfalls im Kartoffelgemüse das Lorbeerblatt fehlen dürfe und ging" (S. 13). Die Kinderlosigkeit, weswegen ihn seine Frau verlässt, erfährt er als „eine kultivierte Form des Selbstmordes" (S. 134): „ ‚Ich werde dich verlassen, wenn du kein Kind willst, werde ich dich verlassen! [...] Sag mir aber doch, Aladar, warum willst du nicht weiter leben?' ‚Weil ich es halt nicht will.' " (S. 160) Die Wiederbeerdigung seines Vaters[5] „fällt" aber auf den ‚Identitätsabstinenten' als „eine Geschichte" (S. 13). Sie wird zu einem ‚sinnbildenden Ereignis', das Aladar zum Neukonstruieren seines Wissens über sich selbst veranlasst.

An seinen verstorbenen Vater erinnert er sich kaum. Er war erst vier Jahre alt, als dieser mit fünfunddreißig Jahren an den Folgen der Internierung starb. Zur Wiederbeerdigung fährt er mit dem Bruder seines Vaters in das Dorf seiner Ahnen bei Frankenstadt. Der Onkel hat 1956, als er Ungarn verlassen hat, nichts Wichtigeres zu tun gehabt, als seinen magyarisierten Namen abzulegen und den ursprünglichen deutschen wieder anzunehmen. In Kanada beginnt er „eine Familienforschung, schreibt Briefe in die weite Welt, kontaktiert Wiener Archive und Redakteure ungarischer geschichtswissenschaftlicher Zeitschriften, vielleicht kann jemand helfen,

---

[3] Unsere Analyse baut hauptsächlich auf: Berne, Eric: What Do You Say After Say Hello? New York 1972; Gergen, Kenneth J. u. Gergen, Mary: Narrative and the Self as Relationship. In: Advances in Experimental Social Psychology. Hg. von Berkowitz, L. California 1988, S. 16-56; MacAdams, Dan P.: Power, Intimacy and the Life Story. New York 1988; Pataki, Ferenc: Élettörténet és identitás [Lebensgeschichte und Identität]. Budapest 2001.

[4] Da das Bezugssystem der Geschichtsfragmente semantisch zu begründen ist, bedient sich unsere Argumentation zahlreicher textueller Einheiten. Auch ein Teil der Begrifflichkeit unserer Reflexion wurde am Text entwickelt. Das Werk liegt bisher in keiner deutschen Übersetzung vor, deshalb werden die Textstellen, die unserer Argumentation unterlegt werden sollen, in einer Rohübersetzung (mit den bibliographischen Angaben der ungarischen Originalausgabe) präsentiert.

[5] Der Friedhof, in dem der Vater ruht, wird aufgelöst, die Umbettung erlebt Aladar als die eigentliche Beerdigung seines Vaters.

mit Daten, damit er endlich [...] die Vergangenheit seiner Familie mit technischer Genauigkeit erzeichnet" (S. 158). Jetzt auf der Fahrt fotografiert er alle Schauplätze seiner Jugend: „Du wirst mir, zum Teufel, nicht entgleiten – murmelte er und klickte emsig." (S. 32) Über diese reduktive, da stabilisierende ‚Identitätssucht' seines Onkels denkt Aladar: „Wir haben uns mit einer Menge von Symbolen umhängt." (S. 35) Aus dem Foto beim Grab, aus dem vom Onkel konstruierten Plot tritt er aus: „mich bitte nicht" (S. 44), und konstruiert seinerseits, um die Wiederbeerdigung verarbeiten zu können, den Plot der Einweihung:

> Auch du bist sicher mal in der Nacht allein geblieben, wach, als alle anderen schon geschlafen haben. Dann weißt du, wie es ist: Du hast ein wenig Angst, dass dir die Lebendigen den Tod zeigen, bewegungslos, mit langgewordenen Gesichtern im Bett, zugleich aber bist du glücklich [...] da du in etwas eingeweiht worden bist [...] (S. 41),

sagt er zu seinem Vater, als er dessen Urne in der Hand hält.

Das erlaubt uns, das ‚Spiel', in dem Aladars Identitätsbildung verläuft, und das wir wegen seiner reflektierten Fiktionalität und weltbildenden Funktion[6] bzw. seiner Festlegbarkeit als Ereignis zuliebe ‚Spiel' nennen werden, als ‚Einweihung' zu interpretieren: Aladar will in einem plötzlichen, auch sich selbst nicht erklärten Einfall das Pfarrhaus des durch die Bischofs gegründeten Kirchdorfes kaufen, und während er sich das Gebäude anschaut, stellt er sich vor, dass er mit seinem Großvater vom Turm der Franziskanerkirche in Frankenstadt springt und im Sprung die Geschichte seiner Familie von der Besiedelung der deutschstämmigen Ahnen an erlebt. Das ‚Spiel' sollte wohl eine Einweihung ersetzen, die nicht stattgefunden hat, das vor gut zehn Jahren vom Großvater angeregte Gespräch zwischen Großvater und Enkel, zu dem jener aber nicht mehr kommen konnte, da er am gleichen Tag starb.

Die ‚Einweihung' spielt sich im Produzieren und Rezipieren von Geschichten ab. Aladar baut seine Geschichten über sich und die Seinen nicht auf Belegbares. Den Brief des Wiener Staatsarchivs, der nicht seinem Onkel, sondern versehentlich ihm zugestellt wird, legt er weg. Ihn, den Kunsthistoriker, der sich seit langem mit einer Studie über den Übergang von Romanik zur Gotik abmüht, beschäftigen nicht die „Äußerlichkeiten" (S. 9), sondern „was sich in den Köpfen abgespielt hat" (S. 9). In den Geschichten über sich selbst erarbeitet er sein persönliches Verhältnis zu den Geschichten seiner Ahnen, wobei er so tut, als ob er diese Geschichten fertig bekommen hätte. Das ‚Spiel' gewinnt seine Legitimation als ‚Einweihung' aus seiner Ansicht, dass „wir uns die Vergangenheit nicht vorstellen können, höchstens unsere Vorstellungen über die Vergangenheit" (S. 9). Im ‚Spiel' wird Aladar Bischof als Kofabulant in die kollektive Identität der Bischofs ‚eingeweiht'.

---

[6] „er würde sein siebenarmiges Leben erzählen, alles, was ihm passiert ist: oder hätte passieren können." (S. 122)

Das Rezipieren der Geschichten dieser kollektiven Identität eröffnet Aladar den Raum der Identifikation, also der Identitätsbildung. Die Regeln des ‚Spiels' sind auf die Identifikation zugespitzt. Die legt die Großvater-Imago fest:

> Großpapa – Aladar zupfte am Strumpf seines Großvaters –, ich denke, ich liege dort auf dem Bett!
> Ja, so seid ihr liederlichen Jugendlichen – wies der Alte seinen Enkel zurecht –, ihr denkt gleich an Projektionstests, an Lösungen, an die neuesten Ergebnisse moderner Wissenschaften. Blödsinn! Denk nicht, dass ich dich deshalb hergerufen habe. Und dann darf ich dich als verstockten Intellektuellen darauf aufmerksam machen, dass ich weder in expliziter noch in impliziter Form mit einem Herrn namens Mephisto zu identifizieren bin. [...] Willst du wissen, warum ich dich hergerufen habe? Damit du hier bist, nur damit du hier bist. (S. 62)

Das ‚Spiel' verneint also die End-Gültigkeit von Sinnzuweisungen, die auf einer gemeinsamen Konvention beruhen und Identitäten in dieser stabilisierten Repräsentation festhalten zu können glauben. Der Zweck des ‚Spiels' ist eine private Sinn- und Identitätsbildung, die diesen Horizont durch persönliches Erleben und Rezipieren durchbricht.

In dem Falle von Aladar besteht die Schwierigkeit nicht darin, die Täuschung der Identifikation als solche abzuarbeiten, um über das Erworbene realitätsgerecht zu verfügen: Er war schon immer „Teilnehmer und Beobachter zugleich" (S. 27), und wie gezeigt wurde („Wir haben uns [...] Symbole umhängt" S. 35), sind ihm beruhigend stabil ausgebildete Signifikante zuwider.[7] Problematisch ist für Aladar die Identifikation als Gefühlsbindung. Seine stark ausgeprägte Reflexivität versagt als Übertragungs-Gegenübertragungs-Kontrolle, wenn er anfangs seine Gefühle, die sich in der Identifikation bemerkbar machen, abwehren möchte. Der Großvater-Imago schreibt er einmal eine Kommunikationsrolle zu, die u.a. auch die oben zitierte ‚Spielbeschreibung' widerlegt:

> Ich hasse die Sentimentalität, das leere Posieren, die großartige Heldenhaftigkeit! – Aladar geriet in Wut. [...]
> Du hasst es?! – lachte der Großvater. – Du bist ja doch selbst nichts anderes, als ein kleiner sentimentaler Affe. Hat dich gerührt, was du gesehen hast? [...] Oder bist du einfach feige? [...] Siehst du nicht, dass jede Epoche sentimental ist?
> Wieso bist du so klug? So verdammt klug? [...] Was bist du? Die Verkörperung der Bergpredigt? Was willst du mir vorführen, in einer Parabel versinnbildlicht? Maria ist gestorben. Am zweiten Tag nach der Geburt. Zeig mir das nicht, Großvater! (S. 64-65)

---

[7] Hinsichtlich des Signifikant-Signifikat-Verhältnisses sind die Spielbedingungen wie die der Psychoanalyse, wenn man diese im Oszillieren zwischen Moderne und Postmoderne begreift.

Aladar lernt allmählich, seine Perspektive zu artikulieren:

> Als ich Kind war [...], so erinnere ich mich, räumte meine Mutter das Haus oft auf. Am Abend wurde es kühl, aber die Türen und die Fenster waren geöffnet, die Möbel noch abgerückt, die Teppiche zusammengerollt, es roch nach Bohnerwachs, man durfte nicht auf den Boden treten. Ich sah zum Fenster hinein und mich überkam die Kälte: Ich war da und doch nicht da, ich wollte endlich in die Wärme, mir war es doch bange, da uns dann die schlechten Nachrichten erreichten. Solch eine Angst empfinde ich auch jetzt ... ich möchte alles und mir schaudert es vor allem. (S. 109)

In dieser Perspektive offenbart sich ein Verdrängungsmechanismus, der Aladar als ein Kind seiner Familie identifiziert. Seine ambivalente Emotionalität wird durch die ‚Bischof-Lebensdrehbücher' als soziales Konstrukt ausgewiesen.

In dem narrativen Identifikationsspiel stellt sich Aladar den vorgestellten Varianten seines Ich. Die Episoden der Lebensgeschichten seiner Vorfahren und die Episoden seiner Lebensgeschichte werden dabei vermengt, sogar verwischt. Eine Vermittlung zwischen den Episoden schaffen rekurrierende semantische Einheiten, die die episodischen Informationen ordnen, d.h. abfiltern, integrieren und kontextualisieren. Das sekundäre Ordnungsmuster, zu dem sich diese Einheiten fügen und das als kognitives Schema Verarbeiten, Rekonstruieren und Reflektieren des Episodischen ermöglicht, nennen wir ‚Lebensdrehbuch'. In der semantischen Vermittlung zwischen den Episoden entsteht also ein ‚Dialog', in dem die Sinnbildung, d.h. Aladars Persönlichkeitsdeutung, verläuft. Durch diese Vermittlung, durch die Vermittlung der ‚Anderen' wird Aladars Ich re-konstruiert oder besser konfiguriert: Sein erzähltes Selbst schöpft aus den internalisierten Haltungen, Wertungen, Verhaltensdispositionen der ‚Bezugspersonen' und soll sich zugleich an diesen bewähren. Über den Prozess der Internalisierung konstituiert sich sein Verantwortungsgefühl, sein Gewissen. Das Bewusstwerden seiner sozialen Identität lässt Aladar zu dem werden, was er ist.

Die ‚Bischof-Lebensdrehbücher' lassen sich folgenderweise segmentieren: 1. Fortsehnen als Ausbruchsversuch aus der sozialen, geschichtlichen (mithin emotionellen) Eingebundenheit 2. Illusionsverlust 3. bewusste Entscheidung für das unerreichbare Ideal als Katalysator des Lebens. Als narratives Deutungsschema gibt es Aladar die Großvater-Imago an die Hand:

> Ich beobachte dich schon seit langem, Aladar, seit langem. Ich habe gesehen, wie du Illusionen gesammelt hast. [...] Du bist wie ich beim Kastaniensammeln, wenn ich endlich in den Park darf: Ich stopfe meine Taschen mit den braunen Kugeln voll, meine Hand ist auch voll, aber ich sammle weiter, was zur Folge hat, dass mir die gesammelten braunen Kugeln entrollen. Ich greife nach ihnen, es entrollen mir neue. Es kostet immer mehr Anstrengung und ich gewinne nichts. Trotzdem höre ich nicht auf. [...] Na, hör zu! Ich sehe, du verstehst es nicht so leicht. Die Kastanien versinnbildlichen die Illusionen: Du sammelst sie, sie entrollen dir, aber du sammelst sie weiter. Warum? Die Illusion ist bloß ein Versüßungsmittel, wie der Sekt

> im Trubel der Bälle, wie der Schnaps oder der Wein, [...] den mein Freund einfach nur Weltschmerzstillmittel nennt. Aber eins darfst du nicht vergessen, mein Kind: Illusionen kannst du erst haben, nachdem du sie verloren hast. (S. 59-60)

Für unsere Zwecke reicht es aus, das Wirken des Drehbuches an Lebensgeschichten zweier Bischof-Imagines zu veranschaulichen, an der des Kirchenbauers und an der des Pfarramtgründers.

Der Ansiedler Stefan Bischof hofft sein Fortkommen, reichen Ackerboden, zehn Jahre Steuerfreiheit zu finden, als er 1764 (nach den Ermittlungen des Wiener Staatsarchivs 1767), durch eine von Jammern laute, pestverseuchte Nacht in seiner Entscheidung endgültig bekräftigt, mit seiner schwangeren Frau auf der Donau bis zum von den Türken verödeten Ungarn hinunterrudert: „Komm, Maria, gehen wir hier weg [...] irgendwohin, wo man zumindest leben kann." (S. 57) (1)[8] Bei der Geburt des ersten Kindes, das sie mit der neuen Heimat verbinden sollte, verliert er seine Frau, dann bis auf eins alle Kinder aus seiner zweiten Ehe, und er muss auch noch die Flucht seiner Erstgeborenen aus dem Land, in dem ihre Mutter gestorben ist, erleben. (2) Er hadert mit Gott, dann aber entdeckt er, dass er „allein die Verfügungsgewalt über sein Leben hat" (S. 76) und dass er „keine Angst mehr hat vor etwas" (S. 76). Bei der Hochzeit seines nunmehr einzigen Sohnes geht er, da ihm Gott geholfen habe, „die zahlreichen Schläge zu ertragen" (S. 78), die Verpflichtung ein, eine Kirche zu bauen, „so eine, die wir in Deutschland hinterlassen haben und in der sich Gott mit uns verträgt" (S. 78). (3)

Sein Urenkel, der ebenfalls Stefan heißt und regelmäßiger Besucher des Bordells und des Kasinos in Frankenstadt ist, entscheidet sich bei seiner Hochzeit, den Kirchenbau, den eine Seuche unterbrochen hat, „zur Ehre Gottes" (S. 91) zu beenden. Nicht weil er seine Seele retten will. Für Aladar ist er die Verkörperung der Weisheit des Buches der Weisheit[9], so sieht er schon am Tage seiner Hochzeit, wie er seinen Ältesten im Ersten Weltkrieg verlieren wird, wie seine Tochter nach dem Zweiten Weltkrieg „in den Hungertod getrieben" (S. 92) wird, er sieht die Desillusionierungen seiner Nachkommen voraus. (2) Er beendet den Kirchenbau und lässt ein Pfarrhaus bauen. (3) Am Tag vor dessen Einberufung nimmt er seinen Sohn ins Bordell mit. „Er hat sich so sehr weggesehnt, dass er daran beinahe wahnsinnig geworden ist." (S. 95) (1) Vergebens sucht er aber den Trost des Ertragenkönnens im Sekt und in der Bibel, die er wie die Hand der Prostituierten küsst, die ihm die Heilige Schrift ins Zimmer bringt. Die Irrationalität des Krieges

---

[8] Einer besseren Überschaubarkeit zuliebe nummerieren wir die Segmente des Drehbuches, die sich in ihrer angegebenen Reihenfolge auch wiederholen können, durch.

[9] Aladar zitiert (Buch der Weisheit 8,8): „Wenn aber jemand auch reiches Wissen begehrt, sie [die Weisheit] weiß das Vergangene und erschließt das Zukünftige. Sie versteht sich auf sprichwörtliche Redewendungen und Auflösung von Rätseln; Zeichen und Wunder erkennt sie im voraus, und was die Verhältnisse und Zeitläufe bringen werden." (S. 99-100)

und des Kriegstodes vermag keine Irrationalität ‚anderer Art' aufzulösen: Als er frühmorgens am Bett seines Sohnes und der Prostituierten aus der Bibel über den freien Willen vorliest, beginnt er zu weinen, und er verspürt Wärme, „keine Wärme, die das Herz erfüllt" (S. 99), sondern die Wärme der Kugel, die das Leben des Sohnes auslöschen wird: „wie der Körper eines Mädchens, der sich auf dem Bettlaken reibt, es wälzt sich und wimmert vor Lust, wenn man es nicht sieht, denkt man, vor Schmerz, aber es ist angespannte Lust, so wimmerte die Kugel, schmerzbringend, in der Luft." (S. 99) Nach dem Tode seines Sohnes verspielt Stefan sein Hab und Gut. (2) Viele Jahre später, als er eine größere Summe in seiner Tasche findet und schon viel zu alt ist, um dafür im Bordell Illusionen zu kaufen, schafft er sich ein Grammophon an. Er lässt immer nur dasselbe Lied spielen, so dass auf der verbrauchten Platte nur Folgendes zu hören ist: „Leben muss man auch dann, wenn schon ... sssssssr, leben muss man auch dann, wenn schon ... ssssssr" (S. 160). (3) Er stirbt beim Hören dieses Liedes.

Die dialogische Dimension der Identitätsbildung soll im Folgenden am semantischen Paradigma ‚Sentimentalität' – ‚Leben' – ‚Glauben' – ‚Spiel' veranschaulicht werden, in dem das Sem ‚Illusion' konstant gehalten wird. Die Textstellen, die die stete Neubeladung bzw. Neubewertung der Illusionssemantik, der zentralen Kategorie der ‚Bischof-Identität', illustrieren sollen[10], werden in ihrer narrativen Abfolge präsentiert, um die Offenheit der Identitätsbildung zu betonen, die den Variationen der Vergangenheit ebenso einen Platz einräumt wie den Möglichkeiten der Zukunft.

> Ich *hasse* die *Sentimentalität, das leere Posieren, die großartige Heldenhaftigkeit!* – Aladar *geriet in Wut.* [...]
> Du hasst es?! – lachte der Großvater. – Du bist ja doch selbst nichts anderes als *ein kleiner sentimentaler Affe.* [...] Siehst du nicht, dass jede Epoche *sentimental* ist? (S. 64)

> Aladar sprang neben [Johann in den Schützengraben E. P.] [...]
> „... *rette* meine *Illusion* [...], diese Kleider kannst du nicht mitnehmen, aber meine *Illusion*, nimm sie mit! Du weißt, was mein Vater im Bordell zu Frankenstadt gesagt hat, mit der Bibel in der Hand: Am Anfang schuf der Herr den Menschen und übergab ihn seinem eignen Wollen. Du kannst, wenn du *gewillt* bist, die Gebote halten, nur *Treue* braucht es, seinen Willen zu erfüllen. *Feuer* ist *und Wasser* vor dich hingeschüttet; was dir *gefällt*, danach streck deine Hände aus! Es liegen vor

[10] Die Kursivierung markiert die Rekurrenz des dominant gesetzten Sems 'Illusion' und Elemente des sekundären semantischen Textbildungsverfahrens, d.h. die indirekte Weise des Bedeutungsaufbaus (Verhaltensweisen, Haltungen, Handlungen bzw. Reaktionen von Aladar sowie der Dialogpartner), die gemeinsam die jeweils homogene Bedeutungsebene ± [Illusion] zustande bringen.

dem Menschen *Tod und Leben*; was ihm *gefällt, wird ihm gegeben werden.*[11] Verstehst du? – fragte Johann leise – es liegen vor dem Menschen *Tod und Leben*. Was ihm *gefällt*, wird *ihm gegeben werden*. ... Und was *wird uns gegeben*, Aladar, sag mir, was *wird uns gegeben*? Du antwortest nicht, du *drückst* nur diese *schmutzige, stinkende Soldatenuniform an dich, drück mich an dich, Lieber*, hören wir uns diese *Melodie* an, serbische Musik, serbische Volksmusik, *süß* [...]. *Was uns gegeben wird, ist allein die Illusion!"*
„Warum mussten wir hierhin kommen, warum?" – Aladar fing zu *weinen* an, er bemerkte die *Kugel* ganz nah in der Luft.
„Aber diese Station des Denkens haben wir schon hinter uns, lieber Aladar! [...] Dies ist nicht die Frage, Aladar! – Johann *schüttelt den Kopf*. Die *Illusion*, ob du sie *retten* kannst [...], nimm sie mit und *bewahre* sie und wenn dir das Wort, *Illusion*, nicht gefällt, wenn du in einer Zeit lebst, wo es die Leute *anwidert* [...], dann sag statt seiner: *Spiel, Spiel, Spiel* und *es wird jemanden geben*, der es *versteht* und dem du es mal *ins Ohr flüstern kannst*. [...] Die Frage ist nicht die, Aladar! Wo wir *in der Welt zu Hause* sind? Ich *darf* es sagen, ich *sterbe*: *Wo die Illusion mit uns bleibt.*" (S. 102-104)

Ich bin *ein Ungläubiger*, bin *ein Ungläubiger*, ich kann mir *Gott* nicht *vorstellen*. [...] Johann ist gestorben, *vergebens wird um ihn gebetet*, Johann ist gestorben, ihm kann *keine Ölung*, *kein Sakrament* mehr *helfen*. (S. 109)

Ich saß im zuckelnden Bus [...] neben einer Bekannten. [...] Wissen Sie, Icuka, was hier *im Leben fehlt?*
Sie hat [...] an ein *Viertaktauto* gedacht, das in sechs Sekunden auf hundert Stundenkilometer beschleunigt, an eine *Kleinküchenmaschine*, an *Raffinessen*, mit denen die Kapitalisten *sexuelle Lüste* erwecken, an *DDTfreie Kartoffeln*, nur an das eine nicht.
Das *Spiel*, Icuka, das *Spiel fehlt in unserem Leben*, sagte ich. Der blaue Bus fuhr gerade an einem *Spielplatz* vorbei. Als ich das sah, *lachte* ich beinahe auf. Man wird mich noch zum Aussteigen auffordern und *in den Buddelkasten treiben*. [...] Hier hast du das *Spiel* [...]! (S. 122)

Aladars Ich wird als eine Reihe dialogischer Beziehungen, als pluralistisch und fragmentiert konstruiert: Das Konstruieren, mithin Bewerten von ‚Illusion' ist situativ und reaktiv. Aladars Identität ist eine temporalisierte, eine sich ständig ändernde, Aladar besteht aus Interpretaten gewisser Momente.

Die unterschiedlichen, diffusen oder gar einander widerstrebenden Identitätsmomente werden dadurch zu einem Kontinuum vermittelt, dass dem Rezipieren sowie dem Konfigurieren der temporalisierten Identität die semantisch-syntaktische Folie des Wassers (des Regens, des Flusses) unterlegt wird. Identität und Identitätskonfiguration erscheinen als fluid.

Die identitätskonstitutiven Ereignisse spielen sich im Regen ab: Es regnet, als Stefan Bischof mit seinem Floss in Ungarn landet; Johann geht mit seinem Vater

[11] Jesus Sirach 15, 14-17 Nachweis im Text.

vor seiner Einrückung in dem (und zugleich auch vor dem) strömenden Regen ins Bordell; es regnet, als Aladar von seiner Frau weggeht; es regnet, während er sich das Pfarrhaus anschaut usw. Der Regen „verwischt" (S. 8) in Aladars Tasche den Brief, der über die Auflösung der Grabstätte seines Vaters berichtet, und manchmal spürt er verunsichert, „dass sich sein Leben verwischt" (S. 91). Identitätskonstitutive Faktoren wie Politik und Geschichte haben einen „Hauptstrom" (S. 47). Die Ahnen kommen auf dem Fluss in die neue Heimat, dieser bleibt auch den Nachkommen „bekannt" (S. 118), er „lässt die Ahnen [weiterhin E. P.] schwemmen" (S. 118). Die Imagines des ‚Spiels' „entgleiten feucht" (S. 65) und „die Ideen entschwimmen den Zeitgenossen aus der Hand" (S. 147); die Großvater-Imago spricht von „zerfließender Zeit" (S. 78); es wird die „lässige Strömung der Ontogenese" (S. 82) reflektiert.

Das Lied, das Aladar kurz vor der Wiederbeerdigung seines Vaters in einer Gaststätte hört, das ihn beeindruckt und das im ‚Spiel' mehrmals wiederkehrt, referiert die Absicht Aladars, des Kunsthistorikers, den Gesetzen „unserer Wandlungen in der Wandlung der Welt" (S. 35) näher zu kommen: „Die Donau fließt ins Meer, / Tag und Nacht. / Welle lockt Welle, / keine wirst du wiedersehen. / Die Schwalbe kehrt im Frühling zurück / der Storch fliegt irgendwohin, / der aber nach Ungarn gegangen ist / kommt nie wieder zurück." (S. 21)

Im Wasser spiegelt sich das dynamische, die Wandelbarkeit inkludierende Beständigkeitsmodell, vor dessen Hintergrund Aladars Identität entworfen wird:

> Das Hauptmotiv zieht sich durch die ganze Symphonie durch; mal auf dünner Flöte, mal auf leiser Geige, es taucht aber auf, nur ein bisschen, es kommt auf die Welle, und bevor es sich entfalten könnte, taucht es wieder unter, aber niemand glaubt mehr, dass es für immer verschwinden kann. [...] Auch wenn es nicht zu hören ist, ist es da, wie auf der Donau, beim Gütertransport: Die Welle taucht unter in die Tiefe, sie bleibt trotzdem eine Welle, und auf einmal zerbricht die Strömung von unten die Trägheit der Wasseroberfläche [...] und sie bildet die Welt nach ihrer Lust um. (S. 145)

Die narrative Operation konfiguriert Aladars Identität nach diesem syntaktischen Prinzip. Nach diesem Prinzip werden die Ereignisse, die Aladars Leben bestimmen, im Erzählfluss vermittelt.

Die feuchte, semantisch als ‚natürlich' und ‚lebendig' ausgewiesene Identitätsbildung soll sich oft an lebenswidrigen, äußeren, regulativen Identitätszuweisungen bewähren, die auf starren Begriffssystemen basieren und eine absolute Gültigkeit beanspruchen: „Peter Richter hatte eine Schädelform, die das Arierwinkelmaß in Verzweiflung gebogen hätte, nicht aber den Geist des Potsdamer Abkommens, ‚Zurück mit dir, Schwabe, nach Deutschland'." (S. 81)

Stefan Bischof setzt sich 1891 gegen eine solche Identitätsfestlegung eher instinktiv zur Wehr: „Was wollt ihr? – fragte Stefan. Ich bin Bauer und verstehe nichts von Klügelei, [...] was wollt ihr mir einreden? [...] Ich scheiße auf eure Fragebögen:

Wer sind sie, welcher Nationalität, welcher Konfession? [...] Von mir bekommt ihr keine Antwort." (S. 107) Als daraufhin einer in der Kneipe mit ihm nicht anstoßen will, „Ein Ungar stößt seit Oktober 1849 mit Bier nicht an" (S. 107), überlegt er, ob er seinen Großvater holen sollte, dessen Füße in Görgeys Heer erfroren sind, schüttet dann aber sein Bier traurig auf den Boden. Er „umhängt sich keine Zeichen, in ihm leuchten lebendige Zeichen, in ihm und aus ihm lebende Zeichen" (S. 107).

Sein Sohn Johann protestiert vergebens gegen die Identität, die ihm wie die Uniform angezogen wird:

> Ihm wird ein Blumenstrauß in die Hand gedrückt. „Und benimm dich tapfer gegen den Serben, tapfer, wie es eines Ungarn würdig ist!" [...] Dann stimmt Johann ein Lied an, das 301. des Volksgesangbuches: Meine teure Heimat, / die du Helden wiegst, / auch im Blut sind die Großen dein ... [...] Johann schreit: „Rettet mich, rettet mich, befreit mich von diesen Kleidern, ich will nach Hause [...]!" (S. 88)

Seine selbstdefinierte Identität, seine Illusionen rettet Aladar aus dem Schützengraben.

Ferdinand Bischof, Aladars Vater, opfert der Illusion, „die Prädestination der Ideologien auseinanderspannen können" (S. 134), das Leben.

> Vater Ferdinand hob seine Arme in seitlicher Richtung, wie er das in den Turnstunden gelernt hat, von Türsäule bis Türsäule, in der Zimmertür des Universitätsprofessors, damit nahm er ungefähr die Gestalt Christi vor seinen umdrängenden Kommilitonen auf. [...] „Wollt ihr Professor Vitamin C[12] zum Fenster hinauswerfen, weil er zufälligerweise ...?" [...] Zu der zweiten Hangübung vom Vater Ferdinand kam es 1949, zwischen den Türsäulen des Pfarrhauses [...] produzierte er seinen Christushang [...]: „Wollen Sie diesen Menschen verschleppen, nur weil er Pfarrer ist?" [...] Die Janitscharen schlugen Vater Ferdinand in der Tür zusammen, sie schrieen ihn an, „du Dreccksschwabe, du nimmst den Pfarrer noch in Schutz!". [...] (S. 138) Bevor er in Ohnmacht fiel, tat [Vater Ferdinand E. P.] eine undenkbar großzügige Äußerung: „Du sollst daran glauben, Schatz, dass der Kampf einmal zu Ende ist!" (S. 158)

Im Spiel der Identifikation wird Aladars Phlegma (als ‚Identitätsscheu' entlarvt) ‚ins Schwimmen gebracht' und er wird ‚mit allen Wassern' der „Aushaltetechniken" (S. 150) der Bischofs ‚gewaschen'. Das ‚Bischof-Lebensdrehbuch' erweist sich als ein generatives: In ihm werden Lebensleistungen weitergegeben, die sich selbst bestätigen und dem Dasein Sinn verleihen.

In dem vermittelnden Wasser nimmt immer eindeutiger eine maskuline, generative Kraft Gestalt an:

---

[12] Für den ungarischen Leser eindeutige Anspielung auf den Biochemiker Albert Szent-Györgyi (1893-1986), dem 1937 der Nobelpreis für die Erforschung der biologischen Oxidationsprozesse, mit besonderer Rücksicht auf die Rolle des Vitamins C in diesen Prozessen, verliehen worden ist.

> Szörényi Levente riss seine spezielle, zwölfsaitige Gitarre an. Keine Frage, die Stimmung muss angefacht werden: „Denk nicht, oh, nicht, dass die Welt dir gehört [...] ..."
> Das Hauptmotiv zieht sich durch die ganze Symphonie durch; mal auf dünner Flöte, mal auf leiser Geige, es taucht aber auf, nur ein bisschen, es kommt auf die Welle, und bevor es sich entfalten könnte, taucht es wieder unter, aber niemand glaubt mehr, dass es für immer verschwinden kann. Jeder spürt es – woher sollten auch die Bauern [...] die Struktur der klassischen Symphonie kennen? Auch wenn es nicht zu hören ist, ist es da [...]
> Das Hauptmotiv ist zurückgekehrt! Es kehrt zurück: Jedes Instrument bereitet sich mit zitternder Erregung vor, langer, beinahe verzogener Orgasmus, immer noch nicht der, das Publikum in abwartender Haltung, im August 1898, zwischen muhenden Ochsen, zwischen tiefblau gefärbten Pflaumenbäumen, im August 1969, unter den Lampen der Freilichtbühne ...
> Na endlich, da ist er! [...] Höret, die neue Welt! – Levente winselt ins Mikrophon: „Ich brauche dich so sehr, dich, dich, dich, oh dich so sehr, glaub mir! ..." (S. 145-146)

Und Aladar Bischof zeigt sich bereit, die Aufgabe der Generativität zu erfüllen. Das ‚Spiel', das zu Ende kommt, hat eine transformierende Wirkung auf ihn ausgeübt. Zuletzt ‚schwimmt' der Tag vor ihn, an dem er von seiner Frau gegangen ist und das Gefühl „die Einsamkeit ist doch scheußlich" (S. 159) beherrscht seine Gedanken. Die Geräusche des Grammophons, das Stefan Bischof vor seinem Tode nicht mehr ausschalten konnte, klingen zu ihm durch : „leben muss man auch dann, wenn schon ... sssssr" (S. 160). Unmittelbar vor der Landung flüstert er vor sich hin: „Komm, Schatz, komm zu mir und bring mein Kind mit." (S. 161)

Aladar Bischof, der vor der Wiederbeerdigung mit einem Freund von seinem Fortsehnen spricht: „In der letzten Zeit bin ich unfähig zu glauben, weder an Christus, noch an etwas anderes. Und deshalb fühle ich mich nicht so wohl. Mir geht es freilich nicht schlecht. Aber manchmal wäre es gut, abzuspringen, wegzulaufen, [...] es wäre gut, wegzugehen, irgendwohin, wo ich doch hier bin. Wohin? In diesem Alter?" (S. 25) (1), der im ‚Spiel' mehrmals illusionslos, „mit kalter Seele, bewegungslos, wie kalte Asche dasteht" (S. 152) (2), entscheidet sich nun für die Illusion, er will das Pfarrhaus kaufen (3).

Seine Frau erwartet eine Erklärung. Die rein emotionell getroffene Entscheidung von Aladar könnte als ein Bestandteil eines Narrativs verständlich werden: Aladar müsste der Frau seine neu gewonnene Identität in Form eines Narrativs antragen, d.h. die Ereignisse, die die Veränderungen in ihm bewirkt haben, narrativ gestalten und interpretieren. Über die ‚Erosion' seiner Persönlichkeitsstrukturen kann er aber nur in ‚erodierten' narrativen Strukturen berichten:

> Ich kann nicht mehr klassisch Geschichten erzählen, darauf wartest du vergebens, schön raffiniert aufgebaut, mit dramaturgischen Einfällen; nein, nicht einmal das hier kann ich zu einer Geschichte runden, und wenn du es noch so sehr möchtest,

> und wenn du auch nichts verstehst. [...] Und wenn ich erzähle, was geschieht, was geschehen ist, daraus hoffst du alles zu verstehen, du hoffst, es öffnet sich auf einmal ... aber wo!, was würde sich öffnen? [...] Ich habe meinen Vater berührt, ich habe ihn in der Hand gehalten, vom Pfarrhaus bis zum Friedhofhügel ... ich habe ihn in meiner Hand getragen, in einer kupferroten, blanken Urne, und dann ... wurde er mir weggenommen, ich wurde aufgefordert, ihn abzustellen ... Was nachher passiert ist, daran erinnere ich mich nicht ... Fragst du, heute? Und? Wenn es heute passiert ist? Soll ich mich an alles erinnern, was heute passiert ist? Nein, ich sage nichts mehr. Ich höre deine Schuhe klopfen und das macht mich glücklich. Du weißt doch, ich bin ein romantisches Gemüt, schickt es sich oder nicht, ich bin ein Romantiker, ein verschossener Romantiker ... (S. 5-6)

Eine Erklärung für Aladars Entscheidung ist in der Metaphorik des Wassers sowie in der Metaphorik des Barock zu finden, die, wie es auch aus dem bisher Gesagten hervorgeht, einen Einblick in die Konstruktionsregeln des Textes, also in die Konstruktion der narrativen Identität von Aladar gewähren und über diese Autoreflexivität eine interpretative Metaebene zustande bringen.

Wie es die Illusionsargumentation der einen Bischof-Imago veranschaulicht, ist Fluides, Veränderliches, Unbeständiges nur perspektivisch zum Beständigen zu integrieren:

> Ich beobachte die Farben. Schau mal zu, welche siehst du dort, auf der Wasseroberfläche? Blau, Grün, Grau? Du kannst es nicht benennen, nicht wahr? Und wenn schon? In der nächsten Minute verwandelt es sich, und du hast falsch ausgesagt. [...] Gibt es eine Beständigkeit? Oder verwirklicht sich die Farbe nur, durch das Licht, wenn du sie betrachtest, sonst ist sie das unvorstellbare Nichts? ... Wer weiß, freilich ist es auch nicht wichtig. Wichtig ist, dass sie sich verwirklicht, wenn du auf sie blickst. Dann soll sie in dir die Vorstellung der Ewigkeit, der Beständigkeit wecken. [...] ich werde Pfarrer. [...] Wir werden uns seltener sehen, erinnere dich daran, was ich dir gesagt habe: Nichts können wir enträtseln, nichts, nichts, aber mit unserem Glauben können wir die gegenwärtige Wirklichkeit entdecken. (S. 108-109)

Die narrativen Bezüge sind perspektivisch. Allein die (aktuelle) Perspektive des Ich verleiht der narrativen Abbildung der identitätskonstitutiven Ereignisse, der narrativen Vermittlung zwischen heterogenen Identitätsmomenten Kohärenz und somit narrative Wahrheit, Gültigkeit.

Die interpretative Funktion ordnet die Metaphorik des Barock der Metaphorik des Wassers über. Die folgende Textstelle liefert eine thematische sowie formale Interpretation des Identifikations- und Erzählspiels:

> Aus dem Gras wachsende, vornehme, aber leichte Marmorsäulen und Bögen [...]. Die größten Barockmeister haben die rigiden Säulen von der Schlange umschlingen lassen [...] mit der Umstrickung der Schlange haben sie die Materie zusammengehalten, der Schlangengang führt nach oben oder nach unten (ist es nicht egal?), die Richtung hat doch einen Weg, auch wenn der Mensch, der auf die Absolution hofft, zwei Wege sieht. Die Schlangenlinie, die zur Säule wird, ist der Weg der Verdammnis. Der Weg der im Menschen kriechenden Sünde, das Klopfen der Sandale der Mönche, die in Gottes Dasein wanken; die Popmusikfetzen aus der zweiten Hälfte der 60er Jahre, der 1960er Jahre, die Pubertätsträume von Aladar, das Zittern seines Mundes, an altmodisch getönten Abenden und an schläfrigen Morgen im Quadrum. Die Schlangensäule ist ein Zweifelsschrei, in die Seele Johanns, Anna Marias, Nikolaus', Georgs, Mathias', Kaspars, Katherinas, Adams, in Serbien verstorbenen Johanns, aller Bischofs, deren Namen genau, mit deutscher Präzision auf sieben weißen Blättern zusammengeschrieben worden sind in Sindelfingen, im privaten Forschungsinstitut zur Erforschung des Deutschtums außerhalb der ethnischen Grenzen, in die Seele aller Bischofs gesteckt, altes, aber hoffnungsfarbenes, blumenduftendes, nach Nessel brennendes Hoffnungs-Zupflinnen. (S. 89-90)

Wie im Barock wird im ‚Spiel' versucht, von einer Überreflexivität zu einer Naivität zurückzukehren, den Rationalismus durch Sensualismus zu erlösen. Die Rückkehr, das artifizielle, ‚schlangenkluge', barocke ‚Spiel', in dem die Erfahrung zur Einbildung und die Einbildung zur Erfahrung wird („das Sehen setzt die Einbildung voraus" S. 58), ist selbst nur Ersatz, Illusion, Stimulans, doch etwas lebensnotwendig Baufestes. Die Semantik des Identifikationsspiels und die Komposition des Erzählspiels, die in narrativen Techniken wie ‚quoted monologue', ‚narrated monologue' und ‚psycho-narration'[13] Referenzialität und Reflektivität des Erzählmodus verbindet, erfordern dabei wie vom Betrachter eines Barockkunstwerkes Zusammenschau, Vergleichen diverser Perspektiven und Aufdecken ihrer integrativen Ordnung.

Dass Aladar das Pfarrhaus kauft, lässt sich so deuten, dass er in diesem die integrative Ordnung der ‚Bischof-Perspektiven' findet, dass das Haus ihm Zukunfts- und Identitätsperspektive gibt.

Während er das Haus begeht, das auf und aus Hoffnungen und Zweifeln der Bischofs gebaut ist („Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich hier. Früher habe ich mich kaum mit familiären Angelegenheiten beschäftigt. Auch die Schwaben haben mich nicht interessiert." [S. 162]), baut er in sich seine Familie und dadurch auch die ungarndeutsche Kultur wieder auf.

---

[13] Die Begriffe benutzen wir im Sinne von Cohn, Dorrit: Transparent Minds. Narrating Modes for Presenting Consciousness in Fiktion. Princeton 1978.

Zur ‚Nutzung' des ‚Wassers' baut er das Haus ‚neu': Es wird zu seinem ‚Wasserbau'[14]. Die Risse, die Aladar an der Wand entdeckt, fügen sich ins Paradigma der Bruchlinien, an denen entlang sich die ‚Bischof-Identitäten' gebildet haben:

> „Risse an der Wand." – Aladar ließ seine Hand den Riss runterfahren [...]. Die Wandaderung und der Spiegel ...
> „Das hat auch ein Statiker gesehen, es gefährdet die Sicherheit des Gebäudes nicht [...]."
> Aladar dachte an etwas ganz anderes.
> „Was haben sie gesagt, wann kommen sie zurück?" – fragte er. [...] „Wer?" – „Meine Verwandten." – [...] „Sie haben nicht gesagt, dass sie zurückkommen würden." (S. 164)

Die Wellen der Donau, die Stefan und Maria heruntergerudert sind, haben die Zugehörigkeit der Familie Bischof zu Deutschland endgültig zerbrochen („der aber nach Ungarn gegangen ist / kommt nie wieder zurück" [S. 21] vs. „wann kommen sie zurück?" [S. 164]). Die Zugehörigkeit können nicht einmal die Nachkommen wieder herstellen, die freiwillig nach Deutschland zurückgekehrt sind: „Vali würde ihn am liebsten mit Tränen in den Augen anschreien: ‚Ich bin keine Fremde! Ich bin zu euch zurückgekehrt, ich bin wie ihr!'– Aber sie schwieg, da sie eine Fremde war." (S. 152) Dann hat sich der Spiegel gespalten, als Maria starb. „Mussten wir deshalb weggehen?" (S. 65), denkt Stefan Bischof und schaut in den Spiegel, der seine irdische, körperliche Identität widerspiegelt: „Er schaute in den Spiegel, sein Gesicht rutschte entlang dem Haarriss auseinander, der oben in der linken Ecke losging und das Glas gespalten hat. Er hat den Spiegel nie ersetzt, damit der Riss ewig zu sehen ist." (S. 65) Diesen Spiegel beobachtet Aladar im Pfarrhaus. In der Seele des anderen Stefan Bischofs ist in der Nacht, in der er im Bordell eine Lebensbilanz aufstellt, „die Zeit zerbrochen" (S. 95). Dann hat sich der Liegestuhl gespalten, in dem Vater Ferdinand, vom Internierungslager todkrank zurückgekehrt, seine letzten Monate versaß. Und „wie das Kalkgerüst eines Schneckenhauses" (S. 142) spaltet sich Aladars Erzählgang, als er der Großvater-Imago die Unerzählbarkeit seiner Lebensgeschichte beklagt.

Die dynamische Statik, mit der dieses Haus also vielfältige Zustände und Erfahrungen integriert, ist dieselbe, mit der das ‚Gebäude Mensch' das tut:

> Schau, meine Hände. [...] Was siehst du? [...] Die Linien haben sich zu meinem dreiundfünfzigsten Lebensjahr angesammelt, zerknittert. Spielen? Welche was sagt, ist davon abhängig, wie sie sich biegt, mit welcher anderen sie sich berührt, und daraus kann man das Leben erfinden? (S. 5)

[14] Der Aufstieg der Familie Bischof war den Wassermühlen zu verdanken, die der Ansiedler Stefan Bischof erträumt hat.

In diesem Haus gelangt Aladar nach dem ‚Spiel', das seine verdrängten Emotionen in ihrer sozialen Bestimmtheit gedeutet hat, im Gespräch mit dem Pfarrer zur Integration widerstrebender Tendenzen seiner Persönlichkeit:

> „Wir dürfen unserem Denken die Wirkung unserer Emotionen nicht entziehen" – antwortete der Pfarrer [...].
> „Letztendlich – Aladar drehte sich beim Fenster um –, letztendlich denken wir dann stets über unsere Emotionen nach". [...]
> „Was wir in den Emotionen erleben, sollen wir im Denken sichtbar machen." (S. 163)

Dieses Haus ist der Ort, „wo die Illusion mit [Aladar E. P.] bleibt" (S. 104). Es gehört zur Kirche, die die Ahnen „so groß und mächtig gebaut haben, dass sie auch dann nicht erbebt, wenn der Glaube in den Menschen wankt" (S. 46). Deshalb wählt es Aladar als Zuhause für sich und für seine (vorläufig sich nur vorgestellte) Familie.

Zusammenfassend soll festgestellt werden, dass es Aladar in dem Narrativ, in dem er seine neu gewonnene Identität seiner Frau anbietet, gelingt, das Haus als Zukunftsperspektive zu artikulieren. Die Artikulation des Hauses als Identitätsperspektive, die Artikulation seiner Stellung in seiner Kultur und in der Geschichte, die Artikulation seines nun differenzierteren und integrierten Selbstverständnisses bleibt jedoch rissig. Es ist aber festzuhalten, dass das Narrativ seitens seiner Frau, die doch bauverständig ist, wohl dank und in der Perspektive der Generativität, trotzdem Unterstützung findet:

> Das Pfarrhaus wird verkauft. [...] Ich kaufe es, auch wenn ich mich verschulde, kaufe ich es. Seine dicken Mauern halten noch hundert Jahre aus, und wenn es das Kind einmal renovieren lässt, besteht es noch hundert Jahre ... dass ich kein Kind habe und gerade ich kein Kind haben will? [...] Und wenn ich jetzt doch wünsche, dass es eins gibt? [...] Ich habe die Urne in der Hand gehalten. Siehst du sie nicht? Sie ist doch da. Ich bedecke dein Gesicht, deinen Körper mit meiner Hand. Dass meine Hand gefurcht ist wie meine Stirn? Hast du Angst, dass die Linien auf deinen Körper umziehen? [...] Das ist das Haus, wir sind angekommen. Ich hoffe, dich überkommt keine Frigidität, wenn du ein Bauernzimmer erblickst! [...] Ich will mich nicht beherrschen! Ich höre deine Schuhe klopfen, ich halte meinen Vater in der Hand, ich lege meine Hand auf dich: Es soll dich segnen! Um Gottes willen, lach mich nicht aus! Was sagst du? Ist dieses Haus ein schöner Volksbarockbau? (S. 6-8)

Sprachwissenschaft

Aufzätze

Peter Eisenberg und Ulrike Sayatz (Potsdam)

Kategorienhierarchie und Genus.

Zur Abfolge der Derivationssuffixe im Deutschen

1. Das Suffixsystem

Wortbildungssuffixe wurden lange Zeit hindurch Einheit für Einheit beschrieben und zu Gruppen meist nur nach der Basis- und Zielkategorie zusammengefaßt. Ein konturierter Blick auf das Gesamtsystem war kaum möglich, einer auf seine Entwicklung erst recht nicht. In den neueren Wortbildungslehren beginnt sich das zu ändern. So arbeitet Motsch (1999) mit semantischen Repräsentationen von Wortbildungen, die in wesentlichen Eigenschaften kategorienübergreifend sind. Eichinger (2000) setzt bei Wortbildungsarten an und kommt erst unter ihrem Dach auf die Zielkategorien zu sprechen. Donalies (2002) schließlich stellt die Mechanismen in den Mittelpunkt, die das Gesamtsystem in Bewegung halten.

Die zahlreichen, zum Teil weit ausgearbeiteten Vorschläge in der Spezialliteratur, die zumindest bestimmte Aspekte des Gesamtsystems erfassen möchten, kann man grob danach ordnen, ob sie eher Affixklassen bilden oder eher auf Constraints aus sind, die sich in Eigenschaften der Basis- und Zieleinheiten zeigen. Zu den ersteren gehört als radikaler Ansatz die lexikalische Phonologie mit ihrer Ordnung über Ebenen (Wiese 1996: 115 ff.) und dazu gehört die jetzt vorgeschlagene - und vollkommen anders als in der lexikalischen Phonologie begründete – Klassifizierung der Derivationssuffixe in schließende und nicht schließende, mit der erhebliche Restriktionen für mögliche Suffixfolgen verbunden sind (Aronoff/Fuhrhop 2002; weiter dazu Abschnitt 4).

Zur zweiten Gruppe gehören Annahmen über Komplexitätsrestriktionen einschließlich prosodischer Unverträglichkeiten, wie sie u.W. für das Deutsche explizit zuerst von Plank (1981) ins Auge gefaßt werden. Plank kommt in verschiedenen Zusammenhängen auch auf semantische Constraints zu sprechen, macht aber nicht den Versuch einer allgemeinen semantischen Fundierung nach einem Prinzip wie „... an affix has a fixed meaning the application of which may be allowed or disallowed by the semantic of the base" (ten Hacken 2000: 353) oder nach einem „principle of relevance and lexical generality", demzufolge ein Affix umso näher beim Stamm steht, je größer sein Einfluß auf diesen ist (Iacobini 2000: 870 im Anschluß an die Grundlegung der Bybee-Hierarchie in Bybee 1985).

Die vorliegende Arbeit ordnet sich der zweiten Gruppe zu. Wir möchten zeigen, daß Aussagen über die relative Reihenfolge der Derivationssuffixe des Deutschen möglich sind und daß die Reihenfolge selbst semantisch fundiert ist. Die Existenz anderer und insbesondere prosodischer Constraints wird damit keinesfalls bestrit-

ten, sie werden aber im wesentlichen als Folge, genauer: als Morphologisierung semantischer aufgefaßt. Selbst wenn man damit beim gegenwärtigen Wissensstand nicht in allen Fällen durchkommt, scheint uns dieses Vorgehen fruchtbar zu sein, schon weil es einen erheblichen Teil des produktiven Systems von Suffixen zugänglich macht.

Ziel unserer Arbeit ist die Ermittlung und Begründung einer Hierarchie, die das prototypische Vorkommen des einzelnen Suffixes in Rechnung stellt. Da es ausgeschlossen ist, das Gesamtsystem auch nur in groben Zügen abzuhandeln, beschränken wir uns auf das, was man aus guten Gründen als seinen Kern bezeichnen kann: die Ableitung nativer substantivischer Stämme von nativen verbalen Basen. Man orientiert sich damit einmal an der Gesamtausrichtung des Systems, das ja vorwiegend verbbasiert ist und mit Mehrfachsuffigierungen in aller Regel der ‚Endstation Hauptwort' zustrebt (geraffte Übersicht in Eisenberg 1998: 269 ff.). Ohne die Bedeutung substantivischer Basen, adjektivischer Basen und Ableitungen sowie verbaler Ableitungen herunterzuspielen, läßt sich für das gegenwärtige Deutsch feststellen, daß verbale Basen und substantivische Ableitungen sowohl quantitativ als auch qualitativ dominant sind.

Methodisch hat unser Vorgehen den Vorteil, daß es bei nur einer Zielkategorie ‚Substantiv' vergleichsweise einfach ist, die Suffixe semantisch aufeinander zu beziehen. Sie werden über semantische Eigenschaften der Derivate verglichen. Bei allen verbleibenden Schwierigkeiten ist es jedenfalls einfacher, Suffixe wie *-er* in *Leser* mit *-ung* in *Lesung* als etwa *-er* in *Leser* mit *-bar* in *lesbar* zu vergleichen.

Den Ansatz für die Ermittlung der Suffixhierarchie suchen wir bei der für nominale Kategorisierungen u.W. einzigen wirklich etablierten Ordnung von Genus, Numerus und Kasus (Gen > Num > Kas). Da die äußeren (niedrigeren) Kategorisierungen hier wie sonst flexionsmorphologischen Einheiten vorbehalten sind, bleibt für Derivationssuffixe eine Ausfaltung des Genus. Im Deutschen bietet sich dieser Ansatz auch deshalb an, weil die Bindung von substantivbildenden Derivationssuffixen an das Genus als die eindeutigste formseitige Genusmarkierung am Substantiv selbst gilt. Die folgenden Ausführungen verstehen sich deshalb auch als Beitrag zu der in letzter Zeit intensivierten Diskussion über die Funktion des Genus allgemein wie im Deutschen, die über rein strukturelle Erwägungen einerseits und eine Ausdeutung der Beziehung von Genus und Sexus hinauskommen möchte (Köpcke/Zubin 1996; Vogel 1999; Bittner 2001; Weber 2001; s.a. Abschnitt 2.2).

Damit bestehen offenbar Analogien zur Hierarchie der verbalen Kategorisierungen nach Bybee (1985). Zwei Unterschiede sollen aber hervorgehoben werden. In der Form Genus verbi > Aspekt > Tempus > Modus > Numerus > Person ist die Bybee-Hierarchie zunächst und in erster Linie zur Beschreibung

von Verb*flexion* etabliert und verwendet worden, und nur am Rand und als Extension ist ihre mögliche Bedeutung für höhere Kategorisierungen wie etwa Kausativierung in den Blick gekommen (z.B. Bybee 1985: 81 ff.; Muysken 1986). Unser Anliegen richtet sich dagegen von vornherein auf die Derivationsmorphologie und läßt, jedenfalls im ersten Schritt, den Status von Numerus und Kasus in dieser Hinsicht unhinterfragt.

Zum zweiten ist die Bybee-Hierarchie in verschiedener Hinsicht ausgearbeitet, z.B. weiter differenziert und unter mehreren Aspekten auch in ihrer Bedeutung für das Deutsche untersucht worden (z.B. Cinque 1999; Nübling 2000; Eisenberg 2002). Derartige Arbeiten für die Hierarchie nominaler Kategorien und insbesondere die Ausfaltung des Genus sind uns nicht bekannt.

Für die Beschreibung der Suffixe selbst ist von Bedeutung, daß ihnen eine Funktion als Modifikatoren der Basis zugeschrieben wird. Abgehoben wird also auf einen prinzipiellen Unterschied zwischen prototypischer Komposition und prototypischer Affigierung. Weniger wichtig für unser gegenwärtiges Anliegen ist dagegen die Frage, ob man von einer Einstufen- oder einer Mehrstufensemantik ausgehen sollte. Einfach und praktikabel ist etwa die Vorstellung, Derivationssuffixe hätten als Lexikoneinträge die leere lexikalische Bedeutung, mit jedem von ihnen sei jedoch eine oder seien mehrere morphosemantische Funktionen verbunden. Die lexikalische Bedeutung des Derivats wird als Ergebnis der Anwendung dieser Funktion auf die Basis und in diesem Sinne als kompositionell verstanden (z.B. Lieb 1983: 215 ff.; s.a. Eisenberg 1998: 29 f.; 209 ff.).

Verträglich ist unsere Vorgehensweise aber auch mit Ansätzen im Anschluß an Bierwisch (1983), bei denen ein Unterschied zwischen semantischer und konzeptueller Repräsentation lexikalischer Einheiten gemacht wird. Worauf es ankommt, findet sich etwa in Szigeti (2002a): „Konzepte werden Wörtern (einfachen wie komplexen) zugewiesen. Bei diesem Prozess bringen Affixe kein eigenes Konzept mit sich, sondern sie modifizieren die konzeptuelle Struktur ihrer Basis." Allerdings sehen wir nicht, warum in diesem Zusammenhang der Begriff Kompositionalität vermieden werden sollte und die „konzeptuelle Deutung" eines Derivats „eher holistisch vorzustellen ist" (Szigeti 2002a: 195). Ohne einen differenzierten Begriff von Kompositionalität kommt man doch auch in der Syntax nicht aus.

Wesentlich bleibt: wenn wir im folgenden dem Suffix *-er* in *Denker* das Merkmal [+agentiv] zuweisen, dann ist damit eine Aussage über die Bedeutung des Derivats gemeint. Wie die konzeptuelle oder semantische Repräsentation des Derivats insgesamt aussieht und wie sie aus den Repräsentationen der Bestandteile hergeleitet wird, lassen wir dahingestellt.

2. Suffix-Genus-Zuordnung

2.1 Formale und semantische Merkmale

In (1) ist die Genuszuordnung der produktiven oder zumindest marginal produktiven nativen Nominalisierer zusammengestellt. Alle Suffixe sind silbisch. Nach dem Formmerkmal ‚Schwa oder Vollvokal' können zwei Hauptgruppen unterschieden werden.

(1)

	MASK		FEM		NEUT	
Schwa	*-er*	*Denker*	*-e*	*Schreibe*	*-en*	*Lesen*
	-ler	*Sportler*			*-chen*	*Kindchen*
	-ner	*Rentner*				
Vollvokal	*-ling*	*Prüfling*	*-in*	*Freundin*	*-nis*	*Wagnis*
			-ung	*Lesung*	*-lein*	*Bächlein*
			-heit	*Frechheit*	*-tum*	*Deutschtum*
			-keit	*Sauberkeit*		
			-schaft	*Kundschaft*		

Als Formkriterium zur Abgrenzung nativer Suffixe von nichtnativen wird Betonungsneutralität angesetzt. Wir schließen damit Suffixe wie *-erei (Lauferei)* und *-elei (Liebelei)* aus. Zwar sind sie nicht einfach nichtnativ, aber sie haben schon wegen ihrer Zweisilbigkeit und ihrem komplizierten Verhältnis zu Suffixverschmelzungen einen besonderen Status. Weil sie auch nicht einfach als Suffixfolgen anzusehen sind, berücksichtigen wir sie im weiteren nicht (Eisenberg 1992).

Jedes der Genera weist genau ein vokalisch anlautendes Schwa-Suffix auf. Dabei ist der Status des maskulinen *-er* als Derivationssuffix unbestritten, während der des femininen *-e* nicht immer gesehen oder anerkannt wird (Wiese 2001). Das *-en* des Neutrums gilt teilweise als Nominalisierer, wird teilweise aber ausschließlich als Infinitivsuffix gedeutet. Das Substantiv (‚substantivierter Infinitiv') ist dann Konversionsprodukt. Der Unterschied ist bedeutend, kann hier aber nicht im einzelnen diskutiert werden. Schon weil das Hauptinteresse der vorliegenden Studie auf die Suffixe gerichtet ist, bleiben wir beim Nominalisierer *-en*.

Von Interesse ist in diesem Zusammenhang, daß das Derivationssuffix im selben Genus als Pseudosuffix dominant oder doch gut vertreten ist (*der Hammer, Otter; die Akte, Niete; das Becken, Eisen*), eine Funktion desselben Suffixes als alleiniger Pluralmarker für das jeweilige Genus jedoch ausgeschlossen bleibt. Im Prinzip scheinen die vokalisch anlautenden Schwa-Suffixe, was Pluralmarkierung

und Markierung von Derivaten betrifft, komplementär verteilt zu sein, wobei die Pseudosuffixe in dieser Hinsicht eher wie Derivationssuffixe fungieren. Eine eindeutig genusmarkierende Funktion kann den Pseudosuffixen aber bekanntlich nicht zugeschrieben werden. Möglich ist lediglich die eindeutige Abgrenzung von genusdeterminierten Pluralmarkern (dazu weiter Köpcke 1993; Eisenberg 2000; Wiese 2001).

Während das Femininum genau dieses eine vokalisch anlautende und phonologisch schwächste Schwa-Suffix überhaupt aufweist, haben das Maskulinum und das Neutrum außerdem konsonantisch anlautende Schwa-Suffixe. Sie rahmen das Femininum in dieser Hinsicht ein.

Genau umgekehrt liegen die Verhältnisse bei den Suffixen mit Vollvokal. Das Maskulinum hat lediglich *-ling*, das Neutrum mit *-lein* ein Allomorph im weiteren Sinne zum Schwa-Suffix *-chen* sowie die marginal produktiven *-nis* und *-tum*.

Dagegen verfügt das Femininum über mehrere sehr produktive Suffixe in dieser Klasse. Daran ändert sich auch nichts Wesentliches, wenn man *-heit/-keit* als prosodisch determinierte Allomorphe desselben Suffixes ansieht. Insgesamt drängt sich beim an dieser Stelle nur kursorisch dargelegten Zusammenhang von phonologischer Substanz mit Genusfixierung der Substantivierer der Eindruck auf, daß dieser Zusammenhang auch eine syntagmatische Seite hat. Die femininen als phonologisch schwere und damit betonbare Suffixe stehen zwischen den maskulinen und denen des Neutrums und sind damit für das Tragen von Nebenakzenten determiniert. Trägt der einfache Wortstamm den Hauptakzent und folgen dann jeweils ein Suffix des MASK, FEM und NEUT, dann ergibt sich die für das Deutsche ideale prosodische Struktur von zwei Trochäen. Wir kommen darauf zurück.

Was nun die semantische Funktion der Derivationssuffixe betrifft, stellen wir jeweils eine als dominant, prototypisch oder im gegebenen Zusammenhang von besonderem Interesse heraus und beschreiben sie in aller Kürze. Die Entscheidung für eine Funktion wird teilweise an Ort und Stelle begründet, sie wird teilweise aber durch die Erwägungen zur Suffixabfolge in Abschnitt 2.2 und zur Nominalisierungsrichtung in Abschnitt 3 weiter gestützt.

Maskulina

Nominalisierung auf *-er* ergibt produktiv Nomina agentis von Verben mit prototypisch agentivem Subjekt. Meist wird die Funktion von *-er* als Selektion des externen Arguments beschrieben, wobei bei Voraussetzung eines Begriffs von relativer Agentivität etwa im Sinne von Primus (1999) solche Verbstämme als Basen infrage kommen, die bei Mehrstelligkeit noch ein hinreichendes Agensgefälle zum Objekt aufweisen. Das schließt etwa Verben wie *besitzen* ein, nicht aber solche wie *gehören* und *bekommen*. Im wesentlichen geht diese Eigenschaft mit der Fähigkeit

zur Bildung eines persönlichen *werden*-Passivs einher. Die Zuweisung des Merkmals [+agentiv] zu den *-er*-Nominalisierungen schließt Sexusmarkiertheit ausdrücklich aus.

Semantisch weiter ist die Funktion von *-ler* und *-ner*, wobei letzteres wahrscheinlich im gegenwärtigen Deutsch als unproduktiv zu gelten hat. Dagegen ist *-ler* produktiv für die Ableitung von Personenbezeichnungen auf substantivischen Basen, prototypisch solchen mit dem Merkmal [-belebt], z.B. *Künstler*, *Provinzler*, *Dörfler*, *CDUler*, *Postler*, *Tischler*, *Sportler*. Die Kennzeichnung als [+belebt] für die Derivate reicht offenbar nicht aus, die als [+agentiv] wäre zu eng. Es ist ein Merkmal wie [+person] anzusetzen. Sexusmarkiertheit ist auch hier nicht gegeben.

Auch für *-ling* wird allgemein von Personenbezeichnungen gesprochen, wobei als am ehesten produktiv die Ableitung von Adjektiven (*Schönling, Fremdling, Frechling, Feigling*) mit teilweise negativer Konnotation gesehen wird.

Bei verbalen Basen geht es vor allem um Substantive wie *Lehrling*, *Prüfling*, *Impfling*, *Säugling*, für die ein Bezug auf die Rolle des Themas oder Patiens des Basisverbs hergestellt wird (z.B. Motsch 1999: 343 ff.). Die Basen für *-ling* wären damit eine Teilklasse der Basen für *-er*, semantisch stünden sich eine Patiens- und eine Agensnominalisierung gegenüber.

Auch für Substantive auf -ling wäre damit Sexusneutralität zu fordern. Das ist für viele von ihnen sicher richtig, für andere aber zweifelhaft. *Schönling*, *Fremdling*, *Finsterling*, *Rohling*, (*Jüngling*!), aber auch *Günstling*, *Lüstling*, *Höfling* scheinen sexusmarkiert für männliche Personen zu sein. Weitere Hinweise in dieser Richtung ergeben sich aus den Abfolgerestriktionen für *-ling*, so daß es insgesamt Gründe gibt, eine Verwendung von *-ling* gegenüber den übrigen Suffixen für Personenbezeichnungen als [+sexusmarkiert] zu unterscheiden.

Feminina

Für das Schwa-Suffix *-e* sieht Motsch (1999: 330) schwache Produktivität in der Funktion des ‚reinen Nominalisierers', d.h. für die Bildung von Nomina actionis wie *Abhorche*, *Verlade*, *Verdiene*, *Anmache*, *Ausschimpfe*, *Schreibe*, *Sage*. Eine genauere Bewertung dieses Typs von Verbalabstraktum ist ohne umfangreiche Korpusrecherche gegenwärtig kaum möglich. Offensichtlich ist aber das teilweise Konkurrenzverhältnis zu *-ung* (*Verlade – Verladung*) und *-en* (*Abhorche – Abhorchen*). Allen Nomina actionis weisen wir das Merkmal [+abstrakt] zu.

Der Movierer *-in* operiert auf maskulinen Basen mit dem Merkmal [+belebt], soweit keine Sexusmarkierung vorliegt. Als [+sexusmarkiert] für weibliche Lebewesen bilden die Substantive auf *-in* das natürliche Pendant zu den Maskulina auf *-ling*. Die Verhältnisse sind durch die bekannten Asymmetrien insbesondere des Verhältnisses von generischem *-er* und sexusspezifischem *-ling* strukturell teilweise verdunkelt.

Weitgehende Einigkeit besteht über die Grundfunktion von *-ung* als reiner Nominalisierer verbaler Basen und *-heit/-keit* als reiner Nominalisierer adjektivischer Basen. Wir weisen ihnen das Merkmal [+abstrakt] zu und kommen später insbesondere auf die weiteren Typen von *-ung* zu sprechen.

Mit *-schaft* werden Kollektiva auf der Basis von Personenbezeichnungen gebildet (*Studentenschaft*, *Ärzteschaft*, *Kollegenschaft*). Dabei werden „mehrere Entitäten derselben Art zu einem Ganzen" zusammengefaßt (Bittner 2001: 9; Leiss 1997). Es handelt sich um eine nichtdistributive Art der Bezeichnung von Mehrheiten. Wir weisen dem Suffix das Merkmal [+kollektiv] zu.

Neutra

Das auf *-en* gebildete Verbalabstraktum des Neutrums tritt im Gegenwartsdeutschen, was die Basis betrifft, praktisch unbeschränkt auf. Das hat neben dem Verständnis der Derivation als Konversion sicherlich zu den weitläufigen Erörterungen des Status dieser Wörter beigetragen. Bei häufiger Konkurrenz zu den *-ung*-Bildungen (*das Lesen – die Lesung*, *das Erklären – die Erklärung*) wird ihm die Bezeichnung von Prozessen in einem offenen Zeitintervall, d.h. „unbegrenzte Ganze mit unbegrenzten Teilen" (Bittner 2001: 10) zugeschrieben. Ob dies und das morphologische Symptom der Plurallosigkeit ausreicht, hier von Kontinuativa zu sprechen, lassen wir offen. Jedenfalls gehören die *-en*-Substantive zu den Abstrakta.

Diminutivbildungen mit *-chen* und *-lein* werden auf Basen aller Genera gebildet (Einzelheiten in Dressler 1994). Auch nehmen wir an, daß Diminuativa von allen Substantivtypen gebildet werden können. Belebtheit (*Menschlein*, *Diebchen*), Abstraktheit (*das Schläfchen*, *das Ängstchen*) und Kollektivität (*das Grüppchen*, *das Häufchen*) sind kein Hindernis. Allerdings ist das Ergebnis einer Diminution insbesondere bei Kontinuativa von anderem semantischen Typ als die Basis, oder genauer: das Merkmal [+kontinuativ] ist den Diminuativa nicht zugänglich (*Staub – das Stäubchen*, *Bier – das Bierchen*). Zusammenhänge dieser Art sind auch für die Abstrakta zu klären (*Schlaf – das Schläfchen*, *Angst – das Ängstchen*).

Ob *-nis* im Gegenwartsdeutschen wenigstens marginal produktiv ist, bleibt zu klären. Motsch (1999) etwa handelt das Suffix gar nicht ab, Fleischer/Barz (1992: 166) sehen als am häufigsten das Nomen actionis im Neutrum, besonders von präfigierten Basen (*Begräbnis*, *Erlebnis*, *Ereignis*, *Verlöbnis*). Als Merkmal für diese Verwendung kommt nur [+abstrakt] infrage.

Etwas klarer sind die Verhältnisse bei *-tum*, das im Gegenwartsdeutschen im Neutrum marginal produktiv auf der Basis von Bezeichnungen für Personengruppen sein dürfte (*Chinesentum*, *Banditentum*, *Beamtentum*). Solche Substantive sind semantisch schwer zu charakterisieren, wir versuchen es mit der „Gesamtheit von Stereotypen, die mit einem Personenkollektiv verbunden sind" (Eisenberg 1998: 262). Auch hier kommt nur das Merkmal [+abstrakt] infrage und es ergibt sich insgesamt (2).

(2)

	MASK		FEM		NEUT	
Schwa	*-er*	agentiv	*-e*	abstrakt	*-en*	abstrakt
	-ler	person			*-chen*	dimin.
	-ner	person				
Vollvokal	*-ling*	sexusm.	*-in*	sexusm.	*-nis*	abstrakt
			-ung	abstrakt	*-lein*	dimin.
			-heit	abstrakt	*-tum*	abstrakt
			-keit	abstrakt		
			-schaft	kollekt.		

Wie bekannt, konzentrieren sich die Abstrakta im Femininum. Deutlich ist aber auch, daß das Maskulinum den Belebtheitspol besetzt und im Neutrum jeder Bezug auf Belebtheitskategorien ausbleibt.

2.2 Suffixhierarchie

In diesem Abschnitt geht es um die relative Abfolge von Derivationssuffixen, die nach Verbstämmen auftreten. In Betracht kommen hier nicht sämtliche der in Abschnitt 2.1 aufgeführten, sondern nur solche Suffixe, die entweder direkt an Verbstämme treten (3a) oder diesen folgen können (3b).

(3a) *-er, -e, -ung, -en, -nis*
(3b) *-ling, -in, -schaft, -tum, -chen, -lein*

Die erste Gruppe enthält für jedes Genus ein vokalisch anlautendes Schwa-Suffix. Solche Suffixe weisen von allen die stärkste phonologische und morphologische Integration in den Stamm auf und folgen schon aus diesem Grund im allgemeinen nur nicht suffigierten Stämmen (Eisenberg 1998: 260).

Die weitgehende Integration der Schwa-Suffixe in den Stamm findet ihren vielleicht deutlichsten Ausdruck in gemeinsamen Eigenschaften von Derivationssuffixen und Pseudosuffixen. Für das maskuline *-er* etwa gelten dieselben morphonologischen Constraints in der gesamten Flexionsmorphologie, d.h., das morphologisch komplexe *der Denker* verhält sich in allen Einzelheiten wie das morphologisch einfache *der Anker* (Nullplural, nichtsilbischer Genitiv Singular usw.). Dasselbe gilt für *-e* und *-n*. *Die Denke* verhält sich wie *die Flanke* und *das Reisen* wie *das Eisen*. Bei *-e* reicht die Analogie weit in die Derivationsmorphologie hinein. Beispielsweise wird das Pseudosuffix Schwa bei bestimmten morphologischen Prozessen apokopiert, z.B. *Kiste – Kistchen* so wie *Leuchte – Leuchtchen*. Im Prinzip ist dasselbe für *-en* zu erwarten (*Garten – Gärtchen*), der Prozess scheint

jedoch für die Neutra blockiert zu sein (*Becken* – **Beckchen*). Wir kommen auf diese Fakten bei Besprechung der Kombinatorik von *-chen* zurück. Im Augenblick geht es lediglich um den Hinweis, daß die drei vokalisch anlautenden Schwa-Nominalisierer bezüglich ihrer phonologischen Substanz auf die Interaktion mit dem Stamm ausgerichtet sind. Oder anders gesagt: Sie sind in Hinsicht auf eine Position unmittelbar nach dem Stamm grammatikalisiert.

Funktional steht dabei das maskuline *-er* als Agensnominalisierer dem Femininum und dem Neutrum gegenüber, die beide Abstrakta derivieren. Zu ihnen gehören auch *-ung* und *-nis*, so daß in (3a) aus funktionaler Sicht *-er* dem ganzen Rest gegenübersteht. Eben dieses Verhältnis findet auch in der Kombinatorik Ausdruck. Die vier ‚Abstrahierer' haben als Basen eine sehr beschränkte Kombinationsfähigkeit, sie verbinden sich lediglich in beschränktem Umfang mit Diminutivsuffixen (s.u.). Dagegen hat und eröffnet *-er* eine größere Zahl von Derivationen als jedes andere native Suffix.

Sämtliche Suffixe in (3b) verbinden sich mit *-er* als Agensnominalisierer: *Denkerling*, *Denkerin*, *Denkerschaft*, *Denkertum*, *Denkerchen*, *Denkerlein*. Was die weitere Linearisierbarkeit der Abfolge betrifft, stehen an erster Stelle *-ling* und *-in*. Der Typ *Denkerling*, *Dichterling*, *Schreiberling*, *Streberling* dürfte zumindest Gelegenheitsbildungen zugänglich sein. Die Bedeutung solcher Bildungen ist nach weitgehend übereinstimmender Auffassung befragter Sprecher sexusmarkiert. Sie sind negativ konnotiert. Unzutreffend dürfte aber die Annahme sein, daß dies „in der Semantik der substantivischen Basis angelegt ist" (Fleischer/Barz 1992: 164). Wir betrachten die Konnotation als Bestandteil der Suffixfunktion und sehen darin eine Spezialisierung des maskulinen *-ling* gegenüber dem neutralen femininen *-in*, die darauf beruht, daß *-er* neben der generischen auch eine sexusmarkierte Verwendung hat, die ihrerseits neutral ist.

Das sexusmarkierte *-in* hat in der Position nach *-er* wahrscheinlich sein häufigstes Vorkommen (Auszählungen sind uns nicht bekannt). Wörter wie *Denkerin*, *Dichterin* sind dann analog strukturiert zu den gerade besprochenen *Denkerling*, *Dichterling*. Zu bemerken ist vor allem, daß *-ling* selbst nicht als Basis für *-in* dient. Gleichgültig welchen Typ von Substantiv auf *-ling* man nimmt, eine Suffigierung mit *-in* ist ausgeschlossen, vgl. z.B. *Prüflingin*, *Schädlingin*, *Fremdlingin*, *Sonderlingin*. Fleischer/Barz (1992: 183) nennen solche Bildungen mit der Bemerkung, sie hätten „eher den Carakter des Okkasionellen". Wir halten sie für morphologisch nicht wohlgeformt. Werden sie verwendet, dann wahrscheinlich der besonderen Wirkung des Regelverstoßes wegen. Semantisch gibt es für dieses Verhalten von *-ling* keinerlei Erklärung, wenn man dem Suffix die Bildung von Personenbezeichnungen analog zu *-er* zuschreibt. Das Merkmal [+sexusmarkiert] würde diese Restriktion erklären. Wir nehmen sie als weiteres Indiz dafür, daß *-ling* dieses Merkmal zumindest haben kann. Damit bilden *-ling* und *-in* eine Gruppe disjunkt unmittelbar nach *-er* auftretender Suffixe, wir erhalten (4).

(4) VB > -er > { -ling / -in }

Zur Feststellung weiterer kombinatorischer Restriktionen sind wir, weil umfangreiche Korpusrecherchen kurzfristig nicht möglich sind, weitgehend auf Grammatikalitätsurteile angewiesen. Die rückläufigen Wörterbücher enthalten große Mengen von Wörtern mit *-schaft* nach *-er* (*Lehrerschaft*, *Hörerschaft*, *Pflegerschaft*) sowie solche mit *-tum* nach *-er* (*Strebertum*, *Malertum*, *Führertum*; alle nach Mater 1983). Einträge mit *-schaft* und *-tum* nach *-ling* und *-in* finden sich hier wie in vergleichbaren Quellen nicht, man ist vielmehr auf Gelegenheitsfunde wie *Lehrerinnenschaft*, *Hörerinnenschaft* oder *Seherinnentum* angewiesen. Noch seltener scheinen Kombinationen mit *-ling* zu sein (*Lehrlingsschaft*, *Häftlingsschaft*, *Jünglingstum*). Bildungen mit *-erlingsschaft* (*Denkerlingsschaft*) und *-erlingstum* (*Schreiberlingstum*) sind uns gar nicht begegnet, sie sind aber nach einmütigem Sprecherurteil entweder so oder gar nicht möglich. Insgesamt kann von einer sicheren Sprecherintuition ausgegangen werden, die gleichzeitig eine Kombination von *-schaft* und *-tum* selbst verbietet und zu (5) führt.

(5) VB > -er > { -ling / -in } > { -schaft / -tum }

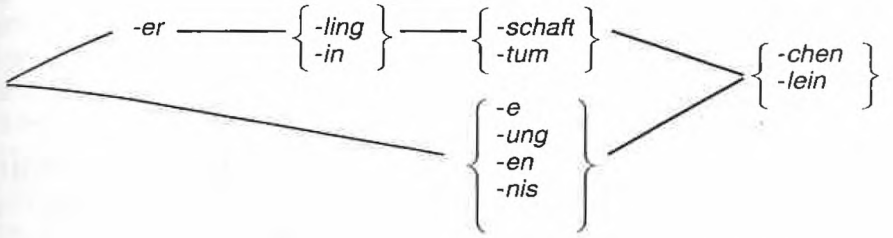
Es bleiben *-chen* und *-lein*. Wo sich in der Literatur Aussagen zur Position der ‚Diminuierer' finden, wird ihnen stets der letzte Platz in einer Suffixfolge und eine Position am Übergang zu den Flexionssuffixen zugewiesen (Dressler 1994). Oben wurde festgestellt, daß Diminuativa nicht nur von Appellativa, sondern auch von Kontinuativa und nicht nur von Konkreta, sondern auch von Abstrakta als Basen gebildet werden können. Wir übertragen dies auf Suffigierungen und setzen *-chen* und *-lein* als letzte Suffixgruppe an (6).

(6) VB > -er > { -ling / -in } > { -schaft / -tum } > { -chen / -lein }

Wir wollen nicht behaupten, daß neben *Gewerkschaftchen* und *Herzogtümchen* jemals Wörter wie *Hörerinnenschaftchen* oder *Seherinnentümchen* gebildet werden, vielleicht auch kaum Diminuativa von Verbalabstrakta wie *Leitungchen*, *Hemmungchen*, *Begräbnischen* oder *Ereignischen*. Was wir behaupten ist lediglich, daß

solche Wörter in dem speziellen Sinn mögliche Wörter sind, als es keine semantischen Constraints gibt, die sie ausschließen. Über einen Ausschluß durch Constraints anderer Art wird, wie gesagt, in Abschnitt 4 gesprochen. Insgesamt ergibt sich als relative Abfolge der betrachteten Suffixe (7)

(7)



Die daraus ableitbare Hierarchie semantischer Merkmale mit der Zuordnung zu den Genera ist die in (8). Der Hierarchie wird rechts das Merkmal [+pluralisch] aus der Hierarchie der nominalen Kategorisierungen hinzugefügt.

(8)

genuslos	MASK	MASK/FEM	FEM/NEUT	NEUT	genuslos
verbal	> agentiv	> sexusmarkiert	> kollektiv abstrakt	> diminutiv	> pluralisch

Bezüglich des Genus gilt die Hierarchie MASK > FEM > NEUT, bezüglich der semantischen Merkmale gilt eine Variante der Belebtheitshierarchie. Dem Agentivitätspol des Maskulinums steht das Neutrum mit der Diminuation gegenüber, für die Belebtheit keine Rolle spielt. In anderem Zusammenhang ist darauf hingewiesen worden, daß der Agentivitätspol mit der semantischen Spezialisierung der schwachen Maskulina seit dem Frühneuhochdeutschen ein zusätzliches Gewicht bekommt. Im Gegenwartsdeutschen kommt diese Substantivklasse einem vierten Genus nahe (‚Generikum', Eisenberg 2000). Allerdings ist sie im nativen Wortschatz nicht derivationsmorphologisch, sondern nur flexionsmorphologisch faßbar. Produktiv ist sie im traditionellen Fremdwortschatz (*Debutant*, *Doktorand*, *Diplomat*, *Philologe*).

Zwischen den Polen der Hierarchie ist das FEM angesiedelt. Bei ‚sexusmarkiert' überlappt es mit dem MASK, bei den Kollektiva und Abstrakta mit dem NEUT. Das FEM ist nach beiden Seiten offen, einen nur ihm zukommenden Bereich hat es bei einer Klassifikation der gegebenen Art nicht. Natürlich liegt es nahe, dies mit typologischen und genetischen Hypothesen in Zusammenhang zu bringen.

Typologisch gilt die Klassifikation in [±belebt] als Grundlage der Genussysteme (Corbett 1991). Schon Karl Brugmann (1889) vertrat die Auffassung, das FEM sei als drittes Genus ursprünglich auf die Bezeichnung von Kollektiva und Abstrakta spezialisiert gewesen und habe erst dann eine sexusmarkierende Funktion erhalten (s.a. Leiss 1994; 1997; Fritz 1998). Der in (8) zusammengefaßte Befund ist mit Theorien dieser Art nicht nur vereinbar, sondern stützt sie aus nicht unbedingt erwartbarer Richtung.

3. Nominalisierungsrichtung

In den Ordnungsrelationen (7) und (8) wird neben der semantischen Fundiertheit der Suffixabfolgen ein weiterer charakteristischer Zug des Wortbildungssystems bestätigt, auf den wir wenigstens kurz zu sprechen kommen wollen. Den Suffixen des FEM wurden mit der Derivation von Sexusmarkierern einerseits und Kollektiva/Abstrakta andererseits zwei Grundfunktionen zugeschrieben, die zumindest synchron wenig miteinander zu tun haben. Damit wird nicht behauptet, daß das Auftreten beider im FEM Zufall ist, sondern lediglich festgestellt, daß beide Funktionen klar unterscheidbar sind, wobei die Sexusmarkierung eine einfache Spezialisierung über der Bedeutung der *-er*-Substantive ist, die von Kollektiva und Abstrakta aber nicht. Vielmehr stehen diese als Bedeutungstypen eigener Art den Konkreta zur Bezeichnung von Klassen von Objekten allgemein und den Personenbezeichnungen im besonderen gegenüber.

Das Gegenüber von Individualität und Konkretheit einerseits sowie Kollektivität und Abstraktheit andererseits ist im Substantivwortschatz des Deutschen sicher von überragender Bedeutung, findet sich im Wortbildungssystem und insbesondere den Suffigierungen jedoch nicht wieder. Die in (1) zusammengestellten Nominalisierer zeigen wie (7) die starke Besetzung der einen Seite und die schwache der anderen. Selbst wenn man das gesamte Derivationspotential des Deutschen berücksichtigt, ändert sich an diesem Befund wenig. Auf der Seite der Individuativa/Konkreta sind im wesentlichen Personenbezeichnungen ableitbar, und insbesondere gibt es keine Suffixe zur Ableitung von derartigen Substantiven mit einem Merkmal wie [-belebt]. Auch die Diminutivsuffixe sind hier kaum in Anschlag zu bringen, sieht man von der schon erwähnten Transformation von Stoffsubstantiven in Individuativa (*Staub – Stäubchen*) ab. Dem steht das reiche Inventar an Suffixen zur Bildung von Kollektiva und Abstrakta gegenüber, wobei dieses Derivationsziel von allen Basiskategorien aus erreicht werden kann. Einfache wie abgeleitete Verb-, Adjektiv- und Substantivstämme treten in die Funktion von Basen für Kollektiva und Abstrakta ein.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund Funktionen der deverbalen Nominalisierer auf der Seite der Individuativa/Konkreta und Kollektiva/Abstrakta. Als Beispiele wählen wir *-er* und *-ung,* nicht nur, weil sie am produktivsten sein dürften, son-

dern auch, weil ihnen gerade in der hier interessierenden Hinsicht in den Wortbildungen wie in der Spezialliteratur einiges Interesse gilt (z.B. Meibauer 1995; Rivet 1999; Ehrich/Rapp 2000; Szigeti 2002a).

Bei den deverbalen *-er*-Substantiven werden meist drei oder vier Typen unterschieden. Dominant sind neben den Agensnominalisierungen vor allem Nomina instrumenti wie in *Türöffner*, *Nußknacker*, *Wagenheber*, *Schmutzlöser* sowie Nomina acti vor allem von Verben, die Bewegungen und Lautäußerungen bezeichnen wie *Ächzer*, *Dreher*, *Rülpser*, *Summer*. Als vierter, aber weniger häufiger Typ wird das auf die Rolle des Patiens oder Themas bezogene Substantiv genannt, etwa *Untersetzer*, *Anhänger*, *Aufkleber*, *Vorleger*.

Historisch hat das Suffix *-er* eine Spezialisierung hinter sich, zu der u.a. gehört, daß seine Produktivität im nativen Wortschatz auf verbale Basen eingeschränkt wurde. Die Derivation von substantivischen Basen (*Türmer*, *Schlosser*) ist auf die Suffixverschmelzungen *-ler* (*Dörfler*, *Sportler*) und in beschränktem Umfang *-ner* (*Pförtner*, *Rentner*) übergegangen (zu *Engländer* und *Berliner* Fuhrhop 1998; i.E.). Bei Beschränkung auf verbale Basen ergibt sich mit der Folge vom Nomen agentis über das Nomen instrumenti zum Nomen acti ein sozusagen natürlicher Übergang der Wortkonzepte von *-er*-Substantiven vom Konkreten zum Abstrakten. Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, daß Nomina instrumenti und Nomina acti direkt gebildet werden. Kern der Produktivität von *-er* bleibt aber die Agensnominalisierung, was sich u.E. auch in den semantischen Inklusionsverhältnissen niederschlägt. Ein Nomen acti kann in aller Regel auch als Nomen instrumenti gelesen werden, *Dreher* kann Bewegung und Instrument bezeichnen. Das Umgekehrte gilt keineswegs regelmäßig, etwa nicht für *Öffner* oder *Löser*. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen Nomina instrumenti und Nomina agentis, so daß ein Nomen acti in der Regel die drei Lesungen haben sollte. Eine etwas andere Sicht auf die Ambiguitätsverhältnisse wird in Szigeti (2002a: 203) vertreten. Das liegt mindestens zum Teil daran, daß dort der Versuch einer Integration der Nomina patientis in das gegebene System gemacht wird. U.E. sind die Nomina patientis marginal und im wesentlichen das Ergebnis einer analogen Übertragung vom übermächtigen agentiven Subjekt auf thematische Subjekte. Solche Übertragungen gibt es in der Wortbildung immer wieder, meist aber ohne strukturelle Konsequenzen.

Wie zu erwarten, verlaufen die konzeptuellen Verschiebungen bei den *-ung*-Nominalisierungen in umgekehrter Richtung. Den produktiven Kern bilden die Nomina agentis von Verben, die Vorgänge und, mit Einschränkungen, Zustände bezeichnen. Auch hier liegt historisch eine Spezialisierung vor, diesmal von Verbstämmen allgemein in Richtung auf Ereignisnominalisierungen (Demske 2000; Pavlov 2002). Aus dieser Spezialisierung ist auch die oben erwähnte Konkurrenz wie der Unterschied zum im Gegenwartsdeutschen von Verbstämmen ohne Beschränkung ableitbaren *-en*-Substantiv zu erklären.

Schon weil es beim Abstraktum als Prototyp schwieriger als bei den konkreten *-er*-Nominalisierungen ist, den eigentlich produktiven Kern des Suffixes auszumachen, ist bei *-ung* auch die Vielfalt der in der Literatur angesetzten Haupttypen größer und uneinheitlicher. Wir schlagen vor, dem eigentlichen Nomen actionis in Abhängigkeit von der Verbbedeutung zwei verschiedene Resultatsbedeutungen gegenüberzustellen. Die eine bezeichnet Zustände und kann häufig mit einer *-heit/-keit*-Bildung oder einem Kompositum auf *-sein* paraphrasiert werden, etwa die Nomina actionis *Unterbringung*, *Zerstörung*, *Verblüffung* mit der Lesung von Nomina acti als *Untergebrachtsein*, *Zerstörtsein* oder *Verblüfftheit*. Der dazu parallele Typ bezeichnet Objekte als Resultate, etwa *Ausstattung*, *Erfindung*, *Beschreibung* oder *Besorgung*. Und schließlich gibt es Personenbezeichnungen. Es handelt sich einmal um Nomina patientis wie *Abordnung*, *Ausstattung*, *Vergöttlichung*, die als Teilklasse der Bezeichnungen für Objekte anzusehen sind. Weitaus zahlreicher sind die Nomina agentis wie *Bedienung*, *Führung*, *Vertretung*, aber auch *Forschung*, *Verfolgung*, *Anmeldung*. Damit ergeben sich für die Nomina actionis zwei Wege vom Abstrakten zum Konkreten, je einer zum Nomen patientis und zum Nomen agentis.

Wie immer man die angesprochenen Prozesse im einzelnen beschreibt, im Ergebnis werden sie die in (8) zusammengefaßten Suffixfunktionen auf systematische Weise ergänzen. Das betrifft insbesondere den gesamten, mit Ausnahme von Personenbezeichnungen weitgehend leeren Bereich der Objektbezeichnungen.

4. Constraints

Es muß nun gezeigt werden, wie man sich die Interaktion anderer als semantischer Constraints mit diesen vorstellen kann. Wie ausgeführt setzen wir semantische als fundierend an. Andere Constraints kommen nach ihnen zum Tragen und sind mindestens teilweise als das Ergebnis von Grammatikalisierungsprozessen anzusehen, die sich als Folge eines semantischen Patternings ergeben. Es bestehen u.E. einige Parallelen zur Determiniertheit der Satzgliedfolge im Mittelfeld. Beim Prototyp von Verb ist die unmarkierte Abfolge ausgebauter Nominalgruppen semantisch mit der Belebtheitshierarchie fundiert (Subjekt – ind. Objekt – dir. Objekt), sie kann aber schon aufgrund von Formeigenschaften einzelner Komplemente überformt werden, etwa wenn diese als Pronomina oder Sätze realisiert sind. Wir wollen im folgenden skizzieren, was man gewinnt, wenn man in der Morphologie auf vergleichbare Weise von einer semantischen Fundiertheit der Suffixabfolge ausgeht.

Beginnen wir mit den Fugen. Nach verbreiteter Auffassung ist beim Auftreten von Fugenelementen vor Suffixen auf Komposition Bezug zu nehmen. So heißt es bei Fleischer/Barz (1992: 178) zur Erfassung des Verhaltens von *-wesen* (*Hüttenwesen*, *Rentenwesen*): „Fugenelemente treten auf wie bei Komposita [...],

was aber auch bei anderen Suffixen gilt (*-schaft, -tum*)." Bei *-schaft* selbst heißt es dann u.a., es stehe „in der Regel mit Fugenelement entsprechend dem Pluralzeichen [...]" (*Bauernschaft, Kollegenschaft*), und ebenso bei *-tum* (*Banditentum, Beamtentum*). Sehr viel genauer ist der Zugriff in Aronoff/Fuhrhop (2002). Für die Klasse *-haft, -los, -schaft* und *-tum* führen sie den Terminus ‚compounding suffix' (im folgenden ‚Kompositionssuffix') ein: „By this term, we mean that these suffixes act like the second member of a compound morphologically: they will be preceded by a linking element if the base has a special compounding stem." (464)

Zugrunde liegt dieser Redeweise das Operieren mit Stammformen als Allomorphen eines Stammes, die sich zu morphologischen Paradigmen ordnen. Ein morphologisches Paradigma des relevanten Typs unterscheidet maximal eine Flexionsstammform (z.B. *Blume* mit Pseudosuffix, die dann flektiert zu *Blumen*), eine Derivationsstammform (z.B. die ‚nackte' Form *blum*, von der deriviert wird zu *blumig*) und schließlich eine Kompositionsstammform (z.B. *Blumen* mit Fugenelement *-n* für Komposita etwa in *Blumenwiese*). Wie in syntaktischen Paradigmen, kann es Synkretismen geben. Im nativen Wortschatz fallen meist Flexions- und Derivationsstammform zusammen, z.B. *Frau-en, frau-lich* oder *Sport-es, Sport-ler* (ausführlich Lieb 1983: 169 ff.; Eisenberg 1998: 212 ff.; Fuhrhop 1998: 22 ff.). Die oben genannten Fälle wären einfach solche, bei denen vor bestimmten Suffixen nicht die Derivations-, sondern die Kompositionsstammform auftritt. Als naheliegende Erklärung für ein derartiges Verhalten bietet sich die Hypothese an, daß solche Suffixe aus lexikalischen Einheiten entstanden sind, wobei der Grammatikalisierungsprozeß entweder nicht abgeschlossen ist oder aus anderen Gründen Reste des Verhaltens von Stämmen vorhanden sind. Was mögliche Suffixabfolgen betrifft, hätte dieses Verhalten phonologisch schwerer und wenig grammatikalisierter Einheiten keine Bedeutung. Sie könnten ja überall stehen, nur würden sie eben ein Fugenelement fordern.

Eine höchst interessante These über das Verhalten von Suffixen in Aronoff/Fuhrhop (2002) ergibt sich nun aus der Feststellung, daß bestimmte Suffixe nur dann auftreten können, wenn sie selbst ein Fugenelement haben. Ist es nicht vorhanden, dann sind weitere Suffigierungen blockiert. Als normales Verhalten gilt ja, daß Suffixe ohne Fugenelement kombinieren (*Unwahrhaftigkeit*). Läßt also ein Suffix erwartbare andere Suffixe nicht zu, so wird ihm die Eigenschaft ‚schließend' („closing suffix", Aronoff/Fuhrhop 2002: 460 ff.) zugeschrieben. Von den in (7) und (8) vorkommenden Suffixen gelten aus der unteren Reihe *-e* und *-ung*, aus der oberen *-in* und *-ling* als schließend. Letztere lassen nach Aronoff/Fuhrhop an sich erwartbare Bildungen wie die in (9) nicht zu.

(9) (a) *lehrerinhaft, Lehrerinschaft, Lehrerintum, Lehrerinchen*
(b) *Jünglingin, jünglinghaft, Jünglingschaft, Jünglingtum, Jünglingchen*

Nach Aronoff/Fuhrhop müßten all diese Ableitungen bildbar sein. Da sie es nicht sind, werden *-in* und *-ling* als schließende Suffixe klassifiziert. Schließende Suffixe können nur dann in weitere Derivationen eingehen, wenn sie durch ein Fugenelement sozusagen wieder geöffnet werden. Das ist der Fall etwa in *lehrerinnenhaft* und *Jünglingstum*, also genau dann, wenn ihnen eines der genannten ‚Kompositionssuffixe' folgt.

Schließende Suffixe wurden bisher u.W. allein in der Flexionsmorphologie angesetzt. In Eisenberg (1998: 211 f.) etwa wird dafür plädiert, als terminal die hierarchisch niedrigsten Suffixe anzusehen, also die Kasusmarkierer beim Substantiv und die Personmarkierer beim Verb. Für sie ist diese Eigenschaft natürlich. Für Derivationssuffixe und zumal solche, die nach unserer Analyse ziemlich hoch in der Hierarchie stehen, ist sie das nicht. Das Verhalten dieser Suffixe sollte erklärbar sein. Aronoff/Fuhrhop (2002: 466) setzen ‚schließend' als eine genuin morphologische Eigenschaft an. Damit wird insbesondere auch angenommen, daß die üblichen Erklärungen für das Verhalten von Suffixen nicht verfangen.

Bevor wir dem nachgehen, ist ein Wort zur Methode notwendig. Wie stellt man fest, was eine mögliche Derivation ist? Die in der Literatur immer wieder diskutierte Schwierigkeit, bei zahlreichen Derivationen oder Derivationstypen eindeutige Grammatikalitätsurteile zu elizitieren, umgehen Aronoff/Fuhrhop praktisch durch strikte Beschränkung auf lexikalisierte Wörter. In einem aufwendigen, durchdachten Verfahren werden rückläufige Wörterbücher ausgewertet. Wir haben oben beispielsweise im Zusammenhang mit dem Verhalten der Diminutivsuffixe einen anderen Standpunkt bezogen. Besser als eine Berufung auf zweifelhafte Daten ist es aber allemal, strukturelle Erklärungen für die Nichtexistenz eines Derivationstyps zu suchen.

Bleiben wir zunächst bei *-in* und *-ling*. In unserem Ansatz gehören beide zur selben Suffixgruppe. Unbeschadet möglicher anderer Constraints bedeutet dies, daß die beiden nicht miteinander kombinieren. Damit ist sowohl *Prüflingin* wie *Lehrerinling* aus (letztlich semantischen) Gründen ausgeschlossen.

Beide Suffixe ziehen stets ein Fugenelement nach sich. Allgemein werden produktiven Fugenelementen drei Funktionen zugesprochen (Fuhrhop 1996; 1998). Sie können dazu dienen a) die Kategorienzugehörigkeit der vorausgehenden Einheit zu signalisieren, b) die phonologische Form und insbesondere die Fußstruktur der vorausgehenden Einheit zu sichern und c) die Hauptfuge von komplexen Einheiten anzuzeigen.

Daß *-in* und *-ling* als Elemente derselben Gruppe beide stets eine Fuge fordern, deutet auf die Funktion c). Sie stehen in der Hierarchie eher links, d.h., sie sind für weitere Suffigierungen offen. In Abschnitt 2.2 ist außerdem darauf hingewiesen worden, daß zwischen *-in/-ling* einerseits und *-schaft/-tum* andererseits die semantisch wichtige Grenze von individuativ/konkret vs. kollektiv/abstrakt verläuft. Es sind also durchaus gute Gründe dafür denkbar, daß diese Fuge besonders markiert wird. Der Unterschied zwischen beiden dürfte prosodisch fundiert sein.

Prototypisch steht *-in* nach *-er*, es bildet nach der Schwasilbe mit einer weiteren Schwasilbe den unmarkierten Fuß und führt insgesamt zur Pedifizierung mit zwei Trochäen (*Léhrerinnen*). Für *-ling* gibt es keinen derartigen Prototyp, zur Verwendung kommt das einzige nichtsilbische Fugenelement, das im Gegenwartsdeutschen produktiv ist.

Bliebe zu erklären, warum *-in* und *-ling* nicht mit den Diminutivsuffixen kombinieren, vorausgesetzt *Lehrerinchen* und *Prüflingchen* sind tatsächlich ungrammatisch. Wir wissen, daß beide ein Fugenelement fordern, d.h. auf die Position vor Kompositionssuffixen beschränkt sind. Unsere Vermutung ist, daß Schwa generell die Zugehörigkeit zu den Kompositionssuffixen verhindert. Im Gegensatz zu *-schaft* und *-tum* werden *-chen* ja eher Eigenschaften eines Flexionssuffixes zugeschrieben. Seine Letztposition und sein Vokal gehören in dieser Hinsicht funktional zusammen. Wie stets wird *-lein* an das übermächtige *-chen* angepaßt.

Aus der zweiten Gruppe von Nominalisierern wird *-e* und *-ung* die Eigenschaft ‚schließend' zugeschrieben. Dabei weist das einfache Schwa-Suffix die Besonderheit auf, daß es kein Fugenelement fordert. Das ist angesichts seiner phonologischen Substanz auch kaum anders erwartbar. Als zu erwartende, aber nicht mögliche Bildungen sehen Aronoff/Fuhrhop (2002: 460) die auf *-ler* und *-lich* an. Warum sind *Künstler* und *künstlich* möglich, nicht aber *Ernteler* und *erntelich*, *Schreibeler* und *schreibelich* usw.?

Für *-ler* dürfte die Erklärung in der Funktionsteilung mit *-er* liegen. Ein deverbales *Pflege*, *Ruhe*, *Frage* mit Weiterbildung zu *Pflegeler*, *Ruheler*, *Frageler* träte in mehr oder weniger direkte Konkurrenz zur einfachen Derivation mit *-er*. Diese wird aus allen nur denkbaren Gründen bevorzugt (*Pfleger*, *Ruher*, *Frager*).

Bei *-lich* muß ein Argumentationsschritt mehr gemacht werden. Aronoff/Fuhrhop stellen fest, daß mit Schwa suffigierte Substantive unverändert in Komposita eintreten, d.h. bei ihnen ist die Kompositionsstammform identisch mit der Flexionsstammform. Soll die Kompositionsstammform in Ableitungen verwendet werden, dann muß in diesem besonderen Fall, in dem es ja gerade auf den Unterschied zum Pseudosuffix Schwa ankommt, ein Kompositionssuffix stehen. Das ist das im Vergleich zu *-lich* weniger weit grammatikalisierte *-haft* (*pflegehaft*, *ruhehaft*, *fragehaft*), das auch sonst die Kompositionsstammform fordert (*jünglingshaft*, *lehrerinnenhaft*). Damit ist allerdings nur die Grundregularität erfaßt. Einige Feinheiten, die die Verhältnisse weiter komplizieren, lassen wir außer Betracht.

Für *-ung* erwarten Aronoff/Fuhrhop (2002: 460) Suffigierung mit *-lich*, und man könnte ohne weiteres *-chen* hinzufügen. Neue Gesichtspunkte ergeben sich für beide nicht: *-ung* fordert ein Kompositionssuffix, so daß anstelle von *-lich* wieder *-haft* zum Zuge kommt (*verzierungshaft*, *erklärungshaft*), dagegen muß *-chen* ausgeschlossen bleiben. Damit ist zumindest im Prinzip gezeigt, daß man ein Merkmal ‚schließend' für Derivationssuffixe nicht braucht.

Das vorliegende Papier stellt einen ersten Versuch dar, die Abfolge von Derivationssuffixen im Deutschen semantisch zu fundieren. Zwar sind die behan-

delten Suffixe nicht willkürlich zusammengestellt, aber wir haben doch nur einen Teil des Gesamtbestandes ins Auge gefaßt. Auch sind wir keineswegs sicher, daß alle vollzogenen Argumentationsschritte schon die richtigen sind und vor allem: daß die das komplex suffigierte Wort strukturierenden Form- und Bedeutungsmerkmale schon vollständig erfaßt sind. Insofern versteht sich das Papier auch als Vorschlag die Art und Weise von möglichen Argumentationen betreffend. Überzeugt sind wir allerdings davon, daß die Suffigierung im Deutschen nur scheinbar chaotisch ist und weder durch abstrakte Komplexitätsbeschränkungen noch durch abstrakte morphologische Klassenbildung im Zaum gehalten wird, daß sie vielmehr auf natürliche Weise fundiert und diese Fundierung von funktionalen Constraints überformt ist.

Literatur

Aronoff, Mark/ Fuhrhop, Nanna 2002: Restricting Suffix Combinations in German and English: Closing Suffixes and the Monosuffix Constraint. In: Natural Language & Linguistic Theory 20, 451-490.

Bierwisch, Manfred 1983: Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In: Ruzicka, Rudolf/ Motsch, Wolfgang (Hg.): Untersuchungen zur Semantik. Berlin, 61-99.

Bittner, Dagmar 2001: Was symbolisieren die bestimmten Artikel im Deutschen? In: Teuber, Oliver/ Fuhrhop, Nanna (Hg.): ZAS Papers in Linguistics 21, 1-19.

Brugmann, Karl 1889: Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen. In: Internationale Zeitschrift für Allgemeine Sprachwissenschaft 4, 100-109.

Bybee, Joan L. 1985: Morphology. A Study of the Relation Between Meaning and Form. Amsterdam.

Cinque, Guglielmo 1999: Adverbs and Funktional Heads. A Cross-Linguistic Perspective. New York, Oxford.

Corbet, Greville 1991: Gender. Cambridge.

Demske, Ulrike 2000: Zur Geschichte der *ung*-Nominalisierung im Deutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 122, 365-411.

Donalies, Elke 2002: Wortbildung im Deutschen. Tübingen.

Dressler, Wolfgang 1994: Diminutivbildung als nicht-prototypische Wortbildungsregel. In: Köpcke, Klaus-Michael (Hg.): Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalmorphologie. Tübingen, 131-148.

Ehrich, Veronika/ Rapp, Irene 2000: Sortale Bedeutung und Argumentstruktur: *ung*-Nominalisierungen im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 19, 245-303.

Eichinger, Ludwig M. 2000: Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen.

Eisenberg, Peter 1992: Suffixreanalyse und Syllabierung. Zum Verhältnis von phonologischer und morphologischer Segmentierung im Deutschen. Folia Linguistica Historica XIII, 93-113.

Eisenberg, Peter 1998: Grundriß der deutschen Grammatik. Das Wort. Stuttgart, Weimar.

Eisenberg, Peter 2000: Das vierte Genus? Über die natürliche Kategorisierung der deutschen Substantive. In: Bittner, Andreas u.a. (Hg.): Angemessene Strukturen. Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax. Hildesheim, 91-105.

Eisenberg, Peter 2002: Kategorienhierarchie und verbales Paradigma. Die analytischen Formen im Passiv, Perfekt, Konjunktiv. In: Leirbukt, Oddleif (Hg.): Modalität und Tempus im Deutschen. Tübingen. (Im Druck)

Fleischer, Wolfgang/ Barz, Irmhild 1992: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.

Fritz, Matthias 1998: Die urindogermanischen s-Stämme und die Genese des dritten Genus. In: Meid, Wolfgang (Hg.): Sprache und Kultur der Indogermanen. Akten der X. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft. Innsbruck, 22.-28. September 1996. Innsbruck 1998, 255-264.

Fuhrhop, Nanna 1996: Fugenelemente. In: Lang, Ewald/ Zifonun, Gisela (Hg): Deutsch typologisch. Berlin, 525-550.

Fuhrhop, Nanna 1998: Grenzfälle morphologischer Einheiten. Tübingen.

Fuhrhop, Nanna i.E: ‚Berliner' Luft und ‚Potsdamer' Bürgermeister. Zur Grammatik der Stadtadjektive. In: Linguistische Berichte.

Hacken, Pius ten 2000: Derivation and Compounding. In: Booij, Geert/ Lehmann, Christian/ Mugdan, Joachim (Hg): Morphologie: Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 1. Halbband. Berlin, New York, 349-360.

Iacobini, Claudio 2000: Base and direction of derivation. In: Booij, Geert/ Lehmann, Christian/ Mugdan, Joachim (Hg): Morphologie: Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 1. Halbband. Berlin, New York, 865-876.

Köpcke, Klaus.-Michael. 1993: Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie. Tübingen.

Köpcke, Klaus-Michael/ Zubin, David 1996: Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Lang, Ewald/ Zifonun, Gisela (Hg): Deutsch typologisch. Berlin, 473-491.

Leiss, Elisabeth 1994: Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. In: Linguistische Berichte 152, 281-300.

Leiss, Elisabeth 1997: Genus im Althochdeutschen. In: Glaser, Elvira u.a. (Hg.): Grammatica Ianua Artium. Heidelberg, 33-47.

Lieb, Hans-Heinrich 1983: Integrational Linguistics. Vol. I: General Outline. Amsterdam.

Mater, Erich 1983: Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Oberursel.

Meibauer, Jörg 1995: Wortbildung und Kognition. Überlegungen zum deutschen *-er*-Suffix. In: Deutsche Sprache 23, 97-123.

Motsch, Wolfgang 1999: Deutsche Wortbildung in Grundzügen. Berlin.

Muysken, Pieter 1986: Approaches to affix order. In: Linguistics 24, 629-643.

Nübling, Damaris 2000: Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. Tübingen.

Pavlov, Vladimir 2002: Deverbale Nominalisierungen im Frühneuhochdeutschen im Vergleich mit dem Neuhochdeutschen. In: Habermann, Mechthild/ Müller, Peter O./ Munske, Horst Haider (Hg.): Historische Wortbildung des Deutschen. Tübingen.

Plank, Frans 1981: Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie. Tübingen.

Primus, Beatrice 1999: Cases and Thematic Roles. Ergative, Accusative and Active. Tübingen.

Rivet, Anne 1999: Rektionskomposita und Inkorporationstheorie. In: Linguistische Berichte 179, 307-342.

Szigeti, Imre 2002: Nominalisierungen und Argumentvererbungen im Deutschen und im Ungarischen. Tübingen.

Szigeti, Imre 2002a: Ein Konzept von und mit Konzepten: Der Konzeptuelle Ansatz in der Wortbildung. In: Ágel, Vilmos/ Herzog, Andreas (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001. Budapest, Bonn, 193-213.

Vogel, Petra M. 1999: Nominal abstracts and gender in Modern German: A ‚quantitative' approach towards the function of gender. In: Unterbeck, Barbara/ Rissanen, Matti (Hg.): Gender in Grammar and Cognition. Berlin, 461-493.

Weber, Doris 2001: Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie – exemplarisch dargestellt am Deutschen. Frankfurt a.M.

Wiese, Richard 2001: Regular morphology vs. prosodic morphology? – The case of truncation in German. In: Journal of Germanic Linguistics 13, 133-180.

Wiese, Richard 1996: The Phonology of German. Oxford.

Vladimir Pavlov (Heidelberg)

Die deutschen Richtungsadverbien in nichtidiomatischen Verbindungen mit dem Verb im Spannungsfeld zwischen Wortbildung und Syntax

1. Macht die Zusammenschreibung die Verbindung von Richtungsadverb und Verb zum Kompositum?

Die Richtungsadverbien bilden eine geschlossene Wortklasse, die listenweise erfasst werden kann. Zu einem grammatisch relevanten System vereinigt diese Wörter die Gemeinsamkeit ihrer lexikalischen Bedeutungen, die Bewegungen, Veränderungen der Lage von Gegenständen im realen Raum oder die Gerichtetheit von Vorgängen im schemenhaft-anschaulich vorgestellten Raum chrakterisieren (sowie die Gerichtetheit unbeweglicher Gegenstände, die irgendwohin „führen"). Die grammatische Kehrseite dieser lexikalisch-semantischen Gemeinsamkeit stellen die spezifischen Fügungspotenzen der Richtungsadverbien dar, die in ihrem Gebrauch als Satz- bzw. als Wortgruppen-, allenfalls auch als Wortkomponenten auftreten. Die erstrangige gemeinsame Fügungspotenz der Richtungsadverbien besteht in ihrer syntaktischen Subordination unter das Verb. Diese Eigenschaft teilen die Richtungsadverbien mit einer bunten Menge anderer Gruppen von Adverbien. Eine Sonderstellung unter diesen Gruppen kommt den Richtungsadverbien dank ihrer semantischen Kompatibilität mit Bewegungsverben und Verben, die an sich keine Bewegungen bezeichnen, aber in Verbindung mit Richtungsadverbien (oder mit anderen Mitteln der Richtungsangabe) über metaphorische bzw. metonymische Bedeutungsübertragungen raumdurchziehende Vorgänge zum Ausdruck bringen können, zu. Im ersten Fall korreliert die Bindung des Richtungsadverbs an das Verb mit der normalerweise obligatorischen Fügungspotenz des Bewegungsverbs, das von seiner lexikalischen Bedeutung her der Bestimmung der Bewegungsrichtung „zustrebt". Im anderen Fall aktiviert im Verb die Verknüpfung mit dem Richtungsadverb eine potentiell naheliegende Assoziation mit einem räumlich orientierten Vorgang, und dies geht mit der Herstellung der entsprechenden verbalen Fügungspotenz einher. Da diese eben aus der Verknüpfung des Verbs mit dem Richtungsadverb resultiert und gleichzeitig die Grundlage für eine solche Verknüpfung abgibt, stellt diese Verknüpfung eine Einheit von Mittel und Ergebnis dar (nichts Absonderliches, wenn man an die Welt im Allgemeinen und an die Sprache im Besonderen mit dialektischen Denkformen herangeht). Die Umdeutung eines Nicht-Bewegungsverbs in ein

Bewegungsverb hängt nicht nur mit der Verbindung des Verbs mit einem Richtungsadverb zusammen, sondern die semantisch-grammatische Wechselwirkung erfasst auch das kontextuale Umfeld der betreffenden Fügung. Vgl. die trivialen Fügungen wie (hier in Wortform) *sich* (in einen Raum) *hineinbegeben*, (etwas) *herunterziehen*, (auf etwas) *hinaufklettern* u.ä. z.B. mit einem Fall, wenn von jemand die Rede ist, der *sich* (etwa in den Firmenvorstand) *hinaufgearbeitet* hat. Arbeit als Erwerbstätigkeit wird typischerweise mit der Eingebundenheit in eine irgendwie strukturierte Arbeitsgemeinschaft assoziiert, und wo Struktur ist, ist auch Hierarchie, und in einer Hierarchie gibt es ein Unten und ein Oben (und Übergänge dazwischen). Das „Unten" und „Oben" können aber, auch bei aller Abstraktheit dieser Begriffe unter den gegebenen Umständen, nicht anders als zwar schematisch, doch räumlich-anschaulich vorgestellt werden. Die Veränderung, über die die Aussage berichtet, bekommt auf der Basis einer Reihe von miteinander vernetzten Assoziationen in *sich hinaufarbeiten* einen bildhaften Ausdruck, sie wird als Bewegung im Raum dargestellt.

Wenn man von der Bühler'schen funktionalen Triade (Bühler 1934) die Darstellungsfunktion der Sprache ins Auge fasst, ist ständig zu berücksichtigen, dass es dabei nicht nur darum geht, was die sprachlichen Gebilde darstellen, sondern auch darum, wie die durch diese Gebilde bezeichneten Gegenstände, Merkmale, Situationen eben dargestellt werden. Aus diesem Aspekt der sprachlichen Phänomene leitet sich – unter anderem – der Synonymie-Begriff her. Die Entfaltung synonymischer Ausdrucksmittel, lexikalischer und grammatischer, ist eine der wichtigen Seiten der Sprachentwicklung. Ein auffallender Wesenszug der Lexemverbindungen von Verb und Richtungsadverb besteht darin, dass diese Verbindungen bald die Form eines zusammengesetzten Wortes, bald die Form einer Wortgruppe annehmen. Im Extremfall handelt es sich dabei sogar um Kombinationen gleicher Lexeme im Rahmen eines Textes, die mitunter nahe nebeneinander vorkommen, vgl. z.B.: *Ich kann auf der Treppe keine Vorträge zu dir hinaufsprechen – ... ich ... zeige euch den großen blonden Jungen Bamber Prins, der hinauf spricht zu der überschwarzen Orli Laks* (Walser: Das Einhorn). Vgl. auch: *„Oh, das war der junge Schwarzkopf", sagte Tony, „er hat mich herunterbegleitet ..." – „Ich habe die größte Lust, wieder einmal in die See zu springen. Wollen Sie mich hinunter begleiten?"* (Th. Mann: Buddenbrooks). Bei solchen Zusammenstellungen kommt es nicht auf die genaue Übereinstimmung von Bestandteilen der betreffenden Verbindungen an, wesentlich ist die Variation der diese Verbindungen „modellierenden" Formen, deren eigener Unterschied unter gleichen sonstigen Bedingungen besonders augenfällig wird. Die Variation spielt sich auf der grammatischen Ebene ab. Zutreffend sind in der angesprochenen Hinsicht auch die in den Texten häufig vorkommenden Fälle getrennter Schreibung von Verbindungen, die die Wörter-

bücher als zusammengesetzte Wörter präsentieren, vgl. z.B.: *Er wollte versuchen, unsere Steuern herunter zu kriegen* (Remarque: Drei Kameraden); *„Gut", sagte ich, „dann geben Sie mir dort ein Zimmer und lassen Sie mein Gepäck hinüber bringen"* (ibid.). Es sei nebenbei daran erinnert, dass die Variation nicht nur die Schreibung, sondern in der Regel auch die Akzentverhältnisse in den Verbindungen, die wir erörtern, betrifft.

Wäre es berechtigt, die korrelativen Paare dieser Art, die sich bei der unmittelbaren Voranstellung des Richtungsadverbs zum Verb ergeben, als Synonyme anzusprechen? Die funktionale Existenzbasis der Synonymie besteht darin, dass Synonyme das Bezeichnete unterschiedlich „beleuchten", das objektiv Gleiche, das sie bezeichnen, unterschiedlich nuanciert erscheinen lassen. Die Nein-Antwort auf die gestellte Frage könnte (und würde für viele) bedeuten, dass man den oben demonstrierten graphischen (und akzentualen) Unterschied für funktional null und nichtig erklärt. Die weitere Erörterung soll aber zeigen, dass diese Frage aus objektiven Gründen nicht eindeutig, nicht im Zeichen des Entweder-Oder beantwortet werden kann. Anzumerken ist, dass die obige Fragestellung zwei bedeutsame Prämissen impliziert. Zum Ersten die, dass die Schriftbilder als Ausdruck der ins individuelle und soziale Sprachbewusstsein – durch die erlernten und ständig wahrgenommenen Schriftbilder selbst – eingeprägten Unterscheidungen von Wort und Nichtwort (Wortteil bzw. Teilwort) zu gelten haben. Zum Zweiten die, dass synonymische Beziehungen u.a. zwischen Erscheinungen verschiedener Ebenen des Sprachsystems bestehen können. Dies wird oft in Betracht gezogen, vgl. z.B. *unaufgefordert* und *nicht aufgefordert*, *ist verwendbar* und *lässt sich verwenden*. Und worum handelt es sich bei „Umschreibungen" der Art wie *Milchpreis – Preis der Milch* oder *Pferdestall – Stall für Pferde*, wenn nicht um synonymische Bezeichnungsmittel für identische Dinge?

2. Substantivkompositum und verbale Zusammenrückung im Vergleich

Verweilen wir etwas bei den substantivischen Komposita. Die Analyse, die wir einmal ausführlich dargelegt haben (Pavlov 1972), führt zum Ergebnis, dass der semantische Grundeffekt der Zusammensetzung mit substantivischen Bestandteilen in der Typisierung des bezeichneten bzw. zu bezeichnenden Gegenstandes besteht. Das Objekt der Bezeichnung wird als ein Repräsentant, als ein „Einzelstück" einer Klasse gleichartiger Objekte dargestellt, die – als Träger der durch das Erstglied des Kompositums ausgedrückten Merkmale – zu einer Subklasse der mit dem Zweitglied benannten Klasse von Gegenständen zusammengefasst erscheinen. Das „Beygefüge" hat schon Stieler (1691, Vorrede, S. 110) als Ausdruck des Artunterschiedes verstanden (vgl. auch Delbrück 1900: 204 ff.; Henzen ^{3}1965: 52). Ein Art-Begriff (im weitesten Sinne des Wortes „Begriff", jedenfalls nicht in

seinem formallogischen Sinne) erfasst das Gemeinsame an bestimmten Mengen von Gegenständen, das diese Mengen von anderen Mengen in charakteristischer Weise unterscheidet, eben das Typische, das ihnen eignet, mögen sich auch einzelne typische Merkmale als erkenntnismäßig – in verschiedenem Grade – wesentlich oder unwesentlich erweisen.

Jacob Grimm (1826: 439) gehört die folgende bemerkenswerte Aussage: „Die composition drückt also ein innigeres band aus, als der praepositionalfall, das bleibende, natürliche, gewöhnliche, nicht das vorübergehende, einmalige". Formell wird die Wendung des appellativischen Substantivs als kompositionellen Erstgliedes ins Begrifflich-Allgemeine durch seine Artikellosigkeit erzielt (nicht zu verwechseln mit der Nullform des Artikels). Die referenzielle Beziehung zum „gegebenen" Gegenstand wird im Appellativum als Erstglied des Kompositums prototypischerweise desaktualisiert. Der Ausdruck *dieses Bauerngesicht* gibt nicht das „Abbild" des Gesichts dieses oder jenes Bauern wieder, sondern zusammen mit dem Hinweis auf den bezeichneten konkreten Gegenstand die Vorstellung des Sprechers von solchen Gesichtern „überhaupt", wobei der Sprecher damit rechnet, dass der Kommunikationspartner eine analoge Vorstellung von diesem Gesichts-Typus hat bzw. sich einfallen lässt (hinzu kommt, dass der Besitzer des *Bauerngesichts* gar nicht unbedingt ein Bauer sein muss). Die Generalisierung des semantischen Inhalts des appellativischen kompositionellen Erstgliedes hängt mit der Loslösung des von diesem getragenen gegenständlichen „Abbildes" von raumzeitlichen Koordinaten, unter denen der betreffende Gegenstand jeweils zu orten wäre, zusammen.

Die Geltung der Aussage, dass die Referenz des appellativischen kompositionellen Erstgliedes zum Einzelnen desaktualisiert wird, muss etwas eingeschränkt werden. Diese oder jene systembedingte Eigenschaft einer sprachlichen Bildung kann durch die Gegenwirkung gewisser kontextualer bzw. sprechsituativer Faktoren abgeschwächt oder gar außer Kraft gesetzt werden. Der Kontext des Kompositums kann so organisiert werden, dass sein appellativisches Erstglied unter Beibehaltung der generalisierenden Funktion den konkreten Einzelgegenstand, der in der beschriebenen Situation „daliegt", gleichsam durch den verallgemeinernden semantischen Schleier deutlich hindurchschimmern lässt, vgl. z.B.: „*Sie kamen einst zu einer kleinen Stadt; sie war schwer befestigt, vom Tor lief ein Wehrgang in Haushöhe um die ganze Stadtmauer, aber kein Wächter stand oben und keiner im offenstehenden Tor. Robert weigerte sich, die Stadt zu betreten.*" (Hesse: Narziß und Goldmund). Die Frage nach der einzelgegenständlichen Referenz der substativischen Erstglieder von Komposita kann man erst recht nicht umgehen angesichts der Komposita mit Eigennamen als Erstglied. Ob sich hier auch die Gegensätze der Referenz zum Einzelnen und der referenzlosen Verallgemeinerung, des Allgemein-Begrifflichen treffen? Um diese Frage richtig zu beantworten, muss man in erster Linie die naive Vorstellung überwinden, die in einem Begriff ver-

allgemeinerten inhaltlichen Elemente seien direkt von bzw. aus den realen Gegenständen „abstrahiert" worden. Die Verallgemeinerung setzt schon eine Vielheit von Objekten, die gemeinsame Eigenschaften aufweisen, voraus. Diese Objekte sind aber nicht Gegenstände, Prozesse, Ereignisse der realen Welt, sondern deren mentale Abbilder. Die begrifflichen Verallgemeinerungen vollziehen sich auf der mentalen und auf der sozialen Ebene. Und auf diesen Ebenen entspricht auch einem unikalen Gegenstand eine – je nach seinem sozialen Gewicht – mehr oder weniger umfängliche Vielheit von Einzelwiderspiegelungen, die die eigentlichen Objekte der Abstraktion und Generalisierung sind. Bei *Erdumlaufbahn*, *Sonnenlicht*, *Amerikareise*, *Lessing-Drama*, *Goethestil*, *Reformationszeit* ist die Referenz der Erstglieder zu den betreffenden Unika nicht wegzudenken. Den Eigenamen in dieser ihrer Verwendung ist aber auch die Wiedergabe der Quintessenz des sozial verbreiteten, des allgemeinen Wissens um Planeten, Kontinente und Länder, Berge, Ozeane, Personen, historische Ereignisse u.ä. zuzuerkennen.

Wir wenden uns der substantivischen Zusammensetzung zu, um bestimmte Besonderheiten der Fügungen von Verb und Richtungsadverb, die sich teilweise in Zusammensetzungsform präsentieren, auf dem Hintergrund der Substantivkomposita, vergleichend, deutlicher hervortreten lassen zu können. Mindestens zwei weitere Züge, die die substantivischen Komposita aufweisen, müssen noch berührt werden.

Zum Ersten ist dies ihre durchgängige Zusammenschreibung, die sich im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts als allgemeine schriftsprachliche Regel endgültig durchgesetzt hat (Pavlov 1987). Auf die grammatischen Ursachen dieses historischen Vorgangs können wir hier nicht eingehen. Es verdient immerhin erwähnt zu werden, dass J. Grimm lange vor Paul den Grundstein der sogenannten „Theorie der Isolation" gelegt hat, er sah nämlich das differenzierende Merkmal der Zusammensetzung darin, dass das abhängige, erste Glied des Kompositums „für sich selbst unconstruierbar ist" (Grimm 1826: 409). Zum Zweiten ist darauf hinzuweisen, dass sich die Zusammensetzung „Substantiv + Substantiv" in höchst spezifischer Weise als merkmalhaltig erweist. Das Erstglied eines solchen Kompositums attribuiert dem Zweitglied als dessen Merkmal prototypisch nicht seinen eigenen semantischen Inhalt, sondern die eine oder andere (nicht eigens formal ausgedrückte, nur aus Erfahrung und Wissen einleuchtende) Beziehung des Gegenstandes, auf den das Zweitglied hinweist, zum Gegenstand, den das Erstglied bezeichnet. Das „Weltwissen" kommt also entscheidend ins Spiel schon bei der „Dekodierung" dieser Beziehung. Man muss eben wissen, dass z.B. der *Wandschrank* in die Wand eingebaut, die *Wanduhr* dagegen eine an der Wand hängende (bzw. an die Wand zu hängende) Uhr ist, vgl. „Das große Wörterbuch der deutschen Sprache" (im Weiteren GWDS). Die Rolle des „Weltwissens" beschränkt sich nicht auf die Einsichten in die gegenständlichen Beziehungen zwischen den substantivischen Zusammensetzungsgliedern. Auf das „Weltwissen"

ist außerdem die Anreicherung des Inhalts der Zusammensetzung mit typischen allgemeinen Merkmalen der vom Kompositum bezeichneten Art (Subklasse) von Gegenständen (bzw. eines unikalen Gegenstandes) zurückzuführen. Beispielsweise muss eine *Wanduhr* – um nur ein solches quasi impliziertes Merkmal zu nennen – groß genug sein, damit man das Zifferblatt und die Zeiger davor aus einigen Metern Entfernung deutlich sehen kann. So wird mit der Zusammensetzung aus substantivischen Teilen ein die betreffende Art von Gegenständen spezifisch charakterisierender Merkmalskomplex vermittelt – nicht zuletzt dank dem Umstand, dass das Erstglied an sich gemeinhin kein Merkmal, sondern einen Gegenstand bezeichnet.[1]

Die Basis für den Vergleich ergibt sich vordergründig daraus, dass die Verbindungen von Verb und Richtungsadverb bei der unmittelbaren Voranstellung des Adverbs zum Verb vom sozialen Sprachbewusstsein massenweise als Worteinheiten aufgefasst werden, was in der Zusammenschreibung solcher Verbindungen in Erscheinung tritt. Die kausale Verkettung folgte entwicklungsgeschichtlich – auf dem Hintergrund der seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entschieden dominierenden Zusammenschreibung der substantivischen Komposita – der Richtung von der semantischen zur graphischen Vereinheitlichung, ausgehend wohl von Fällen wie etwa *heraus kommen* > *herauskommen* im Sinne von 'sich ergeben' oder *hervor bringen* > *hervorbringen* im Sinne von 'erzeugen' (s. Pauls „Deutsches Wörterbuch"), in denen das Räumliche eine metaphorische Umdeutung ins Abstrakte erfuhr. Die Rechtschreibung orientiert sich in ihren Vorschriften vornehmlich an formalen Merkmalen sprachlicher Phänomene, und so konnte es zum orthographischen Pedantismus kommen, dem „alle Katzen grau" sind und dessen Auswirkungen im gegebenen Fall durch die Zusammenschreibung sogenannter „additiver" Verbindungen von Richtungsadverb und Verb (Eichinger/Hinderling 1982; mit Beiträgen von Eichinger, Hinderling, Harnisch, Zintl) auf das Sprachbewusstsein, das die Sprache reflektiert, wie sie wird und wie sie ist, der Sprache eine Masse verbaler Komposita zuführte, deren Zugehörigkeit zum lexikalischen Sprachinventar einigen Sprachforschern zumindest als zweifelhaft erscheint. Daher die viel diskutierte Frage, ob die Bildungen wie z.B. *hinaufklettern*, *herbeilaufen*, *hindurchzwängen*, *herunterspringen* und viele ähnliche wirk-

[1] Dies ist nicht als eine allumfassende Gesetzmäßigkeit gemeint. In der Sprache haben wir es ständig mit Feldstrukturen zu tun. Auf die Mannigfaltigkeit der substantivischen Komposita und ihre Verteilung auf funktional-semantische Gruppen mit zentraler bzw. unterschiedlich abgestufter peripherer Stellung im Gesamtfeld gehen wir hier nicht ein. Aber z.B. unter den Komposita mit abstrakten Gliedern gibt es solche, in denen die Erstglieder innere Merkmale der Zweitglieder bezeichnen, vgl. *Wahrheitsgehalt* (beispielsweise einer Aussage). Allerdings konzentriert sich in der zentralen Zone des funktional-semantischen Feldes der substantivischen Zusammensetzung, die wir oben angesprochen haben, die Spezifik dieser Zusammensetzungsart.

lich Komposita sind. Drach (1937), Brinkmann (²1971), neuerdings Motsch (1999) schließen die gesamte Konstruktionsweise (pauschal, unter Hintansetzung der semantischen Unterschiede von „additiv" und „nichtadditiv") aus dem Kompetenzbereich der Wortbildungslehre aus, indem sie die betreffenden Komposita für Produkte bloßer Zusammenschreibung erklären, die die tatsächliche syntaktische (bzw. phraseologische) Natur solcher komplexen Einheiten ins falsche Licht setzt. Die Lexikographen bieten diesem theoretischen Trend die Stirn, indem sie neben den „nichtadditiven" verbalen Zusammensetzungen mit den Richtungsadverbien zahlreiche „additive" in die Wörterbücher aufnehmen. In der 3. Auflage des GWDS von 1999, die erklärterweise die unlängst reformierte Rechtschreibung berücksichtigt (und diese sucht die Zusammenschreibung nach Möglichkeit einzuschränken), haben wir die Deutungen der Verben mit *herab-*, *heran-*, *herauf-*, *heraus-*, *herbei-*, *herein-*, *hernieder-*, *herüber-*, *herum-* (nur mit Bewegungsverben), *herunter-*, *hervor-*, *herzu-*, *hinab-* (im Wörterbuch kurz als gleichbedeutend mit *hinunter-* abgetan), *hinan-*, *hinauf-*, *hinaus-*, *hindurch-*, *hinein-*, *hinüber-*, *hinunter-*, *hinweg-*, *hinzu-* auf das Merkmal „nichtadditiv" (idiomatisch) vs. „additiv" überprüft und die entsprechenden zwei Reihen je zusammengezählt. Es hat sich ein Übergewicht der nichtidiomatischen Komposita der uns interessierenden Art ergeben: 649 nichtidiomatische Einheiten gegenüber 469 idiomatisierten. Zu den idiomatischen zählten wir u.a. die polysemen Komposita, in deren Beschreibung sich mindestens eine der herausdifferenzierten Bedeutungen als idiomatisch erweist, daneben aber mindestens noch eine als „additiv" definiert ist. Wenn nicht nach „ganzen" Lemmata, sondern nach einzelnen Bedeutungen gezählt worden wäre, würde sich das Übergewicht des „additiven" Teils als noch viel drastischer herausgestellt haben.[2]

Der Lexikograph zieht sein Sprachgefühl zu Rate und seine Belegkartei bzw. im Computer gespeicherte Datenbank, die ihm vorsagen, dass in dem einen oder anderen Fall das „Band", das, um auf J. Grimm zurückzugreifen, zwei Lexeme in kompositioneller Form zusammenhält, ein „gewöhnliches" ist. Die „Gewöhnlichkeit" ist ein anderer Name für die Gebrauchshäufigkeit, die es bewirkt, dass das betreffende verbale Kompositum ins soziale Sprachgedächtnis eingeprägt wird.

---

[2] Oft spricht man von „Lexikalisierung" im Sinne der Idiomatisierung, die dem komplexen – abgeleiteten oder zusammengesetzten – Wort die Zugehörigkeit zum Sprachlexikon („Wortschatz") sichert. Wenn man den Ausdruck wörtlich nimmt, müsste er eigentlich die Rangstufenerhöhung vom Redewort zum Sprachwort im Allgemeinen bezeichnen, gleichgültig, ob der Übergang in das Lexikon mit irgendwelcher Verschiebung bzw. Überlagerung der ursprünglichen semantischen Basis einhergeht oder nicht. Will man dennoch die „Lexikalisierung" mit Idiomatisierung koppeln, so braucht man für den genannten allgemeineren Rangwechsel einen anderen Terminus. Es wäre wohl – unter ausdrücklicher Angabe des inhaltlichen Unterschiedes – der Terminus „Lexematisierung" denkbar.

McIntyre (2001: 271-275) spricht von in der sozialen Praxis regelmäßig wiederkehrenden ‚events' (Begebenheiten, Ereignissen) als einem wirksamen Faktor der Univerbierung und ‚Lexikalisierung' von Wortverbindungen, u.a. der Wortverbindungen der uns beschäftigenden Art. Wenn man die richtige These, dass die Lexikalisierung einer Lexemverbindung gar nicht unbedingt mit der Wortzusammensetzung einhergeht, unter anderem auf Lexemverbindungen wie *hinaus-laufen* bezieht, übersieht man die für das Deutsche charakteristische Tendenz, Wörter im Kontakt, von denen das erste das zweite irgendwie konkretisiert und deren Verbindung als semantiche Einheit gedacht werden kann, wenn die Morphologie es nicht behindert, zum Kompositum zusammenzuziehen. Daher solche Komposita wie *vielversprechend*, *aufsehenerregend*, *kennenlernen*, *zugrunde*, *offenstehen*, *breittreten*, *infolgedessen*, *graumeliert*, *irgendwann*, *geradebiegen*, *leisetreten* u. ä., die zum Gegenwartsdeutschen hin immer zahlreicher wurden und deren Ausbreitung die letzte Rechtschreibreform einzudämmen sucht, u.a. dadurch, dass vielen davon ihr ursprünglicher Status als Wortfügungen zugewiesen wird. Dies alles sind (bzw. waren?) „Zusammenrückungen", was eine besondere Kompositionsart ist, von der Behaghel ([14]1968: 198) schreibt, sie sei „ganz lose", die Wörter werden in ihr „zusammengefaßt, ohne daß bei der Vereinigung eine Veränderung eintritt, sei es in der Beziehung der Teile untereinander, sei es in ihrem Verhältnis zu den benachbarten Teilen der Rede." Der orthographische Usus spiegelt den „losen" Charakter dieser Zusammensetzungsart wider: „Wie wenig fest diese Verbindungen sind, zeigt in vielen Fällen das Schwanken unserer wie ältern Rechtschreibung; ein wirkliches Hindernis, die Teile getrennt zu schreiben, besteht nirgends." (ibid.) Behaghel meint hier natürlich das Schwanken zwischen der Zusammen- und der Getrenntschreibung unter Beibehaltung aller sonstigen Charakteristika der Lexemkette, also Fälle, bei denen die Schreibung z.B. zwischen *bekanntgeben* und *bekannt geben* oder zwischen *weitestreichend* und *weitest reichend*, *weißlackiert* und *weiß lackiert* schwankt (beide Formen von *weißlackiert* bei Th. Mann in „Buddenbrooks").

Die adverbal-verbalen Komposita unterscheiden sich also von den Zusammensetzungen von Substantiv und Substantiv dadurch, dass die wortfügungsmäßige „Umschreibung" bei diesen mit einer mehr oder weniger weitgehenden Umformung der Teile bzw. des Ganzen einhergeht, mit der Umstellung der Teile, mit der Heranziehung zusätzlicher lexikalischer und/oder grammatischer Elemente, wogegen bei jenen die Umformung sich auf die Trennung der Teile unter Beibehaltung ihrer Abfolge beschränkt. Dies erklärt sich nicht zuletzt aus dem grundlegenden semantischen Unterschied beider Zusammensetzungsarten, nämlich daraus, dass der semantische Gehalt der „additiven" verbalen Komposita mit dem Richtungsadverb, die, wie wir gesehen haben, feldmäßig zentral liegen, in der Zusammenfügung der Bedeutungen ihrer Bestandteile erschöpft. Man braucht kein „Weltwissen" zu bemühen, um ihre „logische" Beziehung zueinander realitätsgerecht zu deuten, und die Art der Bewegung wird

im Kompositum – wie in der entsprechenden Wortgruppe aus den gleichen Komponenten auch – nur durch ein einziges Merkmal, das Merkmal einer bestimmten räumlichen Orientierung, charakterisiert.

3. Die lexikalisch-syntaktische Doppelnatur des deutschen Kompositums

Die oben erörterten besonderen Eigenschaften der adverbal-verbalen Zusammenrückung bringen sie in unmittelbare Nähe syntaktischer Phänomene. Der Eindruck dieser Nähe wird noch verstärkt, wenn man die pronominalen Eigenschaften der Richtungsadverbien in Rechnung stellt, vor allem der Richtungsadverbien, die die Elemente *hin* und *her* enthalten. Zwar ist diese Gruppe von Wörtern in Bezug auf ihre Pronominalität uneinheitlich. Einerseits gibt es Gebrauchsfälle, bei denen die auf der sogenannten „Subjektsperspektive" basierende Opposition von *hin* und *her* in Adverbien wie *hinaus* und *heraus*, *hinunter* und *herunter* u.a. neutralisiert wird. Andererseits beruht die Pronominalität der Richtungsadverbien auf der präpositional-adverbalen Eigenschaft (in der Regel – wenn man z.B. *hinterher* berücksichtigt) ihrer Zweitglieder (einschließlich der Komponente *-ein* als Äquivalentes von *in*), die die entsprechenden Beziehungen zu gegenständlichen Wesenheiten implizieren und sich im Kontext oft mit einschlägigen präpositional-substantivischen Fügungen verbinden bzw. diese substituieren. Die präpositional-pronominale Eigenschaft kommt nicht allen Zweitgliedern der Richtungsadverbien zu bzw. tritt bei ihnen nicht in gleichem Maße in Erscheinung, bei den Elementen beispielsweise *-ab*, *-weg*, *-nieder* (in *hernieder*) fehlt sie gänzlich, bei *-unter* sind Fälle wie z.B. (*sich*) *unter den Tisch hinunter(beugen)* untypisch.

Im Zusammenhang mit der deutschen Wortzusammensetzung ist mehrmals und aus unterschiedlicher Sicht die Frage nach den Beziehungen dieses Wortbildungsverfahrens zur Syntax diskutiert worden. Die generativ-transformationelle Sichtweise, die das Kompositum aus syntaktischen Strukturen herleitet, dabei aber dem Ergebnis der ‚Transformation', dem Kompositum selbst als lexikalischer Einheit, die Stellung außerhalb des syntaktischen Bereichs zuweist, wird vom Verfasser des vorliegenden Beitrags abgelehnt. Die Wortzusammensetzung ist als Schnittstelle zwischen Lexikon und Syntax zu verstehen, was impliziert, dass das Kompositum lexikalische und syntaktische Merkmale in sich vereinigt. Diese Behauptung macht es notwendig, den Begriff der ‚Syntax' zu präzisieren. Syntax ist Vorgang, der Vorgang der Rede-, der Textgestaltung. In der Syntax haben wir es nicht mit „Raumgestalten", sondern mit „Zeitgestalten" zu tun (vgl. Dörner 1999: 136). „Zeitgestalten" sind alle (produktiven) Konstruktionsbaupläne, von den Satzbauplänen bis zu den Konstruktionsformen der Zusammensetzungen und Ableitungen. Einzelne „körperhafte" Elemente wie das einem Satzbauplan zugrunde liegende *es gibt*, wie „reihenbildende"

Erst- oder Zweitglieder von Komposita und selbst wortbildende „Affixoide" und Affixe können Elemente in der Rede verwendbarer Konstruktionsformen sein. Konkrete textliche Realisierungen aller dieser Konstruktionsformen können zu sprachlichen „Raumgestalten" werden, indem sie zu regelmäßigem Gebrauch in der Redepraxis kommen und sich einzeln dem Gedächtnis soziale Gemeinschaften einprägen. Dies geschieht relativ selten mit Sätzen (Sprichwörter, „geflügelte Worte"), öfter mit Wortgruppen, in beträchtlicher Zahl mit Komposita und recht systematisch mit Ableitungen. Das Verhältnis des „zeitgestalthaft" Syntaktischen und des „raumgestalthaft" Lexikalischen an einzelnen Exemplaren diverser Konstruktionsformen fällt unterschiedlich aus. Damit meinen wir nicht nur die unterschiedliche Intensität der Tendenz dieser Formen zur Anreicherung des Gesamtbestandes der lexikalischen Ausdrucksmittel, sondern – und in erster Linie – das Verhältnis zwischen dem Syntaktischen und dem Lexikalischen im Inneren der betreffenden Bildungen. Das ist die Schlüsselfrage des Problems – im uns momentan beschäftigenden Sonderfall des Problems der Komposition in ihrer gleichzeitigen Beziehung zum lexikalischen und zum syntaktischen Sprachbereich.

Zur Verdeutlichung dessen, was hier unter ‚Syntax' verstanden wird, muss man noch einen Schritt weiter gehen. Die Konstruktionsformen (bzw. -pläne) gehören unbestreitbar dem paradigmatischen Sprachsystem an. Sie können schematisch, räumlich-anschaulich, also gegenstandsähnlich, dargestellt werden. Dies ändert nichts daran, dass sie ihrem Wesen nach „Zeitgestalten" sind. Der schriftlich festgehaltene Text erzeugt die Illusion der Gegenständlichkeit des Rede-Produktes. Die Schriftzeichen beinhalten aber keine Bedeutungen, und ohne diese sind Zeichen keine Sprachzeichen. Die Schrift ist dazu da, den Lese-, d.h. den (stummen, „inneren", oder unter Umständen auch lauten) Redevorgang zu induzieren. Analyse und Synthese stellen notwendige Momente der Sprech-Denk-Tätigkeit dar.[3] Auf die komplizierte Problematik der Analyse und Synthese im Zuge der Sprech-Denk-Tätigkeit gehen wir nicht im Einzelnen ein. Wesentlich ist hier vor allem Folgendes: Mag der Sprecher zur Bezeichnung eines diskreten Elementes des Darzustellenden sozusagen „kurzschlussartig" zu einem Kompositum greifen, das sein Gedächtnis ihm automatisch „vorgibt", ohne dieses Kompositum im Hinblick auf seine Teile zu analysieren noch zu synthetisieren, der Adressat der Rede muss, um das Kompositum richtig zu erkennen, auf dessen beide Teile achten, wenn es auch ein viel gebrauchtes einheitliches Lexem ist. Es fällt in dieser Hinsicht unter anderem die sogenannte „Reihenbildung" im kompositionellen Bereich des Deutschen ins Gewicht, wobei „reihenbildend" sowohl die Erstglieder als auch die Zweitglie-

[3] Der Ausdruck „Sprech-Denk-Tätigkeit" entspricht dem in der russischen Fachliteratur gängigen Terminus ‚rečemyslitel'naja dejatel'nost'.

der der Komposita auftreten; von diesem Standpunkt aus isolierte Komposita wie z.B. *Bierseidel* oder *gutheißen* sind eher Ausnahmen. Komposita, die reihenweise bald das gleiche Zweitglied bei verschiedenen Erstgliedern, bald umgekehrt das gleiche Erstglied bei verschiedenen Zweitgliedern aufweisen, machen das analytisch-synthetische Verfahren zumindest auf der Seite des Redeempfängers auch bei der Wahrnehmung rein lexikalischer Einheiten unumgänglich.

Die Elementareinheiten, auf denen dieses Verfahren operiert, sind Lexeme, und die analytisch-synthetische Komponente der Sprech-Denk-Tätigkeit durchzieht das Operieren mit Komposita grundsätzlich in gleicher Weise wie das Operieren mit Fügungen von bzw. aus autonomen Wörtern. Diese Analogie wird noch vollständiger, wenn es sich auf der Seite des Sprechers um das Konstruieren eines Kompositums handelt, das vom Sprecher also nicht reproduziert, sondern produziert wird. Synthese ohne Analyse gibt es nicht. Da wir aber die Komposition mit der Wortgruppenbildung parallelisieren, haben wir Grund, die synthetische Seite des komplexen Vorgangs zu betonen, nämlich das kompositionelle Aufeinanderbeziehen von Lexemen, die die im Zuge der Ausgliederung gewisser kategorialer Bestimmungen des Darzustellenden gewonnenen Inhalte bezeichnen. Die im lexikalischen Kompositum „konservierte", jedoch potentiell und unter bestimmten Bedingungen aktuell dem Bewusstsein präsente Beziehung seiner lexematischen Teile kann man als die statische syntaktische Beziehung der dynamischen syntaktischen Beziehung der Lexeme, die im Redevorgang miteinander verknüpft werden, gegenüberstellen, und aus dieser Unterscheidung ist das Kompositum in Sprachen, in denen sich der freie Gebrauch kompositioneller Konstruktionen normativ etabliert hat, nicht ausgeschlossen. Hier ist es angebracht, darauf zurückzukommen, dass die elementaren Einheiten, die im Redevorgang syntaktisch verwendet werden, nicht allein Wörter und überhaupt nicht „Wörter" sind. Der Satz wird nicht aus Wörtern, sondern aus Satzgliedern, aus Mitteln der Satz- bzw. Wortgruppenverknüpfung, die selbst keine Satz- bzw. Wortgruppenglieder sind, auf einer niedrigeren Stufe der Hierarchie aus Wortgruppengliedern zusammengefügt. Das Einzelwort als „Körper" eines der Elemente syntaktischer Strukturen ist zwar ein überaus häufiger, doch nur ein Sonderfall. In Sprachen mit freier situativ-individueller Komposition werden u.a. Lexeme in Formen, die von den Formen autonomer Wörter abweichen (eben in diesem Sinne „unkonstruierbar" sind), syntaktisch verwendet. Wortstämme bzw. in besonderer Weise „unkonstruierbar" gestaltete Wortformen (vgl. z.B. *Arbeits-* oder *Schwanen-* in x-beliebigen Komposita) werden auf der Basis der Zusammensetzungskonstruktionen vom Sprecher „selbsttätig" in kompositionelle Lexemverbindungen einbezogen, die in verschiedenen Funktionalstilen zu Hause sind und die lexikalische Geltung meist nicht beanspruchen.

Bisher waren wir in diesem Beitrag hauptsächlich darum bemüht, die syntaktischen Merkmale der deutschen Zusammensetzung – im statischen und im dynamischen Sinne dieses Terminus – klarzulegen. Dabei wurde betont, dass die adverbal-verbale Zusammenrückung dank ihrer spezifischen formellen und semantischen Eigenschaften den wortgruppenförmigen Lexemverbindungen besonders nahe steht. Sozusagen bis zum Verwechseln, wie einige Germanisten meinen (s. oben). Die entgegengesetzte Meinung, die von uns geteilt wird, besteht darin, dass die Form eines Wortes, die die Lexemverbindung annimmt, nicht ohne Folgen für ihre inhaltliche Seite bleibt. Das Wort verallgemeinert. Dies ist die Gemeinsamkeit, die das Kompositum – sei es im Einzelfall auch kein lexikalisches – mit der Lexik teilt.

Die Polydimensionalität sprachlicher Phänomene (Admoni 2002 [1961]; 1971 [1964]), gekoppelt mit den formal-funktionalen Asymmetrien, bedingt vielfach notwendigerweise die innere Gegensätzlichkeit des „Wesens" dieser Phänomene. Zur Beschaffenheit der Zusammensetzung im Allgemeinen, der deutschen im Besonderen, gehören Charakteristika, die sie gleichzeitig mit dem syntaktischen und mit dem lexikalischen Bereich verbinden. Wortbildung und Lexembildung sind im Allgemeinen grundsätzlich zu unterscheiden. In einer Sprache – wie beispielsweise im Russischen – kann die lexikalische Ausrichtung des Verfahrens der Wortzusammensetzung dominant geworden sein, in einer anderen nicht. Im modernen Deutsch scheinen die lexikalischen und die syntaktischen funktionalen Potenzen der Komposition einander in etwa die Waage zu halten. Diese Behauptung mag als eine abstrakt verallgemeinernde Beurteilung der Zusammensetzung im Deutschen im Ganzen gelten. Wenn man sich dagegen einzelne Komposita unterschiedlicher Klassen- bzw. Subklassenzugehörigkeit und in unterschiedlichen Kontextzusammenhängen vornimmt, so fallen die Dominanzverhältnisse in besagter Hinsicht natürlich recht unterschiedlich aus. Von (fast) hundertprozentiger Verdrängung der bewusstseinsmäßigen Zergliederung und vereinheitlichenden Aufeinanderbeziehung der Teile z.B. bei *Nilpferd* (mit der wirklichkeitsfernen „inneren Form" dieses Kompositums) bis zu Fällen, wo der Kontext die Auflösung eines „Okkasionalismus" aufzwingt, vgl. z.B. „*David Wahl legte seine braune Jungshand auf die der Schwester*" (A. Zweig: Junge Frau von 1914), von *herausfinden* im Sinne 'durch Nachforschungen entdecken' (GWDS) bis zu lockerer, der Generalisierung eigentlich widerstrebender Verknüpfung der Teile in z.B. „[...] *dann kam eine müde fette Stimme, die zur Tür herausfragte: ‚Noch nicht fertig?'*" (Böll: Der Engel schwieg).

4. Außerverbale syntaktische Beziehungen der Richtungsadverbien. Vielfalt ihrer Stellungen in Wortgruppe und Satz. Zwangsläufig mangelnde Regelung des Bindestrichgebrauchs bei der Distanzstellung von Richtungsadverb und Verb

Die Pronominalität der Richtungsadverbien, die wir oben erörtert haben, ist ein Faktor, der die Beziehungen des Richtungsadverbs, eben des Richtungsadverbs an sich, „nach außen", zu Elementen des syntaktischen Umfeldes der averbalverbalen Verbindung richtet und somit eine „Kraft" darstellt, die der kompostionellen Vereinigung des Adverbs mit dem Verb entgegenwirkt. Denn die pronominale Funktion realisiert sich gemeinhin in Hinweisen auf situative Gegebenheiten mit ihren konkreten raumzeitlichen Koordinaten. Dies steht der Generalisierung des semantischen Inhalts der zweistelligen Wortkette, die sonst zur Zusammenrückung vereinigt werden könnte, im Wege. Der Eindruck, dass die Richtungsadverbien (ganz allgemein, also auch in unmittelbarer Voranstellung zu Verben) permanent konkrete Referenzbeziehungen eingehen, und die Überzeugung, dass die Realisierung ihrer pronominalen Potenzen überhaupt nicht anders denkbar ist, konnten – wie es in einigen Fällen auch wirklich geschah – die Forscher zu Äußerungen des Sinnes veranlassen, die Zusammensetzungsform sei mit der Verbindung von Richtungsadverb und Verb unvereinbar. Dieser Gedankengang schließt aber eine andere Möglichkeit aus, nämlich die Möglichkeit des abstrakt-verallgemeinernden mentalen Erfassens von *hier* und *dort*, von *hinein* und *herüber* usw. zusammen mit den von solchen Wörtern implizierten Beziehungen zu x-beliebigen gegenständlichen Gegebenheiten einschließlich der bekannten Varianten der Subjektsperspektive. Auf das Einzelne wird mit dem Kompositum des Typs *hinuntersteigen*, *herausrennen* ein verallgemeinerndes Darstellungsmittel angewandt. So mit jeder Zusammenschreibung, wie zufällig und „von der Sache her" sogar gewagt – vgl. (*zur Tür*) *herausfragen* bei Böll – sie auch erscheinen mag. Natürlich kann es geschehen, dass der Verfasser des Textes die Verbindung bei der unmittelbaren Voranstellung des Richtungsadverbs zum Verb unter dem Einfluss überaus häufiger analoger Schriftbilder rein mechanisch zusammenschreibt, ohne sich der semantischen Folgen der Ein-Wort-Form bewusst zu werden. Beim instabilen Gleichgewicht der gegensätzlichen „Kräftezentren" kann dagegen, wie wir schon gesehen haben, die situative Referenz des Richtungsadverbs – unter gleichen sonstigen Bedingungen – den Schreibenden zur Verselbständigung des Richtungsadverbs motivieren.

Wie steht es nun um die eingangs gestellte Frage nach der Synonymie der Verbindungen von Richtungsadverb und Verb (unter gleichen kontextualen Bedingungen) in der zusammen und der getrennt geschriebenen Form? Auf diese Frage kann man mit einem „Jain" antworten, immerhin der Verneinung dabei ein größeres Gewicht zukommen lassend. Außer dem Umstand, dass graphische Trennung und Nichttrennung bei der unmittelbaren Voranstellung des Adverbs zum Verb praktiziert wird, gibt es syntaktische Strukturen, „Baupläne", in die die betreffenden

Verbindungen nur in getrennter (und meist distanzierter) Form einbezogen werden können. Wesentlich ist, dass die Endstellung des Richtungsadverbs im Satz (bzw. in der Prädikatsgruppe) der Wirkung der Analogie mit der allgemeinen Endstellung der trennbaren „Präverben" verfällt, die Elemente einer gewaltigen Masse lexikalischer verbaler Einheiten darstellen. So ist es geradezu unumgänglich, neben der Identität z.B. des Redezeichens *fängt ... an* in *Das Kind fängt zu weinen an* mit dem Sprachzeichen *anfangen* gleicherweise nicht nur in einer Kombination wie *winkte ... heran* in *Er winkte einen Diener heran* (GWDS) eine Umformung des Lexems *heranwinken* zu sehen, sondern auch in einem Fall wie „[...] *ein Buntspecht schwang im Tiefflug zum See hinüber"* (Lenz: Heimatmuseum) eine akzidentielle Umgestaltung des Kompositums *hinüberschwingen* anzunehmen, das der Autor nach dem im Sprachsystem verfestigten Muster selbst „erfunden" und sich selbst „vorgegeben" hat.

Allerdings ist gerade die letzte Annahme, die, die sich auf die lexikalisch nicht festgelegten Fälle bezieht, fraglich. Wie es um die aufeinander folgenden Schritte bei der Entfaltung der satzbildenden Sprech-Denk-Tätigkeit bestellt ist, ob das Richtungsadverb, das im Ergebnis dieser Tätigkeit, im „fertigen" Satz, vom Verb getrennt erscheint, diesem, es konkretisierend, im Zuge der Gestaltung des Satzes nachgeschickt wurde oder ob die Verbindung des Richtungsadverbs mit dem Verb dem Sprecher bzw. Schreiber dabei als in kompositioneller Form „vorgegeben" anzunehmen ist, kann man mit unseren heutigen Erkenntnismitteln nicht entscheiden (vgl. McIntyre 2001: 65).[4] Jedenfalls können die Verbindungen des Typs *schwang ... hinüber* vom Redeempfänger als akzidentielle Umformungen der entsprechenden Komposita aufgefasst werden, während der Sprecher zwei Lexeme in rein syntaktischem Vorgang miteinander kombiniert hat. Wie dem auch sei, ob es sich – beim irgendwie vom Verb abgesonderten Adverb wie auch beim graphischen (und akzentualen) Zusammenschluss beider Wörter – um die Einbeziehung des Kompositums in den Redevorgang als elementarer syntaktischer Einheit handelt oder die Verbindung eventuell „im Nachhinein" als Kompositum aufgefasst wird, alle diese Formen, darunter die des Kompositums, sind als paradigmatisch festgelegte und dem Redevorgang vorgegebene Abwandlungsformen identischer komplexer Gebilde zu betrachten. Somit entfällt die Frage nach der etwaigen Synonymie der kompositionellen und der wortfügungsmäßigen Formen gleicher adverbal-verbaler Lexemverbindungen als gegenstandslos.

---

[4] McIntyre bezieht seine Aussage über die „strukturelle Ambiguität" auf komplexe Verben, denen das Präverb „seine individuelle Art der Verknüpfung mit dem Objekt" verleiht; zu wählen wäre nach McIntyre zwischen den Strukturen wie z.B. (in vereinfachender Wiedergabe) [zur Tür hinein] + gehen vs. [zur Tür] + hineingehen. Wir glauben, dass die Annahme einer solchen Ambiguität für einen viel breiteren Spielraum, der sich auf „additive" verbale Komposita im Allgemeinen, vornean die „okkasionellen", erstreckt, berechtigt ist.

Nur darf man nicht außer Acht lassen, dass Schwarz-Weiß-Unterscheidungen, Unterscheidungen im Zeichen des Entweder-Oder in Bezug auf sprachliche Phänomene (wie wohl im Allgemeinen) sich selten aufrechterhalten lassen. Nicht zu vergessen ist auch, dass Identität in der formalen Logik ein absoluter, sonst aber ein relativer Begriff ist. Das Moment der generalisierenden Darstellung des bezeichneten Einzelsachverhalts, das der Verbindung des Richtungsadverbs mit dem Verb in Zusammensetzungsform eignet, ist nicht von der Hand zu weisen. Bei der „Additivität" der Bedeutungsstruktur solcher Komposita (bzw. bestimmter Bedeutungen der polysemen Komposita) stellt aber die Konkretisierung der Bewegung durch das einzige Merkmal ihrer Orientierung im Raum auch in der generalisierenden „einwortigen" Gestalt eine zu magere Anreicherung des verbal-prozessualen Inhalts dar, als dass das Kompositum aus dem paradigmatischen Gesamtverband der Erscheinungsformen dieser Verbindungen herauszusondern wäre.

Es sei daran erinnert, dass wir im Zusammenhang mit der Wortzusammensetzung im Allgemeinen von ihrer lexikalisch-syntaktischen Doppelnatur sprechen.[5] Wo Gegensätze aufeinander treffen, ist mit unterschiedlichen Dominanzverhältnissen zu rechnen, in denen die gegensätzlichen Eigenschaften im Rahmen der betreffenden Phänomene zueinander stehen. Je schärfer sich die Stellung des vom Verb getrennt auftretenden Richtungsadverbs von der klassischen Schlussstellung im Satz, der „Klammer"-Stellung, unterscheidet, desto schwächer wird das assoziative Band, das von der jeweiligen Verbindung des Richtungsadverbs mit dem Verb zum Kompositum als ihrem „Ausgangsstoff" hinüberleitet, und desto offensichtlicher rückt dabei die Affinität solcher Verbindungen mit den gewöhnlichen syntaktischen Wortgruppen in den Vordergrund. Beispiele der Trennung vom Verb des dem Verb unmittelbar vorangestellten Adverbs haben wir bereits angeführt. In diesem Fall scheidet allein die Wahl der Schreibweise das Kompositum (mit seinen stärker ausgeprägten lexikalischen Zügen) vom formal-syntaktischen Ausdruck der Beziehung des Orientierungsmerkmals zum prozessualen Träger dieses Merkmals. Die (relative) Stellungsfreiheit vor allem der nominalen Satzglieder im deutschen Satz eröffnet aber auch mehrere andere Möglichkeiten, das Richtungsadverb als selbständiges Wort zu gebrauchen.[6]

Diese Möglichkeiten können wir im vorliegenden Beitrag nicht erschöpfend darstellen. Es liegt ihnen allerdings großenteils ein gemeinsamer Faktor zugrunde.

---

[5] Vgl. die Überschrift eines Paragraphen in Pauls „Deutscher Grammatik" (^{2}1955: 388): „Die Kompositionsglieder als selbständige Wörter behandelt" (man merke das identifizierende „als" anstelle des eventuell möglichen bloß vergleichenden „wie"!).

[6] In diesem Zusammenhang ist auf eine Reihe von Arbeiten russischer Germanisten zu verweisen, die das Thema „Selbständiger Gebrauch der Richtungsadverbien im Deutschen" in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eingehend behandelt haben: Nedjalkov 1961; Levinson 1971: 41-85; Afonkin 1972: 76-94; s. auch: Pavlov 1985: 254-257.

Außer der Pronominalität der Richtungsadverbien – und weitgehend in Wechselwirkung mit ihrer Pronominalität – wird die Tendenz zur Trennung des Richtungsadverbs vom Verb durch „außerverbale" Beziehungen des Richtungsadverbs zu anderen Satzkomponenten stimuliert. Behaghel meinte (diese Aussage haben wir oben zitiert), die Zusammenrückung tue der Fähigkeit der Teile des Kompositums keinen Abbruch, eigene Beziehungen „zu den benachbarten Teilen der Rede" einzugehen. An erster Stelle kommen in dieser Hinsicht die Beziehungen des Richtungsadverbs zu präpositionalen Fügungen in Betracht, die ebenso wie die Richtungsadverbien selbst (bei ihrer „additiven", u.a. der metaphorisch-„additiven" Unterordnung unter die Bewegungsverben im weiten Sinne) im Satz die Rolle der (direktiven) „Raumergänzungen" spielen (Duden-Grammatik [6]1998: 702-705). Wenn man von den Unterschieden zwischen „Ausgangspunkt", „Weg" und „Ziel" der Bewegung (und weiter ins Detail gehenden Differenzierungen) absieht, kann man auf der damit erreichten Ebene der Abstraktion von der syntaktischen Artgleichheit des Richtungsadverbs und der direktiven präpositionalen Fügungen sprechen. Dieser Artgleichheit entspringt eine gegenseitige Anziehungskraft, die sich darin auswirkt, dass sich das Richtungsadverb und die direktive präpositionale Fügung systematisch zu einer durch keine anderen Satzkomponenten unterbrochenen Wortkette verbinden.[7] Von großer Bedeutung ist der Umstand, dass in so entstehenden Verbindungen das Richtungsadverb sowohl die Endstellung als auch die Anfangsstellung einnehmen kann. Vgl. z.B.: *„Rechts führte die Treppe in den zweiten Stock hinauf"* (Th. Mann: Buddenbrooks) – *„Der Konsul stieg hinauf in seine Wohnung"* (ibid.). Die Abfolge, die der letzte Satz demonstriert, subsumieren einige Germanisten unter dem Begriff der „Ausklammerung" (Jung 1980: 136). Dem ist entgegenzusetzen, dass hier eine der Positionsvarianten einer Sonderart von Wortgruppen vorliegt, eine ebenso typische und regelmäßig praktizierte wie die Variante mit der Endstellung des Richtungsadverbs. Es gibt Texte, in denen sich die Anfangsstellung des Richtungsadverbs in solchen Wortgruppen und die Variante mit dessen Endstellung zahlenmäßig die Waage halten oder die Erste sogar überwiegt. Auf den ersten 100 Seiten der Erzählung von Valentin „Stilleben mit Schlangen" findet sich die Variante mit der Anfangsstellung 53-mal gegenüber 48 Fällen mit der Endstellung (bei nur 6 Fällen wirklicher „Ausklammerung" – nach rahmenbildenden verbalen Präfixen des Typs *ab*, *aus* u.ä., davon sind in 4 Fällen Vergleiche mit *wie* und *als* „ausgeklammert").

Eine andere Art der „richtungsergänzenden" Wortgruppen, die aus Richtungsadverb und präpositionslosem Akkusativ bestehen und die das Richtungsadverb immer abschließt, des Typs *die Treppe hinunter*, können wir aus Raumgründen

---

[7] In Fällen wie z.B. „[...] *und als Pierre leise andentete, er wolle aus dem Hause an der Rue de Condé einige Dinge* [...] *mit hinübernehmen in das neue Haus* [...]" (Feuchtwanger: Die Füchse im Weinberg) ist die „Ausklammerung" anzunehmen.

nur kurz streifen. Von der kategorialen Gleichsetzung der Wörter wie *herunter, hinauf, herab, hinab* und einiger anderer – in Verbindung mit dem Akkusativ – mit den Präpositionen (unter der Bezeichnung als Postpositionen) kann unserer Meinung nach nicht die Rede sein. In Sätzen wie z.B. *Er stieg den Berg hinauf* und *Er stieg auf den Berg hinauf* haben wir es mit der gleichen lexikalischen und grammatischen Einheit zu tun, nämlich mit dem Adverb *hinauf*, und in dieser, derselben, Eigenschaft geht es unter bestimmten kontextualen Bedingungen regelmäßig die kompositionelle Verbindung mit dem nachfolgenden Verb ein. Von der Transitivierung des sonst intransitiven Verbs bei der Bildung des Kompositums kann ebenfalls nicht die Rede sein, der das Verb (*den Berg hinaufsteigen*) begleitende Akkusativ gehört in die Kategorie der adverbialen Akkusative (Akkusativ der Wegstrecke). Hinzuzufügen ist, dass in den Verbindungen des Typs *den Berg hinauf* der Akkusativ von dem Adverb „regiert" wird, und so tritt der Wortgruppencharakter solcher Verbindungen, jedenfalls wenn sie vom Verb getrennt auftreten, offensichtlich zutage. Vgl. z.B. einen Fall, wo die kompositionelle Vereinigung des Adverbs mit dem Verb schon aus semantischen Gründen unmöglich wäre: „[...] *als ... die sämtlichen Mietkutschen der Stadt die ganze Mengstraße hinunter standen"* (Th. Mann: Buddenbrooks).

Welcher Art Band die Richtungsadverbien und die direktiven präpositionalen Fügungen zu Wortgruppen konsolidiert, ist nicht leicht zu entscheiden. Die Beziehungen beider Teile solcher Wortgruppen zu Elementen des syntaktischen Umfeldes liegen auf der gleichen Linie, sie sind „beide gleichmäßig von dem Verbum abhängig" (Behaghel 1924: 55). So lässt sich irgendeine Art von Unterordnung eines Teils unter den anderen – sowohl bei der Nachstellung als auch bei der Voranstellung des Richtungsadverbs im Rahmen der Wortgruppe – nicht erkennen. Zintl (1982: 154) pflichtet Stadelmann (1978) in der Meinung bei, in Wortgruppen wie *hinein in den Wald (gehen)* liege die Apposition vor. Erstens beschränkt sich diese Interpretation auf Wortgruppen mit besonders stark ausgeprägter Gleichartigkeit der Teile, die sich in der Übereinstimmung der Präposition mit dem Zweitglied des Adverbs kundgibt (die Abfolge wie *in den Wald hinein* macht nach Zintl die Apposition unwahrscheinlich). Zweitens ist uns im Laufe jahrelanger Beobachtungen keine einzige Textstelle begegnet, wo in einer Wortgruppe des Typs *hinein in den Wald* die präpositionale Fügung durch das Komma (also intonatorisch) vom Richtungsadverb abgesondert wäre. Doch liegt in den Wortgruppen mit beiden Typen der Abfolge ihrer Teile ein zumindest appositionsähnliches Moment vor. Im Allgemeinen „beleuchtet" die Apposition das Bezeichnete von einem neuen Standpunkt aus, sie und ihr Bezugswort erscheinen aus dieser Sicht als heterogen, wobei der zweite Teil nicht die Bedeutung des ersten, sondern vor allem den bezeichneten Gegenstand zusätzlich konkretisiert. Gerade die Heterogenität der Elemente bildet die Grundlage ihrer innigen Verbindung zu systemischen Einheiten. Unter diesem Aspekt spielt die von den Elementen *hin* und *her* in den Richtungsadverbien getragene (und das Deutsche in besonderer Weise kennzeichnende) Subjektsperspektive in die

semantischen Verhältnisse gewichtig hinein (dieses Moment wird vernachlässigt, wenn man im Zusammenhang mit Wortgruppen wie *in das Zimmer hinein* oder *aus dem Zimmer heraus* von „Redundanz" bzw. von „Übercharakterisierung" spricht). Die intonatorische Einheit der Wortgruppe spiegelt die Konsolidierung ihrer inhaltlich heterogenen Teile zu einer syntaktischen Einheit wider.

Das oben Ausgeführte lässt der von Zintl (1982: 140) geäußerten Ansicht zustimmen, dass solche Wortgruppen ein Satzglied darstellen. Als solches besetzen sie Stellungen im Satz, die ein Adverbiale gemeinhin besetzen kann, sie sind ganzheitlich „umstellbar". Eine häufig angewendete Positionsform weist die Abfolge auf, bei der das Richtungsadverb die direktive Wortgruppe eröffnet und diese vor das Verb (ein finites Verb im Nebensatz, einen Infinitiv, ein Partizip II oder ein Partizip I) zu stehen kommt. Daraus ergibt sich die Distanzierung des dem Verb vorausgeschickten Richtungsadverbs vom Verb. Dies ist keine irgendwie emphatisch markierte „Inversion", sondern eine der Normalabfolgen im Paradigma der Satzbaupläne. Vgl.: *„Wir haben ihn hinaus auf eine Bank getragen"* (Dürrenmatt: Der Verdacht); *„Aber* [...] *wenn er sich schon anschickt,* [...] *hinein in die Stube des Schulzen zu gehen* [...] (Fallada: Wolf unter Wölfen); *Vorbei promenierte eine Gruppe Studenten, welche* [...] *ihre roten Mützen knapp an der Brust langsam herunter bis zum Knie und ebenso krampfhaft-feierlich wieder kopfwärts führten* (L. Frank: Der Bürger). Die syntaktische Art des Sprech-Denk-Vorgangs, der solche Strukturen erbringt, liegt auf der Hand; die einzig mögliche Verbindung mit dem kompositionellen Bereich scheint in solchen Fällen die zu sein, dass der Sprecher/Schreiber die im Kompositum, das ihm „vorgeschwebt" haben kann, angelegten syntaktischen Eigenschaften als Voraussetzungen für die völlige Verselbständigung seiner Teile verwertet hat.

Außerverbale syntaktische Beziehungen des Richtungsadverbs sind seine eigenen Beziehungen zu anderen Satzkomponenten. Diese Beziehungen verstärken im Allgemeinen die Tendenz zur Trennung des Richtungsadverbs vom Verb, und der betreffende Faktor erweist sich vielfach auch dann als effektiv, wenn das Richtungsadverb – als Teil einer direktiven Wortgruppe – unmittelbar vor dem Verb steht; vgl. z.B.: [...] *daß der graue junge Mann von der Zeitung aufblickte und nach dem Tisch der Schweden hinüber sah* (Andersch: Sansibar oder der letzte Grund). In der gleichen Richtung wirken sich auf die Verbindungen von Richtungsadverb und Verb auch die beiordnenden syntaktischen Beziehungen des Richtungsadverbs aus – zu einem anderen Richtungsadverb, einem isolierten oder mit einer präpositionalen Fügung bzw. einem Akkusativ der Wegstrecke verknüpften, mit oder ohne beiordnende Konjunktion(en). Zwei verschiedene Momente verdienen im Kontext der uns hier interessierenden Fragen eine besondere Beachtung. Eine Kette von beigeordneten direktiven Adverbialbestimmungen, die entweder unterschiedliche Richtungen einer Bewegung (also eigentlich unterschiedliche Bewegungen) oder einige bzw. alle Etappen eines Bewegungsverlaufs zum Ausdruck bringen, kann in zweierlei Weise aufgebaut werden. Einer solchen Kette wird oft die Form der (syndetisch, asyndetisch

oder in dieser Hinsicht kombiniert ausgestalteten) Aufzählung verliehen, vgl. z.B.: *Dem bedauernswerten Menschen liefen zwei große Tränen die Wangen hinab und in die goldgelben Favoris hinein* (Th. Mann: Buddenbrooks); *Dann rannte er hinaus, die Treppe hinunter, ins Katalogzimmer* (Kästner: Fabian); [...] *den zweirädrigen Karren* [...], *den Ihre selige Mutter dann den Marktplatz hinauf und durch die Straßen gezogen hat* (Heym: Schwarzenberg). Anzumerken ist, dass bei solchen Aufzählungen die Hypothese von einer Reihe verbaler Komposita, die bei der Entfaltung des Redevorgangs für die Verbindungen der Richtungsadverbien mit dem Verb in syntaktischer Form Pate gestanden haben, annehmbar ist. Nicht aber bei einer anderen Ausformung von Reihen direktiver Umstandsangaben. Nicht selten finden sich direktive Adverbialienketten, die zu ausgesprochen engen Einheiten komprimiert sind, vgl. z.B.: *Eine schwere in eine einzige Welle gefaßte Haarflut schob sich vom Scheitel weg über die Stirn herab auf das linke Auge zu* (Walser: Jagd); *Mit trüben Blicken sah er durch die herbstlichen Bäume hindurch hinaus aufs Meer* (Kellermann: Der Tunnel); [...] *diese zarteren Düfte* [...] *zogen nur in dünneren Streifen über den Giebel des Hauses hinweg hinab auf die Straße* (Süskind: Das Parfüm). Hier fehlen die Kommata bzw. die Konjunktionen, somit auch die gegenseitige intonatorische Absetzung einzelner Teile der komplexen direktiven Adverbialbestimmung. Darin äußert sich der enge Zusammenschluss ihrer Komponenten. Er hat einen eigenen semantischen Grund. Zu einer Adverbialbestimmung wird die Kette dank dem Umstand, dass sie aus Gliedern besteht, die zusammen zwar im Detail, doch eben eine Bewegungs-„Route" beschreibt. Dies ist eine der sprachlichen Erscheinungsformen des Nacheinander als Miteinander (bzw. des Miteinander als Nacheinander), was ein anderer Ausdruck für den inneren Widerspruch der gegliederten Ganzheiten ist. Im zuletzt besprochenen Fall dominiert die vereinheitlichende Darstellung der „Route" über ihre fortschreitend zergliedernde Darstellung. Über die Wahl entscheidet – bewusst oder unbewusst – der Sprecher, die Motivierung der Wahl im bezeichneten Sachverhalt an sich zu suchen ist sinnlos. Die Zusammenfügung aller Etappen einer Bewegung zu einer komplexen Adverbialbestimmung lässt die mehrfache sukzessive „Rekonstruktion" von Komposita aus den Richtungsadverbien und dem im Satz einmal vertretenen Verb als „Ausgangsstoff" für den Aufbau des Satzes grundlos erscheinen.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass die „Konkurrenz" zwischen der Verbindung des Richtungsadverbs mit dem Verb in der Wortfügungsform und der Kom-positionsform, gepaart im Fall der „additiven" Komposita mit dem besonders „losen" Charakter der Letzteren, der konsequent geregelten orthographischen Kennzeichnung der betreffenden Verhältnisse den Boden entzieht. Bei der Nachstellung des Richtungsadverbs in Bezug auf das Verb wird die Zugehörigkeit des Richtungsadverbs zum Verb als dessen kompositionellen „Zusatzes" nie mit dem sogenannten „Bindestrich" bezeichnet; vgl. z.B.: *Blauer Himmel, getünchte Wand, an der die Pappeln als Leiterstufen hinaufführten und hinab auf den Vorplatz* (Böll: Billard um halbzehn); *Knobel war hinausgegangen oder hinunter* (Frisch: Stiller). Bei den Richtungsadverbien, die reihen-

weise vor dem Verb angeordnet sind, beobachtet man ständig Schwankungen nicht nur in Bezug auf Zusammen- oder Getrenntschreibung, sondern auch in Bezug auf Setzung oder Nichtsetzung des Bindestrichs bei dem vom Verb distanzierten Adverb im Fall, wenn die Zusammenschreibung des nachfolgenden Adverbs mit dem Verb diese Verbindung als Kompositum ausweist; vgl. z.B.: *„Sieh dir das an", sagte ich und zeigte ihm die Fieberkurven. „Wie das herauf und herunter geht"* (Remarque: Drei Kameraden) – [...] *in den endlosen Gängen des Gerichtsgebäudes, wo sie alle hinauf- und hinunterliefen* (Böll: Bis daß der Tod euch scheidet); *Richter, die um des Erfolges und des Ruhmes willen von dem Protest und der Gesinnung weg in den Erfolg und Ruhm und immer tiefer in das Publikum hineinreisten* (L. Frank: Der Bürger). Deutlich demonstrieren die Auffassung des distanziert vorangestellten Richtungsadverbs als selbständiger Satz- bzw. Wortgruppenkomponente auch Fälle, in denen es (ohne Bindestrich) in Parallele steht zu einem der sonstigen „Verbzusätze" oder zu einer direktiven präpositionalen Fügung; vgl. z.B.: [...] *bald darauf aber hörte ich sie die Treppe hinab und ausgehen* (Hesse: Der Steppenwolf); *Sie mußte mit diesem unnachgiebigen Führer in die Krypta und Schatzkammer hinab und ein entsetztlich steiles Treppenwerk zur umlaufenden Galerie emporsteigen* (Werfel: Der veruntreute Himmel); [...] *so daß die Augen mit einem beinahe altklug prüfenden Blinzeln in den Saal hinein und auf die Verwandten blicken* (Th. Mann: Buddenbrooks); *Im Auto würde man aus der tiefsten Tiefe des Trichters, in dem das Proletariat kämpft und krepiert, sehr schnell heraus und nach oben kommen, wo das Leben ist* (L. Frank: Der Bürger). Nicht regelmäßig wird auch in einer Reihe aufeinander folgender verbaler Komposita die kompositionelle Verbindung des gleichen Richtungsadverbs, das mit dem linear ersten Verb zusammengeschrieben ist, bei dem zweiten (eventuell dem dritten usw.) durch den Bindestrich markiert. Auch in solchen Fällen werden ab und zu die Kompositionsglieder in der Schrift – nach Paul (s. oben) – „als selbständige Wörter behandelt". Vgl. z.B.: *Es war der kleine Deikert, dem hinterhergedroht und -geflucht wurde* (Lenz: Heimatmuseum); *... denn für ihn war es ganz einerlei, ob der Wolf in ihn hineingehext oder -geprügelt oder aber nur eine Einbildung seiner Seele sei* (Hesse: Der Steppenwolf) – *Während er selbst darum kämpfte, sich von Kastilien frei zu machen, hat er mich doch in Tat und Wahrheit dorthin zurückgelockt und geführt* (Hesse: Das Glasperlenspiel); vgl. auch: *Alles, was er je in diese Frau hineingesehen, hineingeträumt, hinein-gewünscht und gedichtet hatte* [...] (Hesse: Die Märchen).

Zusammenfassend ist zu betonen, dass sich dieser Beitrag auf eine Frage konzentriert, die zum Fragenkreis um die Semantik, Syntax und Wortbildungspotenzen der Richtungsadverbien gehört, nämlich auf die Frage ihres syntaktischen Paradigmas – wie es sich in unterschiedlichen Stellungen des Richtungsadverbs in Wortgruppe und Satz und in unterschiedlicher orthographischer Kennzeichnung seiner Beziehungen zu Elementen des syntaktischen Umfeldes erkennen lässt. Der begrenzte Raum gestattet es nicht, dieses Paradigma hier vollständig vorzuführen. Das Bild lässt sich ergänzen, wenn man Folgendes

in Betracht zieht: 1) das volle Maß der „Umstellbarkeit" der direktiven adverbialen Fügungen mit dem Richtungsadverb als syntaktischer Ganzheiten (u. a. deren Spitzenstellung im Satz); 2) die variierende Stellung des Richtungsadverbs innerhalb dieser Wortgruppen; 3) den Umstand, dass die Abfolge der Direktiva, die zu einer koordinierten Reihe (bzw. zu einem komplexen Adverbiale) gehören, in der Regel durch die objektive, die „logische" Abfolge der Etappen des Bewegungsverlaufs bestimmt wird; 4) die Unterschiede im syntaktischen Verhalten der „additiven" und „nichtadditiven" (idiomatisierten) Verbindungen bzw. Komposita aus Richtungsadverb und Verb (auf diese Unterschiede konnten wir im vorliegenden Beitrag nicht eingehen und begnügen uns hier damit, auf die Arbeit von Zintl (1982) zu verweisen). Wir hoffen immerhin, das Bild des syntaktischen Paradigmas des Richtungsadverbs als Bauelement der „additiven" Verbindungen mit dem Verb breit genug aufgerollt zu haben, um die These zu erhärten, dass deren wortbildungsmäßiger Zusammenschluss eine der Episoden der syntaktischen Abwandlung von im Großen und Ganzen das Gleiche bezeichnenden und entsprechend gleichbedeutenden Kombinationen derselben Lexeme darstellt. Dies ist aber in einer wesentlichen Beziehung eine besondere paradigmatische Nische. Die einheitliche Wortform, darunter auch die kompositionelle, kategorisiert das situativ Bezeichnete, repräsentiert es als einen Einzelfall „seines" Typs objektiver außersprachlicher Gegebenheiten, und wie untypisch der Sachverhalt, den die Verbindung des Richtungsadverbs mit dem Verb gegebenenfalls bezeichnet, in Wirklichkeit – und in der sozialen Bewertung – auch sein mag, die Form des Kompositums, die die Verbindung unter bestimmten Bedingungen annimmt, lässt den bezeichneten Sachverhalt als typisch erscheinen. Auf dieser Grundlage entspringen dem kompositionellen Glied des auch in diesem Sonderfall in hohem Grade syntaktischen Paradigmas von „freien" und „losen" Verbindungen des Richtungsadverbs mit dem Verb zahlreiche lexikalische Einheiten in Zusammensetzungsform, die ihren Niederschlag im Sprachlexikon dem tatsächlich typischen, häufigen Vorkommen der einschlägigen Sachverhalte in der sozialen Wirklichkeit und oft genug auch der Idiomatisierung ihres semantischen Gehalts verdanken.

Literatur

Admoni, Wladimir 2002 [1961]: Polydimensionalität und dimensionale Dominanz als Leitfaden der Grammatikforschung. In: Wladimir Admoni:. Sprachtheorie und deutsche Grammatik. Aufsätze aus den Jahren 1949-1975. Hg. von V. Pavlov und O. Reichmann. Tübingen. S. 249-263.

Admoni, Wladimir 1971 [1964]: Grundlagen der Grammatiktheorie. Übersetzt und mit einem Vorwort von Th. Lewandowski. Heidelberg.

Afonkin, Jurij N. 1972: Napravitel'nyje narečija hinein i herein v sovremennom nemeckom jazyke. Kandidatskaja dissertacija. Leningrad.

Behaghel, Otto 1924: Deutsche Syntax. Bd. II. Heidelberg.

Behaghel, Otto [14]1968: Die deutsche Sprache. Halle (Saale).
Brinkmann, Hennig [2]1971: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf.
Bühler, Karl 1934: Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena.
Delbrück, Berthold 1900: Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. 3. Teil (Karl Brugmanns „Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen", Bd. V). Strassburg.
Dörner, Dietrich 1999: Bauplan für eine Seele. Reinbek bei Hamburg.
Drach, Erich 1937: Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt a. M.
Duden-Grammatik [6]1998: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (Der Duden in 12 Bänden, Bd. 4). Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
Eichinger, Ludwig M./Hinderling, Robert 1982 (Hg.): Tendenzen verbaler Wortbildung in der deutschen Gegenwartssprache (Bayreuther Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 4). Hamburg.
Grimm, Jacob 1826: Deutsche Grammatik. 2. Teil. Göttingen.
GWDS= Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 10 Bänden. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Dudenverlag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, 1999.
Henzen, Walter [3]1965: Deutsche Wortbildung. Tübingen.
Jung, Walter 1980: Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig.
Levinson, Nama L. 1971: Sojedinenije lokal'nogo narečija i glagola v nemeckom jazyke kak slovosočetanije i kak slonoje slovo. Kandidatskaja dissertacija. Leningrad.
McIntyre, Andrew 2001: German Double Particles as Preverbs. Morphology and Conceptual Semantics (Studien zur deutschen Grammatik, Bd. 61). Tübingen.
Motsch, Wolfgang 1999: Deutsche Wortbildung in Grundzügen. Berlin, New York.
Nedjalkov, Vladimir P. 1961: Samostojatel'noje upotreblenije narečij heraus i hinaus. In: Učenyje zapiski Pjatigorskogo gosudarstvennogo pedagogičeskogo instituta. Tom 23. Pjatigorsk.
Paul, Hermann [2]1955: Deutsche Grammatik. Bd. IV. Halle (Saale).
Pavlov, Vladimir 1972: Die substantivische Zusammensetzung im Deutschen als syntaktisches Problem. München.
Pavlov, Vladimir 1985: Pon'atije leksemy i problema otnošenij sintaksisa i slovoobrazovanija. Leningrad.
Pavlov, Vladimir 1987: Die Entwicklung der deutschen substantivischen Zusammensetzung im Spiegel widersprüchlicher orthographischer Tendenzen (17.-18. Jahrhundert). In: Germanistisches Jahrbuch „Das Wort". DDR – UdSSR (ohne Ort). S. 20-31.
Stadelmann, Manfred 1978: Orts- und Richtungsadverbien bei Siedlungsbezeichnungen (Idiomatica, Bd. 6). Tübingen.
Stieler, Caspar 1691: Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz. Nürnberg.
Zintl, Josef 1982: Zur Syntax von HINAUS/HINEIN, HERAUS/HEREIN. In: L. M. Eichinger/R. Hinderling 1982 (Hg.), S. 135-172.

Sarolta László (Budapest)

Valenz, Äquivalenz, Interferenz. Einige Überlegungen zu einer vergleichenden Valenzanalyse deutscher und ungarischer Verben*

Die erste Auflage des „Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben"[1], die den entscheidenden Beweis für die Praktikabilität des Verbvalenzbegriffs erbracht hat, hat auch in Ungarn die Aufmerksamkeit von Theoretikern und Praktikern erregt. Schon 1971 macht R. Hessky in der Zeitschrift „Idegen nyelvek tanítása" [„Unterricht von Fremdsprachen"] auf die Möglichkeiten aufmerksam, die die neue verbzentrische Betrachtung des Satzes für den Deutschunterricht eröffnet.[2] In den 70er Jahren wird die Anwendbarkeit des Begriffs im Deutschunterricht an den Mittelschulen in mehreren Beiträgen diskutiert. Dabei weisen H. Kéry und J. Juhász[3] mit Recht darauf hin, daß die einsprachigen Wörterbücher zur Valenz deutscher Verben[4] zwar eine unabdingbare Voraussetzung für die Einführung der Valenztheorie in die Unterrichtspraxis darstellen, die optimale Anwendbarkeit der

---

* Vorliegender Aufsatz aus dem Nachlass ist der Wortlaut eines maschinegeschriebenen Vortragstextes mit der Aufschrift „Frankfurt". Der Vortrag fand am 17. März 1980 auf dem 2. Internationalen Lehrstuhlseminar „Ziele, Methoden und Ergebnisse des konfrontativen Sprachvergleichs in Wortschatz und Grammatik und seine Anwendung im Sprachunterricht" in Frankfurt an der Oder statt. Der ursprüngliche Titel ist mit dem aktuellen Untertitel identisch. Der aktuelle Titel stammt von dem Hg. des Textes V. Ágel. Der Grund für den neuen Titelvorschlag – in Übereinstimmung mit dem Ehemann Zoltán László – war, dass Sarolta László 1978 bereits einen Aufsatz mit dem fast identischen Titel „Einige Überlegungen zu einer vergleichenden Valenzanalyse ungarischer und deutscher Verben." (In: Festschrift Karl Mollay zum 65. Geburtstag. Budapest (= Budapester Beiträge zur Germanistik 4), S. 159-169) veröffentlicht hatte.

1 Helbig, G. – W. Schenkel: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig, 1969.

2 Hessky, R.: A német ige vegyértéke [Die Valenz des deutschen Verbs.] Idegen nyelvek tanítása, 1971/6, 185-189.

3 Kéry, H.: A valenciaelmélet és az iskolai nyelvoktatás [Die Valenztheorie und der Sprachunterricht in der Schule.] Idegen nyelvek tanítása, 1977/2, 41-48.; Juhász, J.: Még egyszer a német nyelv valenciaelméletéről [Noch einmal über die Valenztheorie der deutschen Sprache]. Idegen nyelvek tanítása, 1977/4, 118-121.

4 In den Beiträgen wird neben dem Wörterbuch von Helbig und Schenkel auch das 1976 erschienene „Kleine Valenzlexikon deutscher Verben" besprochen: Engel, U. – H. Schuhmacher: Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. Tübingen, 1976

Ergebnisse aber erst gesichert wäre, wenn ihnen konfrontative Analysen und auf der Grundlage dieser zweisprachige Wörterbücher folgen würden. Nicht nur weil der Gebrauch einsprachiger Wörterbücher entwickelte Sprachkenntnisse voraussetzt – sie können nur von stark fortgeschrittenen Schülern als Nachschlagewerk verwendet werden –, sondern auch weil sie die Schwierigkeiten, die sich für den Schüler aus dem komplizierten Verhältnis muttersprachiger und fremdsprachiger Strukturen, ihrer Nichtübereinstimmung bzw. teilweisen Übereinstimmung ergeben, selbstverständlich nicht berücksichtigen können. Die potentiellen Interferenzquellen werden erst bei einer vergleichenden Darstellung deutlich.

Es stellt sich also die Aufgabe, durch Vergleich der syntaktischen Eigenschaften der Verben in den beiden Sprachen eine Erklärungsgrundlage für die Interferenzfehler in diesem Bereich zu schaffen. Daß diese Arbeit mit einer gewissen Verzögerung in Angriff genommen wird – die Valenztheorie findet allmählich schon in die Lehrbücher Eingang[5] –, erklärt sich aus der Schwierigkeit, die Voraussetzungen für einen systematisch durchzuführenden Vergleich zu schaffen. Schwierigkeiten dürften auch in anderen sprachlichen Relationen bestehen. Angesichts der Tatsache, daß in der zweiten Auflage des Wörterbuchs von Helbig und Schenkel auf schon laufende kontrastive Untersuchungen verwiesen wird[6], muss auffallen, daß es bisher noch nicht zur Bearbeitung umfangreicheren Sprachmaterials gekommen ist. Das Fehlen vergleichbarer Beschreibungen in den anderen Sprachen – was den konfrontierenden Linguisten vor eine nicht zu unterschätzende einzelsprachlich-lexikographische Aufgabe stellt –, ist bestimmt einer der Gründe für das Ausbleiben schneller praktischer Erfolge. Die Schwierigkeit der Ermittlung von Vergleichbarkeitskriterien sowie einer Metrik für Strukturparallelitäten und -unterschiede dürfte aber mitverantwortlich sein.

Im vorliegenden Beitrag wird versucht, zwei Probleme zu zeigen, die sich bei einer vergleichenden Betrachtung zweier genetisch und typologisch unterschiedlicher Sprachen, des Deutschen und des Ungarischen, in diesem Bereich ergeben. Der konkreten Behandlung dieser Probleme soll aber kurz Einiges vorausgeschickt werden.

Voraussetzung für jeden interlingualen Valenzvergleich ist, daß Valenz als komplexes, semantisch-syntaktisches Phänomen begriffen wird. Wir schließen uns in diesem Punkt dem Standpunkt von O. Kade an:

---

[5] 1979 ist in Ungarn das erste Lehrbuch (für die erste Klasse der Mittelschulen) erschienen, in das die Valenztheorie in vereinfachter Form Eingang gefunden hat: Szanyi, Gy.: Német nyelvkönyv I. Budapest, 1979.

[6] Helbig, G. – W. Schenkel: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig, 1973², Vorwort zur zweiten Auflage.

> Es gibt genügend Versuche, die Valenz als syntaktische, als semantische oder als logische Erscheinung zu bestimmen, wobei keiner dieser Versuche der Berechtigung zu entbehren scheint. Das hängt offensichtlich damit zusammen, daß die Erscheinung selbst in der Tat nicht nur [...] von syntaktischen, sondern auch von lexikalisch-semantischen und begrifflich-logischen Faktoren bestimmt wird, wobei es von der Forschungsrichtung und deren Zielstellung abhängt, welche Aspekte untersucht oder als vorrangig behandelt und welche vernachlässigt werden.[7]

Aus sprachvergleichender Sicht erscheint jedoch gerade der komplexe Charakter der Erscheinung wichtig, denn es ist gerade die Annahme einer in der Bedeutung des Verbs begründeten und bei äquivalenten Verbvarianten zweier Sprachen daher identischen *semantischen Valenz*, die die Frage nach Parallelitäten und Unterschieden in der *syntaktischen Repräsentation* (=*syntaktischen Valenz*) überhaupt erst ermöglicht.

Unter welchen Bedingungen von äquivalenten und daher auf die syntaktische Valenz hin vergleichbaren Verbvarianten zweier Sprachen gesprochen werden kann, ist das erste (und wohl schwierigste) Problem, mit dem sich eine vergleichende Verbvalenzanalyse auseinanderzusetzen hat. Da jedoch eine – wenn auch noch so gedrängte – Behandlung der Äquivalenzproblematik[8] den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, setzen wir hier den Äquivalenzbegriff voraus und gehen – vereinfachend – von der Annahme aus, daß in den beiden, genetisch und typologisch zwar verschiedenen, *areal* jedoch verwandten Sprachen, die im Laufe ihrer Geschichte in ständigem Kontakt standen, der Bestand der Verbbedeutungen soweit übereinstimmt, daß eine Vergleichbarkeit auf die syntaktische Valenz hin in den meisten Fällen gesichert ist.

I.

Der Vergleich der Zahl der Aktanten bei äquivalenten Verbvarianten wirft Probleme auf, deren Überwindung nur durch die Modifizierung des Aktantenbegriffs möglich zu sein scheint. Die Bedingungen für die syntaktische Vollständigkeit des Satzes gestalten sich nämlich im Ungarischen wesentlich anders als im Deutschen. Der Unterschied, der gerade die beiden häufigsten Aktanten, das Subjekt und das Objekt

---

[7] Kade, O.: Möglichkeiten und Grenzen der Anwendung von Valenzmodellen bei der Erforschung und Beschreibung zwischensprachlicher Äquivalenzbeziehungen. In: Linguistische Arbeitsberichte 11. Leipzig, 1975, S. 8.

[8] Vgl. u. a. Kade, O. – W. Kade: Valenz und Semantik der Verben. Zeitschrift für Slawistik, 1972, 657-673; Perl, Matthias: Einige Gedanken zur semantischen Valenz des deutschen Verbs verkaufen. DaF, 1973, 102-107; Wotjak, Gerd: Kontrastive Verbbeschreibung und Valenzanalyse. ZPSK, 29, 1976, 365-374; ders.: Versuch einer konfrontativen Beschreibung deutscher und rumänischer Verben. Revue Roumaine de Linguistique, 1977, 96-108 sowie die Materialien in: Linguistische Arbeitsberichte 11. Leipzig, 1975.

betrifft, ist morphologisch begründet: Er resultiert aus dem unterschiedlichen Informationswert der deutschen und der ungarischen Personalflexionen.

Im Deutschen ist das Subjekt – auch das pronominale Subjekt – grundsätzlich obligatorisch, was damit zusammenhängen dürfte, daß die Personalflexionen des Verbs oft nicht eindeutig sind (vgl. etwa *er steht/ihr steht, er stand/ich stand, wir stehen/sie stehen*).[9] Demgegenüber weist das Paradigma des ungarischen Verbs in dieser Hinsicht keinen Synkretismus auf, die ungarischen Verbformen sind in bezug auf Person und Numerus des Subjekts immer eindeutig bestimmt. Das pronominale Subjekt, das keine andere Information vermittelt als die Personalflexion des Verbs, braucht man im Ungarischen demzufolge nicht zu setzen. Tut man es doch, so entstehen besondere kommunikative Effekte, bei entsprechender Wortfolge z.B. ein emphatischer Satz:

(1) Bevásárolok. ('Ich kaufe ein')
(2) *Én* vásárolok be. ('*Ich* kaufe ein')

Diese Erscheinung, daß die Personalflexionen des Verbs als Subjektäquivalente fungieren bzw. fungieren können, ist allerdings keine besondere Eigentümlichkeit der ungarischen Sprache. Ähnlich liegen die Verhältnisse bekanntlich auch im Lateinischen, unter den heutigen ie. Sprachen z.B. im Slowakischen und im Tschechischen. Prinzipell ist diese Möglichkeit in allen Sprachen gegeben, die ein subjektives Verb haben, in denen also das Verb mit dem Subjekt des Satzes kongruiert. Ob diese Möglichkeit auch ausgenutzt wird in einer Sprache, dürfte von mehreren Faktoren abhängen. Der Grad des Synkretismus im Paradigma der Personalflexionen dürfte dabei *ein* Faktor sein.

Als ein besonderes Charakteristikum der ungarischen Sprache erscheint jedoch – im Vergleich zu den ie. Sprachen –, daß es sich dort auch mit dem Objekt ähnlich verhalten kann. Im Ungarischen ist die Bindung des Objekts an das Verb stärker als im Deutschen oder in anderen ie. Sprachen: Es wirkt sich auf die Konjugation des Verbs aus. Die ungarischen Verben haben eine subjektive und eine objektive Konjugation. Die Flexionen der objektiven Konjugation erscheinen, wenn ein transitives Verb mit einem bestimmten Objekt gebraucht wird. Diese Flexionen weisen nun nicht nur auf das Subjekt, sondern auch auf das Objekt hin, so daß unter

---

[9] Vgl. Juhász, J.: Ungarisch-deutsche Interferenzenscheinungen im verbalen Bereich. Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf, 1970. S. 142; zur Möglichkeit einer anderen Erklärung vgl. Schwanzer, V.: Bemerkungen zur Konfrontation deutscher und slawischer Verbalformen und Verbalstrukturen. Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf, 1970. bes. S. 132-134.

bestimmten – allerdings schwer zu beschreibenden[10] – Bedingungen auch die Einsparung des pronominalen Objekts möglich, sogar üblich ist:

(3) Felkeltelek. ('Ich wecke dich')

Bei der ungarischen Entsprechung des obligatorisch zweivalenzigen Verbs *wecken* braucht also unter Umständen kein einziges Satzglied zu erscheinen: Die Verbform an und für sich ist ein vollständiger Satz.

Dabei entsteht die Frage: Ist es überhaupt möglich, bei den ungarischen Verben von einer bestimmten Zahl obligatorischer Aktanten, von obligatorischer Valenz zu sprechen?

Versteht man unter obligatorischer Valenz die Fähigkeit des Verbs, den Mindestbestand an Satzgliedern in einem Satz – ein syntaktisches Minimum also – festzulegen,[11] unter einem Satzglied wiederum eine relativ selbständige (= permutable) Funktionseinheit des Satzes,[12] so ergibt der Eliminierungstest, das ein Großteil (wenn nicht der größte Teil) der ungarischen Verben obligatorisch nullvalenzig ist, weil sich bei ihnen die Verbform selbst als der kleinste potentiell mögliche Satz erweist. Die starke Kontextbedingtheit dieser Minimalsätze – sie sind nur möglich, wenn Subjekt bzw. Subjekt und Objekt vorerwähnt oder in der Situation gegeben sind – macht es allerdings fraglich, ob man die Frage nach dem syntaktischen Minimum eines ungarischen Satzes allein vom Verb her, ohne Berücksichtigung der kontextualen Einbettung überhaupt beantworten kann. Es wäre richtiger zu sagen, daß die minimale syntaktische Umgebung eines ungarischen Verbs in Abhängigkeit von kontextualen Faktoren variiert. Daraus folgt aber zugleich, daß man bei ihnen nicht von obligatorischer Valenz sprechen kann.

Angesichts der funktionalen Äquivalenz der deutschen Personalpronomen und der ungarischen Personalflexionen fragt es sich jedoch, ob man mit dem obigen, für das Deutsche durchaus adäquaten Satzgliedbegriff, demnach nur Einheiten oberhalb der Wortebene als Satzglieder gelten können, den funktionalen Verhältnissen im ungarischen Satz gerecht wird? Offensichtlich können im Ungarischen auch Elemente unterhalb der Wortebene Satzgliedwert haben: Die Personalflexionen des ungarischen Verbs sind infolge ihres relativ hohen Informationswertes potentielle Pro-Elemente, potentielle Subjekt- und Objektäquivalente. Daher scheint uns berechtigt, für das Ungarische *morphologische Aktanten* anzunehmen, d.h. zu sagen, daß die Leerstellen, die das Verb für Subjekt und Objekt eröffnet, unter bestimmten

---

[10] Vgl. hierzu den grundlegenden Aufsatz von Wacha, B.: Az ige és a tárgy kapcsolata a magyarban [Die Beziehung zwischen Verb und Objekt im Ungarischen]. Nyelvtudományi Közlemények, 1974, 157-181.

[11] Vgl. Helbig – Schenkel: Wörterbuch ... S. 33.

[12] Vgl. die Bestimmung des Begriffs in: Kleines Wörterbuch linguistischer Termini. Leipzig, 1978. S. 226.

Kontextbedingungen innerhalb der Verbform, durch die Personalflexion des Verbs ausgefüllt werden. Diese Elemente können also im Satz ihren Status wechseln: Sind Subjekt bzw. Subjekt und Objekt durch selbständige Elemente ausgedrückt, so dienen sie – wie auch die Personalflexionen des deutschen Verbs – lediglich der Kongruenz; bei ihrem Fehlen erhalten sie jedoch den Wert eines oder zweier Aktanten.

Bei einer Modifizierung des Aktantenbegriffs in diesem Sinne, seiner Ausweitung auf die morphologische Ebene erweist sich die minimale syntaktische Umgebung des Verbs auch im Ungarischen als relativ konstant, relativ unabhängig von der kontextualen Einbettung des Satzes. Das Verb *felkelt* erscheint genauso als obligatorisch zweiwertig, wie das deutsche Verb *wecken*: Es ist ein Verb, das ohne Subjekt- und Objektbezug nicht realisiert werden kann. Der Subjektbezug ist in jeder Verbform enthalten; der obligatorische Charakter des Objekts läßt sich – trotz aller Komplikationen, die sich aus der teilweisen Überlappung der beiden Konjugationsparadigmen ergeben[13] – operational nachweisen dadurch, daß es bei eindeutig subjektiver Konjugation als selbständiges Satzglied nicht fehlen darf:

(4) Mindenkit felkeltek. ('Ich wecke alle')
(5) *Felkeltek. ('Ich wecke')

Der Unterschied in der Valenz der beiden Verben wird dabei zu einem Unterschied qualitativer Natur: Er betrifft nicht die Zahl der obligatorischen Aktanten, sondern – unter Umständen – ihre Ebenenzugehörigkeit.

Vom Gesichtspunkt des Fremdsprachenunterrichts aus ist dieser Unterschied natürlich keineswegs irrelevant. Der deutsch lernende Ungar empfindet die Personalflexionen des deutschen und des ungarischen Verbs als äquivalente Größen: Den Unterschied in ihrem Informationswert und ihrer syntaktischen Leistungsfähigkeit nimmt er nicht wahr. Da er gewöhnt ist, sich in seiner Muttersprache auf die Personalflexionen des Verbs zu verlassen, wenn Subjekt und Objekt als bekannt vorauszusetzen sind, neigt er auch in der fremden Sprache dazu. Auf diese Weise entstehen die den ungarischen Deutschlehrern wohlbekannten unvollständigen Sätze wie z.B. **Sehe* oder **Ich sehe* als Antworten auf die Frage *Siehst du mich?*[14] Die kontextbedingte Möglichkeit eines Ebenenwechsels bei der Bezeichnung des Subjekts und des Objekts im Ungarischen bzw. das Fehlen dieser Möglichkeit im Deutschen stellt also – besonders auf der Anfangsstufe – eine wichtige Interferenzquelle dar.

---

[13] Vgl. Wacha, B.: Az ige és a tárgy ... S. 172.

[14] Vgl. Juhász, J.: Ungarisch-deutsche Interferenzerscheinungen ... S. 141-143; ders.: Probleme der Interferenz, Budapest, 1970. S. 90.

II.

Der qualitative Vergleich der Aktanten hat zum Ziel, Entsprechungen und Abweichungen in der syntaktischen Umgebung äquivalenter Verbvarianten festzustellen. Dabei erhebt sich die in deutsch-ungarischer Relation besonders aktuelle Frage, woran eigentlich Entsprechungen und Abweichungen gemessen werden sollten.

Beschränkt man sich zunächst auf den nominalen Bereich, so ergibt der Vergleich der in den beiden Sprachen zur Verfügung stehenden Elemente zur Kennzeichnung der Funktion eines Nomens im Satz (im weiteren Beziehungselemente genannt) etwa folgendes Bild:

<table>
<tr><th>Deutsch</th><th>Ungarisch</th></tr>
<tr><td>Kasus (4)</td><td rowspan="2">„Kasus-Suffixe" (28?)</td></tr>
<tr><td>Präpositionen mit Kasusforderung</td></tr>
<tr><td></td><td>Postpositionen</td></tr>
</table>

Die zwei Sprachen sind im nominalen Bereich unterschiedlich strukturiert. Zwar wird in der linguistischen Beschreibung in bezug auf beide von einem Kasussystem gesprochen, doch bestehen zwischen den einander gegenüberstehenden Paradigmen so beträchtliche Unterschiede, daß eine kategoriale Identifizierung beinahe als fragwürdig erscheint.

Die zahlreichen Suffixe (*0, -t, -nak/-nek, -ba/-be, -ban/-ben, -ra/-re, -on/-en/-ön, -ról/-ről, -tól/-től, -ért, -ig* usw.), mit denen sich das ungarische Nomen verbinden kann, dienen tatsächlich dazu, seine Funktion im Satz innerhalb seiner morphologischen Struktur zu kennzeichnen, so daß die Bezeichnung Kasussystem eine gewisse Berechtigung hat. Im Vergleich zum deutschen Kasussystem (und wohl zu den meisten indoeuropäischen Kasussystemen) fallen jedoch wesentliche Unterschiede auf:

1. Die ungarischen „Kasus" bilden zwar eine paradigmatische Reihe, aber kein so streng geschlossenes System wie die Kasus des Deutschen (und anderer indoeuropäischer Sprachen). Darauf weist vor allem die Schwierigkeit ihrer Abgrenzung den Bildungssuffixen und den Postpositionen gegenüber hin. Zwischen diesen drei Kategorien vollzieht sich im Ungarischen auch gegenwärtig noch ein Wandel. Einige „Kasussuffixe" sind auf dem Wege, zu Bildungssuffixen zu werden; gleich-

[15] Vgl. A mai magyar nyelv rendszere I. [Das System der ungarischen Gegenwartsprache I.]. Budapest, 1970². S. 552-554.

zeitig gliedern sich aber Postpositionen, die ihren Wortcharakter allmählich einbüßen, in das „Kasusparadigma"ein.[15] Für die relative Offenheit des Paradigmas und die Abgrenzungsschwierigkeiten, die sich daraus ergeben, ist vielleicht die Angabe am charakteristischsten, daß die Zahl der ungarischen „Kasus" sogar noch in den Grammatiken des 20. Jhs. zwischen 16 und 28 variiert.[16] Die in der obigen Tabelle angegebene Zahl 28 ist der ungarischen Akademiegrammatik entnommen.[17]

2. Entsprechend der für indoeuropäische Begriffe erstaunlich großen Zahl der Elemente geht der Funktionsbereich der ungarischen „Kasus" weit über den des viergliedrigen deutschen Kasusparadigmas hinaus. Zwar gibt es auch im Ungarischen eine Form für das Subjekt sowie je eine für das direkte und das indirekte Objekt, alle anderen Elemente wären aber – was ihre Funktion anbelangt – schon mit den deutschen Präpositionen zu parallelisieren. Sie funktionieren primär im adverbialen Bereich, erscheinen aber sekundär auch in der Objektsphäre, wobei sie ihre – meist lokale – Semantik einbüßen. Diese Suffixe nehmen sozusagen eine Mittelstellung zwischen den Kasus und den Präpositionen des Deutschen ein: Sie haben keinen so hohen Grad der Grammatikalisierung erreicht wie die deutschen Kasus, sind aber als gebundene Morpheme doch grammatischer als die deutschen Präpositionen.

Dem Paradigma dieser „Kasussuffixe" schließt sich nun im Ungarischen eine offene Reihe von Postpositionen an, und diesen zwei Klassen der Beziehungselemente stehen im Deutschen ein viergliedriges Kasussystem und Präpositionen, die ihrerseits wieder Kasus regieren bzw. regieren können, gegenüber.

In dem morphosyntaktischen Bau der Aktanten zeigen sich dem entsprechend erhebliche Unterschiede:

1. Da die Möglichkeiten der synthetischen Konstruktion im Ungarischen bedeutend größer sind, stehen analytischen Konstruktionen des Deutschen im Ungarischen oft synthetische gegenüber:

(6) Der Sportler beteiligt sich an dem Wettkampf.
(7) A sportoló részt vesz a versenyen.

2. Liegen in beiden Sprachen analytische Konstruktionen vor, so sind sie unterschiedlich gebaut: Für das Deutsche ist die Prästellung, für das Ungarische die Poststellung des Beziehungselements charakteristisch. Einen weiteren Unterschied bedeutet, daß die deutschen Präpositionen eine Kasusforderung haben, während vor den ungarischen Postpositionen das Nomen meist ohne Suffix steht:

---

[16] Vgl. Antal, L.: Egy új magyar nyelvtan felé [Auf dem Wege zu einer neuen ungarischen Grammatik]. Budapest, 1977. S. 54-55.

[17] A mai magyar nyelv rendszere I. S. 557.

(8) Der Junge interessiert sich für die Musik.
(9) A fiú érdeklődik a zene iránt.

3. Von einer Kongruenz (analoger Konstruktionsweise) könnte man am ehesten noch sprechen, wenn zwei synthetische Konstruktionen einander gegenüberstehen. Auch hier fällt aber der Unterschied auf, daß „Kasussuffix" im Ungarischen in jedem Falle am Nomen selbst erscheint, während den Kasus des Substantivs im Deutschen – wenn er nicht unbezeichnet bleibt und aus der syntaktischen Einbettung zu erschließen ist – meist der Begleiter verdeutlicht:

(10) Er glaubt dem Kind.
(11) Hisz a gyereknek.

Diese Unterschiede, die sich mit Hilfe formaler Parameter (synthetische/analytische Konstruktion, Aufeinanderfolge der Elemente usw.) feststellen lassen, dürften für einen typologischen Vergleich der beiden Sprachen von großem Interesse sein. Hat man jedoch zum Ziel, Interferenzquellen aufzudecken, Lernschwierigkeiten zu prognostizieren, so sollte man bei der Aufstellung von Entsprechungen und Abweichungen zwischen den Aktanten einen anderen Weg einschlagen. Die Untersuchungen zur Interferenz in diesem Bereich zeigen nämlich, daß die oben beschriebenen strukturellen Unterschiede – wohl gerade infolge des scharfen Kontrast – so gut wie gar nicht zu Interferenzfehlern führen.[18] Die Fehler ergeben sich vielmehr daraus, daß der Lernende die Beziehungselemente – unabhängig davon, ob sie sich auf der strukturellen Ebene analog oder unterschiedlich verhalten – aufgrund ihrer Hauptfunktion miteinander verbindet, sie weiterhin als äquivalente Größen empfindet und erwartet, daß sie in jedem Gebrauchsfall einander entsprechen. Der Interferenzfehler:

(12) *Er ist in Krebs gestorben. (ung. *meghal vmiben*)

ist folgendermaßen zu erklären: Sowohl die ungarischen Suffixe als auch die deutschen Präpositionen weisen eine Doppelgesichtigkeit auf: In manchen Gebrauchsweisen haben sie eine ausgeprägte Semantik, als Bestandteile von Valenzstrukturen sind sie jedoch rein syntaktische Elemente ohne einen selbständigen semantischen Wert. Das ungarische Suffix *-ban/-ben* und die deutsche Präposition *in*+D bezeichnen in ihrer semantischen Hauptfunktion dasselbe lokale Verhältnis:

(13) Er ist im Zimmer.
(14) A szobában van.

---

[18] Juhász, J.: Probleme der Interferenz. S. 91.

Sie erscheinen aber auch in Valenzstrukturen und in diesen Fällen ist ihr Gebrauch nicht semantisch bedingt:

(15) Sein Leben bestand in Hilfe und Aufopferung.
(16) Rákban halt meg. ('Er ist an Krebs gestorben.')

Das Suffix und die Präposition werden nun aufgrund ihrer Übereinstimmung in der lokalen Semantik als äquivalente Elemente empfunden, und da der Lernende den Unterschied zwischen semantischer und syntaktischer Verwendung nicht wahrnimmt (die syntaktische vielleicht als bildhaft empfindet), gebraucht er die Präposition *in*+D als Entsprechung von *-ban/-ben* auch in den Fällen, wo das Suffix im Ungarischen semantisch nicht motiviert ist und daher nicht notwendigerweise mit *in*+D korrespondiert:

(12) *Er ist in Krebs gestorben.

Interferenzfehler dieser Art sind in großer Zahl belegt[19] und lassen sich auch noch bei Germanistikstudenten mit relativ entwickelten Sprachkenntnissen häufig beobachten. In einer Untersuchung, die mit ihren Ergebnissen dem Fremdsprachunterricht dienlich sein will, sollte also die Übereinstimmung der Beziehungselemente in ihrer Hauptfunktion als Kriterium bei der Aufstellung von Entsprechungen zwischen den Aktanten dienen.

[19] Juhász, J.: Probleme der Interferenz. S. 88-89.

Peter Auer (Freiburg)

Die Verdichtung der konditionalen Hypotaxe im gesprochenen Deutsch*

1. Einleitung

Im gesprochenen Deutsch kommen Konstruktionen wie *ich komm wenn erst morgen* (im Sinne von 'wenn ich überhaupt komme, dann (komme ich) erst morgen') vor; in ihnen hat das Wort *wenn* einen unsicheren grammatischen Status. Einerseits lässt es sich als ‚Ellipse' aus einer ‚Vollform' mit parenthetischem Konditionalsatz im Mittelfeld (*ich komme, wenn ich komme, erst morgen*) verstehen, andererseits kann man auch dafür plädieren, dass die Konjunktion *wenn* in solchen Fällen zum (modalen) Satzadverb umkategorisiert worden ist, syntaktisch vergleichbar mit anderen (modalen) Satzadverbien wie *vermutlich* oder *wahrscheinlich* (und etwa in der Bedeutung von 'bestenfalls'). Im vorliegenden Beitrag soll gezeigt werden, dass die Konstruktion mit alleinstehendem *wenn* sich wesentlich von einem konditionalen Satzgefüge unterscheidet. Sie sollte deshalb auch nicht mehr als (ellipitische Form eines) Konditionalsatz(es) verstanden werden. Vielmehr ist die ursprüngliche subordinierende Satzverbindung (und die semantische Verbindung aus Protasis und Apodosis) zu einer einfachen Satzkonstruktion verdichtet worden, in der *wenn* (*dann*) als semantischer Operator fungiert.

2. *wenn*-Sätze im gesprochenen Deutsch

Entgegen einer immer wieder geäußerten Annahme ist das gesprochene Deutsch keineswegs durch den Verzicht auf hypotaktische Konstruktionen gekennzeichnet; manche Nebensatztypen kommen in der mündlichen Sprache sogar ausgesprochen häufig vor. Darunter sind die *wenn*-Sätze, die nach verschiedenen Zählungen im Mündlichen häufiger sind als im Geschriebenen (vgl. zusammenfassend Auer 2002). Auf die Syntax, Semantik und Pragmatik dieses Nebensatz-Typs kann ich hier nicht ausführlich eingehen (vgl. dazu Auer 2000); zusammenfassend lässt sich jedoch sagen

* Ich danke Susanne Günthner und Karin Birkner für Kommentare und Belege zu diesem Beitrag sowie Christine Mertzlufft für die Vorbereitung der Transkriptausschnitte.

- dass *wenn*-Sätze wesentlich öfter am Anfang der komplexen Satz-Konstruktion (im Vorfeld oder Vor-Vorfeld) stehen als an ihrem Ende (im Nachfeld); noch viel seltener werden sie ins Mittelfeld eines Satzes eingeschoben. Die Voranstellung wird von den Sprechern oft genutzt, um zwischen Protasis und Apodosis, also in eine Position, in der ihre Sprecherrolle aufgrund der noch nicht eingelösten syntaktischen Projektion gesichert ist, zusätzliches Material einzuschieben. (Konstruiertes Beispiel: *Wenn du dir das nochmal durch den Kopf gehen lässt – und das solltest du wirklich, und jetzt ist noch Zeit dazu –, dann wirst du einsehn, dass man so nicht weitermachen kann.*)
- dass vorangestellte *wenn*-Sätze, anders als im geschriebenen Deutsch, auch im Vor-Vorfeld stehen (vgl. Günthner 1999; Auer 1997), wo sie zwar gewissen syntaktischen Einschränkungen unterliegen, andererseits aber auch pragmatische Sonderaufgaben übernehmen (vgl. etwa: *wenn du mich fragst, ich glaub nicht an Chomsky* oder *wenn du mal in der Gegend bist, ich lad dich gern auf einen Tee ein*).
- dass das häufigste syntaktische Format der Voranstellung jedoch die Wiederaufnahme mit *dann* ist (*wenn er das so will, dann machen wir das auch*); voll integrierte *wenn*-Sätze im Vorfeld ohne wiederaufnehmendes Element (*wenn er das so will, machen wir das auch*) sind, anders als in der geschriebenen Sprache, nicht die dominante Konstruktion.
- dass die Semantik der *wenn*-Sätze zwischen temporaler und konditionaler Lesart schwankt und zwischen diesen nicht immer eindeutig zu entscheiden ist.

In bestimmten Kontexten werden *wenn*-Sätze nun regelmäßig verkürzt; völlig unproblematisch ist eine solche Verkürzung, wenn zwei sich gegenseitig ausschließende Möglichkeiten gegenübergestellt werden, eine positive und eine negative; vgl. das folgende Beispiel:

(1) Big Brother 01, „State" Zlatko[1]

	Zlt:	ich muss entschUldigen für mei-(-)ne HAARfrisur.
		die sieht zum KOTzen aus.
		aber ich brÄucht mal n=friSÖR,
		s=wär nicht SCHLECHT, .h
→		falls ich hier DRIN bleiben sollte SCHNEID ich se? (--)
→		**wenn nicht** dann sch- schdl- lass ich meine friSÖse wieder rAn.
		.h <<p>oder meine friSÖrin so nennt sich das jetzt.>

[1] Die Big Brother-Daten sind der gleichnamigen RTL-*reality soap* aus dem Jahr 2000 entnommen (1. Staffel). Ein „State" ist in der Sprache von Big Brother ein „Statement" eines einzelnen „Container-Bewohners" vor der Kamera, also eine monologische mündliche Gattung. Alle Daten sind nach GAT transkribiert (Selting et al. 1998).

Der Sprecher stellt zwei mögliche zukünftige Entwicklungen in zwei Konditionalkonstruktionen gegenüber: die positive Alternative (hypothetische Welt 1: Zlatko bleibt im Big-Brother-Container) und die negative (hypothetische Welt 2: Zlatko bleibt nicht im Big-Brother-Container). Aus beiden Annahmen folgen unterschiedliche Handlungen (hypothetische Welt 1: Zlatko schneidet seine Haare selbst, hypothetische Welt 2: Zlatkos Friseurin schneidet seine Haare). Da die zweite hypothetische Welt lediglich die Negation der ersten ist, wird die in der Apodosis enthaltene Proposition nicht mehr ausformuliert, sondern ‚elliptisch' weggelassen.

Die Information in der Äußerung, die dem verkürzten *wenn*-Satz vorausgeht, muss aber nicht unbedingt selbst im Format einer konditionalen Satzverbindung kodiert sein, wie Beispiel (2) zeigt:

(2) Big Brother 02
((Andrea erzählt von ihren Wegwerf- und Aufräumaktionen.))

	Adr:	dann kommt das in eine GROße tüte;
		dann schell ich meistens bei meinen NACHbarn an?
		also bei den klaMOTten hab ich das gemAcht? .h
		BRAUCHT ihr was.
		oder wenn ich irgendwas ANderes hab?
		dann hab ich dA noch n=nachbar und DA noch einen; .h
→		<<rall>braucht ihr dAs noch oder DIEses noch.>
→		**wenn NICHT**? (-)
		wEg (.) wEg alles WEG.

Andrea inszeniert hier eine Interaktion zwischen sich selbst und den Nachbarn, denen sie ihre ausrangierten Klamotten anbietet (*braucht ihr das noch oder dieses noch?*). Die darauf folgende Konstruktion *wenn nicht* schließt sich an diese Äußerung an und könnte zu *wenn ihr das nicht mehr braucht...* ausformuliert werden. (Die Apodosis der negierten Konditionalverbindung wird ebenfalls verkürzt: *weg, alles weg* statt *...dann kommt das alles weg.*) Auch in diesem Fall kann man von einer (‚elliptischen') Kurzform sprechen, weil die Konstruktion *wenn nicht* auf der Basis der Syntax der Vorgängeräußerung ergänzt werden kann, von der sie Subjekt und Verb übernimmt. Jedoch wird die hypothetische Welt 1 (in der die Nachbarn noch etwas von Andreas alten Klamotten brauchen können) nicht in Form einer Konditionalphrase eingeführt, sondern in Form einer Frage. Die in dieser Welt geltende Schlussfolgerung (dass die Nachbarn Andreas Klamotten für sich behalten) wird nicht ausformuliert.

Der Kontrast zwischen der positiven und der negativen Variante kann sogar erst durch den verkürzten *wenn*-Satz, also retrospektiv aufgebaut werden:

(3) Big Brother 02
((die Bewohner bereiten eine Theateraufführung vor))

→ Jrg: den rEst den werdet ihr schon im stück erKENnen viel[leicht.]
Jhn: [jaja]=
Adr: =WAHN[sinn)]
Sbr: [evEntuELL?]
Jrg: [also] ich muss jetzt noch eins er[KLÄren;]
→ Vere: **[und wenn] nIch**
ist Auch nicht schlimm weil ich hab=s AUCH nicht verstanden.

In diesem Fall ist die negierte Äußerung Verenas semantisch und syntaktisch abhängig von Jürgens Äußerung *den Rest den werdet ihr schon im Stück erkennen*. Verena greift die an diese Äußerung durch das Satzadverb *vielleicht* angefügte modalisierende Einschränkung in ihrem Folge-Turn auf und negiert die gesamte Äußerung Jürgens hypothetisch (*und wenn ihr es nicht versteht...*).

Neben solchen Fällen, in denen sich die Subjunktion *wenn* mit dem Negationsadverb nicht verbindet, sind auch Verkürzungen des Typs *wenn doch* möglich; sie setzen allerdings voraus, dass der Bezugssatz negiert ist (konstruiertes Beispiel: *wenn ihr nicht rechtzeitig da seid, fahren wir ohne euch – wenn doch, nehmen wir euch mit*). Möglicherweise sind auch bestimmte kontrastbildende Adverbien fähig, ähnliche Strukturen zu bilden (etwa *heute – morgen*: *wenn ihr heute noch kommt, nehmen wir euch mit – wenn morgen, (dann) müsst ihr mit dem Zug fahren*). Es ist jedenfalls anzunehmen, dass die recht regelmäßige Verkürzung des konditional verwendeten *wenn*-Satzes in solchen Fällen ein strukturelles Muster darstellt, auf dem die nun zu besprechende Struktur aufbaut. Festzuhalten ist, dass solche Verkürzungen (a) auf der syntaktischen Struktur einer mehr oder weniger direkt vorausgehenden Äußerung „aufsitzten", also von dieser gesteuert und daher retrospektiv orientiert sind, und (b) dass sie nur bei konditionaler Verwendung des *wenn*-Satzes auftreten (nicht bei temporaler). Ohne Zweifel haben wir es hier noch mit hypotaktischen Strukturen zu tun, denn die aus dem syntaktischen Kontext rekonstruierbare Vollform weist alle Eigenschaften eines subordinierten Satzes auf und die Semantik der Gesamtstruktur unterscheidet sich von der einer Protasis/Apodosis-Verbindung lediglich durch die Reihung von alternativ gültigen Weltbeschreibungen.[2]

[2] Das gilt jedoch nicht mehr für die konzessive Verwendung derselben Konjunktion in den selbständigen Routineformeln (*und*) *wenn schon*, (*und*) *wenn auch*, die strukturell mit den verkürzten *wenn*-Sätzen verwandt sind.

3. Von der Subordination zur Verdichtung, Teil I

Im folgenden Beispiel beobachten wir eine *wenn*-Konstruktion ohne Negation, die zwar ebenfalls noch in gewisser Weise als Verkürzung eines *wenn*-Satzes gesehen werden kann, aber nicht mehr in derselben Weise ‚elliptisch' ist wie die im letzten Abschnitt diskutierten Beispiele.

(4) Vorstellungsgespräch, Schlussphase
((Es geht um die zukünftige Kontaktaufnahme.))

	I1:	in der STELlenaussschreibung war=ne teleFONnummer [drin.]
	B:	[WAR se]
		drin; ne?
	I1:	=mhm, [mhm,]
	B:	[gut.] (-) dann is=es oKAY.
	I1:	oder sOll ich sie ihnen lieber noch mal AUFschreiben.
→	B:	nee: (-) und **WENN, dann** find ich sie auch im teleFONbuch.
	I1:	(-) ja. (-) h h geNAU

Es fehlt hier wie in den Beispielen (1)-(3) eine propositionale Füllung der Protasis: *wenn* p, *dann* q wird zu *wenn* __, *dann* q. Überlegt man sich jedoch, wie das ‚elliptische' Strukturelement eigentlich ergänzt werden sollte, so lässt sich leicht der Unterschied zu den Beispielen im letzten Abschnitt erkennen. Obwohl die Äußerung der Bewerberin sicherlich nur im Kontext der sequenziellen Entwicklung des Gesprächs an dieser Stelle verständlich ist, d.h. auf Thema und Handlungstyp der vorausgehenden Äußerungen des Interviewers (I1) aufbaut, weist sie keinen syntaktischen Bezug dazu auf. Entsprechend gibt es mehrere Möglichkeiten, das Syntagma zu explizieren. Denkbar wären zum Beispiel: *wenn die Telefonnummer doch nicht auf Ihren Unterlagen stehen sollte...*, *wenn ich die Telefonnummer doch nicht finden sollte...*, oder allgemein: *wenn es nötig sein sollte* ... Damit deutet sich ein erstes Merkmal an, das zur Verselbständigung der verkürzten *wenn*-Sätze führt: Die für Kontextellipsen typische direkte, nicht nur semantische, sondern auch strukturelle (syntaktische) Abhängigkeit von einer Vorgängeräußerung geht zugunsten einer allgemeinen sequenziellen Kontextgebundenheit verloren. Prosodisch bleibt die Äußerung mit der Vollform aber immerhin noch dadurch verbunden, dass zwischen *wenn* und *dann* (wie auch meist in der Vollform) eine Phrasierungsgrenze liegt; sie kann als Index für eine syntaktische Grenze interpretiert werden.

4. Von der Subordination zur Verdichtung, Teil II

Ein weiterer Schritt weg von der hypotaktischen Ausgangsstruktur liegt vor, wenn die Grenze zwischen *wenn* und *dann* nicht mehr durch die Phrasierung markiert

wird sondern beide Wörter mit dem folgenden Teil des Satzes unter einer Intonationskontur verschmolzen werden. Diese prosodische Integration ist der häufigste Fall in meinen Daten. Allerdings bleibt das *wenn* auch in diesen Beispielen noch dadurch hervorgehoben, dass auf ihm ein Akzentgipfel realisiert wird; die Silbe kann nicht Teil des intonatorischen Vorlaufs der Intonationsphrase werden. So entsteht eine (mindestens) zweigipflige Kontur, in der *wenn* den Kopfansatz darstellt, der überdies die Nukleussilbe oft überragt (vgl. Abb (1)).

(5) Big Brother 01
((Kerstin ist sich sicher, dass sie vom Publikum aus dem Big-Brother-Haus herausgewählt werden wird.))

Man: ja aber ich sag dir trotzdem;=ja,
<<presto>auch wenn du das bIst
ich weiß ja das=is ja jetzt SCHWACHsinnig> irgendwas zu sAgen;=
ja, .h aber sei dir auch nicht ZU sicher.
Ker: ich bin mir toTA:L sicher.
und wEnn dann geh ich sowieso GLEICH mit; .h

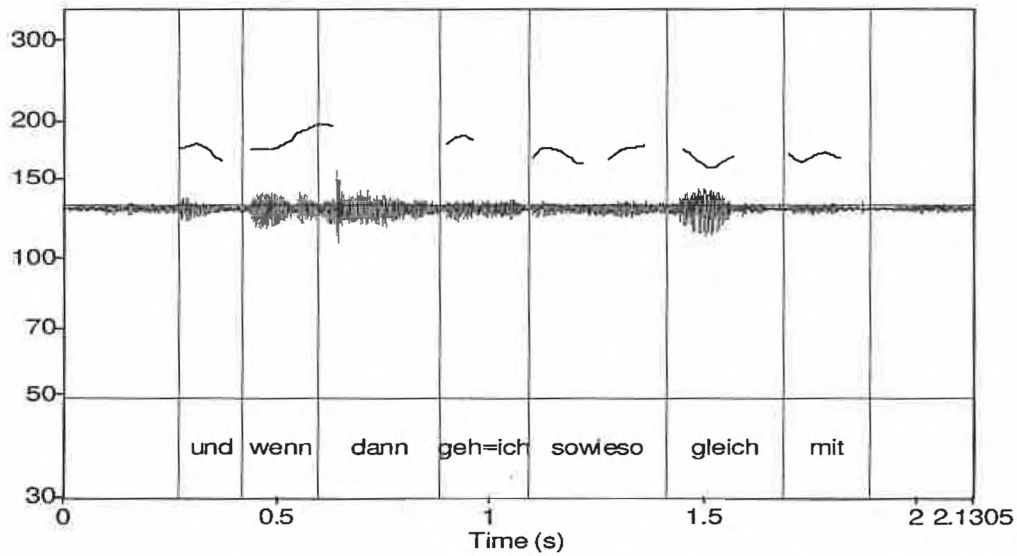


Abb. 1: fo-Extraktion und Oszillogramm für *und wEnn dann geh ich sowieso GLEICH mit.*[3]

[3] Die Extraktion der Grundfrequenz auf der Silbe *dann* ist wegen eines gleichzeitigen Geschirrklappergeräuschs nicht möglich, fügt sich aber auditiv in die Deklination vom auf *wenn* erreichten Gipfel der Kontur bis zum Ende (down-step auf dem nuklearen Akzent *gleich*) ein.

Auch in diesem Beispiel ist es syntaktisch und semantisch unmöglich, auf der Grundlage der Vorgängeräußerungen eine Vollform zu identifizieren. Kerstin wartet auf die Ergebnisse der Zuschauervoten, die zwei Mitglieder des Big-Brother-Hauses zum Verlassen des Hauses (und damit dem Ausscheiden aus dem Spiel) zwingen werden. Sie ist davon überzeugt, dass die Zuschauer sie „herauswählen" werden. Manu gibt zu bedenken, sie solle sich dessen nicht *zu sicher* sein. Kerstin widerspricht und kündigt an, sie werde sowieso das Haus verlassen. Der Satz *und wenn dann geh ich sowieso gleich mit* (mit engem Fokus auf *gleich*) lässt sich nicht zu *wenn ich mir nicht zu sicher wäre, ginge/gehe ich sowieso gleich mit* erweitern (wie dies bei einer syntaktischen Ellipse wie in den Beispielen (1)-(3) zu erwarten wäre); vielmehr ist gemeint: *wenn jemand anderer gehen muss, dann gehe ich (auch) gleich mit.*

Prosodisch und syntaktisch ganz parallel sind die folgenden Beispiele:

(6) Big Brother 91
((John erzählt von seiner Hündin.))

	Jhn:	also uff=m hUndeplatz sie ist schon soweit AUSgebildet dass. (1) dass sie mich SCHON vertEidigt.
		also dEt macht sie [SCHON.]
	Adr:	[hm=hm]
	Jhn:	weißt=e wenn=s druff ANkommt aber, .h
		ick bin da nur bis zum jewissen GRAD jejangen,
		weil ick geSAGT hab.
		<<p>weiter WILL ick det nicht.>
	Adr:	hm=[hm]
	Jhn:	[ick] WILL nicht dass die hIer. .h
		ehm
		die soll eigenen chaRAKter haben?
		die soll merken wenn jefAhr (--) ran ist und denn ist JUT;
	Adr:	hm=hm
	Jhn:	.h dass de halt n=bisschen SCHUTZ hast und?
		dass sie auch aUsjelastet ist weil so=n hUnd BRAUCHT det ja auch mal (--) .h?
		<<p>und det WAR et hab ick gesAgt>.
		det WAR=t.
		mh=mh
		mehr MACHen wir hier nicht.
	Adr:	also MANCHmal denke ich auch;
→		also **wEnn: dann** würde ich mir ja gerne n=HUND holen,=
		und ich hätte gerne n=ROTTweiler.
	Jhn:	hm:,

(7) Big Brother 01
((John erzählt von seinen Erlebnissen als Hausbesetzer.))

	Jhn	zum beispiel unten im schwArzwald hab ick SO krass erlebt, .h
		dass LEUte, (-) die mit hausbesetzern in beRÜHrung gekommen=
		<<acc>also die nur so jeSEHN haben oder so? .h>
		immer von .h äh äh em bUnthaarijen (.) NA(h)zis jesprochen ha(h)ben.
		<<p>fand ick (.) äh WAHNsinn; .h>
		weil (.) normalerweise hat ja n=hAusbesetzer ne völlig Andere
		ideoloGIE;(-)
		ja, vom DENken her. .h
	Jrg:	hm=hm
	Jhn:	und (.) und die konnten det überhaupt nich [(unterSCHEIden)]
→	Jrg:	[**wEnn dann**] sind
		das meistens LINke;
	Jhn:	ha[ja KLAR;]
	Jrg:	[und ni]cht REChte;

(8) Telefongespräch, Eheleute

	M:	eh mit dem dreihundetACHda' erst mit ZWEIhundertachtzig bin
		ich gfahren
	F:	hm:,
	M:	(in dn) DREIhundetachzig,
	F:	mHM,
	M:	also=d=s der GRO:Sse da (.) gell,
	F:	ja::,
	M:	s=is also n RIEsenunterschied; (.)
	F:	ja::?
→	M:	jaJA: also f' eh eh [**wEnn dann**' [dann kommt bloß der
	F:	[wo?i' [wen'
	M:	dreihundertACHzig in frage,
	F:	nHM:,

(9) Big Brother 92

	Sbr:	hat die manu KEIne ke- äh hobbys.
	Adr:	ne.
		ich hab ja auch-
		ich hab (.) meine muSIK, (--) .h
		se- die ich gerne hör-
→		und **wEnn dann** gehe ich mal zum SPORT,
		was sind meine HOBbys;

In allen Fällen ist die Ellipsen-Interpretation unplausibel. Dafür übernimmt der Operator *wenn (dann)* nun eine feste semantische Funktion *in* dem Syntagma, in das er prosodisch integriert ist: In (6) hat John von seiner Hündin erzählt, die er nur so weit trainieren lassen will, dass sie ‚Gefahr erkennt', ihr aber nicht durch allzu scharfe Dressur den ‚Charakter' nehmen lassen will. Andrea nimmt auf diesen Inhalt der Erzählung in ihrer Folgeäußerung keinerlei Bezug. Sie formuliert jedoch einen Gesprächsbeitrag zum Thema ‚Hund', in dem sie mitteilt, dass sie selbst ebenfalls manchmal gern einen Hund hätte. Ihre Äußerung also *wenn dann würde ich mir ja gerne n=Hund holen* hat am ehesten die Bedeutung: 'wenn ich mir überhaupt ein Tier anschaffe, dann...'.[4] Der Operator *wenn (dann)* führt also, ohne sie explizit zu benennen, eine übergeordnete Kategorie (Hyperonym: ‚Haustier') ein und stellt zugleich die Gültigkeit der Aussage in der Protasis in Frage.

In (7) beklagt sich John darüber, dass die Menschen im Schwarzwald Berliner Hausbesetzer (wie ihn selbst) als *bunthaarige Nazis* bezeichnen, obwohl Hausbesetzer doch eine *ganz andere Ideologie* hätten. Jürgen paraphrasiert diese Einschätzung in seinem zustimmenden *wenn dann sind das meistens Linke und nicht Rechte*. Die Semantik der von *wenn dann* eingeleiteten Äußerung, etwa: 'wenn sie überhaupt eine politische Überzeugung haben, dann sind Hausbesetzer eher linksorientiert', enthält einen Bezug auf das Hyperonym zum Kategorienpaar ‚Linke/Rechte' (etwa: 'politisch Überzeugte, politisch Handelnde') sowie die Einschränkung, dass Hausbesetzer möglicherweise überhaupt keine politische Überzeugung haben.

Ähnlich im Ausschnitt (8): Der Anrufer M hat seiner Frau begeistert von der Probefahrt mit einem ‚380er Mercedes' berichtet; seine abschließende Einschätzung *wenn dann kommt bloß der 380 in Frage* ist erst durch Hyperonymbildung verständlich – etwa: 'wenn ich mir überhaupt ein neues Auto (oder: einen Mercedes) kaufe, dann kann es nur dieser sein'. Und ebenso in Beispiel (9): *wenn dann geh ich mal zum Sport* schränkt die Aussage *ich geh zum Sport* ein, indem sie auf das hyperonyme Konzept 'Ausgehen, um Hobbies zu verfolgen' bezogen wird: 'wenn ich überhaupt mal ausgehe, dann zum Sport'. Zugleich wird in beiden Beispielen bezweifelt, dass der rekonstruierbare Inhalt der Protasis relevant wird.

Diese Beispiele legen die folgende semantische Interpretation des *wenn dann* nahe: *wenn dann* ist ein Operator, der die Äußerung, die er einleitet, als Skopus hat. Er modalisiert (schränkt ein) die Präsupposition, dass die in der Äußerung genannte Alternative (mögliche Welt) relevant wird. In dieser Verwendung hat *wenn (dann)* also eine relativ präzise Semantik, die mit der von Adverbien wie bestenfalls und höchstens vergleichbar ist. Um die entscheidungsrelevanten Alternativen (von denen ja nur eine beschrieben wird) und damit die Präsupposition rekonstruieren zu

---

[4] Alternativ wäre es auch möglich, die Äußerung zu verstehen als: 'wenn ich mir überhaupt einen Hund anschaffe, dann einen Rüden' (i.e. in Kontrast zu Johns Hündin). Das Hyperonym wäre dann die Gattungsbezeichnung ‚Hund', die Hyponyme ‚Rüden' und ‚Hündinnen'.

können, muss ein relevantes Hyperonym gewonnen werden. Dafür kommen oft mehrere Kandidaten in Frage, unter denen meistens unter Rekurs auf den vorherigen Gesprächsverlauf oder aber auf allgemeines Weltwissen ausgewählt wird (‚Mercedes' vs. ‚Auto'; ‚Hund' vs. ‚Haustier').

5. Von der Subordination zur Verdichtung, Teil III

Ein letzter Schritt der Verdichtung besteht in der alleinigen Verwendung von *wenn* (ohne *dann*). Auch solche Fälle finden sich in meinem Corpus, obwohl sie von manchen Sprechern – auf Befragung hin – nicht für akzeptabel gehalten werden (was zunächst dafür spricht, dass die Informanten diese mündliche Syntaxstruktur nicht bewusst verwenden).

(10) Big Brother 72
((Gespräch beim Frühstück))

	Jrg:	(---) ja WILLST du überhaupt=n ei heute?
	Adr:	((kichert))
	Sbr:	willst DU eins?
	Jrg:	nee-
	Sbr:	ja dann LASsen wa=s;
		[so unbedingt,]
	Jrg:	[dann LASsen wa=s-]
	Sbr:	((lacht los))
	Jrg:	heut is bei mir noch so=n FÜLlegefühl (-) von gestern.
→	Sbr:	wEnn hast=n VÖLlegefühl;
		aber
		<<lachend>=n FÜLlegefühl;>
	Jrg:	haja;
		(---) das hab=isch au noch ZUsätzlisch.

Sabrina korrigiert hier Jürgens Versprecher (*Füllegefühl* anstelle von *Völlegefühl*). Die Semantik des äußerungseinleitenden *wenn* entspricht der im letzten Abschnitt für *wenn dann* beschriebenen: 'wenn du überhaupt ein Gefühl (oder: das Gefühl, zuviel gegessen zu haben) hast, dann nennt sich das ‚Völlegefühl', nicht ‚Füllegefühl'', oder vielleicht besser: 'ob das nun wahr ist oder nicht (und ich glaube eher nicht daran), es heißt nicht ‚Füllegefühl'', sondern ‚Völlegefühl''. Allerdings ist die metasprachliche Verwendung der kondensierten Konstruktion schon eine Art ironisches Zitat dieser Semantik.

Unter den Beispielen mit alleinstehendem *wenn* finden sich auch Verwendung im Mittelfeld und Nachfeld:

(11) Bewerbungsgespräch, Computerfachmann
((Der Bewerber hat sich nach den Weiterbildungsmöglichkeiten im Unternehmen und nach dem dafür vorgesehenen Budget erkundigt.))

I3: das gab eigentlich noch KEIN jahr;
(-) dass wir da probleme hatten.
dass wir da nich die notwendigen MITtel zur verfügung ke' bekomm [haben],
B: [mhm mhm] hm.
I3: um das auch qualitätsjerecht hier DURCHzuführn.
(-) °ne°
(-) beDARFSgerecht. (1)
nein;
also (-) .h (-) von DER seite her ham wir da eigentlich KEIne sorgen.
I1: .h und solche sachn (-) also (.)
→ die (-) die wErden sich da **wEnn** höchstens am ENde des jAhres dann erst ereignen,
also in den letzten zwei MOnaten,
dann KÖNNte man also .h
(-) <<f> da sind wir > sicherlich aber auch etwas flekSIbler
als eh (.) vielleicht eine beHÖRde.

Der Interviewer I1 will darauf hinaus, dass am Ende des Jahres Geld aus dem Folgejahr in Anspruch genommen werden kann, um Fortbildungsmaßnahmen zu finanzieren. Allerdings minimiert er durch *wenn* im Mittelfeld der Äußerung *die werden sich da wenn höchstens am Ende des Jahres ereignen...* die Möglichkeit, dass überhaupt die Mittel für Fortbildungsmaßnahmen knapp werden könnten (selbst am Jahresende). Das *wenn* wird hier durch ein semantisch sehr ähnliches *höchstens* unterstützt. Auffällig ist die Positionierung im Mittelfeld, die die Frage aufwirft, bis zu welchem Grad ein isolierter *wenn*-Operator in der Topologie des Satzes verschiebbar ist. Die Unterschiede zum *wenn*-Satz betreffen wohl nicht das Vor- und Mittelfeld, wo beide gleichermaßen stehen können (und wo jeweils die Voranstellung bei weitem häufiger ist), sondern das Nachfeld, das für *wenn*-Sätze völlig unproblematisch, für alleinstehendes *wenn* jedoch nur in dem folgenden Beispiel aus den Big-Brother-Daten belegt ist:

(12) Big Brother 01

Jrg: darfst kein LEberfleck rausreißen=
→ das musst du operaTIV machen lassen <<f>**wEnn**>
Zlt: wieSO,=
wächst er dann wieder NACH?

Bemerkenswert ist hier u.a. auch die prosodische Integration; das *wenn* ist nun nicht mehr durch die Intonationskurve, allerdings noch durch deutlich erhöhte Intensität aus dem Nachlauf der Intonationsphrase (nach dem frühen Nukleus-Akzent *auf -TIV*) hervorgehoben.

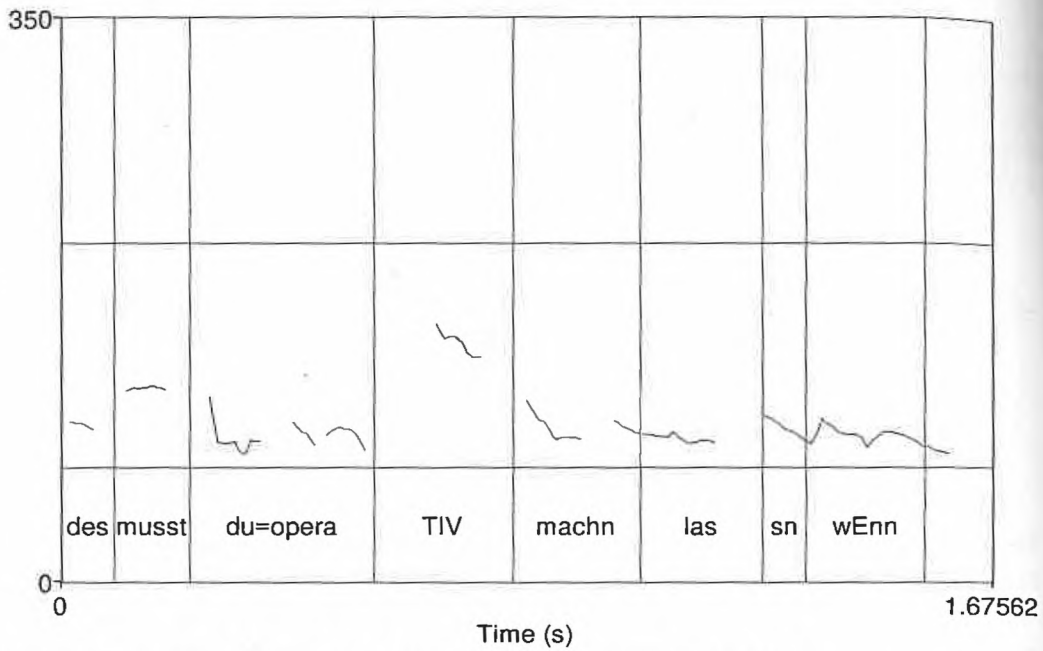


Abb. (2): fo-Extraktion und Oszillogramm für Ausschnitt (12)

Völlig ausgeschlossen ist *wenn* im Vor-Vorfeld; dies erklärt sich schon aus der größeren semantischen Distanz zwischen *wenn*-Sätzen im Vor-Vorfeld und dem folgenden Hauptsatz, die der semantischen Bindung des Operators an die Äußerung in seinem Skopus widerspricht. Die Stellungsmöglichkeiten von alleinstehendem *wenn* entsprechen somit denen von Satzadverbien wie *höchstens* (selten im Nachfeld, unmöglich im Vor-Vorfeld).

Schließlich gibt es den Sonderfall der Verwendung von *wenn* vor Zahl- und Maßangaben; hier scheint nur die Verbindung mit *überhaupt* möglich zu sein, die die jeweilige Angabe als äußerstes und wahrscheinlich nicht erreichbares Limit darstellt:

(13) Big Brother 71, „State" Andrea

Adr: ich DANke big brother dafür;
.h für diese wirklich tolle überRASchung u:nd;
.h jetzt ham wir glaub=ich noch;
→ (--) **wEnn überhaupt**(.) noch;
<<t>dreißich TAge->

Jetzt ham wir wenn überhaupt noch 30 Tage ist hier gleichbedeutend mit 'höchstens noch 30 Tage'.

6. Gesamtdiskussion

In Konstruktionen des Typs *ich komm wenn (dann) erst morgen* verändert sich die Syntax, Prosodie und Semantik von *wenn*: Dem entspricht die zunehmende Verdichtung einer hypotaktischen *wenn-dann*-Konstruktion auf dem Weg über die Kurzform (‚elliptisches' *wenn nicht*). Syntaktisch gesehen wird *wenn* stärker in den Satz integriert, was sich nicht nur an den genannten Stellungsrestriktionen zeigt (die allerdings auch schon für die elliptischen Kurzsätze gelten), sondern auch an der Loslösung des *wenn* von Vorgängersyntagmen (an die sich die elliptische Form anlehnt). Prosodisch entspricht der Verlust der Phrasierungsgrenze zwischen *wenn* und *dann* der stärkeren syntaktischen Integration des *wenn* in den Satzzusammenhang (der vermutlich eine Voraussetzung für die Tilgung des *dann* ist). Schließlich findet ein semantischer Wandel zum Operator statt, der hier noch einmal übersichtsartig anhand der Beispiele zusammengefasst wird:

(6) *wenn dann würd ich mir ja gern einen Hund holen*
modalisierte Präsupposition: die Sprecherin will ein Haustier kaufen
Hyperonym: Haustier
Funktion: Einschränkung der Gültigkeit der Präsupposition – es ist eher unwahrscheinlich, dass sich die Sprecherin ein Haustier kauft

(7) *wenn dann sind das meistens Linke*
modalisierte Präsupposition: Hausbesetzer haben eine Ideologie
Hyperonym: politisch Handelnde
Funktion: Einschränkung der Gültigkeit der Präsupposition – es ist eher unwahrscheinlich, dass Hausbesetzer aus einer politischen Ideologie heraus handeln

(8) *wenn dann kommt bloß der 380 in Frage*
Präsupposition: der Sprecher kauft sich ein neues Auto (einen neuen Mercedes)
Hyperonym: Auto (von Mercedes)
Funktion: Einschränkung der Gültigkeit der Präsupposition – es ist eher unwahrscheinlich, dass sich der Sprecher ein neues Auto/einen neuen Mercedes kauft

(9) *wenn dann gehe ich mal zum Sport*
Präsupposition: die Sprecherin geht aus, um ein Hobby zu verfolgen
Hyperonym: Freizeit/Ausgeh-/Hobby-Aktivitäten
Funktion: Einschränkung der Gültigkeit der Präsupposition – es ist eher unwahrscheinlich, dass die Sprecherin überhaupt ausgeht, um ein Hobby zu verfolgen

(10) *wenn hast du ein Völlegefühl*
Präsupposition: der Angesprochene hat ein (körperliches) Gefühl (des Unwohlseins)
Hyperonym: Gefühle, evtl. des körperlichen Unwohlseins
Funktion (ironisch, floskelhaftes Reparaturformat): Einschränkung der Gültigkeit der Präsupposition – es ist eher unwahrscheinlich, dass der Angesprochene ein Gefühl (des körperlichen Unwohlseins) hat

(11) *solche Sachen werden sich wenn erst am Ende eines Jahres ereignen*
Präsupposition: es fehlt Geld für Fortbildungsmaßnahmen (= ‚solche Sachen')
Hyperonym: Kalenderjahr
Funktion: Einschränkung der Gültigkeit der Präsupposition – es ist unwahr-scheinlich, dass das Geld für Fortbildungsmaßnahmen fehlt

(13) *das musst du operativ machen lassen wenn*
Präsupposition: der Angesprochene möchte sich seinen Leberfleck entfernen lassen
Hyperonym: Verfahren zur Entfernung von Leberflecken
Funktion: Einschränkung der Relevanz der Präsupposition – es ist eher unwahrscheinlich, dass sich der Angesprochene einen Leberfleck entfernen lassen will (weil es nach Meinung des Sprechers unsinnig ist)

Die Funktion des Operators *wenn (dann)* ist es also, die Gültigkeit einer im Kontext relevanten Präsupposition einzuschränken. Lediglich bei Zahl- und Maßangaben kann *wenn überhaupt* auch diese selbst limitieren.

Die Kondensierung eines Konditionalgefüges mit *wenn*, bei der *wenn* zum semantischen Modal-Operator wird und die Konjunktion in den Matrixsatz übergeht, ist im heutigen Deutsch bei keiner anderen subordinierenden Konjunktion möglich (**er kommt weil/obwohl/*etc. *heute.*). Unmittelbar vergleichbar ist jedoch – die Konstruktion *wenn* + Indefinitpronomen (*wenn einer/jemand/etwas*):[5]

wenn etwas dann war das der entscheidende Wendepunkt
(konstruiertes Beispiel)

---

[5] Peripher ist sie auch bei allen indefiniten Gattungsbezeichnungen möglich: *?wenn (überhaupt) ein Hund (dann) mag der Bernhardiner Kinder.*

wenn einer, war er für diese stellung ungeeignet
(Mommsen; zit. nach Grimm DWB)[6]

– die nicht mehr gebräuchliche *wenn anders*-Konstruktion:

dasz er für seinen ruf, wenn anders diese zweideutigste aller eigenschaften in erwägung gezogen werden solle, einstehen zu dürfen glaube (Kleist) ('wenn anders als der Sprecher es für angemessen hält')

überhaupt ist man jetzo grob gegen die halbe welt, wenn anders die lesewelt so groß ist (Jean Paul) ('wenn anders als andere Leute vielleicht meinen')

– sowie die Verwendung von *wenn nicht* und (konzessivem) *wenn auch* (*nicht*) als Skalar-Operatoren in attributiven und prädikativen Konstruktionen:

er hatte 40, wenn nicht 50 Jahre in dieser Stadt gelebt
Konrad war Oberst, wenn nicht General in der Wehrmacht gewesen
ein schönes, wenn auch nicht renoviertes Anwesen
ein altes, wenn auch hervorragend instand gesetztes Haus.
(konstruierte Beispiele)

Verdichtungen sind auch aus anderen hypotaktischen Strukturen heraus möglich. So beobachtet man im Gegenwartsdeutsch die Tendenz, die Subordination von „Inhaltssätzen" nach verba sentiendi und dicendi zu kondensieren; insbesondere *ich glaube dass* + S wird zu *glaub* + Hauptsatz verkürzt, das dann auch im Mittelfeld stehen kann (*ich komm glaub erst um zehn*).

Es bleibt zu fragen, ob solche Fälle von Verdichtung als Grammatikalisierung beschrieben werden können. Prosodische und syntaktische Integration, segmentale Verkürzung, Depragmatisierung, Skopusreduktion und semantische Einschränkung der Konditionalität auf einen bestimmten Fall weisen in diese Richtung, und es besteht kein Zweifel, dass Grammatikalisierung sehr oft mit Kondensierung einhergeht bzw. sie voraussetzt (vgl. Lehmann 1985). Umgekehrt muss aber nicht jeder Fall von Verdichtung auch schon ein Fall von Grammatikalisierung sein; die mangelnde Paradigmatizität des quasi-adverbialen *wenn* spricht im vorliegenden Fall dagegen. Im diskutierten Fall ist ein neuer Operator entstanden, der mit einer bestimmten, im Vergleich zur ursprünglichen Konstruktion sehr stark spezialisierten Semantik verbunden ist. Auf der Formseite entspricht dieser neuen Semantik ebenfalls eine Reduktion, nämlich die von der Hypotaxe zur Univerbierung des

[6] Dieses und die folgenden zwei Beispiele finden sich in DWB Bd. 14, Abt. I, T. 2, 59.

subordinierten Syntagmas. Vermutlich ist eine solche Verdichtung eine eigenständige Form grammatischen Wandels, die nicht mit Grammatikalisierung gleichgesetzt werden kann. Sie ähnelt viel mehr der von Lehmann (2002: 15) beschriebenen Lexikalisierung, die mit der Grammatikalisierung die Eigenschaft teilt, als reduktiver Prozess die stilistische Freiheit des Sprechers einzuschränken. Das neu entstandene Lexem verhält sich syntaktisch wie ein Adverb und ist damit in seiner äußeren Syntax anders strukturiert als die homophone Konjunktion *wenn*: Als Lexikoneintrag ist es mit einer bestimmten Semantik verknüpft, die im konditionalen Satzgefüge kompositionell erschlossen werden muss.

Literatur

Auer, Peter 1997: Formen und Funktionen der Vor-Vorfeldbesetzung im gesprochenen Deutsch. In: Schlobinski, P. (Hg.): Syntax des gesprochenen Deutsch. Opladen: Westdeutscher Verlag, 55-92.

Auer, Peter 2000: Pre- and postpositioning of wenn-clauses in spoken and written German. In: Couper-Kuhlen, E./ Kortmann B. (Hg.): Cause - Condition - Concession - Contrast. Berlin: Mouton de Gruyter, 173-204.

Auer, Peter 2002: Schreiben in der Hypotaxe – Sprechen in der Parataxe? Kritische Bemerkungen zu einem Gemeinplatz. In: DaF 39 (3), 131-137.

Fiehler, Reinhard/ Barden, Birgit/ Elstermann, Mechthild 2001: Operator-Skopus-Strukturen in gesprochener Sprache. In: Liedtke, F./ Hundsnurscher, F. (Hg.): Pragmatische Syntax. Tübingen: Niemeyer (= Beiträge zur Dialogforschung; 23), 197-233.

Grimm, Jakob/ Grimm, Wilhelm 1960: Deutsches Wörterbuch. Bd. 14. Bearb. v.d. Arbeitsstelle des DWB zu Berlin. Leipzig: S. Hirzel.

Günthner, Susanne 1999: *Wenn*-Sätze im Vor-Vorfeld: ihre Formen und Funktionen in der gesprochenen Sprache. Deutsche Sprache 27 (3), 209-235.

Lehmann, Christian 1985: Grammaticalization: Synchronic Variation and Diachronic Change. Lingua e stile XX, 3, 303-318.

Lehmann, Christian 2002: New reflections on grammaticalization and lexicalization. In: Wischer, I./ Diewald, G. (Hg.): New Reflections on Grammaticalization. Amsterdam: Benjamins, 1-18.

Selting, Margret et al. 1999: Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, 91-122.

Hans-Werner Eroms (Passau)

Text-Bild-Einbindungen in Printmedien

1. Einführung

Mit meinen Ausführungen zum Verhältnis von Sprache und Bildern in der Text-Bild-Kommunikation möchte ich einige Überlegungen zu dieser in unserem visuellen Zeitalter immer wichtiger werdenden Thematik aus der Sicht der Sprachwissenschaft vortragen.[1] Damit sollen mögliche Erwartungen an die generelle Gültigkeit meiner Auffassung in allgemein semiotischer Perspektive von vorneherein relativiert werden. Eine adäquate Erfassung der Bild-Text-Korrespondenzen hätte aus einer umfassenden semiotisch orientierten Kommunikationstheorie zu erfolgen. Aber die Sprachwissenschaft ist vielleicht doch eine gut geeignete „Näherungswissenschaft", und das aus zwei Gründen:[2]

1. Die Analyse von Bildern, der Bildkommunikation, der Einbindung von Bildern in Texte und ihrer Nutzung erfolgt weitgehend auf dem Hintergrund sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse. Ein Musterfall ist das Standardwerk von Muckenhaupt.[3] Es diskutiert die Bild-Rezeption auf dem Hintergrund sprachwissenschaftlicher Kategorien. Ich gehe in einem ersten Schritt auf die Reichweite des Vergleichs von Bild und sprachlichem Text auf der sprachwissenschaftlichen Grundlage ein.
2. Trotz der großen Macht des Fernsehens und des Internets mit ihrer kaum zu steuernden Bilderflut wird das gesprochene oder gar geschriebene Wort, das in Texten gebunden ist, in keiner Weise verdrängt. Eco (2002: 271) spricht unter Berufung auf Roland Barthes davon, „daß das verbale Register hauptsächlich die Funktion hat, die Botschaft zu *verankern*, weil die visuelle Botschaft oft als zweideutig und als begrifflich verschieden zu erfassen scheint." Zwar bezieht sich diese Auffassung auf Text-Bild-Kombinationen in der Werbung, sie lässt sich aber mit einigen Abstrichen auch auf andere Bereiche übertragen, in denen verbale und visuelle Codes benutzt werden. Allein der sprachliche Text sichert das gegenseitige Verstehen und

---

[1] Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den ich am 16. 7. 2002 an der Bayerischen Akademie für Lehrerfortbildung gehalten habe. Für die Drucklegung wurde er geringfügig erweitert. Dabei habe ich dankbar die Vorschläge der Gutachter des Jahrbuchs der Ungarischen Germanistik aufgenommen.

[2] Vgl. Straßner (2002). In Fix/Wellmann (2000) findet sich eine Reihe von analytischen Zugängen zur Text-Bild-Kommunikation mit einer Fülle von empirischem Material.

[3] Muckenhaupt (1986) hat aus der Sicht der Sprachwissenschaft die semiotischen Grundlagen der Text und Bild-Kommunikation erarbeitet, allgemein semiotische Probleme spricht Titzmann (1990) an.

den Fortgang der Kommunikation. Ich beschränke mich im Folgenden auf Bilder in Zeitungen und Zeitschriften, also Gebrauchstextsorten. Künstlerischer Einsatz von Bildern, bei dem diese autonom sind und der Sprache nicht bedürfen bzw. bei dem Texte und Bilder auf einer wesentlich symmetrischeren Balance beruhen, finden sich hier zwar auch, so in Abbildungen von Kunstwerken, in der grafischen Gestaltung etwa der Sonntagsbeilagen, vor allem aber in Comics und Karikaturen. Auf Letztere gehe ich kurz ein, sonst aber beschränke ich mich auf die Einbindung von Bildern, und hier wieder fast ausschließlich auf Fotos in Zeitungstexten, und zwar verschiedener Textsorten.

Ein allen nur zu gut bekanntes Faktum nenne ich zu Beginn und es könnte scheinbar geeignet sein, meine Auffassung von der Wichtigkeit der sprachlichen Seite gleich in Frage zu stellen: die starke Zunahme von Bildern überhaupt, insbesondere von Fotos in den Zeitungen. Es scheint hier so, dass ein Organ wie die BILD-Zeitung sich durchgesetzt hat, zumindest kann sie nicht ohne Stolz sagen – anlässlich ihres 50. Geburtstages – dass sie die Zeitungswelt entscheidend beeinflusst hat: Fotos sind zunehmend auch in die seriöse Tagespresse eingeflossen; in den „Illustrierten" waren sie seit eh und je in großer Zahl vorhanden. Es ist nicht einmal mehr so, dass das Maß der Abstinenz von Fotos ein Gradmesser für die Seriosität der Zeitungen ist. Martin Stegu schreibt in seinem Beitrag „Text oder Kontext: Fotos in Tageszeitungen", dass es journalistische Textsorten gibt, die unbebildert bleiben (Stegu 2000: 311), aber die „Eroberung" von Zeitungs-Textsorten, die noch vor einem Jahrzehnt unbebildert waren, wie der Wirtschaftsteil, die Kommentarseite und das Feuilleton, zeigen, dass man mit Prognosen vorsichtig sein muss. Wenn man die neben die Leitartikel gesetzten Karikaturen auf Erstere bezieht, die Bebilderung der ersten Seiten der *Süddeutschen Zeitung* (SZ), der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ), der *Passauer Neuen Presse* (PNP) – seit etwa fünf Jahren in Farbe – anschaut, scheinen die letzten Bastionen der ausschließlichen Schriftlichkeit zu wanken. Das Feuilleton hat jedenfalls die Fotos schon lange zur „Illustration" und anderen Zwecken, die Börsennachrichten und ähnliches werden durch „Visiotype" in prägnanter und, wie Uwe Pörksen zeigt, hochgefährlicher Weise präsentiert.[4] Politische Nachrichten sind ohne Fotos nicht mehr denkbar. Sie werden erwartet. Bei der Rezeption, so ist empirisch nachgewiesen worden, sind sie der erste Blickfang (Stegu 2000: 314).

Es ist nicht nur wichtig zu erfassen, wie der Weg vom Bild zum Text gefunden wird, sondern zunächst, a) wie die Rezeption von Bildern überhaupt erfolgt und b) wie Bilder und Texte interagieren. Diese Thematik ist besonders interessant, aber

---

[4] Vgl. Pörksen (1997) und (2000). Pörksen befasst sich vor allem mit Graphiken, Fotos und Emblemen, die als Deutungsstereotype eingesetzt werden. Ihre manipulative Kraft gewinnen sie aus ikonischen Zügen (z.B. bei aufwärtsführenden Spiralen) oder aus der trivialisierenden Nutzung kultureller Symbole (etwa bei Mutter-Kind-Darstellungen mit ihren religiösen Assoziationen).

noch wenig erforscht. Die textlinguistischen Einführungswerke gehen bislang nur am Rande darauf ein; sie sind zu Recht auf den sprachlichen Aspekt konzentriert.[5] Im Zuge der Aufarbeitung der Rezeption von Comics bahnt sich eine Änderung an; darauf wird weiter unten noch etwas näher eingegangen. Es kann aber fraglos behauptet werden, dass die Bildzeitung doch nicht gewonnen hat, sondern dass sich im anspruchsvollen Journalismus eine mediale und kommunikative Verschränkung herausbildet, die eine Vernetzung visueller und sprachlicher Elemente bewirkt. Dadurch wird die Rezeption auf eine neue Ebene gehoben, die Bilder sind nicht mehr bloße Illustration, sondern Komponenten in einem Gefüge neuer Qualität.

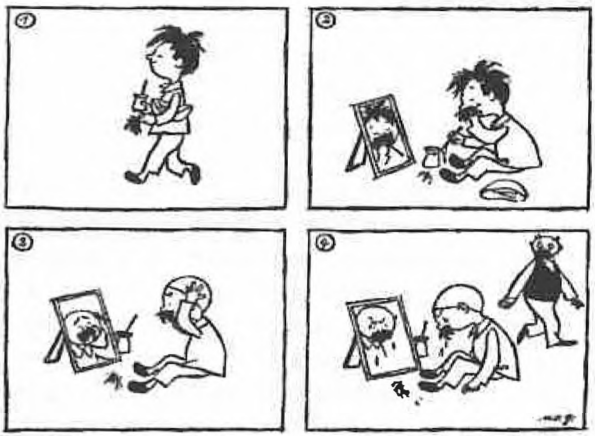
2. Theoretisch-methodologische Überlegungen

2.1 Analogien zwischen Text, Satz und Bild

Zunächst also einige Bemerkungen zur analytischen Erfassung von Bildern in der Analogie zur Erfassung von Texten. Daran soll sich eine kurze Musterung von einfachen Bildnutzungen in Zeitungstexten anschließen.

Die Frage, ob statische Bilder wie Texte erfasst werden, ist umstritten. Barbara Sandig lotet in Sandig (2000) die Analogie aus.[6] Da es Bildketten gibt, etwa die Comics oder die Vater-Sohn-Geschichten von E. O. Plauen (Bild 1), die auf Sprache verzichten, wären erst derartige ‚Verkettungen' textanalog.

Bild 1



[5] Vater (1992: 12-15) geht kurz auf den sprachlichen und den visuellen Textbegriff ein, Heinemann/Heinemann (2002: 205-212) analysieren die Rezeption eines bebilderten Wetterberichts.

[6] Sie vergleicht sprachliche Texte und „Sprache-Bild-Texte", also Bilder, die in Texte eingebunden sind.

Gleichwohl ist das Kriterium kommunikativer Vollständigkeit, das wir bei der linguistischen Rekurrenz auf Texte voraussetzen und als gegeben unterstellen, auf ein Einzelbild eher anzuwenden als auf einen Einzelsatz. Immerhin gibt es auch Sätze, die in bestimmten kommunikativen Situationen ausreichend sind. Aber erst ihre Verknüpfung führt zu Texten im eigentlichen Sinne. Die Progression über die Satzgrenzen hinweg wird bei Texten erwartet, auch wenn Einzelsätze durchaus komplex sein können. Es sei hier auf die Auffassung von Petőfi verwiesen, der bei seinen Überlegungen, ob Texte generell eher als Folge von kommunikativen Akten oder als Folge von Sätzen zu analysieren seien, eine Grundvoraussetzung festhält: „Die Betrachtung eines Objektes als Text impliziert bestimmte konventionalisierte Erwartungen. Die entscheidendste unter diesen Erwartungen ist die, daß dieses Objekt in einem bestimmten Sinne ein ‚vollständiges Ganzes' darstellt, d.h., daß die Sachverhalts-Konfiguration, die ihm als Korrelat in engerem Sinne zugeordnet werden kann, ein ‚in sich als vollständig betrachtbares zusammenhängendes Stück der Wirklichkeit' ist." (Petőfi 1984: 40). Bis hierher muss offenbleiben, welches das linguistische Objekt des Bildes ist, der Satz oder der Text, denn die Bestimmung als ‚vollständiges Ganzes' trifft auf beide zu. Petőfi betont im Folgenden vier Eigenschaften verbaler Objekte, die für ihre Texthaftigkeit in Anspruch zu nehmen sind: Konnexität, Kohäsion, Kohärenz und Interpretierbarkeit (Petőfi 1984: 41). Da die drei ersten Eigenschaften deutlich transphrastisch sind, ergibt sich eine verständliche Suche nach visuellen Analoga, die die Abfolge von thematisch aufeinander bezogenen, Konnexion, Kohäsion und Kohärenz aufweisenden Entitäten visuell verfolgbar machen.

Texte entsprechen also eher Bildfolgen, nicht dem Einzelbild. Der Blick darauf wird besonders dadurch verstellt, dass die Kohäsionsmittel unterschiedlich sind. Bildfolgen werden in erster Linie durch Konstanz der Handlungspersonen, aber auch anderer Elemente kohärent gemacht. In sprachlichen Texten entspricht dem die Rekurrenz, vor allem die totale, aber auch jegliche Form der Pronominalisierung. Weiter fehlen in Bildfolgen explizite Konnektoren, also Analoga zu Konjunktionen, Konjunktionaladverbien und anderen Verknüpfern. Allerdings gibt es auch sprachliche Texte, die weitgehend auf solche Mittel verzichten, dies sind vor allem einfache Erzähltexte. Dies gilt jedoch nur im mikrostrukturellen Bereich und auch dann nur bei einfacher linearer Progression.[7] In solchen Satzfolgen kann der Textfortschritt analog dem Zeitfortschritt erfasst werden. Bei Bildfolgen ist das evident, Bildfolgen sind meist narrativ.

---

[7] Bei der einfachen linearen Progression, die für Erzähltexte typisch ist, wird ein rhematisches Element eines Satzes im nächsten als thematische Basis aufgenommen (Daneš 1970; Scherner 1984: 215 f.; Eroms 1986: 91; Brinker 1988: 45). Dabei wird für die Rezeption unterstellt, dass diese Anordnung einer zeitlichen Abfolge entspricht.

Dann bliebe für das Einzel*bild* als Vergleichsgröße der Einzel*satz*. Der Prüfung möglicher Analogien widmet Muckenhaupt einen Großteil seiner Untersuchung.

Was ist das Wesen des Satzes, wenn wir auf seine mögliche Analogiespendung für die Erfassung von Bildern sehen? Da es hier auf die Erfassung von Bedeutungszusammenhängen ankommt, sei anstelle einer rein syntaktischen auf die sprechakttheoretisch motivierte Konzeption von Wunderlich (1976) verwiesen, doch erscheint es bedenkenswert, sowohl der perlokutiven und der illokutiven Ebene als obersten pragmatischen Zugriffen, weiter der propositionalen, und auch dem Konzept des Satzmodus im Sinne Altmanns (1993) Rechnung zu tragen, weil dieses auch formseitig klar ausgeprägt ist.[8] Dann lässt sich aus der Sprecher-/Schreiberperspektive sagen:

- Ein Satz muss stets eine erkennbare Illokution aufweisen.
- Er muss eindeutig einem Satzmodus zuweisbar sein.
- Er lässt sich in eine oder mehrere Propositionen gliedern, wobei eine Proposition dominant und an den Satzmodus gebunden ist.
- Propositionen bestehen aus referentiellen Mitteln, die prädikativ gebunden sind.
- Auf den Satzmodus können zudem modalisierende Mittel einwirken.

Diese idealtypischen Bedingungen sind auf der Rezipientenseite erst zu verifizieren. Dabei treten bekanntlich erhebliche Schwierigkeiten auf. Illokutionen sind nicht immer eindeutig zu erkennen und Referenzen auch nicht stets klar zu ermitteln. Weiter können etwa Verschachtelungen des Satzbaus zu Schwierigkeiten führen.

Ein einfaches Beispiel möge dies verdeutlichen:

Wahrscheinlich war das Monster von Loch Dornach seinem Besitzer entkommen.

Dieser Satz äußert eine Behauptung, schränkt deren Geltung aber ein, vielleicht ist er deswegen eine ‚Vermutung'. Das wäre seine Illokution. Sie wird als Aussagesatz geäußert. Das ist sein Satzmodus. Der Satz referiert auf *das Monster von Loch Dornach*, das er damit in seiner Existenz präsupponiert, und enthält die Proposition 'das Monster von Loch Dornach ist seinem Besitzer entkommen'.

Die Proposition besteht aus dem Prädikat *entkommen* und den Argumenten *Monster von Loch Dornach* und *Besitzer*. Mit der gängigen Valenzlehre gesprochen sind dies die ‚Ergänzungen'. Das Valenzkonzept erlaubt auch sehr plastisch die Übertragung der Aktanten- und Circonstantenkonzeption auf die Erfassung der Bildkommunikation, worauf weiter unten näher eingegangen wird. Modalisiert wird der Satzmodus (die Satzart) durch das Satzadverb *wahrscheinlich*. Dadurch wird die Proposition mit einem Vorbehalt versehen.

Was lässt sich von dieser komplexen Entität ‚Satz' auf das ‚Bild' übertragen? Dies sei zunächst an zwei einfachen Beispielen gezeigt. In der SZ vom 2. Juli 2002

---

[8] Darauf beruht die Darstellung der ‚Satzarten' in Eroms (2000a: 97-118).

findet sich das Monster von Loch Dornach zweimal. Evident ist die referentielle Seite. Beide Bilder „zeigen" das Monster.

Bild 2

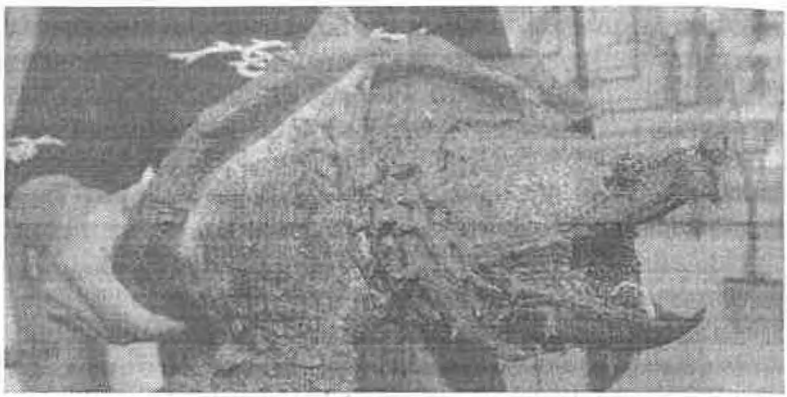


Bild 3

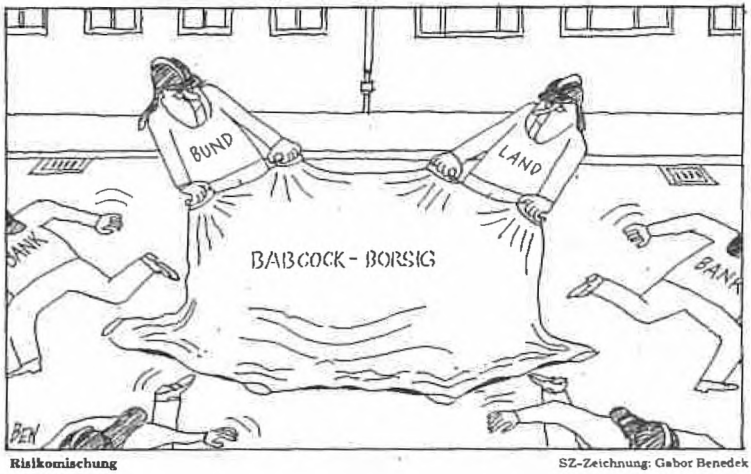
Stark bemoost war das „Monster" nach den Jahren im Kiesweiher. Foto: dpa

Das erste Bild stellt diese Funktion in den Vordergrund. Aber ob sich die Bilddarstellung mit der Anführung des ‚Aktanten' begnügt, ist nun zu prüfen. Beide Bilder aktivieren nämlich auch die prädikative Seite. Es ist allerdings fraglich, ob wir diese Aktivierung ohne sprachliche Hilfe überhaupt bemerken, bzw. ob wir dem Aktanten die, nur die oder wenigstens die in der Bildunterschrift angeführte Prädikation zulegen: Diese ist bei Bild 2 dominant, ‚das Monster von Loch Dornach ist furchterregend'. Es heißt im ersten Satz des daneben stehenden Artikels: „Furchterregend schaut sie aus, die 75 Zentimeter lange Geierschildkröte (Macrolemys temminickii), die ein Angler gestern aus dem Baggersee in Dornach bei Aschheim zog." Bei Bild 3 – wesentlich harmloser – ‚das Monster von Loch Dornach ist bemoost'. „Stark bemoost war das ‚Monster' nach den Jahren im Kiesweiher" ist die Bildunterschrift. Was bei 3 noch folgt, ist Information *zu* dem Bild, lässt sich dem Bild aber nicht

entnehmen. So kann das Bild 3 jedenfalls bereits vollständig analog zu einem Satz interpretiert werden: Die Proposition ist gefüllt, der Satzmodus ist – unmodalisiert – eine Aussage. Die Illokution ist eine ‚Behauptung'.

Aber man sieht sofort: Eindeutig ist nur der referentielle Bezug, die anderen Charakteristika sind interpretiert, wenn auch ziemlich zuverlässig. Eindeutig werden sie gemacht durch die Bildunterschrift. Diese interpretiert das Bild im Sinne und zum Zwecke des Textautors, wie sich an Bild 4 – allerdings einer Karikatur – erkennen lässt.

Bild 4



Risikomischung SZ-Zeichnung: Gabor Benedek

Referentielle Dominanz ist bei der Bildeinbindung allerdings außerordentlich häufig. In der Ausgabe der SZ vom 2. Juli 2002, die ich für meine Beispiele herangezogen habe, finden sich 105 Bilder, 41 davon sind im genannten Sinne referentiell dominant wie etwa das folgende (Bild 5):

Bild 5

Aber auch hier soll das freundliche Lächeln der Abgebildeten zumindest die Prädikation und damit die Aussage und auch die Behauptung vermitteln: 'S.K. ist eine freundliche, offene Frau.' Auch die vielen Politikerdarstellungen in den Tageszeitungen, die im Gegensatz zu diesem Bild allen bekannte Persönlichkeiten zeigen, begnügen sich fast nie mit einem nichtssagenden Archivbild, sondern nutzen andere Bildqualitäten. Es sind fast immer solche, die eine typische Attitüde der Persönlichkeiten zeigen oder sie in karikierender Weise zu erfassen suchen. Ich gehe am Schluss etwas näher darauf ein. Ein Blick auf Bild 9 mag das schon beleuchten. Der deutsche Bundeskanzler wird hier als skeptisch-energischer Mann gezeigt, die Bildunterschrift aktiviert aber eine andere Prädikation.

Es ist eine Zeitlang umstritten gewesen, ob Bilder überhaupt prädizieren können, oder einfacher gesagt, ob sich Verben verbildlichen lassen. Slogans wie der folgende

I ♥ PASSAU

zeigen, dass das möglich ist, aber dass gerade für die Verben symbolische, nichtikonische Zeichen genutzt werden. Im Comic werden zwar gerade die Grundtätigkeiten verbal unterstützt[9] – durch *watschel*, *tapp*, *hüpf*, *schmatz*, *schluck* usw. – aber eben doch auch gezeigt (Bild 6):

Bild 6

Comics stellen ein hochkomplexes Interaktionssystem von Sprache und Bildern dar (grundlegend Krafft 1978; Grünewald 2000). Dabei hat sich unter anderem eine spezifische „Arbeitsteilung" von Sprache und Bild entwickelt, die weit mehr ist als eine bloße Verlagerung von sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten in die Bildkommunikation und umgekehrt. Darauf kann hier nicht näher eingegangen wer-

[9] Vgl. Grünewald (2000: 43).

den. Wichtig ist in unserem Zusammenhang, dass die Rezipienten heute zunehmend daran gewöhnt sind, Text und Bild in Interaktion zu sehen, was als Kommunikationsform in Printtexten eben vor allem durch den Einfluss von Bildergeschichten wie die Comics gefördert worden ist. Dazu gehören unter anderem auch die grotesken und karikierenden Elemente, die sich zunehmend in Fotos finden, um deren Texteinbindung es hier hauptsächlich geht.

Wie Sätze in Bezug auf die Prädikationen und Referenzen kognitiv erfasst werden, ist noch weitgehend ungeklärt. Die linguistische Analyse ist ja keine genaue Simulation des Verstehens. Das herkömmliche Valenzkonzept legt mit seiner hierarchischen Darstellungsweise die Vermutung nahe, dass der Weg von der Prädikation zur Referenz gehe, also vom Verb mit seinem eingelagerten syntaktischen Programm zu den Aktanten und Circonstanten.[10] Das Bild ginge dann den umgekehrten Weg: Aktanten und Circonstanten geben die Anknüpfungspunkte zur Rekonstruktion der verbalen Prädikation. Diese wird allerdings blockhaft vorgenommen, in einem Zug und konzentriert sich auf den valenziellen Kern (Bei der Bildfolge 1 etwa: 'Der Sohn geht', 'der Sohn gibt sich das Aussehen des Vaters' etc.). Wie Referenzen zustande kommen, kann hier nicht weiter problematisiert werden.[11] Es geht hier nur um eine mögliche analoge analytische Erfassung von sprachlichen Texten und Bildern. Oft dominieren allerdings auch die Circonstanten, die freien Angaben; so häufig bei bewegten Bildern, etwa im Fernsehen, wo die „Kulissen", etwa das Kanzleramt, der Reichstag, die Limousinen der Spitzenpolitiker etc. in den Vordergrund gerückt werden.[12]

Auch Muckenhaupt hat überzeugend gezeigt, dass in Bildern prädiziert wird. Zusammengefasst wird die prädikative und referentielle Leistung nach seiner Auffassung im ‚Satzradikal' (Muckenhaupt 1986: 93); es ist anzunehmen, dass dies der Proposition entspricht. Alles Darüberliegende sei nur durch Interpretation erschließbar. Es scheint aber durchaus so, dass man die analogen linguistischen Kategorien noch weiter verfolgen kann. Gerade was die Illokutionen betrifft, sind es ja durch Konvention verbindlich gewordene Festlegungen der Satzarten, die wir in der Kommunikation nutzen. Das lässt sich ohne weiteres auf Bilder übertragen, vgl. Bild 7:

---

[10] Vgl. den Leitsatz in Ágel (2000: 7): „Wörter – vor allem Verben – prädeterminieren die Satzstruktur".

[11] Dazu vgl. u.a. Vater (1992: 111-154), der zu Recht deutlich macht, dass auch prädikative Teile referieren können (ebd.: 115).

[12] Sowohl in der Bildkommunikation wie in der sprachlichen können die Kulissen die Akteure an den Rand drücken. Wie es eine Sprachstilistik gibt, die ein solches Überschießen und Abschweifen einzudämmen bemüht ist, sollte sich auch eine Bild-Stilistik entwickeln. Einstweilen scheint eher der Wildwuchs zu herrschen.

Bild 7

Dieses ist ein bekanntes Bild. Seine Aussage ist: 'Hier wird ein jüdischer Mitbürger von der Polizei vorgeführt'. Seine Illokution ist aber nicht so leicht zu erschließen. Sie ist zweisträngig. Das liegt u.a. an dem Schild, das der Dargestellte tragen muss und das einen vollständigen Satz enthält, mit dem eine dramatische Verstärkung der Bildaussage erreicht wird und die Illokution aus einer primären, jetzt historisierten Schicht als ‚Warnung' resultiert ('Falls Sie sich bei der Polizei beschweren, geht es Ihnen wie dem Rechtsanwalt Michael Siegel'). Die aktuelle Deutungsschicht ist 'Abscheu, Entsetzen' über die Perversion der staatlichen „Schutzmacht".

2.2. Bild und Text in Interaktion

Ein bekanntes historisches Foto wie das letzte, aber auch die Bilder prominenter Persönlichkeiten werden bei ihrer Einbindung in sprachliche Texte mithin nicht ausschließlich in ihrer referentiellen Funktion genutzt. Sie werden – informell gesprochen – auf ihre spezifische Aussage hin abgesucht bzw. – linguistischer ausgedrückt – es wird versucht, ihren prädikativen Beitrag zu nutzen. Gleichwohl sind Fotos immer „ikonische Zeichen", keine primären Symbole.[13] Während Symbole nur durch Konvention in ihrer Bedeutung erschließbar sind und ‚als Ganzes' etwas repräsentieren, sind ikonische Zeichen direkt erschließbar, weil sie das Repräsentierte direkt aufnehmen, allerdings immer nur in Teilen. Deswegen haben sie auch indexikalische Qualitäten. Mit den Ausdrucksmitteln der Stilistik

[13] Dies gilt zunächst für einen ersten interpretatorischen Zugang. Alle künstlerischen Intentionen nutzen auch beim Foto andere Zeichenqualitäten.

gesprochen sind sie metonymisch. Sie nutzen einen Teil, einen Ausschnitt des Abgebildeten, um damit auf das Ganze zu verweisen. Dadurch aber ergibt sich zwangsläufig eine gewisse Vagheit bei ihrem Gebrauch. Diese wiederum wird ausgenutzt, um sprachliche Texte zu unterstützen, indem darauf rekurriert wird, dass die Bezüge zwischen Bild und Text selbständig hergestellt werden. All dies lassen die bereits angeführten Bilder erkennen.

Nun ist aber die mentale Verarbeitung von Bildern zu Sprache alles andere als geklärt.[14] Keineswegs ist es so, dass Bilder in Sprache einfach umgesetzt würden. Vielleicht ist es sogar eher umgekehrt. Bilder, in Anführungszeichen geschrieben: „Bilder", repräsentieren die Personen, Dinge und Sachverhalte im mentalen Speicher zumindest teilweise. Die Sprache ist voll von Bildern – Metaphern, Vergleiche, bildhafte Ausdrucksweisen –, die darauf hindeuten, dass wir auf die bildhafte Kommunikation vorprogrammiert sind.[15] Die Produktion von Sprache und ihre Rezeption ist an die zeitliche Abfolge gebunden; Bilder werden blockhaft verstanden (oder missverstanden) und gespeichert. In jedem Fall ist es eine ständige Übersetzung aus einem Medium in das andere.

Es soll aber nicht der Eindruck erweckt werden, dass die Sprache der Bild-Kommunikation unterlegen sei. Das Gegenteil ist der Fall, wie schon angedeutet worden ist. Ohne sprachliche Steuerungen gehen Bild-Analysen leicht ins Leere. Bewusst eingesetzt unterstützen sie eine Aussageabsicht des Textes, zu dem sie in Beziehung stehen, in den sie eingebunden sind. Dabei interagieren die beiden Medien insofern, als sie dabei Hypothesen aufbauen, die sich gegenseitig stützen und dadurch eine Aussageabsicht eines Textes verstärken. Ich unterstelle dabei, dass journalistische Texte selten „reine Berichte" sind, sondern häufig argumentieren und damit explizit oder implizit Thesen vortragen, belegen und beweisen.

Ein einfacher Fall liegt mit der folgenden Text-Bild-Einbindung vor (Bild 8):

Bild 8

[14] Vgl. das Kapitel „Sprachorgane und Grammatikgene" bei Pinker (1996: 345-384).

[15] Zum Verhältnis von Bildhaftem in der Sprache und der Text-Bild-Kommunikation vgl. Eroms (2000) mit weiterführender Literatur.

Das Foto „Edmund Stoiber mit zwei Blondinen im Berliner Szeneclub ‚90 Grad'" ist in einen Text mit dem Titel „Ein Flaschenbier für die ‚höheren Ziele': Wenn Stoiber in die Disco geht" eingebunden. Der sehr ausführliche Text belegt die These „Stoiber macht auf locker". Genau dieser Satz steht zentral im Text. Das Bild „beweist" den Satz. Es nutzt den Authentizitätscharakter von Fotos, der Kanzlerkandidat wird „locker" gezeigt. Dass die Intention der Berater war, den Satz „Stoiber *ist* locker" zu belegen, wird im Artikel ganz ausführlich und ikonisch adäquat, nämlich durch „lockeren" Stil – mit Ausdrucksweisen wie *Stoiber-Tross, gekappt, schlürft Mojitos, abgerockt, Hechtsprung* – vorgeführt und damit eher skeptisch behandelt. Auf dem Hintergrund des ironisch-distanzierten Artikels wirkt das Bild verkrampft.

Während hier immerhin noch ziemlich direkte Bezüge zwischen Bild und Text hergestellt werden können, ist bei dem folgenden Bild ein weiterer Schritt nötig. Der Artikel „DGB warnt Schröder vor Sozialabbau" berichtet über ein Gespräch des Kanzlers, des Arbeitsministers und der DGB-Spitze über die Vorschläge der Hartz-Kommission zum Abbau der Arbeitslosigkeit (Bild 9).

Bild 9

Der Artikel spricht die Differenzen in der Beurteilung deutlich an. Das Bild zeigt ebenfalls deutlich genug das „Auseinanderdriften" der beiden Führungsmänner. Wir werden am nächsten Bild sehen, dass die Blickrichtungen der dargestellten Personen außerordentlich wichtig sind. Hier gibt es keinen Blickkontakt zwischen den abgebildeten Personen. In der Unterschrift zum Bild wird nun ein Zitat des Kanzlers aus der Konferenz aufgegriffen. Es lautet: „Die Vorschläge der Hartz-Kommission ‚gehen in die richtige Richtung'" und zwar in folgender Weise verknappt: „‚Die Richtung stimmt': Kanzler Gerhard Schröder (r.) und DGB-Chef Michael Sommer zeigten sich gestern in Berlin prinzipiell einig über die Vorschläge der Hartz-Kommission." Interessant ist nun aber vor allem, dass die Zeigegeste des Kanzlers das „Bild" 'Die Richtung stimmt' / 'da geht's lang' belegen soll. Da nun aber Mimik und Gestik hier auseinanderklaffen, kann man den Gesamtzusammenhang eigentlich wiederum nur distanzierend verstehen.

Bei diesem Beispiel zeigt sich weiterhin gut das Zusammenspiel von Überschrift, Text, Bild und Bildunterschrift. Erst in der Analyse der Interaktion – alles sind zunächst autonome Teile – zeigt sich, wie stark die Analyseanweisungen sind, die hier gewählt werden.

Wie angedeutet, nun ein Beleg für die Wichtigkeit der Blickführung der abgebildeten Personen (Bild 10):

Bild 10

Das wird hier geradezu metasprachlich belegt: „Der Augenkontakt funktioniert bereits bestens [...]" Allerdings ist die Überschrift „Stoibers Neue" fast frivol, wiederum also ein distanzierendes Moment.

Noch stärker verklammert mit dem Bezugstext, ja mit der ganzen Zeitungsseite, ist das Foto der Verbraucherministerin Renate Künast, das am 11. Juli 2002 in der PNP auf Seite 2 erschienen ist (Bild 11):

Bild 11

Die Ministerin blickt den Leser nicht direkt an, dafür aber fallen ihre Hände mit den abgespreizten Zeigefingern ins Auge. Die Bildunterschrift „interpretiert" diese Handhaltung in der Art einer Rekonkretisierung der Metapher „gespalten sein": „Unterstützung für die Vorschläge zur Lebensmittelsicherheit, Widerspruch gegen die Begrenzung der Agrarbeihilfen – das Urteil von Verbraucherministerin Renate Künast ist gespalten." Die Herstellung des Bezuges auf die Handhaltung wird dem Betrachter überlassen. Folgt er dann den Zeigefingern, gelangt er nach links genau in die paraphrasierte Textpassage, rechts in einen Text mit ähnlicher Thematik. Semiotisch gesehen werden hier alle Zeichenqualitäten genutzt: die ikonische, weil das Foto die Ministerin abbildet, die symbolische, weil wir wissen, was die Geste bedeutet, die indexikalische, weil das Bild direkt in die Aktion eingebunden ist.

Multidimensional gar ist die Nutzung von Bildern in Bildern. Im folgenden Beispiel (Bild 12) wird ein seriöser Ausspruch persiflierend uminterpretiert.

Bild 12

Text und „abgebildetes" Bild sind analog, auch der ehemalige Bundespräsident wird karikierend uminterpretiert. Das „eigentliche Bild", das Foto, zeigt die Grünen-Vorsitzende, wie sie vor dem „Bild" steht.

3. Ein Einzelfall

Um wenigstens kurz ein anderes journalistisches Genre zu beleuchten, zum Abschluss einige Beispiele aus einer als besonders aktuell geltenden Zeitschrift, dem *Focus*. Eine genaue Auszählung des Verhältnisses Bild : Text ist schlecht möglich, weil Drucktypen, Anordnung und Textkörper in seriösen Tageszeitungen und Journalen sehr unterschiedlich sind, aber mit insgesamt 426 Fotos, davon 221 Personenbilder auf ca. 200 redaktionellen Seiten ist das Verhältnis im *Focus* vom 27. Mai 2002 zwar hoch, aber nicht so dramatisch zu Gunsten des Bildes, wie man

vielleicht erwarten könnte. Auch die Art der Bilder und ihre Einbindung ist nicht entscheidend unterschiedlich zu den Zeitungen. Auch hier dominieren Personenfotos. Sie sind entweder in jeweiliger Weise stereotyp: Verteidigungsminister Scharping blickt grimmig drein (S. 15), der Entertainer Gottschalk verschmitzt (S. 14), Einstein intelligent (S. 222), Bin Laden scheinheilig (S. 231), die Beraterrunde um George Bush besorgt (S. 232), Kardinal Ratzinger pfiffig (S. 241) (Bild 13).

Bild 13

Solche Fotos verstärken die Stereotype, die mit den Personen jeweils verbunden sind. Es überwiegt damit – trotz der Prädikationen – ihre referentielle Funktion. Sie rufen die Personen in Erinnerung. Dazu stimmt, dass derartige Fotos oft nur von Briefmarkengröße sind. So ist in diesem Heft des *Focus* gleich zweimal die gesamte deutsche Fußballmannschaft mit allen Ersatzspielern in Passfotos abgebildet. Weiter wird hin und wieder das bewegte Bild simuliert, wenn einer abgebildeten Person ein Zitat in den Mund gelegt wird (Bild 14):

Bild 14

Auch der *Focus* nutzt die Rekonkretisierung von Metaphern, wenn er „Lichtblick" durch leuchtendes Licht ikonisch zeigt (Bild 15).

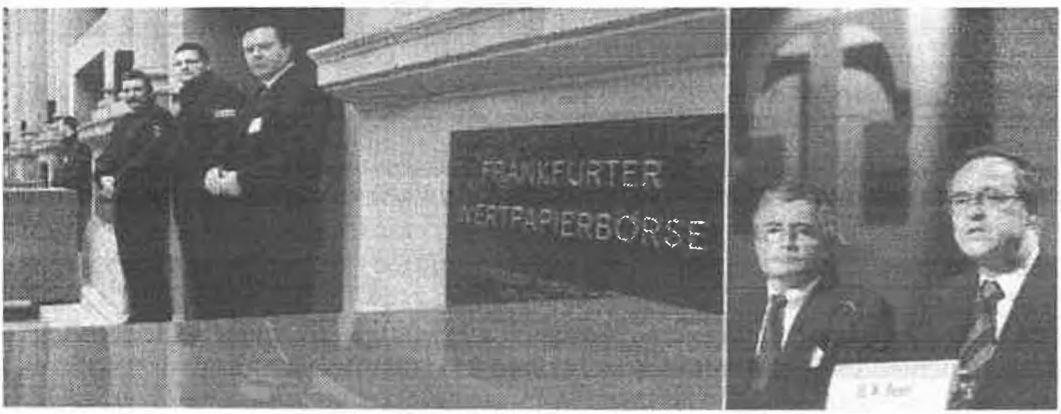
Bild 15

LICHTBLICK Trotz Rezession meldet Japans Autobranche Rekordgewinne

Symbol und Ikon fallen in solchen Bildverwendungen zusammen, was bei Häufung als aufdringlich empfunden wird.

Eine Tendenz ist im *Focus* stärker als in den Tageszeitungen: Bilder werden bisweilen als selbständige Elemente präsentiert und mit stilistisch markierenden Unterschriften versehen. Der Leser soll sie aber auf Artikel beziehen, die daneben oder darunter gestellt sind. Die verbindende Steuerung geschieht graphisch: *wegen der niedrigen Kurse* ist im zugehörigen Artikel durch Fettdruck hervorgehoben. Die beiden extrem statischen Fotos (Bild 16) – das eine davon sogar mit einem fotografierten sprachlichen Element – werden so „dynamisiert" – eigentlich paradox, im Zeitalter der bewegten Bilder.

Bild 16



4. Fazit

Dennoch hat sich der Status der Bildkommunikation erheblich gewandelt. Fotos sind keine bloßen Illustrationen oder Blickfänger mehr, sondern sie interagieren zunehmend mit sprachlichen Texten oder Textpartien. Konstante Basis ist jedoch immer der Authentizitätscharakter, den Fotos mitbringen. Mit ihrer Einbindung in Texte wird deren Aussage immer „bewiesen", Fotos werden normalerweise nicht angezweifelt. Gefälschte Fotos, verfälschende Fotomontagen werden deswegen als besonders anstößig empfunden, weil sie, wie Lügen in der sprachlichen Kommunikation, die verlässlichen Regeln des kommunikativen Umgangs untergraben. „Bewiesen" wird die Existenz der Personen, die dargestellt werden, aber immer auch die jeweilige Proposition, die im Text eine Rolle spielt, vor allem Ereigniswiedergaben. Hier wird der ikonische Charakter der Fotos genutzt, hier ist die Interpretationsleistung des Rezipienten gefordert. Darauf aufbauend werden die Fotos durch steuernde Bildunterschriften vorinterpretiert und über diese „Auslegung" mit einer Textaussage verbunden. Dadurch aber gewinnen sie einen neuen Status als Teile eines kohärenten Text-Bild-Zusammenhangs. Sie sind Argumente, Thesen-Schritte, Folgerungen, also das, was eigentlich viel expliziter sprachlich darzulegen wäre. Gleichzeitig wird der mediale Unterschied zwischen Sprache und Bild heruntergespielt. Als gleitender Übergang wird die Bildhaftigkeit der Sprache genutzt. Semiotisch und kulturell gesehen ist dies natürlich prinzipiell berechtigt, aber die Nutzung ist dennoch manipulativ. Penetrant ist z.B. der Slogan der BILD-Zeitung „Bild dir deine Meinung". ‚Bilder' sind als generelles Mittel in die Sprache eingegangen, hier werden sie aber in jeweils ganz speziellen Zusammenhängen individuell genutzt.

Deutlich zeigt sich hier die Überlegenheit von Sprache als kommunikativem Mittel: Die Bilder blieben weitgehend deutungsleer ohne die sprachliche Verklammerung mit dem eigentlichen Text. Allerdings hat das zunehmende Vorkommen von Hypertexten unseren Umgang mit Text-Bild-Korrespondenzen schon umgeprägt: Die Rezipienten „klicken" sich ihre Informationsfenster zunehmend selbständiger an. Sie erwarten kleine blockhafte autonome Komplexe, insbesondere Informationen. Die Bildeinbindung in den Printmedien zeigt aber, dass hier doch vielfach echte Verklammerungen vorliegen, die bei der Rezeption hohen Aufwand erfordern, einen Zugang, den man zweifellos nicht sich selbst überlassen darf, sondern den man einüben muss.

Literatur

Ágel, Vilmos 2000: Valenztheorie. Tübingen: Narr (= narr studienbücher).

Altmann, Hans 1993: Satzmodus. In: Jacobs, Joachim/ von Stechow, Armin/ Sternefeld, Wolfgang/ Vennemann, Theo (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York: de Gruyter. Band 2, S.1006-1029.

Baldauf, Christa 1997: Metapher und Kognition – Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher. Frankfurt u.a.: Lang.

Barthes, Roland (1964): Rhétoriques de l'image. In: Communications 4. S. 40-52.

Belting, Hans 2001: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München: Fink.

Brinker, Klaus 1988: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 29).

Daneš, František 1970: Zur linguistischen Analyse der Textstruktur. In: Folia Linguistica 4, S.72-78.

Eco, Umberto 2002: Einführung in die Semiotik. Autorisierte deutsche Ausgabe von Jürgen Trabant. 9. Aufl. München: Fink (= utb 105).

Eroms, Hans-Werner 1986: Funktionale Satzperspektive. Tübingen: Niemeyer (= Germanistische Arbeitshefte 31).

Eroms, Hans-Werner 2000: ‚Anschauung' und ‚Bildlichkeit' in der Bilderflut. In: Fix/Wellmann (2000), S.31-51.

Eroms, Hans-Werner 2000a: Syntax der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter.

Fix, Ulla/ Wellmann, Hans (Hg.) 2000: Bild im Text – Text und Bild. Heidelberg: Winter.

Grünewald, Dietrich 2000: Comics. Tübingen: Niemeyer (= Grundlagen der Medienkommunikation. 8).

Heinemann, Margot/ Heinemann, Wolfgang 2002: Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen: Niemeyer.

Krafft, Ulrich 1978: Comics lesen. Untersuchungen zur Textualität von Comics. Stuttgart: Klett-Cotta.

Muckenhaupt, Manfred 1986: Text und Bild. Grundfragen der Beschreibung von Text-Bild-Kommunikation aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Tübingen: Narr.

Petőfi, János S. 1984: Ausdrucks-Funktionen, Sätze, Kommunikative Akte, Texte. Aspekte der Bedeutung und ihre Thematisierung im Rahmen einer Texttheorie. In: Rothkegel, Annely/ Sandig, Barbara (Hg.): Text – Textsorten – Semantik. Linguistische Modelle und maschinelle Verfahren. Hamburg: Buske (= Papiere zur Textlinguistik 52), S.26-47.

Pinker, Steven 1996: Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet. München: Droemer-Knaur.

Pörksen, Uwe 1997: Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Stuttgart: Klett – Cotta.

Pörksen, Uwe 2000: Visiotype. Die Welt der zweiten Anschauung. In: Fix/Wellmann (2000), S. 191-206.

Sandig, Barbara 2000: Textmerkmale und Sprache-Bild-Texte. In: Fix/Wellmann (2000), S. 3-30.

Scherner, Maximilian 1984: Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte – Problemstellung – Beschreibung. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 48).

Stegu, Martin 2000: Text oder Kontext: zur Rolle von Fotos in Tageszeitungen. In: Fix/Wellmann (2000), S. 307-323.

Straßner, Erich 2002: Text-Bild-Kommunikation. Bild-Text-Kommunikation. Tübingen: Niemeyer.

Titzmann, Michael 1990: Theoretisch-methodologische Probleme einer Semiotik der Bild-Text-Relationen. In: Harms, Wolfgang (Hg.): Text und Bild, Bild und Text. DFG-Symposion 1988. Stuttgart, S. 368-384.

Vater, Heinz 1992: Einführung in die Textlinguistik. Struktur, Thema und Referenz in Texten. 2. Aufl. München: Fink (= utb 1660).

Wunderlich, Dieter 1976: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt: Suhrkamp (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 172).

Werkstatt

Attila Péteri (Budapest)

Satztypen und Satzmodi – kontrastiv Zwischenbilanz eines Forschungsprojektes

1. Einleitung

Am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest wurde 2002 ein von den Ungarischen Förderungsfonds der wissenschaftlichen Forschung (OTKA) gefördertes Projekt zum Thema „Satzmodi im Deutschen und im Ungarischen" gestartet.[1] Im vorliegenden Beitrag möchte ich die wichtigsten Fragestellungen und Zielsetzungen des Projektes zusammenfassen sowie die Zwischenbilanz der ersten Monate ziehen.

Über Satztypen/Satzarten wird in der traditionellen Grammatik schon seit je gesprochen, ‚Satzmodus' dagegen ist ein relativ junger Begriff, der sich in den 80er und 90er Jahren verbreitet hat.[2] Die Satzmodusforschung, die sich in der Grammatikforschung mittlerweile als selbständige Forschungsrichtung etabliert hat, hat sich als Reaktion auf die Sprechakttheorie der 70er Jahre entwickelt. Als die Intention, die Attitüden des Sprechers in den Mittelpunkt des linguistischen Interesses geraten waren, führte dies dazu, dass die sprachliche Form, die diese Sprecherattitüden (teilweise) zum Ausdruck bringt, vernachlässigt wurde. Die Forschung der 80er und 90er Jahre ist durch die Rückkehr zur Formseite der Sprache zu charakterisieren, natürlich unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Sprechakttheorie. Altmann unterscheidet zwischen Formtyp und Funktionstyp der Sätze, unter Satzmodus versteht er „die regelmäßige Zuordnung eines Satztyps (oder einer Gruppe von Satztypen) mit angebbaren formalen Eigenschaften zu einer bestimmten Art von Funktion (oder zu einer Gruppe von Funktionen) im sprachlichen Handeln" (Altmann 1987: 22). Ein Satzmodus umfasst mehrere Satztypen, so sind z.B. unter der Kategorie *Interrogativsatzmodus* u.a. V-1-Fragesatz, w-V-2-Fragesatz, w-Versicherungsfrage etc. zu unterscheiden. Diese formal gesehen sehr unterschiedlichen Satztypen werden durch die gemeinsame Funktion zusammengehalten, dass mit ihnen Fragen gestellt werden können. Wenn man das Verhältnis von Formtyp und Funktionstyp der Sätze untersucht, spricht man damit implizit eine Grundfrage der Linguistik

---

[1] Auch dieser Beitrag wurde im Rahmen des Projektes OTKA Nr. T37670 verfasst.

[2] Einen Überblick über die Entwicklung der Satzmodustheorie bis Mitte der 80er Jahre kann man bei Meibauer (1987) lesen. Eine terminologische Klärung mit einem forschungsgeschichtlichen Überblick findet sich in Altmann (1993: 1006 f.).

an: das Verhältnis der Sprecherintentionen und -attitüden zu ihren sprachlichen Ausdrucksmitteln, das Verhältnis der formal-grammatischen Satzstruktur zur pragmatischen Potenz des Satzes in einer Äußerungssituation, ferner das Verhältnis von Grammatik und Pragmatik, ihre Abgrenzung voneinander sowie ihre ständige Wechselwirkung.[3]

In diesem Projekt werden die erwähnten theoretischen Fragen unter deutsch-ungarischem kontrastivem Aspekt erörtert. Einerseits möchten wir damit die von Juhász[4] angefangenen und später von zahlreichen ungarischen Germanisten weitergeführten deutsch-ungarischen kontrastiven Grammatikforschungen fortsetzen, weil im deutsch-ungarischen Sprachvergleich, in der Untersuchung dieser typologisch sehr unterschiedlichen europäischen Sprachen, noch sehr viele Fragen offen sind. Andererseits sind wir überzeugt, dass kontrastive Forschungen fruchtbringende theoretische Konsequenzen haben können.

2. Abgrenzung der Satzmodi im Deutschen und im Ungarischen

Die Formtypen der deutschen Sätze werden bei Altmann (1987) als Bündel von Merkmalen aufgefasst, die in vier Gruppen geordnet werden können: ‚Reihenfolgemerkmale',[5] ‚morphologische Merkmale',[6] ‚die kategoriale Füllung'[7] sowie ‚intonatorische Merkmale'. Ähnlich wird in der Ungarischen Grammatik von Keszler (Hg. 2000) verfahren. Für das Ungarische scheinen lexikalische Satzmodusmarker vorrangig zu sein. Einige ungarische Partikeln, wie z.B. *vajon, ugye, -e, ne, hadd* dienen in erster Linie dazu, Satztypen zu unterscheiden bzw. den modalen Grundwert des Satzes zu markieren. Weitere relevante Merkmale seien im Ungarischen der Verbmodus, die Frageintonation sowie die obligatorische emotive Intonation in Exklamativ- und Optativsätzen.

---

[3] In der ungarischen Linguistik s. dazu Banczerowski (1985). In der englischsprachigen Fachliteratur muss aus der letzten Zeit der Sammelband von Palmer (1997) erwähnt werden.

[4] Vgl. Juhász (1980).

[5] Es geht vor allem um die Stellung des Finitums. Erst- und Zweitstellung seien satztypenunterscheidend. Letztstellung des Finitums sei nur bei nicht eingebetteten Sätzen, z.B. bei Wunschsätzen ein Satztypenmerkmal, bei eingebetteten Sätzen nicht. Rosengren (1988) meint, satzmodusrelevante Merkmale seien diejenigen Formmerkmale, die illokutiv relevant sind.

[6] Der Verbmodus ‚Imperativ' markiert den Imperativsatz.

[7] Gemeint sind damit bestimmte lexikalische Kategorien, vor allem die Kategorie der ‚w-Elemente' zur Markierung der w-Interrogativsätze. Ferner kann auch die Distribution von Satzadverbien und Modalpartikeln ein mögliches satztypenrelevantes Merkmal sein.

In der generativen Grammatik sowie in der auf diesem Grammatikmodell basierenden modular-kognitiven Konzeption wird immer wieder bezweifelt, dass Satztypen bzw. Satzmodi auf Grund oberflächensyntaktischer Merkmale zu unterscheiden seien, es gebe nämlich zwischen den genannten Formmerkmalen und dem modalen Grundwert eines Satzes keine 1:1-Entsprechung. Schon Katz/Postal (1964) postulieren bestimmte abstrakte Satzmodusmorpheme in der Tiefenstruktur der Sätze.[8] Auf ähnliche Weise versuchen Lang/Pasch (1988) Satzmodi in einem modularen Rahmen durch die Postulierung verschiedener syntaktischer Repräsentationsebenen zu definieren. Auch das Lunder Forschungsprojekt unter der Leitung von Rosengren verfährt modular: Satzmodi werden auf Grund der von Bierwisch (1988) erarbeiteten kognitiven Konzeption in einem modifizierten GB-Rahmen diskutiert.[9] Die Lunder Forschungsgruppe versteht unter Satzmodus nicht die sprachlich ausgedrückten Attitüden des Sprechers, sondern den einstellungsfreien Referenztyp. Somit verfügten auch eingebettete Sätze über die Kategorie ‚Satzmodus'. Im Falle der Interrogativsätze müsste man nach der Annahme von Brandt u.a. (1992) auf der Ebene der logischen Form ein abstraktes wh-Morphem postulieren, dem auf der Ebene der semantischen Form der Operator <OFFEN> entspricht. Auf der Oberfläche könnte dies mit einem w-Element oder mit der Konjunktion *ob* realisiert werden, jedoch phonetisch auch stumm bleiben.[10] Bei dieser Auffassung bleibt jedoch die Frage offen, wie die Kommunikationspartner im Laufe des Kommunikationsprozesses zur richtigen grammatischen Interpretation kommen, besonders wenn die abstrakten Satzmodusmorpheme auf der Oberfläche keinen phonetischen Repräsentanten haben. Des Weiteren ist nicht befriedigend geklärt, was für eine Rolle die Kategorie ‚Satzmodus' spielt, wenn der Hörer die Äußerung pragmatisch auf Grund anderer Faktoren einstuft bzw. die Absicht des Sprechers mit Hilfe anderer Kenntnissysteme erkennt. In der modular-kognitiven Konzeption wird immer wieder über die komplizierte Wechselwirkung autonomer Kenntnissysteme (wie etwa Grammatik und Pragmatik) gesprochen, ohne dies ausreichend zu explizieren.

Unter deutsch-ungarischem kontrastivem Aspekt geraten wir, wie wir später sehen werden, auch in weitere Schwierigkeiten, wenn wir von einer strikten Trennung des Grammatik- und des Pragmatikmoduls ausgehen. Wir möchten deshalb die Satzmodi des Deutschen und des Ungarischen in einem nicht-modularen Rahmen behandeln. Es wird davon ausgegangen, dass verschiedene Merkmale, die

---

[8] In der Tiefenstruktur der Interrogativsätze sei nach ihnen ein sog. „Q-" oder „Wh-Morphem", in den Imperativsätzen ein „I-Morphem" zu postulieren.

[9] Zu den Ergebnissen des Projektes vgl. vor allem Reis/Rosengren (1991) sowie Rosengren (1992; 1993). Einzelergebnisse werden in den von 1988 fortlaufend herausgegebenen Arbeitsberichten S&P. (Sprache und Pragmatik) veröffentlicht.

[10] Dazu ausführlich Brandt u.a. (1992: 38 ff.). Die Stellung des Finitums sei bei ihnen kein satzmodusrelevantes Merkmal, die Intonation bestimme nur die pragmatische Einordnung der Äußerungen.

unterschiedliche grammatische bzw. pragmatische Funktionen haben, dafür verantwortlich sind, dass der Hörer im Falle einer erfolgreichen Kommunikation unter Einbeziehung der Interpretation der ganzen Äußerungssituation die Intention, die Attitüden des Sprechers richtig erkennt. Die mehr oder weniger konventionalisierten sprachlichen (inklusive prosodischer) Ausdrucksmittel dieser Attitüden definieren Satzmodi, die aber nicht diskret voneinander getrennt werden können, sondern Übergänge und Überlappungen erlauben.

Im laufenden Forschungsprojekt werden schwerpunktmäßig drei Fragenkomplexe unter kontrastivem Aspekt bearbeitet: a) Der Interrogativmodus, Wesensmerkmale, Abgrenzung vom Deklarativmodus; b) Das Verhältnis des Imperativmodus zur direktiven Illokution; c) Das Problem der Einstufung des Exklamativsatzes, die mit der Exklamation zusammenhängenden Probleme des sprachlichen Ausdrucks von Emotionen. Im Folgenden werden Fragen und Probleme expliziert, die im Rahmen des Projektes gestellt werden, bzw. vorläufige Antworten an den Stellen gegeben, wo wir auf Grund der Forschungen der ersten Monate schon zu bestimmten, sicherlich noch nicht endgültigen Ergebnissen gekommen sind.

3. Der Interrogativmodus im Deutschen und im Ungarischen

Traditionell werden mindestens zwei Haupttypen der Interrogativsätze unterschieden: der w-Interrogativsatz und der Entscheidungsinterrogativsatz. Da die beiden Typen unterschiedliche Probleme aufweisen, werden sie auch hier getrennt behandelt. Brandt u.a. (1992) gehen davon aus, dass das satzmodusrelevante Merkmal der w-Interrogativsätze auf der Oberfläche das w-Element sei, das obligatorisch in Anfangsposition steht, weil seine Skopusdomäne der ganze Satz sei. Die sog. Echo-Fragen, in denen das w-Wort nicht am Satzanfang steht, stellen deshalb keinen Interrogativsatz dar.[11] Den deutschen Interrogativsätzen wird eine Topikposition sowohl bei Brandt (1992) als auch bei Molnár (1991) per definitionem abgesprochen. Das Topik könne nämlich von seiner Natur her nur am Satzanfang stehen und im Deutschen stehe das w-Element in Anfangsposition, das wegen seiner nicht-referierenden Funktion nicht als Topik betrachtet werden könne. É. Kiss (1992:141) plädiert dafür, dass die Oberflächenstruktur im Ungarischen mit der logischen Struktur deckungsgleich sei. In den deutschen und ungarischen w-Interrogativsätzen besteht jedoch ein Unterschied in der Topologie des w-Elementes. Im Ungarischen ist die Anfangsposition des w-Elementes nicht obligatorisch: Es ist frei verschiebbar, die einzige Restriktion besteht darin, dass es die präverbale Fokusposition einnimmt.[12]

[11] Dazu ausführlich Reis (1992).

[12] Die Reihenfolge der Konstituenten ist im ungarischen Satz relativ frei. Die fokussierte Konstituente – bzw. bei maximaler Fokusprojektion – die Fokusexponente muss obligatorisch rechtsadjazent zum Verb stehen. Bei dem w-Element handelt es sich nur in dem Fall um einen Frageoperator, wenn es das Fokusmerkmal trägt (vgl. É. Kiss 1992: 143).

(1) *Ki volt itt?* ('Wer war hier?')
Itt ki volt? (= Hier wer war?)
aber: **Ki itt volt?* (= Wer hier war?)

É. Kiss postuliert auf Grund dieser topologischen Regularität für ungarische Interrogativsätze die gleiche Struktur wie für Deklarativsätze: Topik-Fokus-Verb-XP.[13] Dementsprechend sei die Skopusdomäne des Frageoperators nicht der ganze Satz, sondern nur die Verbalphrase mit dem Fokus.

Diesen Widerspruch kann man m.E. erst dann auflösen, wenn man von einer flexibleren Grammatikauffassung ausgeht. Die oben genannten Unterschiede hängen mit grundlegenden Unterschieden der deutschen und der ungarischen Syntax zusammen. Die Topologie des deutschen Satzes ist strenger geregelt als die des Ungarischen. Die Satzklammer bedeutet für den Satz eine mehr oder weniger vorgegebene lineare Struktur. Die Variationsmöglichkeiten sind auf das Mittelfeld beschränkt. Des Weiteren kann man im Deutschen auch beobachten, dass satzmodusrelevante Merkmale (natürlich außer der suprasegmentalen intonatorischen Merkmale) meist an den Satzanfang tendieren.[14] Im Gegensatz dazu ist die ungarische Wortfolge wesentlich freier, nur die Fokusposition ist auf die präverbale Position festgelegt. Da aber Skopusverhältnisse mit Serialisierung zum Ausdruck gebracht werden können, ist die Anfangsposition des Frageoperators auch im Ungarischen die typische. Andere Reihenfolgeverhältnisse sind zwar möglich, jedoch relativ selten und müssen als markierter Fall betrachtet werden.[15]

Topikalisierung ist darüber hinaus m.E. auch im deutschen Interrogativsatz durchaus möglich, jedoch nicht durch die Vorfeldposition der topikalisierten Konstituente, sondern mit einer besonderen Struktur, mit der sog. Herausstellung:

(2) *Der Peter, was hat der eigentlich gemacht?*

---

[13] In dieser Grundstruktur kann die Topikposition durch eine oder mehrere XP, die Fokusposition durch eine XP belegt werden. Nach der Verbposition können grammatisch unbegrenzt viele XP folgen.

[14] Durch die Stelle des Finitums in der ersten oder zweiten Position des nicht eingebetteten Satzes geraten die durch die Verbmorphologie ausgedrückten modusrelevanten Merkmale („Einstellungen des Verbs", vgl. Weinrich 1993: 183 ff.) in die erste Hälfte des Satzes. Auch das w-Element oder der Exklamativakzent sind für den Satzanfang festgelegt.

[16] Eine sicherlich noch nicht repräsentative Analyse mit drei ungarischen Fragewörtern anhand eines kleinen Corpus hat Folgendes ergeben. Das Fragewort ki ('wer') stand in 14 Fällen in Anfangsposition, nur in einem Fall in der Satzmitte. Hol ('wo') stand in 27 Fällen in Anfangsposition, in einem Fall nicht, in diesem Fall ging es jedoch um die Kombination mikor hol ('wann wo'). Mikor ('wann') stand in allen gefundenen Beispielen (23 Fälle) in Anfangsposition.

Auf Grund der bisherigen Ergebnisse vermuten wir Folgendes: Die Anfangsposition des w-Elementes ist für beide Sprachen die unmarkierte Position. Wegen der strengeren Serialisierungsregeln des Deutschen ist die Nicht-Anfangsposition des w-Elementes mit einer besonderen Interpretation, mit der Echo-Interpretation verbunden, während im Ungarischen eine Konstituente durch Anfangsstellung im Interrogativsatz topikalisiert wird. Ein Topik im Interrogativsatz kann im Deutschen mit Hilfe einer Herausstellungsstruktur auftreten.

Oberflächenstrukturelle Merkmale der deutschen Entscheidungsinterrogativsätze sind vor allem die Erststellung des Finitums sowie der intonatorische Hochschluss. Wie schon erwähnt, wird beiden Merkmalen im Konzept von Brandt u.a. (1992) die Satzmodusrelevanz abgesprochen. Das konstitutive Merkmal für den Interrogativmodus sei nach dieser Theorie auch im Falle von Entscheidungsinterrogativsätzen ein abstraktes w-Morphem, dass aber phonetisch nicht realisiert wird. Diese Annahme ist m.E. der schwächste Punkt dieser Konzeption. Es bleibt nämlich die Frage offen, woher ein Hörer im Laufe der Kommunikation den Satzmodus eines Entscheidungsinterrogativsatzes erkennt, wenn er in der konkret wahrnehmbaren Struktur nicht angezeigt wird und wenn die Erkenntnisprozedur von der pragmatischen Interpretation unabhängig, im autonomen Grammatikmodul erfolgt.

(3) *Kommt Peter heute?*
Kam da ein Mann zur Tür herein.[16]

Im Fall von Beispiel (3) kann ich mir die Interpretation nur derart vorstellen, dass einerseits die Intonation bei der Interpretation eine Stütze ist, andererseits dass die pragmatische Interpretation auf die grammatische zurückwirkt.[17] Wenn nämlich der Hörer weiß, dass der Sprecher einen Witz erzählen will, wird er den Verb-erst-Satz höchstwahrscheinlich als Deklarativsatz interpretieren, weil er in Bezug auf die Situation bestimmte Erwartungen hinsichtlich der grammatischen Strukturen hat.

---

[16] Oppenrieder (1993) zeigt, dass Verb-Erst-Deklarativsätze in narrativen Texten nicht elliptisch interpretierbar sind, sondern einen eigenständigen deklarativen Satztyp darstellen.

[17] Ob der intonatorische Hochschluss in den Entscheidungsinterrogativsätzen ein satzmodusrelevantes Merkmal ist, darüber gibt es in der einschlägigen Literatur keinen Konsens. Selting (1995) behandelt die deutsche Prosodie im Rahmen der ethnometodologischen Konversationsanalyse. Sie spricht der Intonation auch nur pragmatische Funktionen zu. Hetland/Molnár (1995) polemisieren gegen Seltings Ergebnisse und meinen, dass der Intonation ihre grammatische Funktion nicht generell abzusprechen ist. Hier wird die Meinung vertreten, dass die gesprächsorganisierende Funktion der Intonation eine grammatische nicht ausschließt, sondern sogar motivieren kann. Da nämlich die pragmatische Interpretation auf die grammatische zurückwirken kann, können sich konventionale prosodische Mittel an grammatische Strukturen knüpfen und sich ins grammatische System integrieren.

Im Gegensatz zu Brandt u.a. (1992) vertritt Wunderlich (1988) die herkömmliche Auffassung, dass das deutsche Intonationssystem ein tonales Morphem enthält, das die Entscheidungsinterrogativsätze markiert. Nach seinen Untersuchungen ist die mit F0 gezeichnete Grundfrequenz des Sprechers im unmarkierten Fall tief. Fokussierte Silben (die als Zentrum der Intonationsphrase dienen) ließen sich durch einen hohen F0-Verlauf abheben. Somit sei ein Grenzton und ein Nicht-Akzentton im unmarkierten Fall tief, im markierten hoch. Ein Akzentton sei im Gegensatz dazu im unmarkierten Fall hoch, im markierten tief. Ein hoher Grenzton am Satzende sei dementsprechend als tonales Morphem einzustufen.

Im Ungarischen ist die Verbstellung kein satzmodusrelevantes Merkmal. Ein Entscheidungsinterrogativsatz kann entweder intonatorisch oder mit der klitischen Fragepartikel *-e* markiert werden.[18] Im Ungarischen ist der F0-Verlauf am Ende von Entscheidungsinterrogativsätzen nicht steigend, sondern steigend-fallend.[19] Beim Vergleich der Intonation in Entscheidungsinterrogativsätzen des Deutschen und des Ungarischen ergeben sich folgende Ähnlichkeiten und Unterschiede: (1) Ein tonales Morphem kann man in beiden Sprachen nur bei Entscheidungsinterrogativsätzen postulieren. W-Interrogativsätze lassen sich mit der gleichen Intonation charakterisieren wie Deklarativsätze. (2) Die Frageintonation ist in keiner der beiden Sprachen verbindlich, es gibt jedoch in beiden Sprachen Minimalpaare, die sich nur im F0-Verlauf am Satzende unterscheiden. Solche sind im Deutschen die sog. assertiven Fragesätze im Gegensatz zu den Deklarativa, im Ungarischen die Entscheidungsinterrogativsätze ohne die Partikel *-e* im Gegensatz zu den Deklarativa. (3) Inmitten der Äußerungen ist der F0-Verlauf im unmarkierten Fall in beiden Sprachen tief, der hohe F0-Verlauf markiert die Fokussilben. (4) Abgeschlossene, selbständige Äußerungen werden in beiden Sprachen im Falle einer Nicht-Frageinterpretation mit fallender Grundfrequenz beendet. Am Ende von nicht abgeschlossenen, weiterführenden Äußerungen bzw. an der Grenze von Gliedsätzen ist demgegenüber der F0-Verlauf mittel/hoch oder hoch. (5) Der F0-Verlauf ist am Ende deutscher Entscheidungsinterrogativsätze steigend, in ungarischen Interrogativsätzen steigend-fallend.

---

[18] *-e* klitisiert i.A. ans Finitum. Zu besonderen Problemen der Wortstellung s. Kassai (1994) sowie É.Kiss (1992: 148). Zur Semantik und Pragmatik der Partikel *-e* s. Péteri (2002a: Kap. 6.15.3).

[19] In Bezug auf die Intonation im Ungarischen stütze ich mich auf Varga (1993) und (1998). In drei- oder mehrsilbigen Realisierungen der Entscheidungsfrageintonation sei die Grundfrequenz an der vorletzten Silbe steigend, an der letzten wieder fallend. In ein- oder zweisilbigen Realisierungen kann der fallende Teil fehlen, so ist ein steigender intonatorischer Schluss in bestimmten phonologischen Umgebungen auch im Ungarischen möglich.

Wenn man bedenkt, dass der tiefe F0-Verlauf im unmarkierten Fall sowie der hohe F0-Verlauf im intonatorischen Schluss der Entscheidungsinterrogativsätze wohl auch für viele andere Sprachen charakteristisch ist, liegt die Vermutung nahe, dass der Verlauf der Intonation in einem assoziativen Verhältnis mit der Semantik der Satzmodi steht. Nach meiner Hypothese kann die Richtung des Verlaufs der Grundfrequenz mit Grundvorstellungen über die Bewegung assoziiert werden.[20] In unserer Welt ist eine Bewegung in Richtung nach unten ein spontaner Prozess, der an einer bestimmten Stelle spontan aufhört. Zu einer Bewegung nach oben bzw. zur Aufrechterhaltung einer Position im oberen Bereich des Raumes ist eine bewegende Kraft, eine äußere Wirkung unentbehrlich. So können wir mit dem Begriff ‚unten' Abgeschlossenheit, spontanen Ablauf assoziieren. Die Begriffe ‚Hervorhebung', ‚Weiterführung' sind mit der Bewegung nach oben assoziiert.[21]

Interrogativsätze können sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen mit beiden F0-Typen kombiniert werden. Dies erklärt sich am besten mit dem doppelten Charakter der Interrogativsätze: Sie stellen auf der einen Seite selbständige, abgeschlossene Äußerungen dar. Auf der anderen Seite enthalten sie eine offene Proposition, eine Lücke, ein Informationsdefizit. Sie wirken initiativ und sind ergänzungsbedürftig. Deshalb können beide intonatorischen Grundtypen, also sowohl der fallende als auch der steigende, für sie charakteristisch sein. Die w-Interrogativsätze lassen sich in beiden Sprachen mit dem fallenden Typ charakterisieren. In diesem Fall wäre die steigende Grundfrequenz redundant, da die semantische Offenheit mit dem w-Element lexikalisch markiert ist. Die gleiche Erklärung ergibt sich auch bei der normalerweise fallenden Grundfrequenz in ungarischen Entscheidungsinterrogativsätzen, die auch die Partikel *-e* enthalten.

Batliner (1988a) kommt auf Grund von experimentalen Tests intonatorischer Realisierungen von Deklarativ- und Interrogativsätzen zur Schlussfolgerung, dass zwischen den beiden Satzmodi keine scharfe Grenze zu ziehen ist: „Es handelt sich hierbei nicht um klar distinkte binäre Kategorien, sondern um Kategorien, die oft prototypische Ausprägungen annehmen, die aber auch einen breiten Übergangsbereich und in sich Abstufungen aufweisen" (Batliner 1988a: 236). Dies kann ich auf Grund der Analyse eines kleinen kontrastiven Korpus sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen bestätigen.[22] Typischerweise realisieren z.B. Prüflinge in Prüfungsgesprächen Antwortsätze mit steigender Intonation. Sie drücken damit ihre Unsicherheit hinsichtlich der gegebenen Antwort aus bzw. erwarten vom Prüfer eine Bekräftigung. Es kann auch vorkommen, dass der Sprecher dem Partner zwar bestimmte Informationen weitergeben, also etwas aussagen möchte, aber in eini-

---

[20] Detaillierter s. Péteri (2002b: 178 f.).

[21] Die Beobachtung von Wunderlich (1988), dass der unmarkierte F0-Verlauf im Deutschen tief sei und hohe Grundfrequenz zur Hervorhebung prominenter Silben diene bzw. als Grenzton markierte Fälle darstelle, scheint mit dieser Erklärung in Einklang zu stehen.

[22] S. Péteri (2002b: 179 ff.)

gen Teilinformationen unsicher ist (z.B. nach dem geeigneten Wort sucht). Diese Unsicherheit kann sogar in der Satzmitte mit einer besonderen intonatorischen Unterbrechung und mit einer Entscheidungsfrageintonation markiert werden.

4. Das Verhältnis Imperativsatz - Aufforderung

In der einschlägigen germanistischen Fachliteratur herrscht ziemlich eindeutiger Konsens darüber, dass der Imperativsatz in erster Linie mit dem Imperativ des Verbs markiert wird.[23] Des Weiteren wird auch davon ausgegangen, dass zwischen Imperativsatz als Satztyp und Aufforderung als Illokutionstyp keine 1:1-Zuordnung möglich, sondern ein sehr komplexes Verhältnis anzunehmen ist.[24] Problematischer scheinen dagegen die anderen möglichen Merkmale des Imperativsatzes, z.B. die Subjektlosigkeit, die Verb-Erst-Wortstellung und die Distribution von Modalpartikeln und Satzadverbien zu sein. Sowohl für das Deutsche als auch für die meisten anderen indogermanischen Sprachen wird ein unvollständiges Imperativparadigma postuliert, das nur eine Numerusopposition Singular-Plural erlaubt, jedoch kein Personalsystem aufweist. Ein Imperativsatz sei immer an den/die Partner gerichtet, stehe somit in der 2. Person. Die Höflichkeitsform (*Lesen Sie!*) wird von den meisten Autoren zum Paradigma gezählt, da diese Form, die in ihrer geschichtlichen Entwicklung ursprünglich 3. Pers. Pl. darstellte, im heutigen Sprachsystem konventional auf die 2. Person Bezug nimmt.[25] Die kanonische Subjektlosigkeit des Imperativsatzes könnte auch aus dem Fehlen der personalen Opposition auch abgeleitet werden:

---

[23] Der Imperativ ist nicht in demselben Sinne ein Modus wie Indikativ und Konjunktiv. Vgl. hierzu Rosengren (1992b: 15): „Offensichtlich handelt es sich nicht um einen dritten Verbmodus neben Indikativ und Konjunktiv, sondern um einen spezifischen verbalen Modus, dessen Aufgabe es ist, den Imperativsatz eindeutig als solchen zu bestimmen. Eine entsprechende Aufgabe kommt dem Indikativ und Konjunktiv in den beiden anderen Satztypen nicht zu." Eine etwas andere Meinung vertritt Donhauser (1987) zu dieser Frage.

[24] Vgl. hierzu Donhauser (1986) mit ausführlicher Auswertung empirischer Daten und detaillierter Behandlung der syntaktischen Struktur und der pragmatischen Potenz des Imperativsatzes. Zum Verhältnis von Imperativsatz und Aufforderung s. auch Liedtke (1993) und Wunderlich (1984). Rosengren (1993) analysiert dieses Verhältnis in einem modular-kognitiven Rahmen.

[25] Zu dieser Problematik vgl. ausführlich Winkler (1989: 23). Rosengren (1993: 3) zählt aus dem gleichen Grund auch die veraltete Form *Merk er sich das!* zum Imperativparadigma.

> Dies wäre darauf zurückzuführen – um es theorieneutral auszudrücken – daß man mit einem Imperativsatz im Standardfall keinen Referenzbezug zu dem Adressaten, sondern nur einen „Anrede" bezug zu ihm herstellt, der garantieren soll, daß der propositionale Gehalt und damit der Sachverhalt, auf den die Proposition referiert, an ihn gebunden wird. Um dies leisten zu können, kann der Imperativsatz kein lexikalisiertes Subjekt haben, das Referenz erzwingen würde. Er braucht statt dessen eine Verbform, die den Bezug zum Adressaten herzustellen erlaubt, ohne daß auf ihn referiert wird. (Rosengren 1992b: 19)[26]

Die Form *Gehen wir!* wird i.A. aus dem Imperativparadigma ausgeschlossen, da es sich hier um 1. Pers. Plural handelt. Rosengren plädiert weiterhin auch dafür, dass der Imperativsatz in seiner unmarkierten Form ein Verb-Erst-Satz sei und dass bei besetztem Vorfeld eine Adjunktion und keine Spec-Position vorliege (vgl. S. 7 f. u. 16.).

Ein Vergleich mit dem Ungarischen ruft diverse Fragen hervor. Der auffälligste Unterschied zum Deutschen (und zu vielen anderen indogermanischen Sprachen) besteht darin, dass das ungarische Imperativparadigma in beiden Numeri über ein vollständiges Personalsystem verfügt:

(4)	Sing.	1: *ír-j-ak*;	2: *ír-j-(ál)*;	3: *ír-j-on*
	Pl.	1: ír-j-unk;	2: *ír-j-atok*,	3: *ír-j-anak*[27]

Die Imperativformen werden im Ungarischen außer den Aufforderungen in verschiedenen eingebetteten Sätzen benutzt. Im Deutschen stehen in diesen Fällen entweder das Modalverb *sollen* oder Indikativ bzw. Infinitivkonstruktionen:

(5) *Azt mondta, hogy menjek.* (indirekte Aufforderung: 'Er sagte, dass ich gehen soll.')
Óvlak attól, hogy elmenj. ('Ich warne dich davor, dass du gehst.')
Azt akarom, hogy aludjon. ('Ich will, dass er schläft.')
Meséltem neki, hogy elaludjon. ('Ich habe ihm etwas erzählt, damit er einschläft.')[28]

---

[26] Rosengren behandelt Beispiele aus dem Deutschen, dem Englischen und dem Schwedischen für das Auftreten nominativischer Ausdrücke im Imperativsatz. Sie betrachtet diese jedoch wegen fehlender Personalkongruenz nicht als Subjekte. Einige ihrer Beispiele: *Geh doch (k)einer morgen hin!; Versuch es jeder noch einmal!; Hört mal alle her!; Somebody go there tomorrow!*. Sogar das betonte Pronomen in *Geh DU morgen hin!* betrachtet sie nicht als Subjekt, sondern als Adjunkt. Sie vermutet, die Subjektlosigkeit sei eine universale Eigenschaft des Imperativsatzes.

[27] Dem Wortstamm folgt das Imperativsuffix *-j*, das sich in verschiedenen phonologischen Umgebungen assimiliert. Nach dem Imperativsuffix steht die Personalendung.

[28] Beispiele von Kugler (2000b: 107).

Die Meinungen in der einschlägigen Literatur darüber, in welchen der zitierten Beispiele wirklich Imperativ vorliegt und in welchen Konjunktiv, gehen auseinander.[29] Auf diese Frage wird hier nicht näher eingegangen. Unter unserem Aspekt sind vielmehr folgende imperativische Verwendungen in nicht eingebetteten Sätzen interessant:

(6) *Guruljon már be a labda a kapuba!* ('Der Ball rollt ins Tor hinein + Imp.')[30]
Menjünk tovább! ('Gehen wir weiter!')
Menjenek már el ezek az emberek! ('Diese Leute gehen schon weg + Imp.')[31]
Csak el ne felejtsem! ('Dass ich das nur nicht vergesse!')

In den Beispielen unter (6) wird der Wille, der Wunsch des Sprechers ausgedrückt, also die propositionale Grundeinstellung, die mit der auffordernden Illokution notwendigerweise verbunden ist. Somit können m.E. diese Beispiele als Aufforderungen im weiteren Sinne verstanden werden, auch wenn der Vollzieher der erwünschten Handlung nicht der Kommunikationspartner ist. Das vollständige Personalsystem im imperativischen Paradigma erlaubt dem ungarischen Sprecher, seinen Willen, seinen Wunsch in Bezug auf den Vollzug einer Tätigkeit auch in dem Fall mit einem Imperativsatz auszudrücken, wenn der potentielle Handelnde nicht der Kommunikationspartner ist. Sogar an sich selbst gerichtete Aufforderungen sind auf diese Weise möglich:

(7) *Na, figyeljek már jobban oda!* (Etwa: 'Na, ich sollte doch schon besser aufpassen!')[32]

Searle (1979/1982) meint, illokutive Grundtypen lassen sich nicht nur durch die illokutionäre Absicht des Sprechers, sondern auch durch die damit verbundene propositionale Gurndeinstellung definieren. Im Falle der direktiven Sprechakte bestehe die Sprecherabsicht darin, den Hörer zu einer Handlung zu veranlassen, die

---

[29] Die älteren ungarischen Grammatiken sowie die meisten Schulgrammatiken schließen die Existenz des Konjunktivs im Ungarischen aus. Auch in der auf generative Grundlagen aufgebauten neuen ungarischen Grammatik (É.Kiss/Kiefer/Siptár 1998: 217 ff.) wird kein Konjunktiv im Ungarischen postuliert. Viele Autoren gehen jedoch davon aus, dass besonders in den Nebensätzen, in denen keine Aufforderung zum Ausdruck gebracht wird, liegt ein Konjunktiv vor, trotz formaler Übereinstimmung mit den Imperativformen. Zu dieser Problematik vgl. Hegedűs (2000).

[30] Wenn ein Fussballfan in voller Aufregung vor dem Fernseher seinen Wunsch ausdrückt.

[31] Jemand äußert z.B. vor einer dritten Person den Wunsch, dass die lästigen Gäste weggehen.

[32] Besonders häufig sind Imperativformen in der 1. Pers. Sing. mit der Partikel hadd: Hadd lássam! ('Lass mich sehen').

propositionale Grundeinstellung sei „Wollen" bzw. „Wünschen". Es scheint der Fall zu sein, dass sich der ungarische Imperativsatz nicht nur zum Ausdruck der illokutionären Absicht spezialisiert hat, sondern auch zum Ausdruck der propositionalen Grundeinstellung. Wenn der ungarische Sprecher seinen Willen/Wunsch in Bezug auf den Vollzug einer Handlung ausdrücken möchte, kann er einen Imperativsatz wählen, unabhängig davon, ob die Aufforderung an den Kommunikationspartner gerichtet ist oder nicht. Die Aufforderungen im engeren Sinne, also diejenigen, die an den bzw. an die Partner gerichtet sind, stellen natürlich auch in der ungarischen Kommunikation den Standardfall dar. Dies lässt sich auch im Imperativparadigma sehen. Im ungarischen Indikativparadigma ist die 3. Pers. Sing. morphologisch unmarkiert, d.h. sie steht ohne Personalendung. Im Imperativparadigma ist dies die 2. Pers. Sing.

Auch das Deutsche verfügt über sprachliche Formen, die Aufforderungen im weiteren Sinne, also nicht an den Partner gerichtete Ausdrücke des Willens des Sprechers in Bezug auf eine zu vollziehende Handlung realisieren können. *Lassen*, das in den folgenden Beispielen formal im Imperativ steht, drückt nicht aus, dass der Partner die in der Proposition ausgedrückte Handlung veranlassen soll:

(8) *Lass mal sehen, wie das Gerät funktioniert!* ('Ich will sehen...')
Lass die Leute gehen! ('Ich will, dass die Leute gehen')
Lasset uns beten! (Kirchensprache: 'Beten wir!')

Ein besonderer Fall ist es, wenn eine Gruppe aufgefordert wird, und zwar so, dass der Sprecher sich mit dieser Gruppe identifiziert bzw. sich selbst als Mitglied dieser Gruppe darstellt. Dazu dient in beiden Sprachen der Imperativ in der 1. Pers. Plural. Ich bin also der Meinung, es gibt keinen Grund, die folgenden Formen aus dem Imperativparadigma auszuschließen:

(9) dt. *Gehen wir!*
ung. *Menjünk!*

Zusammengefasst: Der Imperativsatz stellt einen grammatikalisierten Satztyp dar, dessen spezifische Aufgabe es ist, den direktiven Illokutionstyp auszudrücken. Direktive Illokution weist aber mindestens zwei Seiten auf: Die illokutionäre Absicht des Sprechers, der einen Partnerbezug hat, sowie die propositionale Grundeinstellung ‚Wollen'. Im Standardfall wird der Partner aufgefordert. Das Imperativparadigma (und damit auch der Imperativsatz) im Deutschen hat sich auf diesen Fall spezialisiert, allerdings mit der Einschränkung, dass der Imperativsatz auch die Identifizierung des Sprechers mit der aufgeforderten Partnergruppe ausdrücken kann. Periphere Fälle der Aufforderung sind diejenigen, in denen der Sprecher seinen Willen in Bezug auf eine Handlung (ev. auf ein Geschehen) ausdrückt, die (das) nicht vom Partner, sondern vom Sprecher selbst oder von dritten

Personen oder durch unbestimmte Personen/Kräfte vollzogen bzw. bewirkt wird. Da im Ungarischen das Imperativparadigma ein vollständiges Personalsystem darstellt, können auch diese peripheren Fälle mit einem Imperativsatz realisiert werden. Im Deutschen gibt es für diese Fälle besondere Konstruktionen, von denen die Konstruktion mit *lassen* hervorzuheben ist. Daraus folgt m.E. auch, dass man im Gegensatz zu Rosengren (1993) nicht behaupten kann, dass der Imperativsatz eo ipso über keine Subjektposition verfügt. Dass im deutschen Imperativsatz das Subjekt in den meisten Fällen nicht realisiert wird, kann mit allgemeinen Ökonomietendenzen der Sprache erklärt werden: Im Standardfall ist es evident, dass es um den Partner bzw. um die Partner geht. Wenn aber die Subjektbenennung eine besondere Funktion hat (Hervorhebung, Kontrastierung, Unterscheidung der *wir*- bzw. *Sie*-Form), wird das Subjekt auch im Imperativsatz realisiert.

Besonderer Erklärung bedarf folgendes ungarisches Beispiel. Das Verb steht in der 1. Pers. Sing. Imp.:

(10) *Írjak még valamit?* ('Soll ich noch etwas schreiben?')

Nach der Terminologie von Altmann (1987: 48) liegt hier konkurrierende Markierung vor. Der Imperativ des Verbs definiert einen Imperativsatz, die interrogative Intonation einen Interrogativsatz. Die pragmatische Funktion einer solchen Äußerung besteht darin, eine Frage nach einer angenommenen potentiellen Aufforderung zu stellen.

(10') 'Willst du / Wollt ihr / Wollen Sie / Will jemand mich auffordern, noch etwas zu schreiben?'

Es liegt hier ein besonderer Übergangsfall zwischen dem Imperativsatz und dem Interrogativsatz vor, der noch weiterer eingehender Untersuchung bedarf. Ich glaube, dadurch wird man auch über das Verhältnis des Interrogativsatzes und des Imperativsatzes neue Erkenntnisse gewinnen können.

Des Weiteren ist es wohl bekannt, dass höfliche Aufforderungen sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen und in vielen anderen Sprachen mit Interrogativsätzen auszudrücken sind:

(11) dt. *Könnten Sie mir helfen?*
ung. *Tudna nekem segíteni?*

Diese Potenz bestimmter Interrogativsätze[33] scheint in beiden Sprachen in hohem Maße konventionalisiert zu sein und kann nicht einfach als situationsgebundene indirekte Verwendung betrachtet werden. Thornburg/Panther (1997) erklären sie mit metonymischer Bedeutungsübertragung. Bestimmte Interrogativsätze weisen auf die Voraussetzung der Aufforderung hin, die darin besteht, dass der Partner fähig sein soll, die ausgedrückte Handlung zu vollziehen. Eine Frage in Bezug auf die Voraussetzung der Aufforderung steht in pars-pro-toto-Beziehung zur ganzen Sprechhandlung. Interessant ist auch die Modalpartikeldistribution in diesen Sätzen. Die MP *mal* steht im Deutschen typischerweise nicht nur in Imperativsätzen, sondern auch in Interrogativsätzen, die Aufforderungen realisieren. Für Thurmair (1989: 42) ist das unterschiedliche Verhalten von *mal* und *denn* ein Dilemma. Ihre Frage ist, ob die Modalpartikeldistribution an Satztypen oder an Illokutionstypen gebunden ist. Sie entscheidet sich für die Gebundenheit an Satztypen und betrachtet *mal* als eine Ausnahme. Eine adäquate Erklärung für die unterschiedliche Distribution von *mal* und *denn* kann jedoch m.E. nur im Rahmen einer umfassenden Satzmodustheorie gegeben werden. Während Deklarativ- und Interrogativsatz eine komplementäre Beziehung haben, ist die Beziehung zwischen Interrogativsatz und Imperativsatz anders. Wenn ein Interrogativsatz kraft seiner Semantik durch metonymische Prozesse fähig ist, Aufforderungshandlungen auszudrücken, während Imperativsätze nur auf Aufforderungshandlungen spezifiziert sind, kann man von einer auffordernden Partikel erwarten, dass sie in beiden Satztypen auftreten kann, während eine fragende Partikel im Normalfall mit dem Imperativsatz nicht kompatibel ist. Das Auftreten einer auffordernden Partikel in einem Interrogativsatz kann aber durch verschiedene semantische und/oder pragmatische Faktoren blockiert werden. *Mal* ist eine auffordernde Partikel mit einer sehr allgemeinen Bedeutung.[34] Ruhig, dessen Bedeutung wesentlich spezifischer ist, kann in einem Interrogativsatz nicht mehr auftreten. Interessant ist auch die Distribution von ung. *csak*, das eine ähnliche Bedeutung wie dt. *mal* hat:

(12) *Gyere csak ide!* ≈ *Komm mal her!*
aber: **Ide tudnál csak jönni?*
Könntest du mal herkommen?

Im Gegensatz zu mal verfügt csak über eine zusätzliche Bedeutungskomponente. Es kann nur sozial niedriger stehenden Partnern gegenüber benutzt werden, die Aufforderungen mit csak haben einen gewissen belehrenden Charakter.[35] Ein Interrogativsatz als Aufforderung wirkt hingegen als höfliche Bitte, damit wird dem

[33] Es geht besonders um Sätze im Konjunktiv bzw. mit Modalverben.

[34] S. dazu auch Péteri (2002a: 110 f.).

[35] Vgl. Péteri (2002a: 216 ff.).

Partner die Möglichkeit gegeben, selbst zu entscheiden und auch ablehnend zu reagieren. Die Verwendung von *csak* in einem Interrogativsatz ist im Ungarischen wohl aus diesem Grund blockiert.

Die bisherigen Überlegungen über den deutschen und den ungarischen Imperativsatz haben eher hypothetischen Charakter. Umfassende type-token-Untersuchungen sind in beiden Sprachen nötig. Einiges ist jedoch auch auf Grund der bisherigen Untersuchungen sichtbar geworden. In Rosengren (1993) hat sich zwar das in Brandt u.a. (1992) entwickelte modular-kognitive Modell gut bewährt. Rosengren hat jedoch den Imperativsatz nur in verwandten Sprachen verglichen, wo es in dieser Hinsicht große Ähnlichkeiten und relativ wenig Unterschiede gibt. Ein Vergleich mit dem Ungarischen, einer genetisch nicht verwandten und auch typologisch sehr unterschiedlichen Sprache macht jedoch ein flexibleres Modell nötig. Neben den gravierenden Unterschieden, die in den von den beiden Sprachsystemen erlaubten potentiellen Möglichkeiten bestehen, gibt es auch Ähnlichkeiten, die tendenzieller Natur sind. Diese können in einem Modell, das keine scharfe Grenze zwischen Grammatik und Pragmatik und somit auch keine scharfe Grenze zwischen den einzelnen Satzmodi zieht, besser erklärt werden.

5. Das Problem des Exklamativsatzes

In der einschlägigen Fachliteratur besteht kein Konsens darüber, ob ein Exklamativsatzmodus vorhanden ist oder ob der Exklamativsatz nur eine emotional geladene Variante bestimmter Satzmodi, vor allem des Deklarativsatzes darstellt. Kiefer (2000: 332 f.) schreibt dem Exklamativsatz keinen modalen Grundwert zu, weil seine Modalität aus dem modalen Wert des Deklarativsatzes ableitbar sei: „A felkiáltó mondat lényegében érzelemmel színezett kijelentő mondat" [Der Ausrufesatz ist eigentlich ein Aussagesatz mit emotiver Färbung. A.P.] (Kiefer 2000: 333). Aus ähnlichen Gründen lehnt auch Rosengren (1992a) die Postulierung eines Exklamativsatzmodus ab. Demgegenüber unterscheidet Näf (1996) sieben, mit formalen Merkmalen abgrenzbare Strukturtypen, die auf Grund einer ausgedrückten Grundeinstellung unter dem Terminus ‚Exklamativsatz' subsumiert werden könnten. Die ausgedrückte Grundeinstellung sei „Mit Nachdruck sagen, daß/wie sehr etwas der Fall ist – gegen oder über die Erwartung hinaus" (Näf 1996: 137). Vgl. folgende Beispiele:

(13) *Der KaffEE ist vielleicht heiß!* (Verb-Zweit-Satz mit Exklamativakzent[36] und häufig mit aber/vielleicht)
Ist DAS vielleicht ein schönes Haus! (Verb-Erst-Satz mit Exklamativakzent, häufig mit aber/vielleicht)[37]
Wie interessant ist das / das ist, was du sagst! (Verb-Zweit- oder Verb-Letzt-Satz mit w-Element)[38]
Dass er so klug ist! (Nicht eingebetteter dass-Satz)

Im Ungarischen sind beim Exklamativsatz besonders lexikalische Merkmale von Belang: *w*-Elemente, steigernde Partikeln, Interjektionen. Auch die emotive Intonation unterscheidet sich von einer aussagenden und einer fragenden Intonation (vgl. Kugler 2000: 384). Ein Exklamativakzent lässt sich für das Ungarische jedoch nicht feststellen:

(14) *De szép az idő! / Milyen szép az idő!* ('Wie schön ist das Wetter!')
Jaj, de okos ez a gyerek! ('Ach, wie klug dieses Kind ist!')
Igazad van! ('Du hast wirklich recht!')

Beim jetzigen Stand unserer Forschung ist noch nicht ganz klar, ob wir einen Exklamativsatzmodus postulieren oder nicht. Vor allem fehlen noch eingehende kontrastive Korpusuntersuchungen. Diese Frage muss außerdem in einen größeren Kontext eingebettet werden: Der Exklamativsatz kann nicht ohne Berücksichtigung der sprachlichen Ausdrucksmittel der Emotion behandelt werden. Exklamation ist eine besondere Klasse der emotiven Äußerungen. Nach Fries (1988) liegt eine exklamative Äußerung dann vor, wenn a) eine affektiv-emotionale Haltung des Sprechers damit ausgedrückt wird oder b) der im geäußerten Satz denotierte Sachverhalt „als normabweichend und vom Sprecher als unerwartet gekennzeichnet ist" (Fries 1988: 4). In einem anderen Aufsatz stellt Fries (1996: 21 ff.) fest, dass mit sprachlichen (morphologischen, syntaktischen oder phonologisch-phonetischen) Strukturen nicht konkrete Gefühle ausgedrückt werden können, sondern die affektive Bewertung von Sachverhalten durch den Sprecher oder die affektive Erregung des Sprechers. Etwas vereinfacht heißt das, dass mit solchen Strukturen eigentlich das Vorhandensein einer emotionellen Färbung markiert wird. Um welche

---

[36] Zur ausführlichen Beschreibung des Exklamativakzentes vgl. Batliner (1988b), Oppenrieder (1987) und (1988).

[37] Rosengren (1992a: 271 ff.) schlägt vor, die Verb-Erst-Exklamativsätze mit und ohne *nicht* auseinanderzuhalten. Sie erkennt einen Exklamativsatzmodus nicht an, Erstere zählt sie zum Deklarativmodus, Letztere zum Interrogativmodus. Vgl. *Ist DAS nicht ein schönes Haus!* vs. *Ist DAS vielleicht ein schönes Haus!*

[38] Näf (1996) unterscheidet zwischen w-Exklamativsatzen mit *wie*, *was* und *was für ein*. Rosengren (1992a) hält in Exklamativsätzen alle *w*-Wörter für möglich.

eigentlich das Vorhandensein einer emotionellen Färbung markiert wird. Um welche Art von emotioneller Äußerung es sich handelt, stellt sich erst unter Berücksichtigung der ganzen Situation heraus. Wenn man dies bedenkt, spricht ein Argument doch dafür, dass man einen Exklamativsatzmodus postuliert: Sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen gibt es mehr oder weniger konventionalisierte Ausdrucksmittel für die Exklamation, eine besondere Art der emotiven Äußerungen, während die Subklassenspezifik anderer emotiver Äußerungen nicht mit konventionalisierten Ausdrucksmitteln ausgedrückt wird.[39] Zur Bestätigung dieser Hypothese müssen wir jedoch noch sehr viele empirische Untersuchungen durchführen.

6. Fazit

Es hat sich aus den bisherigen Überlegungen Folgendes herausgestellt: Es ist möglich, das Problem der Satzmodi auch in nicht-modularem Rahmen zu behandeln. Die scharfen Grenzen zwischen den einzelnen Satzmodi fallen jedoch in diesem Fall weg. Für Satzmodi gibt es sowohl syntaktische als auch prosodische Ausdrucksmittel. Diese stehen in verschiedenen (manchmal nur assoziativen) Verhältnissen zum gegebenen Satzmodus. Auch Partikeln können bei der Markierung der Satzmodi eine Rolle spielen. Da aber die Markierung nicht immer eindeutig und steril ist, kann die Identifikation der Satzmodi nicht von der pragmatischen Interpretation der Äußerung unabhängig gemacht werden. Deshalb kann man im zugrunde liegenden Modell auch keine scharfe Grenze zwischen Grammatik und Pragmatik ziehen. Als prototypische Fälle für einzelne Satzmodi gelten bestimmte konventionalisierte Bündel bzw. Kombinationen der satzmodusrelevanten Merkmale. Im Vergleich mit diesen idealtypischen Fällen kann es aber auch schwächere und stärkere Markierungen geben, die in der konkreten Situation besondere Interpretationen zulassen.

Der Satzmodus ist eine übereinzelsprachliche Kategorie. Die Existenz der einzelnen Satzmodi ist durch das menschliche Denken und durch die menschliche Kommunikation determiniert. Die konventionalisierten syntaktischen und/oder prosodischen Mittel, die in einer Einzelsprache Satzmodi ausdrücken können, weisen jedoch sowohl syntaktische als auch semantische Unterschiede auf. Wenn ein satzmodusrelevanter Inhalt in einer Sprache nicht mit einem konventionalisierten Satztyp ausgedrückt werden kann, kann er mit anderen sprachlichen Mitteln (lexikalisch, phraseologisch etc.) realisiert werden.

---

[39] Eine in dieser Hinsicht sehr wichtige und in der Fachliteratur bisher sehr wenig erforschte Frage besteht darin, ob andere Typen emotiver Äußerungen eventuell mit bestimmten konventionalisierten Tonmustern markiert werden können. Schwitalla (1997: 166 f.) meint, dass einige Gefühlsausdrücke, wie Freude, Ärger, Furcht etc. mit bestimmten Klangfarben charakterisiert werden können. Dieser Frage müsste auch kontrastiv nachgegangen werden.

Ein Vergleich des Deutschen und des Ungarischen ist in dieser Hinsicht sicherlich sehr fruchtbringend, da Deutsch und Ungarisch genetisch nicht verwandt sind und auch große typologische Unterschiede aufweisen. Die Untersuchungen müssen nicht nur in deutsch-ungarischer Relation weitergeführt, sondern möglicherweise auch auf andere Sprachen erweitert werden.

Literatur

Altmann, Hans 1987: Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer (Hg.), 22-56.

Altmann, Hans (Hg.) 1988: Intonationsforschungen. Tübingen.

Altmann, Hans 1993: Satzmodus. In: Jacobs, Joachim u.a. (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York, 1006-1029.

Banczerowski, Janusz 1985: Néhány megjegyzés a nyelvi közlés elemzéséhez. In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok XVI, 65-86.

Batliner, Anton 1988a: Modus und Fokus als Dimensionen einer nonmetrischen multidimensionalen Skalierung. In: Altmann (Hg.), 223-241.

Batliner, Anton 1988b: Der Exklamativ: Mehr als Aussage oder doch nur mehr oder weniger Aussage? Experimente zur Höhe und Position des F0-Gipfels. In: Altmann (Hg.), 243-272.

Brandt, Margareta u.a. 1992: Satztyp, Satzmodus und Illokution. In: Rosengren (Hg.), 1-90.

Bierwisch, Manfred 1988: Cognitive Linguistics: Framework and Topics. A Series of Seminars. Ms. Berlin.

Donhauser, Karin 1986: Der Imperativ im Deutschen. Hamburg.

Donhauser, Karin 1987: Verbaler Modus oder Satztyp? Zur grammatischen Einordnung des deutschen Imperativs. In: Meibauer (Hg.), 57-74.

É. Kiss, Katalin 1992: Az egyszerű mondat szerkezete. In: Kiefer, Ferenc (Hg.): Strukturális magyar nyelvtan. Budapest, 79-178.

É. Kiss, Katalin/ Kiefer, Ferenc/ Siptár, Péter 1998: Új magyar nyelvtan. Budapest.

Fries, Norbert 1988: Ist *Pragmatik schwer!* – Über sogenannte „Exklamativsätze" im Deutschen. In: S&P 3, 1-18.

Fries, Norbert 1996: Grammatik und Emotionen. In: S&P 38, 1-39.

Hegedűs, Rita 2000: Hilfe oder Hindernis – Welche Rolle spielt die Vermittlung der ungarischen Grammatik im DaF-Unterricht? Bisher unveröffentlichter Vortrag an der Konferenz „Lehrerausbildung und Wissenschaft" an der Pädagogischen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität Budapest am 1. 9. 2000. Veröffentlichung erfolgt demnächst.

Hetland, Jorunn/ Molnár, Valéria 1995: Zur Funktion der Prosodie in Fragen. Eine kritische Diskussion mit Ausgangspunkt in Margret Seltings Aufsatz „Phonologie der Intonation" (1993). In: Önnerfors, Olaf (Hg.): Festvorträge anläßlich des 60. Geburtstages von Inger Rosengren. Lund. [S&P Sonderheft]. 3-46.

Juhász, János (Hg.) 1980: Kontrastive Studien Ungarisch–Deutsch. Budapest.
Kassai, Ilona 1994: Nyelvi norma és nyelvhasználat viszonyáról az *-e* kérdőszó mondatbeli helye(i) kapcsán. In: Magyar Nyelv 90/1, 42-48.
Katz, Jerrold Jacob/ Postal, Paul M. 1964: An integrated theory of linguistic descriptions. Cambridge.
Keszler, Borbála (Hg.) 2000: Magyar Grammatika. Budapest.
Kiefer, Ferenc 2000: Jelentéselmélet. Budapest.
Kugler, Nóra 2000a: A mondatfajták. In: Keszler (Hg.), 379-386.
Lang, Ewald/ Pasch, Renate 1988: Grammatische und kommunikative Aspekte des Satzmodus. Ein Projektentwurf. In: Lang, E. (Hg.): Studien zum Satzmodus I. Berlin. [Ling. Studien Reihe A. 177.] 1-24.
Liedtke, Frank 1993: Imperativsatz, Adressatenbezug und Sprechaktdeixis. In: Rosengren (Hg.), 49-78.
Meibauer, Jörg 1987: Probleme einer Theorie des Satzmodus. In: ders. (Hg.), 1-21.
Meibauer, Jörg (Hg.) 1987: Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen.
Molnár, Valéria 1991: Das Topik im Deutschen und im Ungarischen. Stockholm.
Näf, Anton 1996: Die *w*-Exklamativsätze im Deutschen. In: ZGL 24, 135-152.
Oppenrieder, Wilhelm 1987: Aussagesätze im Deutschen. In Meibauer (Hg.), 161-189.
Oppenrieder, Wilhelm 1988: Intonatorische Kennzeichnung von Satzmodi. In: Altmann (Hg.), 169-205.
Önnerfors, Olaf 1993: Über narrative Verb-erst-Deklarativsätze im Deutschen. Lund. [S&P. Sprache und Pragmatik. Arbeitsberichte. Heft 31.]
Palmer, Frank Robert 1997: Grammar and meaning. Cambridge.
Péteri, Attila 2002a: Abtönungspartikeln im deutsch-ungarischen Sprachvergleich. Budapest. [Asteriskos 5., Zugleich auch PhD.-Dissertation: Eötvös-Loránd-Universität Budapest, 1999.]
Péteri, Attila 2002b: Theoretische Überlegungen zu einer kontrastiven Satzmodusforschung – Am Beispiel der deutschen und ungarischen Interrogativsätze. In: Erb, Maria u.a. (Hgg.), „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest.
Reis, Marga 1992: Zur Grammatik und Pragmatik von Echo-w-Fragen. In: Rosengren (Hg.), 213-261.
Reis, Marga /Rosengren, Inger (Hgg.) 1991: Fragesätze und Fragen. Tübingen.
Rosengren, Inger 1988: Die Beziehung zwischen Satztyp und Illokutionstyp aus einer modularen Sicht. Lund. [S&P 6.]
Rosengren, Inger 1992a: Zur Grammatik und Pragmatik der Exklamation. In. ders. (Hg.), 263-306.
Rosengren, Inger 1992b: Zur Grammatik und Pragmatik des Imperativsatzes. Mit einem Anhang: Zum sogenannten Wunschsatz. Lund. [S&P 28.]
Rosengren, Inger 1993: Imperativsatz und Wunschsatz - zu ihrer Grammatik und Pragmatik. In: ders. (Hg.), 1-47.
Rosengren, Inger (Hg.) 1992: Satz und Illokution. Bd. 1. Tübingen.

Rosengren, Inger (Hg.) 1993: Satz und Illokution. Bd. 2. Tübingen.

Searle, John R. 1979: Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts. Cambridge. dt.: 1982: Ausdruck und Bedeutung. Frankfurt/M.

Selting, Margret 1995: Prosodie im Gespräch. Aspekte einer interaktionalen Phonologie der Konversation. Tübingen.

S&P. Sprache und Pragmatik. Arbeitsberichte. Lund, 1988 ff.

Thornburg, Linda /Panther, Klaus 1997: Speech Act Metonymies. In: Liebert, Wolf-Andreas u.a. (Hg.), Discourse and Perspective in Cognitive Linguistics. Amsterdam/Philadelphia, 205-219.

Thurmair, Maria 1989: Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen.

Varga, László 1993: A magyar beszéddallamok fonológiai, szemantikai és szintaktikai vonatkozásai. Budapest.

Varga, László 1998: Dallamelemek és szótagok asszociációja a magyar hanglejtés autoszegmentális tárgyalásában. In: Péter, Mihály (Hg.): Általános Nyelvészeti Tanulmányok XIX:, Újabb irányzatok a fonológiában. Budapest, 257-272.

Weinrich, Harald 1993: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim u.a.

Winkler, Edeltraud 1989: Der Satzmodus >Imperativsatz< im Deutschen und im Finnischen. Tübingen.

Wunderlich, Dieter 1984: Was sind Aufforderungssätze? In: Stickel, Gerhard (Hg.): Pragmatik in der Grammatik. Düsseldorf, 92-117.

Wunderlich, Dieter 1988: Der Ton macht die Melodie. In: Altmann (Hg.), 1-40.

Katalin Fenyvesi-Jobbágy (Budapest)

Kommen und gehen kontrastiv

Unterschiede in der Verwendung zweier zentraler Bewegungsverben im Deutschen, Dänischen und Ungarischen

1 Einführung

Die deiktischen Bewegungsverben *kommen* und *gehen* bzw. ihre Entsprechungen in anderen Sprachen sind ein beliebtes Untersuchungsfeld. Grund hierfür ist wohl, dass sie in hohem Grade polysem sind und sehr oft metaphorisch verwendet werden.

Ihre Bedeutungen werden einerseits analysiert, um das Phänomen der Deixis – innerhalb einer Sprache oder kontrastiv – zu exemplifizieren, wie z.B. Fillmore (1997) die verschiedenen deiktischen Verwendungen der englischen Verben *come* und *go* beschreibt. Gathercole (1977; 1978) beschränkt sich in seiner kontrastiv-typologischen Studie ebenfalls auf die Beschreibung der deiktischen Verwendungen. Bátori (1982) beschreibt in seinem Aufsatz über ungarische Verbdeixis einige Unterschiede zwischen der deiktischen Verwendung von ung. *jön* und *megy*, eng. *come* und *go* und dt. *kommen* und *gehen*. Rauh (1981) untersucht in ihrer kontrastiven Studie Minimalpaare, in denen *kommen* und *gehen* bzw. *come* und *go* in genau der gleichen Umgebung verwendet werden. Unter ihren Beispielen finden sich sowohl deiktische als auch nichtdeiktische Verwendungen der Verben. Sie teilt sie jedoch nicht in unterschiedliche Klassen ein, sondern betrachtet sie als verschiedene Stufen einer kontinuierlichen Skala.

Andererseits wird das Verbpaar unter dem Aspekt der Metaphorisierung untersucht. Di Meola (1994) gibt eine umfassende Analyse der Polysemie der deutschen Verben *kommen* und *gehen*. Er behandelt sowohl konkrete als auch metaphorische Verwendungsweisen. Radden (1995) beschreibt die deiktischen Verwendungen der englischen Verben *come* and *go* in einem kognitiven Rahmen. Er erläutert die Zusammenhänge zwischen den nichtmetaphorischen und metapho-rischen bzw. idiomatischen Verwendungen der Verben mit Hilfe von schematischen Abbildungen (‚image schemata') (s. Lakoff (1990)).

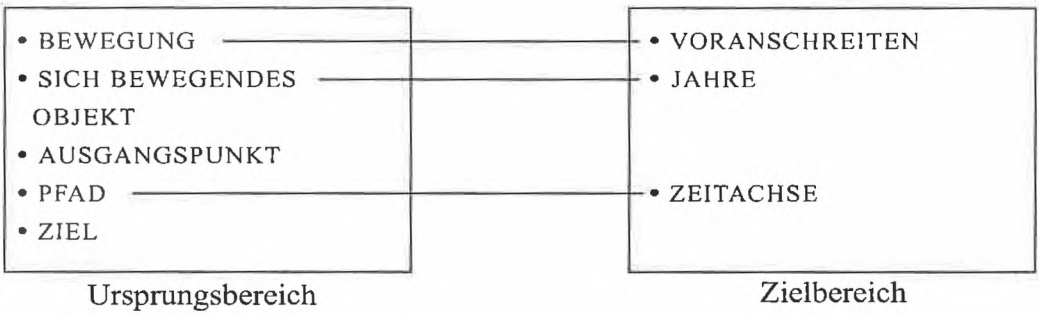
Ziel dieses Aufsatzes ist es, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der deiktischen und nichtdeiktischen Verwendungen der Verben *kommen* und *gehen* und ihrer dänischen und ungarischen (partiellen) Äquivalente *komme* und *gå* bzw. jön und megy zu beschreiben. Aus Platzgründen werden hier nur solche nichtmetaphorischen Verwendungen analysiert, bei denen das sich bewegende Objekt

jeweils human ist.[1] Mit Hilfe dieser Beschreibung lässt sich die Annahme überprüfen, wonach die deiktischen Verwendungen in verschiedenen Sprachen meist übereinstimmen, während die nichtdeiktischen oft nicht übereinstimmen (Di Meola 1994: 47).

Der Terminus ‚metaphorisch' wird hier im Sinne der kognitiven Linguistik verstanden. In der Metapherdefinition der kognitiven Linguistik ist der Begriff der ‚konzeptuellen Domänen' grundlegend. Kövecses (2002:4) definiert die konzeptuelle Domäne als „any coherent knowledge about journeys (or a certain topic – meine Hinzufügung; K. F.-J.) that we rely on in understanding life". Die Verwendung einer lexikalischen Einheit wird als metaphorisch angesehen, wenn zwei kognitive Bereiche involviert sind, ein meistens konkreter ‚Ursprungsbereich' (‚source domain'), dessen konzeptuelle Struktur auf den meistens abstrakten ‚Zielbereich' (‚target domain') übertragen wird. Hinsichtlich der Bewegungsverben bedeutet das Folgendes: Wenn keine Bewegung im physischen Sinne vor sich geht, sondern die Bewegung metaphorisch interpretiert wird, handelt es sich um eine metaphorische Verwendung, so z.B. in dem Satz

(1) Schwere Jahre *kamen*.

wo der Ursprungsbereich das konkrete Bewegungsszenario und der Zielbereich die Zeit und den abstrakten Prozess des Voranschreitens der Zeit enthält. Die Zeiteinheit der Jahre wird in der metaphorischen Übertragung als ein sich bewegendes Objekt interpretiert. Die Projizierungen (‚mappings') zwischen dem Ursprungsbereich und dem Zielbereich können durch die folgende Abbildung veranschaulicht werden:



[1] Es gibt Verwendungen von dän. *komme*, z.B. *der kommer snaps på bordet* 'es kommt Schnaps auf den Tisch' oder transitive Verwendungen, wie h*an kommer snaps på bordet* 'er stellt Schnaps auf den Tisch', die als metonymisch d.h. nichtmetaphorisch interpretiert werden können, hier aber aus Platzgründen nicht behandelt werden.

Die nichtmetaphorischen Verwendungen der lexikalischen Einheiten können noch in wortwörtliche und metonymische Verwendungen aufgeteilt werden; da das aber nicht unmittelbar zum Thema des Aufsatzes gehört, soll die Abgrenzung der wortwörtlichen und metonymischen Verwendungen hier nicht näher behandelt werden. Zur Aufteilung des Kontinuums Wortwörtlichkeit-Metonymie-Metapher siehe Radden (2002).

DerF Terminus ‚deiktische Verwendung' wird in diesem Beitrag in folgender Bedeutung gebraucht: Es handelt sich um eine deiktische Verwendung eines Bewegungsverbs, wenn die Bewegung in Bezug auf einen deiktischen Bezugspunkt interpretiert wird. Der deiktische Bezugspunkt kann nur aus dem Sprechkontext ermittelt werden. Hinsichtlich der Frage, ob die Verben *kommen* und *gehen* und ihre Entsprechungen in anderen Sprachen deiktische Komponenten haben, gehen die Meinungen der Linguisten auseinander. Lyons (1995: 303) schreibt:

> [...] ‚indexicality' and ‚deixis' are commonly employed nowadays to cover a far wider range of phenomena, including demostrative adverbs (‚here', ‚there'), the grammatical category of tense, and such lexical differences as are exemplified in English by the verbs ‚come' versus ‚go' or ‚bring' versus ‚take'.

Nach Canisius (1993) jedoch liegt bei oppositiver Verwendung von *kommen* und *gehen* keine Deixis vor. Laut Kiefer (2000: 51 f.) haben die ungarischen Verben *jön* 'kommen' und *megy* 'gehen' – sowie *marad* 'bleiben', *visz* 'nehmen' und *hoz* 'bringen' – eine deiktische Komponente. Im vorliegenden Aufsatz wird versucht, das Verbpaar *kommen* und *gehen* im Deutschen bzw. ihre Äquivalente im Dänischen und Ungarischen im Sinne letzterer Auffassung darzulegen.

Kontrastive Untersuchungen werden im Allgemeinen dadurch erschwert, dass dabei sehr viele Faktoren zu berücksichtigen sind. Wenn man in allen untersuchten Sprachen nur authetische Belege untersuchen will, ist es schwierig, in jeder Hinsicht gut vergleichbare Sätze zu finden. Geht man aber von den Beispielen in einer der verglichenen Sprachen aus und übersetzt diese in die anderen Sprachen, so ist man der Gefahr der Interferenz ausgesetzt. Trotz dieser Gefahr wurde hier die zweite Methode gewählt: Die deutschen Beispiele Di Meolas, die aus deutschen Korpora stammen, z.B. aus den „Handbuchkorpora" 1986-1987 des Mannheimer *Instituts für Deutsche Sprache* (Di Meola 1994 : 3), wurden ins Ungarische und ins Dänische übersetzt und von Muttersprachlern überprüft. Außerdem wurden der dänische Korpus der *Syddansk Universitet* und der ungarische Korpus des Sprachwissenschaftlichen Instituts der *Ungarischen Akademie der Wissenschaften* nach einschlägigen Beispielen durchgesehen, um eventuell vom Deutschen abweichende Verwendungen der Verben zu finden. In Punkt 1.3 und 3.5 wurden solche dänischen Beispiele herangezogen und in die anderen zwei Sprachen übersetzt.

Als Grundlage für die Beschreibung des Bewegungsszenarios diente Talmy (1985), der die folgenden Bestandteile der Bewegungshandlung beschreibt: SOURCE = ‚der Ausgangspunkt der Bewegung', PATH=‚der zurückgelegte Weg', GOAL= ‚das Ziel der Bewegung', TRAJEKTOR=‚das sich bewegende Objekt' (in unserem Fall geht es nur um „menschliche Bewegungsobjekte") und LANDMARK=‚der Hintergrund der Bewegung'. Die Termini ‚Sprechzeit' (‚coding time') und ‚Referenzzeit' (‚reference time') wurden im Sinne von Fillmore (1997) verwendet und sind nicht identisch mit den Termini von Reichenbach (1947). Bei Fillmore steht ‚coding time' für die Zeitspanne, in der die Äußerung geäußert wurde, und ‚reference time' für die Zeitspanne, auf die sich die Äußerung bezieht.

2 Die deiktischen Verwendungen der drei Verbpaare

Als Erstes sollen die deiktischen Verwendungen der Verben untersucht werden, da diese bei Di Meola (1994) als grundlegend gegenüber den nichtdeiktischen angesehen werden.

Er arbeitet mit den folgenden drei Parametern : [+/-EGO], [+/-HIC] und [+/- NUNC]. EGO gibt an, ob der Sprecher der deiktische Bezugspunkt seiner Äußerung ist oder nicht.[2] HIC gibt an, ob sich der deiktische Bezugspunkt am Sprechort befindet (+) oder nicht (-). NUNC gibt an, ob die Sprechzeit mit der Referenzzeit übereinstimmt.

Demnach ist z.B. bei [+EGO], [+HIC], [+NUNC] der deiktische Bezugspunkt mit dem Ort des Sprechers zur Sprechzeit identisch, bei [+EGO], [+HIC], [-NUNC] ist der Bezugspunkt mit dem Sprechort identisch, aber nicht mit dem Sprechzeitpunkt. Wenn die beiden ersten Faktoren (EGO und HIC) nicht den gleichen Wert haben – ‚nicht ich, aber hier', oder ‚ich, aber nicht hier', dann nimmt NUNC notwendigerweise einen negativen Wert an, das heißt, folgende zwei Kombinationen sind per definitionem ausgeschlossen: [+EGO], [-HIC], [+NUNC] ‚ich, nicht hier, aber jetzt' und [-EGO], [+HIC], [+NUNC] ‚nicht ich, aber hier und jetzt'.

Es gibt noch weitere mögliche Faktoren, die von diesen drei Merkmalen nicht ausgedrückt werden. [-NUNC] kann im Vergleich mit der Sprechzeit z.B. entweder Vergangenheit oder Zukunft meinen; die Kombination [-EGO],[-HIC] kann auf mehrere verschiedene Bezugspunkte hindeuten wie z.B. auf den Ort einer dritten

---

[2] Die deutsche Entsprechung von engl. ‚utterer' sollte eigentlich ‚der sich Äußernde' heißen, da es sich auch um schriftliche Kommunikation handeln kann. Einfachheitshalber wurde hier aber immer der Ausdruck ‚Sprecher' verwendet. ‚Sprechort' und ‚Sprechzeit' sollen ebenfalls im weiteren Sinne, als ‚Ort der Äußerung' bzw. ‚Zeit der Äußerung' verstanden werden.

Person, die Heimbasis[3] des Sprechers, den Blickpunkt eines Erzählers bzw. kann im Falle von indirekter Rede ebenfalls vorliegen. Auch die Person des Trajectors kann eine modifizierende Rolle spielen. Diese und möglicherweise andere Faktoren müssen außer den drei Merkmalen in Betracht gezogen werden, falls sie sich in einer der untersuchten Sprachen als distinktiv erweisen.

2.1 Die neutrale Verwendung

Bei der deiktischen Verwendung der Verben gibt es immer einen Bezugspunkt, von dem die Bewegung ausgeht oder in dessen Richtung sich der Trajector bewegt. In der konkretesten – neutralen – deiktischen Verwendungsweise von *gehen* bewegt sich der Trajector zur Sprechzeit vom Sprecher weg, das heißt, der Bezugspunkt ist der Sprechort zur Sprechzeit – in Situationen, wo sich Sprecher und Hörer zur Sprechzeit am gleichen Ort befinden – z.B. (3), (4) und (7). *Kommen* hingegen bezeichnet die Bewegung des Trajectors zur Sprechzeit auf den Sprecher zu, der Bezugspunkt ist hier ebenfalls der Sprechort zur Sprechzeit, z.B. (2), (5) und (6) – wenn sich Sprecher und Hörer zur Sprechzeit am gleichen Ort befinden. In beiden Fällen ist die Sprechzeit mit der Referenzzeit und der Sprecherstandort mit dem beschriebenen Standort identisch: [+EGO], [+HIC], [+NUNC]. Dies gilt z.B. für (2) und (3), wo der Trajector mit dem Sprecher selbst identisch ist:[4]

(2dt) Ich bin *gekommen*, um das bestellte Buch abzuholen.
(3dt) Jetzt muss ich wirklich *gehen*.
(2dän) Jeg er *kommet* for at hente den bestilte bog.
(3dän) Nu skal jeg virkelig *gå*.
(2ung) Azért *jöttem*, hogy elvigyem a megrendelt könyvet.
(3ung) Most már tényleg *mennem* kell.

Die obigen Charakteristika gelten ebenfalls für (4) und (5), mit dem Unterschied, dass hier der Trajector mit dem Hörer identisch ist:

(4dt) *Geh*!
(5dt) *Komm* wieder.

---

[3] Der deutsche Terminus ‚Heimbasis' für englisch ‚homebase' wurde von Di Meola (1994: 33-34) geprägt und bedeutet 'das Zuhause des Sprechers oder eventuell einen Ort, mit dem er sich identifiziert'.

[4] Die Beispielsätze sind nummeriert und mit einer Sprachbezeichnung versehen: dt=deutsch, dän=dänisch, ung=ungarisch. Die mit der gleichen Nummer, aber verschiedener Sprachbezeichnung versehenen Sätze sind jeweils Übersetzungsäquivalente.

(4dän) *Gå*!
(5dän) *Komm* tilbage!
(4ung) *Menj* el!
(5ung) *Gyere* vissza![5]

In (6) und (7) ist der Trajector eine dritte Person, die an der Kommunikation nicht teilnimmt:

(6dt) Sieh mal, da *kommt* mein Bruder!
(7dt) Jetzt *geht* er wieder.
(6dän) Se, der *kommer* min bror!
(7dän) Nu *går* han igen.
(6ung) Nézd, ott *jön* a bátyám!
(7ung) Most meg el*megy*/?*megy*.[6]

In dieser neutralen Verwendung entsprechen den deutschen Verben *kommen* und *gehen* die dänischen Verben *komme* und *gå*. Im Ungarischen wird *jön* auf die gleiche Weise verwendet, aber *megy* kann in diesem Kontext nur mit dem Präfix *el-* zusammen gebraucht werden, wahrscheinlich, weil hier das Sich-Entfernen von einer SOURCE betont wird; *megy* an sich würde hier nur ausdrücken, dass sich der Trajector gehend vorwärtsbewegt.

2.2 Identifikation mit dem Ort, an dem sich der Sprecher zur Referenzzeit befindet

Eine mögliche Verschiebung des Bezugspunktes ist, dass der Sprecher sich mit dem Ort identifiziert, an dem er sich zur Referenzzeit eingefunden hat (oder einfinden wird). Die Referenzzeit ist hier also nicht mehr mit der Sprechzeit identisch, sondern liegt entweder davor oder danach. In diesem Fall bezeichnet *kommen* eine Bewegung zum Aufenthaltsort des Sprechers zur Referenzzeit [+EGO], [-NUNC] und *gehen* eine Bewegung vom gleichen Ort fort, der mit dem Ort des Sprechers zur Sprechzeit identisch sein kann [+HIC] (8) oder auch nicht [-HIC] (9):

(8dt) Ich war gestern [hier] in der Mensa, und plötzlich *kam* mein Bruder. Kurze Zeit später *ging* er wieder.

---

[5] Die Form *gyere* ist eine Suppletivform von *jön*.

[6] Das Fragezeichen signalisiert, dass der Gebrauch des jeweiligen Wortes im untersuchten Kontext fragwürdig bzw. unsicher ist – abgesehen davon, dass es in einem anderen Kontext eventuell möglich wäre. Ein Sternchen dagegen weist darauf hin, dass der jeweilige Wortgebrauch im jeweiligen Kontext nicht möglich ist.

(9dt) Ich war gestern [dort] in der Bibliothek und plötzlich *kam* mein Bruder. Kurze Zeit später *ging* er wieder.

(8dän) Jeg var [her] i kantinen i gar, og lige pludselig *kom* min bror. Lidt senere *gik* han igen.

(9dän) Jeg var [der] pa biblioteket i gar og pludselig *kom* min bror. Lidt se nere *gik* han igen.

(8ung) Tegnap [itt] voltam a menzán, amikor (ide)*jött* a bátyám. Rövid idővel azután el*ment*/**ment*.

(9ung) Tegnap [ott] voltam a könyvtárban, amikor oda*jött* a bátyám. Rövid idővel azután el*ment*/**ment*.

Abgesehen von den ungarischen Verbpräfixen ist die Verwendungsweise der drei Verbpaare auch in diesen Fällen identisch. In (8ung) ist *ide*-'hierher' nicht obligatorisch, weil Sprechort und Referenzort identisch sind. In (9ung) hingegen ist *oda*-'dorthin' obligatorisch, weil Sprechort und Referenzort nicht übereinstimmen.

Innerhalb dieses Punktes gibt es einen Spezialfall, wo der deiktische Bezugspunkt der Ort des Sprechers zur Referenzzeit ist, aber er sich zur Referenzzeit auch selber bewegt. Der (andere) Trajector bewegt sich zusammen mit dem Sprecher (10):

(10dt) *Kommst* du mit?
(10dän) **Kommer* du med? / Vil du med? / Tager du med?
(10ung) *Jössz* velem/velünk? (Sg./Pl.)

Im Dänischen ist *komme* in diesem Fall nicht möglich. Entweder wird das Modalverb *ville* 'wollen' ohne Bewegungsverb verwendet, oder das Verb *tage*, das in der Kombination mit der Präposition *med* soviel wie 'mitfahren, mitgehen/-kommen' bedeutet. Die Entsprechung dieses Beispiels mit *gehen* steht unter 2.3.

2.3 Identifikation mit dem Ort, an dem sich eine dritte Person befindet

Eine weitere Möglichkeit der Verschiebung des Bezugspunktes ist, dass der Sprecher sich mit dem Ort einer dritten Person identifiziert [-EGO]. Di Meola führt zwei Möglichkeiten an: Die dritte Person befand sich zur Referenzzeit [-NUNC] am Sprechort [+HIC][7] (11) oder befindet sich zur Sprechzeit [+NUNC] an einem anderen Ort (Referenzort) [-HIC] (12):

(11dt) Karl war gestern [hier] in der Mensa und plötzlich *kam* sein Bruder.
(11dän) Karl var [her] i kantinen i gar og pludselig *kom* hans bror.
(11ung) Karl tegnap [itt] volt a menzán, amikor (ide)*jött* a bátyja.

[7]In diesem Fall ist es eher wahrscheinlich, dass sich der Sprecher nicht mit Karls Ort identifiziert, da der zur Referenzzeit mit dem Ort des Sprechers zur Sprechzeit identisch ist. Das beweist auch die Verwendbarkeit von ung. *jön*.

(12dt) Karl ist jetzt schon den ganzen Morgen in der Bibliothek, sein Bruder muss jetzt dorthin *kommen*.
(12dän) Karl har varet pa biblioteket hele formiddagen, hans bror skulle *komme* [derhen] lige nu.
(12ung) Karl már reggel óta a könyvtárban van, a bátyja oda kell hogy *menjen* (**jöjjön*) hozzá.

Es gibt aber auch noch die dritte Möglichkeit [-NUNC], [-HIC], bei der sich die dritte Person zu einem früheren Zeitpunkt an einem anderen Ort befand:

(12dt') Karl war gestern den ganzen Tag im Büro, sein Bruder *kam* um 16 Uhr [dorthin].
(12dän') Karl var pa kontoret hele dagen i gar, hans bror *kom* [derhen] kl. 16.
(12ung') Karl tegnap egész nap az irodában volt, a bátyja 16 órakor *ment/?jött* oda.[8]

Im Ungarischen ist es für den Sprecher beinahe unmöglich, sich mit der Perspektive einer dritten Person zu identifizieren, wenn er sich nicht am gleichen Ort befindet (12 und 12 ung'). Bezüglich der Präfixe sehen wir das gleiche wie in (9ung), dass nämlich *jön* nur zusammen mit dem Präfix *oda-* verwendet werden kann, wenn der Sprechort und der Referenzort nicht übereinstimmen.

Innerhalb dieses Punktes gibt es einen ähnlichen Spezialfall wie in 2.2. Der deiktische Bezugspunkt ist der Ort einer dritten Person (oder mehrerer dritter Personen), die sich zur Referenzzeit auch selber bewegt (bzw. selber bewegen) (13):

(13dän) **Går* du med? / Vil du med? / Tager du med?
(13dt) *Gehst* du mit?
(13ung) *Mész* vele/velük? (Sg./Pl.)

Im Dänischen ist *gå* in diesem Fall nicht möglich. Genau wie in 2.2 wird an Stelle von *gå* das Modalverb ville 'wollen' ohne Bewegungsverb verwendet, oder das Verb *tage* zusammen mit der Präposition *med* 'mitfahren, mitgehen/-kommen'.

2.4 Identifikation mit dem Hörer

Eine weitere Möglichkeit der Verschiebung des Bezugspunktes besteht darin, dass sich der Sprecher und der Hörer nicht am gleichen Ort befinden. Hier ist der Bezugspunkt der Ort des Hörers [-HIC] zur Referenzzeit [-NUNC], die sich mit der

[8] Das Verb *jön* wäre durchaus möglich, wenn der Sprecher sich zu Sprechzeit im Büro aufhalten würde. Wenn aber nicht, ist die Verwendung von *jön* beinahe unmöglich.

Sprechzeit überlappt (14-15) oder nach der Sprechzeit liegt (16-17). Diese Situation kommt typischerweise bei Telefongesprächen vor. Nehmen wir Di Meolas Beispiel, wo der Sprecher ein Geräusch im Telefon hört, als ob bei seinem Gesprächspartner jemand ins Haus gekommen wäre – das heißt, der Trajector ist eine dritte Person:

(14dt) Ist [bei dir] jemand ins Haus *gekommen*?
(15dt) Ist [bei dir] jemand aus dem Haus *gegangen*?
(14dän) *Kom* der nogen?
(15dän) Var der nogen der *gik* ud?
(14ung) *Jött* valaki [hozzád]?
(15ung) El*ment*/**ment* valaki [tőled]?

Was das ungarische Verbpräfix el- in (15ung) betrifft, wird hier auch, wie in (7ung), das Sich-Entfernen von einem bestimmten Ort betont, und deshalb ist die Präfigierung des Verbs obligatorisch.

Ist der Trajector der Sprecher selbst, identifiziert er sich im Deutschen und Dänischen ebenfalls mit dem Hörer, unabhängig davon, ob der Sprechort mit dem Referenzort übereinstimmt oder nicht. Der deutsche Satz ist eventuell auch mit *gehen* akzeptabel, er ist dann aber nicht so „höflich" und drückt im Vergleich zu *kommen* mehr eine Pflicht aus.

(16dt) Morgen *komme*/?*gehe* ich dich besuchen.
(16dän) I morgen *kommer*/??*går* jeg og besoger dig.

Im Ungarischen erfolgt die Identifikation nicht:

(16ung) Holnap *megyek*/?*jövök* és meglátogatlak.

Wenn die Referenzzeit eine zukünftige Zeitspanne ist, dann ist es eventuell auch für den ungarischen Sprecher möglich, sich mit dem Hörer zu identifizieren. Die neutrale (‚default' Lesart von (16ung') ist jedoch die, dass der Sprechort mit dem Referenzort identisch ist, d.h., wenn sich der Sprecher zur Sprechzeit gerade beim Hörer befindet und auch am nächsten Tag dorthin zurückkehren möchte. In diesem Fall identifiziert sich der Sprecher aber nicht mit dem Ort des Hörers, sondern der Bezugspunkt ist der Ort, wo er sich selbst befindet.

(16ung') Holnap *jövök* és meglátogatlak.

Der Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Dänischen auf der einen und dem Ungarischen auf der anderen Seite kann auch auf folgende Weise formuliert werden: In den zwei germanischen Sprachen ist es nicht möglich, durch die Verben *gehen* bzw. *gå* eine auf den Gesprächspartner gerichtete Bewegung zu beschreiben, während das im Ungarischen möglich ist – der Sprecher identifiziert sich dann nicht

mit dem Hörer, sondern spricht von dem Standpunkt des Trajectors oder von seinem eigenen Standpunkt aus.

Wenn z.B. der Sprecher mit der Person, die das Ziel der Bewegung ist und dringend Hilfe braucht, am Telefon spricht, dann kann er im Ungarischen wählen, ob er sich mit der Perspektive des Hörers oder mit der der sich bewegenden Person identifiziert:

(17ung) Ne izgulj, apa mindjárt *jön/megy*.
(17dt) Mach dir keine Sorgen, Vater *kommt/*geht* gleich.[9]
(17dän) Slap bare af, far *kommer/*går* snart.

Im Deutschen und Dänischen ist der Sprecher gezwungen, sich mit dem Hörer zu identifizieren. Im Ungarischen ist die Situation etwas komplizierter: Der Sprecher muss sich mit dem Hörer identifizieren (14ung), wenn sich der Trajector nicht aus der Richtung des Sprechers dem Hörer nähert. Er identifiziert sich meistens nicht mit dem Hörer, wenn er selbst der Trajector ist, d.h. wenn sich der Trajector aus der Richtung des Sprechers nähert (16ung) und er die freie Wahl hat, sich mit dem Hörer zu identifizieren, wenn es nicht sicher ist, ob sich der Trajector aus seiner Richtung oder aus einer dritten Richtung dem Hörer nähert. Es kann hier auch noch ein anderer Faktor entscheidend sein: Wenn der Hörer in Gefahr ist und der Sprecher besorgt um ihn ist, wählt er eher die Perspektive des Hörers, um seine Empathie auszudrücken.

2.5 Identifikation mit einer Heimbasis

Jemand, der in Budapest wohnt und sich zur Sprechzeit in Kopenhagen aufhält, könnte den folgenden Satz sagen:

(18dt) Peter ist letzte Woche nach Budapest *gekommen*, aber ich war schon hier in Kopenhagen.
(18dän) Peter *kom* til Budapest i sidste uge, men jeg var allerede her i København.
(18ung) Péter a múlt héten Budapestre *ment/*jött*, de én már itt voltam Koppenhágában.
(19dt) Er hat bei mir geschellt, und als keiner aufgemacht hat, ist er wieder *gegangen*.
(19dän) Han ringede pa, men da ingen abnede, *gik* han igen.
(19ung) Csengetett nálam, és amikor senki sem nyitott ajtót, el*ment/*ment*.

---

[9] *Gehen* wäre zwar möglich, aber *kommen* und *gehen* haben hier völlig verschiedene Bedeutungen, in der Hörerperspektive kann *gehen* nicht verwendet werden.

Die Referenzzeit ist hier nicht mit der Sprechzeit identisch [-NUNC], und der Bezugsort ist hier nicht der Ort des Sprechers [-HIC]. Trotzdem identifiziert sich der deutsche und dänische Sprecher mit dem Ort, wenn es eine sogenannte Heimbasis gibt, die die Rolle des Bezugspunktes spielen kann, obwohl sich der Sprecher weder zur Sprechzeit noch zur Referenzzeit dort aufhält. Das ist im Ungarischen mit *jön* nicht möglich (18ung). (19ung) zeigt, dass hier – wie in (7ung) und (15ung) – das Sich-Entfernen von einem Ort betont wird, deshalb kann im Ungarischen nur die präfigierte Version des Verbs stehen.

Di Meola führt Beispiele an, die zeigen, dass die Heimbasis nicht nur das tatsächliche Zuhause des Sprechers sein kann, sondern praktisch jeder beliebige Ort, an den er in irgendeiner Weise gebunden ist oder an dem er gewöhnlich aufzufinden ist, zum Beispiel sein Büro, wie in (20):

(20dt) Auch wenn ich morgen nicht im Büro bin, kannst du ruhig kommen und den Computer benutzen.
(20dän) Selv om jeg ikke er pa kontoret i morgen, kan du bare komme og bruge computeren.
(20ung) Ha holnap nem is vagyok az irodában, nyugodtan mehetsz/?jöhetsz és használhatod a computert.

In (20ung) ist *jön* nur dann möglich, wenn der Sprecher sich zur Sprechzeit im Büro befindet, d.h., die Identifikation mit der Heimbasis funktioniert im Ungarischen nicht: *jön* 'kommen' kann nur verwendet werden, wenn sich der Sprecher entweder zur Sprechzeit oder zur Referenzzeit an der Heimbasis befindet.

2.6 Identifikation des Erzählers mit einem bestimmten Blickpunkt

In einer Erzählung, die weder den Erzähler noch den Hörer bzw. Leser betrifft [-EGO], [-HIC], [-NUNC], kann der Sprecher einen bestimmten Blickpunkt einnehmen. In (21) identifiziert sich der Erzähler mit einem Beobachter im Zimmer, in (22) mit einem Beobachter außerhalb des Zimmers:

(21dt) Peter *kam* in das Zimmer.
(21dän) Peter *kom* ind i varelset.
(21ung) Péter a szobába *jött*.
(22dt) Peter *ging* in das Zimmer.
(22dän) Peter *gik* ind i varelset.
(22ung) Péter a szobába *ment*.

Diese Verwendungsweise ist in allen drei Sprachen üblich. Es mag vielleicht überraschen, dass das auch im Ungarischen funktioniert, da *jön* in der Kombination [-EGO], [-HIC], [-NUNC] in anderen Kontexten nicht verwendbar ist. Sicherlich kann es damit erklärt werden, dass es hier nicht um den deiktischen Ort vom Sprecher oder Hörer geht, sondern um einen mental eingenommenen Blickpunkt, von dem aus eine Situation betrachtet wird.

2.7 Indirekte Rede

In der indirekten Rede (24) gibt der Sprecher die Worte einer zitierten Person wieder, es gibt also potentiell zwei Möglichkeiten für die Anwendung der deiktischen Bewegungsverben: Der Bezugspunkt kann der Standort des Sprechers – wie im Ungarischen – oder derjenige der zitierten Person – dies ist in den germanischen Sprachen der Fall – sein. Letzteres bedeutet eigentlich eine Identifikation mit einer dritten Person [-EGO]. Hier weisen die untersuchten Sprachen Unterschiede auf, wie dies aus den Beispielen (23-24) sichtbar wird:

(23dt) Er hat mir gesagt: „*Komm* morgen zu mir ins Büro!"
(24dt) Er hat mir gesagt, ich soll morgen zu ihm ins Büro *kommen*.
(23dän) Han sagde til mig: „*Kom* ind til mig pa kontoret i morgen."
(24dän) Han sagde til mig, at jeg skulle *komme* ind til ham pa kontoret i morgen.
(23ung) Azt mondta nekem: „*Gyere* be hozzám holnap az irodába!"

(24ung) Azt mondta nekem, hogy *menjek* /?j*öjjek* be hozzá holnap az irodába.

Bei der Wiedergabe in der indirekten Rede ist der Bezugspunkt im Deutschen und Dänischen der Ort der zitierten Person. Im Ungarischen identifiziert sich der Sprecher nicht mit der zitierten (dritten) Person, sondern spricht von seinem eigenen Standpunkt aus. Der Satz wäre mit *jön* nur in dem Fall möglich, wenn sich der Sprecher zur Sprechzeit auch in dem erwähnten Büro oder irgendwo im Gebäude befände; dann würde sich der Sprecher aber nicht mit dem Standpunkt der zitierten Person identifizieren, sondern spräche von seinem eigenen Standpunkt aus.

Jön kann ebenfalls nicht verwendet werden, wenn der Trajector nicht mit dem Sprecher identisch ist:

(25ung) A professzor azt mondta a diákoknak, hogy másnap *menjenek*/?*jöjjenek* be hozzá az intézetbe.
(25dt) Der Professor sagte den Studenten, dass sie am nächsten Tag zu ihm ins Institut *kommen* sollten.
(25dän) Professoren sagde til studenterne, at de skulle *komme* ind til ham til instituttet den naste dag.

Über die deiktischen Verwendungen kann zusammenfassend gesagt werden, dass die Verwendungsweise der beiden Verbpaare *kommen – gehen* und *komme – gå* in den untersuchten germanischen Sprachen weitgehend übereinstimmt, während die Verben *jön* und *megy* im Ungarischen oft anders gebraucht werden. Als eine allgemeine Tendenz kann festgestellt werden, dass sich der Sprecher im Ungarischen in vielen Fällen nicht in die Position des Hörers oder einer dritten Person hineinversetzen kann, was im Deutschen und Dänischen möglich oder sogar obligatorisch ist.

Weiterhin ist es wichtig zu bemerken, dass während in (23-25) im Deutschen das einfache Verb *kommen* und im Ungarischen die Präfixverben *bejön* bzw. *bemegy* – hier in getrennter Form – zusammen mit einer PP auftreten, wird im Dänischen jeweils das komplexe Verb *komme ind* verwendet.

Es gibt einen bemerkenswerten Punkt, in dem sich die beiden dänischen Verben von ihren deutschen und ungarischen Entsprechungen unterscheiden. Wenn der Trajector durch seine Bewegung jemandem folgt – sei das der Sprecher oder eine dritte Person (bzw. mehrere Personen) – wird anstatt der Verben *komme* und *gå* das Modalverb *ville* 'wollen' oder das Verb *tage* mit der Präposition *med* 'mitfahren, mitkommen/-gehen' verwendet, siehe (10) und (13).

3 Nichtdeiktische Verwendungen der Verben *gehen, gå* und *megy*

Die nichtdeiktischen Verwendungsweisen von *kommen* und *gehen* und den entsprechenden dänischen und ungarischen Verben weichen stark voneinander ab, deswegen sollen sie getrennt behandelt werden. Das deutsche Verb *gehen* ist in seinen nichtdeiktischen Verwendungsweisen ein neutrales Bewegungsverb ohne jegliche Fokussierung (Di Meola 1994: 50).

Die Sätze (26-28) können je nach Kontext auf zweierlei Weise interpretiert werden:

(26dt) Er *geht* aus dem Haus.
(27dt) Er *geht* in das Haus.
(28dt) Er *geht* über die Straße.

Setzt man einen Beobachter voraus, muss das Verb *gehen* deiktisch interpretiert werden und steht dann in Opposition zu *kommen*. Wird aber kein Beobachter vorausgesetzt, dann bedeutet gehen 'sich auf den Beinen vorwärts bewegen', so, dass einer der Füße des sich bewegenden Menschen immer den Boden berührt – so auch eine Bedeutung des englischen *go* (vgl. Miller/Johnson-Laird (1967)). In

den nichtdeiktischen Verwendungen steht *gehen* in Opposition zu anderen Verben, die die Art und Weise der Bewegung versprachlichen (‚verbs of manner of motion' bei Rappaport Hovav/Levin (1998: 100)), wie z.B. *schleichen*, *rennen*, *fahren*, d.h., in diesen Verwendungen wird die Modalität der Bewegung in den Vordergrund gerückt.

Im Dänischen kann *gå* – je nach Kontext – ebenfalls entweder deiktisch oder nichtdeiktisch interpretiert werden, aber unabhängig davon bedeutet es immer 'zu Fuß gehen':

(26dän) Han *går* ud af huset.
(27dän) Han *går* ind i huset.
(28dän) Han *går* over gaden.[10]

Im Ungarischen hängt die deiktische bzw. nichtdeiktische Interpretation – wie im Deutschen – auch davon ab, ob es einen Beobachter gibt oder nicht:

(26ung) Ki*megy* a házból.
(27ung) Be*megy* a házba.
(28ung) Át*megy* az úton.

Die Bedeutung von *gehen*, *gå* und *megy* in den nichtdeiktischen Verwendungen der Sätze (26-28) kann in allen drei Sprachen als die zentrale Bedeutung angesehen werden, weil im unmarkierten Fall kein äußerer Beobachter vorausgesetzt wird.

Im Deutschen steht das einfache Verb *kommen* (26-28dt) zusammen mit einer PP. Im Dänischen ist die Situation hier nicht so einfach wie in (23-25), da in (26-27dän) die komplexen verbalen Einheiten *gå ud* und *gå ind* verwendet werden, wogegen in (28dän) das einfache Verb mit einer PP genügt, ähnlich wie im Deutschen. Im Ungarischen stehen wieder Präfixverben: *kimegy*, *bemegy* und *átmegy* mit einer PP.

3.1 Bewegung mit Tätigkeit am Zielort

In einer anderen, etwas spezielleren Verwendungsweise von *gehen* drückt das Verb eine Bewegung aus, bei der die Art und Weise der Bewegung eigentlich völlig nebensächlich ist: Ausschlaggebend ist, dass der Trajector am Zielort eine bestimmte Tätigkeit ausübt. Der Zielort ist in diesem Fall immer als Ortsangabe im Satz anwesend und bildet zusammen mit dem Verb ein komplexes Prädikat. Semantisch

[10] Wird das dänische Verb mit Kontrastakzent ausgesprochen, dann ist noch stärker hervorgehoben, dass die Bewegung zu Fuß geschieht.

sind dies Metonymien, bei denen die Bewegung zu einem Ort für eine Handlung an diesem Ort steht.

(29dt) Sie *geht* ins Kino/ins Restaurant.

Im Dänischen und im Ungarischen drücken die Satzäquivalente das Gleiche aus:

(29dän) Hun *går* i biografen/på restaurant.
(29ung) Moziba/étterembe *megy*.

Für die Betrachtung als komplexe Prädikate spricht außer der „verblichenen" Bedeutung der Bewegungsverben auch noch die Betonung. Sowohl im Dänischen als auch im Ungarischen wird das Substantiv betont, wobei das Verb unbetont bleibt: *gå på restau'rant* und *'moziba megy*.

Infinitivkonstruktionen im Deutschen und im Ungarischen (30dt/ung) verhalten sich ebenfalls wie komplexe Prädikate:

(30dt) Er *geht* einkaufen/telefonieren/schlafen.
(30ung) Vásárolni/telefonálni/lefeküdni *megy*.

Im Dänischen ist diese Konstruktion mit dem Verb *gå* nicht üblich, das Verb kommt aber in Verbkoordinationen mit *og* 'und' vor (30dän), mit dem Infinitiv wird meistens *skal* verwendet (30dän'):

(30dän) Han *går* og handler/telefonerer. 'Er geht einkaufen/telefonieren.'
(30dän') Han *ska*l handle/telefonere. 'Er geht einkaufen/telefonieren.'

Das Schlafengehen wird im Dänischen nur in Form des komplexen Prädikats ‚ins Bett gehen' – Verb + artikelloses Substantiv – ausgedrückt:

(30dän'') Han gar i seng. 'Er geht ins Bett.'

In (30) und (30 dän'') drückt das Verb die ursprüngliche Art und Weise der Bewegung nicht mehr aus.

3.2 Tätigkeit während der Bewegung

Die behandelten Verben können nicht nur eine Bewegung mit Tätigkeit am Zielort ausdrücken – wie unter Punkt 3.1 –, sondern auch eine während der Bewegung ausgeübte Tätigkeit. Im Deutschen und im Ungarischen geschieht dies mit Hilfe einer Infinitivkonstruktion:

(31dt) Als er arbeitslos wurde, *ging* er betteln.
(31ung) Amikor munkanélküli lett, koldulni *ment*.

Im Dänischen wird *gå* mit dem Verb koordiniert, das die Tätigkeit während der Bewegung ausdrückt vgl. (31dän):

(31dän) Da han blev arbejdsløs, *gik* han og tiggede.

3.3 Habituelle Tätigkeit

(32dt) Mein Sohn ist 17 und *geht* in die Schule.
(32dän) Min søn er 17, og *går* i skole.

Im Deutschen und im Dänischen kann *gehen* bzw. *gå* eine habituelle Tätigkeit ausdrücken. Im Ungarischen hingegen wird in diesem Kontext das Verb *jár* verwendet, während *megy* ausgeschlossen ist:

(32ung) A fiam 17 éves, és iskolába *jár*/**megy*.

3.4 Dauerhafte Tätigkeit

Gehen kann im Deutschen verwendet werden, wenn der Trajector sich an einen meistens entfernten Ort begibt und sich dort länger aufhält:

(33dt) Er *ging* nach Berlin und begann dort eine Ausbildung.

Im Dänischen ist diese Verwendung von *gå* ausgeschlossen, weil ga sich ausschließlich auf eine Bewegung zu Fuß beziehen kann. Anstelle von *gå* wird in Kontexten, wo es nicht notwendig ist, das genaue Transportmittel anzugeben, das Verb *tage* ca. 'fahren' verwendet:

(33dän) Han *tog*/**gik* til Berlin og begyndte en uddannelse der.

Im Ungarischen kann in diesem Kontext *megy* ohne Weiteres verwendet werden:

(33ung) Berlinbe *ment* és ott elkezdett egy képzést.

Für kürzere Aufenthalte wird *gehen* im Deutschen aber meistens nicht mehr verwendet:

(34dt) ?Er ist für einen Kurzurlaub nach Ungarn *gegangen*.

Im Dänischen ist diese Verwendung auf keinen Fall möglich:

(34dän) *Han er *gået* på en kort ferie til Ungarn.

Anstelle von *gå* muss hier wieder *tage* verwendet werden:

(34dän') Han er *taget* på en kort ferie til Ungarn.

Im Ungarischen ist aber *megy* wieder ohne Weiteres möglich:

(34ung) Rövid szabadságra *ment* Magyarországra.

Die Beispiele zeigen, dass der Gebrauch des ungarischen *megy* am wenigsten und der des dänischen *gå* am stärksten beschränkt ist, während das deutsche *gehen* hinsichtlich Restriktionen eine Zwischenstufe einnimmt.

3.5 Unzulässige Tätigkeit

Im Deutschen kann *gehen* auch eine unzulässige Tätigkeit ausdrücken:

(35dt) Wer von euch Kindern ist an die Geburtstagstorte *gegangen*?[11]

Weder im Dänischen noch im Ungarischen ist diese Verwendung möglich:

(35dän) *Hvem af jer børn er *gået* til fodselsdagskagen?
(35ung) *Gyerekek, ki *ment* közületek a születésnapi tortához?

3.6 Bewegung ohne Koordinaten

Wird das Verb *gehen* im Deutschen ohne Angabe eines Bezugsrahmens verwendet, dann meint es eine zu Fuß ausgeführte Bewegung. Dem Verb kann ein Adverbial hinzugefügt werden, das die Art und Weise des Gehens beschreibt:

(36dt) Nach seinem Unfall konnte er nur noch langsam *gehen*.

Ohne Adverbial bezeichnet das Verb die Fähigkeit zu gehen:

(37dt) Mit fünfzehn Monaten lernt ein Kind *gehen*.

Im Dänischen wird in diesen Fällen ebenfalls *gå* verwendet:

(36dän) Efter ulykken kunne han kun *gå* langsomt.
(37dän) I en alder af femten maneder larer barnet at *gå*.

Im Ungarischen wird die Fähigkeit zu gehen durch das Verb *jár* ausgedrückt (37ung). Mit einem Adverbial ist eventuell auch *megy* möglich (36ung):

(36ung) A baleset után már csak lassan tudott *járni*/?*menni*.
(37ung) Tizenöt hónapos korban a gyerekek megtanulnak *járni*/**menni*.

3.7 Dem Gehen ähnlicher Bewegungsablauf

Schließlich kann *gehen* auch noch für solche Bewegungen verwendet werden, die dem eigentlichen Gehen nur ähnlich sind, z.B.:

(38dt) Der Zirkusartist kann auf Händen *gehen*.

Auch im Dänischen kann *gå* auf diese Weise verwendet werden:

(38dän) Cirkusartisten kan *gå* på hænder.

Im Ungarischen hingegen wird hier wieder *jár* verwendet, *megy* ist ausgeschlossen:

(38ung) A cirkuszművész tud kézen *járni*/**menni*.

Über die nichtdeiktischen Verwendungen von *gehen*, *gå* und *megy* kann zusammenfassend Folgendes gesagt werden: In allen drei Sprachen können sie jene Vorwärtsbewegung des Menschen auf den Beinen ausdrücken, bei der immer einer der Füße des sich bewegenden Menschen den Boden berührt, und weiterhin eine Bewegung mit Tätigkeit am Zielort oder während der Bewegung. Das deutsche und das däni-

[11] Der Ausdruck *an etw. gehen* kann auch als Partikelverb betrachtet werden, wonach er im engeren Sinne nicht mehr als eine Verwendung von *gehen* zählt. Deswegen wird er in der Zusammenfassung auch außer Acht gelassen.

sche Verb werden darüber hinaus noch zum Ausdruck von wiederholter Tätigkeit, von Bewegung ohne Koordinaten und von einem dem Gehen ähnlichen Bewegungsablauf verwendet, während diese im Ungarischen durch das Verb *jár* ausgedrückt werden. Ein weiteres Verwendungsfeld des deutschen Verbs ist die Reise zu einem fernen Ziel, wo der Trajector meistens eine dauerhafte Tätigkeit ausübt. Dies ist im Dänischen nicht möglich – die Gründe dafür werden unter Punkt 5 näher behandelt. Im Ungarischen ist die Verwendung von *megy* von der Entfernung des Ziels und der Dauer des Aufenthalts völlig unabhängig.

4 Nichtdeiktische Verwendungen der Verben *kommen*, *komme* und *jön*

Die nichtdeiktische Verwendung von kommen unterscheidet sich von der von gehen darin, dass gehen ohne jegliche Fokussierung verwendet wird, kommen aber nur mit Endpunktfokussierung. Dies bedeutet, dass die nichtdeiktischen Verwendungen von kommen den deiktischen darin ähnlich sind, dass die Bewegung zu einem bestimmten Ziel hin geschieht.[12]

Im Deutschen und im Dänischen sind folgende Sätze je nach Kontext zweideutig – ähnlich wie bei *gehen* und *gå*:

(39dt) Er *kommt* aus dem Haus.
(40dt) Er *kommt* in das Haus.
(41dt) Er *kommt* über die Straße.
(39dän) Han *kommer* ud af huset.
(40dän) Han *kommer* ind i huset.
(41dän) Han *kommer* over gaden.

Wenn es einen Beobachter gibt (der sich in (39dt/dän) außerhalb des Hauses, in (40dt/dän) innerhalb des Hauses und in (41dt/dän) auf jener Seite der Straße, der sich der Trajector nähert, befindet), dann hat *kommen* eine deiktische Bedeutung. Gibt es aber keinen Beobachter, dann bedeuten die Sätze, dass der Trajector im Stande war, die Hindernisse zu überwinden und es ihm gelungen ist, aus dem Haus (39dt/dän), ins Haus (40dt/dän) bzw. über die Straße (41dt/dän) zu kommen.

Die ungarischen Sätze mit *jön* können hingegen ausschließlich deiktisch interpretiert werden, es muss einen Beobachter geben:

---

[12] Hier soll angemerkt werden, dass Di Meola in einer späteren Studie (Di Meola, im Druck) vorschlägt, dass die Opposition der nichtdeiktischen Varianten von dt. *kommen* und *gehen* nicht in der Endpunktfokussierung, sondern vielmehr in Beeinträchtigung (*kommen*) vs. Nicht-Beeinträchtigung (*gehen*) besteht. Meinem Aufsatz liegt noch der frühere Ansatz von Di Meola zu Grunde (Di Meola 1994), den auch Rauh vertritt (Rauh 1981: 58).

(36ung) Ki*jön* a házból.
(37ung) Be*jön* a házba.
(38ung) Át*jön* az úton.

Wie wir später sehen werden, werden die nichtdeiktischen Verwendungen von *kommen* bzw. *komme* im Ungarischen durch andere Verben ausgedrückt, z.B. *jut* 'gelangen' zum Ausdruck der Überwindung von Hindernissen. Bezüglich der Präfixe verhalten sich die Verben genau wie in (26-28).

4.1 Zielgerichteter Weg

Kommen kann verwendet werden, um einen zielgerichteten Weg zu beschreiben, meistens mit einer Ortsangabe. Ein typischer Kontext dieser Verwendungsweise sind Wegbeschreibungen. (42) enthält eine Frage, (44) eine mögliche Antwort.

(42dt) Entschuldigen Sie, wie *komme* ich zum Hauptbahnhof?
(43dt) An der Ecke gehen Sie nach links, und nach 200 Metern *kommen* Sie direkt an den Hauptbahnhof.

Im Dänischen ist diese Verwendung ebenfalls üblich:

(42dän) Undskyld, hvordan *kommer* jeg til hovedbanegarden?
(43dän) Ved hjornet skal De til venstre, og efter 200 meter *kommer* De nøjagtigt til hovedbanegarden.

Im Ungarischen hingegen ist *jön* in diesem Kontext unmöglich, megy kann ebenfalls nicht verwendet werden, sondern nur das Verb *jut*, entweder mit oder ohne Präfix (in (43ung) wären eventuell auch andere Verben möglich):

(42ung) Elnézést, hogy *jutok el/*jövök* a főpályaudvarra?
(43ung) A sarkon forduljon balra, és 200 méter után pontosan a főpályaudvarra *jut/ér/*jön*.

4.2 Überwindung eines Hindernisses

Wenn die Bewegung durch etwas erschwert wird, kann im Deutschen und im Dänischen *kommen* bzw. *komme* verwendet werden:

(44dt) Man *kommt* kaum über den Platz, ohne dass einen die Autos über den Haufen fahren.

(44dän) Man kan nasten ikke *komme* over pladsen uden, at blive kørt over af biler.

Im Ungarischen ist diese Verwendung von *jön* ausgeschlossen, stattdessen wird wieder das Verb *jut* verwendet:

(44ung) Az ember alig *jut/*jön* át a téren anélkül, hogy halomra ne gázolnák az autók.

4.3 Zufällige Bewegung

Kommen kann im Deutschen für eine Bewegung verwendet werden, die der Bewegungsträger nicht beabsichtigt. Dies kann entweder durch die Konstruktion *kommen+zu+*Inf (45) oder durch *kommen+*Lokalangabe (46) ausgedrückt werden:

(45dt) Bei der Party ist er neben Petra zu sitzen *gekommen*.
(46dt) Als er die Straße überqueren wollte, ist er unter ein Auto *gekommen*.

Im Dänischen ist *komme* nur in der Infinitivkonstruktion *komme til at* + Inf möglich (45dän), nicht aber mit einer Lokalangabe (46dän).

(45dän) Han *kom til* at sidde ved siden af Petra under festen.
(46dt) *Da han ville krydse gaden, *kom* han under en bil.

Im Ungarischen ist diese Konstruktion ausgeschlossen, an Stelle von *jön* wird entweder das Verb kerül oder eine Umschreibung verwendet:

(45ung) Petra mellé *került/*jött* a bulin.
(45ung') Véletlenül Petra mellé ült a bulin.[13]
(46ung) Amikor keresztezni akarta az utat, egy autó alá *került/*jött*.

4.4 Transport

Diese im Deutschen und im Dänischen ebenfalls mögliche Verwendung weicht von den deiktischen Verwendungsweisen am meisten ab, da es sich hier um eine Bewegung handelt, bei der der Bewegungsträger passiv ist und die Bewegung nicht intendiert. Der einzige gemeinsame Punkt ist die Zielgerichtetheit der Bewegung (47).

(47dt) Der Kranke *kam* in eine Spezialklinik.
(47dän) Patienten *kom* på en specialklinik.

Im Ungarischen ist diese Verwendung unmöglich, an Stelle von jön wird *kerül* verwendet:

(47ung) A beteg egy speciális klinikára *került*/**jött*.

4.5 Wiederholte Tätigkeit

Im Dänischen kann *komme* ähnlich, wie *gå*, zusammen mit einem Platzadverbial auch für wiederholte Bewegung verwendet werden:

(48dän) I de barer, hvor han var *kommet* som den store cowboy, la der en vis afslappet foragt i elitens holdning.
(48dt) In den Bars, wo er als der große Cowboy **kam*/ (regelmäßig) *hinging*, lag eine gewisse ruhige Verachtung im Verhalten der Elite.
(48ung) Azokban a bárokban, ahová nagy cowboyként **jött/járt*, bizonyos nyugodt lenézés volt észlelheto az elit viselkedésében.

Diese Verwendung ist weder im Falle von dt. *kommen* noch von ung. *jön* möglich. Ins Deutsche kann der Satz mit *(hin)gehen*, wahrscheinlich ergänzt durch *regelmäßig* übersetzt werden. Im Ungarischen wird das Verb *jár* verwendet, genau wie bei dem Typ der wiederholten Tätigkeit in 3.3.

Zusammenfassend kann über die nichtdeiktische Verwendung von *kommen*, *komme* und *jön* gesagt werden: Während sowohl das deutsche als auch das dänishe Verb endpunktfokussierte Bewegung ausdrücken können und in den meisten ihrer Verwendungen übereinstimmen, ist die Verwendung des ungarischen Verbs völlig auf den deiktischen Bereich begrenzt. Die nichtdeiktische zielgerichtete Bewegung wird bei absichtlicher Bewegung durch jut, bei unabsichtlicher Bewegung durch *kerül* ausgedrückt.

---

[13] Zur Wiedergabe des gleichen Sachverhalts wäre diese ungarische Konstruktion besser geeignet. Die wortwörtliche deutsche Übersetzung lautet: ‚Zufällig setzte er sich neben Petra bei der Party'.

5 Die Modalität der drei Verbpaare bzw. Bewegung zu Fuß oder mit einem Transportmittel

Wie wir am Anfang von Abschnitt 3 gesehen haben, können *kommen*, *komme* und *jön* eine deiktische Bewegung bezeichnen. Das deutsche und das dänische Verb können außerdem noch eine endpunktorientierte, nichtdeiktische Bewegung bezeichnen. Unabhängig von diesem Unterschied können diese Verben in allen drei Sprachen sowohl eine menschliche Eigenbewegung als auch eine Bewegung mit Hilfe eines Transportmittels zum Ausdruck bringen (49):

(49dt) Er *kommt* zu Fuß / mit dem Auto / mit dem Schiff / mit dem Flugzeug.
(49dän) Han *kommer* til fods / i bil / ?med skib / ?med flyver.
(49ung) Gyalog/autóval/hajóval/repülővel *jön*.

Stehen *kommen*, *komme* bzw. *jön* ohne jegliche Angabe des Transportmittels, ist die Modalität der Bewegung entweder unwesentlich oder aus dem Kontext ermittelbar; die folgenden Sätze (50) haben jedoch keine ‚default'-Lesart im Hinblick auf die Modalität der Bewegung:

(50dt) Er *kommt*.
(50dän) Han *kommer*.
(50ung) *Jön*.

Aus den Beispielen geht hervor, dass die drei Verben in Bezug auf die Modalität der Bewegung neutral sind. Ein weiteres Argument für ihre Neutralität ist, dass sie in allen drei Sprachen mit Modalität ausdrückenden Bewegungsverben (‚verbs of manner of motion')[14] kombinierbar sind:

(51dt) Er *kommt* angelaufen/angekrochen.
(51dän) Han *kommer* løbende/krobende.
(51ung) Futva/kúszva *jön*.

Kommen, *kommer* und *jön* drücken hier lediglich eine deiktische Bewegung aus, die modale Komponente wird durch ein anderes Verb ausgedrückt, das im Deutschen in der Form *an* + Partizip Perfekt, im Dänischen und im Ungarischen als Partizip Präsens erscheint.

Im Deutschen und Dänischen können *kommen* und *komme* sogar mit *gehen*/*gå* auf diese Weise kombiniert werden, was im Ungarischen jedoch nicht der Fall ist:

(52dt) Er *kam* gegangen.
(52dän) Han *kom* gaende.
(52ung) *Menve *jön*.

Dieser Unterschied verrät auch etwas über die Semantik der Verben *gehen*, *gå* und *megy*. Auf den ersten Blick mag es widersprüchlich erscheinen, dass *gehen* und *gå* mit den „Antonymen" *kommen/komme* koordiniert werden kann, aber der Widerspruch ist nur scheinbar, denn gehen/gå stehen hier in ihrer nichtdeiktischen Bedeutung und drücken eine Eigenbewegung des Menschen, d. h. ein ‚zu Fuß gehen', aus. Die Unmöglichkeit der Koordination von jön und *megy* im Ungarischen zeigt, dass die Bedeutung 'zu Fuß gehen' im Ungarischen als nicht – oder jedenfalls nur schwach – integrierter Teil in der Bedeutung von *megy* enthalten ist. Sehen wir uns einige Beispiele dazu an, mit welchen Angaben die drei Verben verwendet werden können.

Wo eine SOURCE- oder PATH-Angabe deutlich macht, dass es nur um eine menschliche Eigenbewegung gehen kann, drücken die Verben notwendigerweise eine menschliche Eigenbewegung aus:

(53dt) Er *geht* aus dem Haus / durch die Stadt.
(53dän) Han *går* ud af huset / gennem byen.
(53ung) Ki*megy* a házból / át*megy* a városon.

In den folgenden Beispielen ist es nicht wesentlich, ob die Bewegung mit oder ohne Transportmittel geschieht. Im Deutschen und im Ungarischen kann beides der Fall sein, bezüglich des Dänischen gehen die Meinungen meiner muttersprachlichen Gewährsleute in diesem Punkt auseinander; einige meinen, der Satz könnte sowohl eine Bewegung mit einem Fahrzeug als auch eine zu Fuß bedeuten, andere würden die Bedeutung des Satzes nur auf die ‚zu Fuß'-Lesart begrenzen. Im Deutschen steht in beiden Fällen ein einfaches Verb, im Dänischen steht bei der SOURCE-Angabe ein komplexes Verb (*gå hjem*), bei einer PATH-Angabe ein einfaches Verb, im Ungarischen steht in beiden Fällen ein Präfixverb.

(54dt) Jetzt *gehe* ich nach Hause.
(54dän) Nu *går* jeg hjem.
(54ung) Most haza*megyek*.

Wo unser Weltwissen eine Bewegung zu Fuß ausschließt, kann *gehen* im Deutschen und *megy* im Ungarischen ohne Weiteres verwendet werden, im Dänischen ist hier *gå* jedoch ausgeschlossen:

(55dt) Er ist in die USA *gegangen*.
(55dän) *Han *gik* til USA.
(55ung) Az USA-ba *ment*.

---

[14] Der Terminus wird unter anderem bei Rappaport Hovav/Levin (1998: 99-100) verwendet.

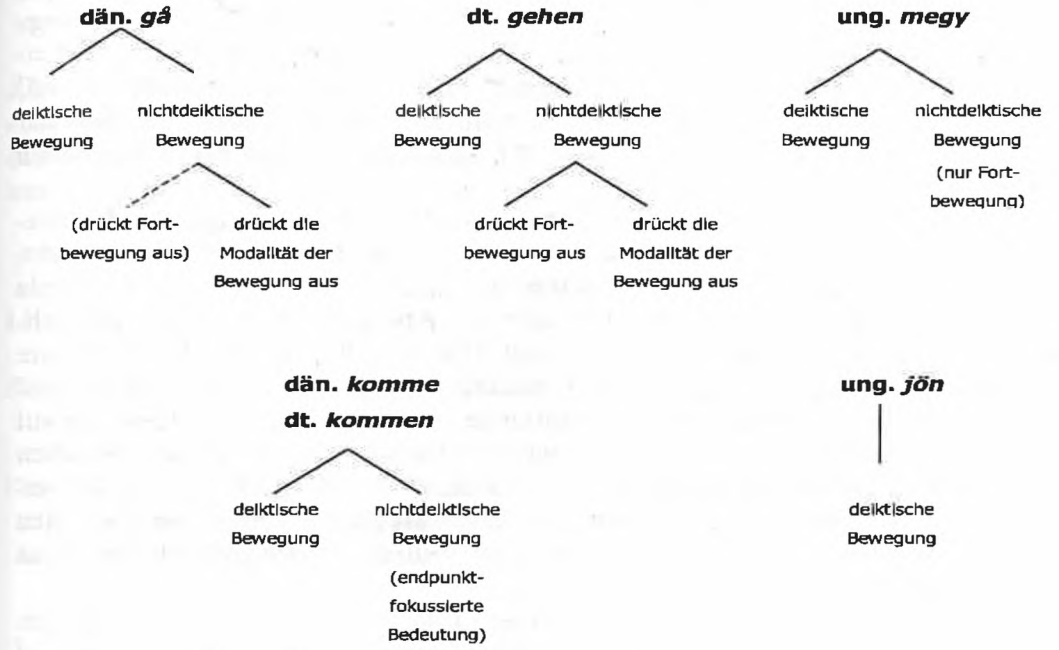
In Sätzen, wo das Transportmittel konkret genannt wird, kann weder *gehen* noch *gå* verwendet werden, *megy* ist aber auch in solchen Fällen gebräuchlich:

(56dt) *Ich *gehe* mit dem Auto/Schiff/Flugzeug zur Arbeit.
(56dän) *Jeg *går* på arbejde i bil/med skib/med fly.
(56ung) Autóval/hajóval/repülővel *megyek* dolgozni.

Im Dänischen ist *gå* hauptsächlich auf Bewegung zu Fuß begrenzt, im Deutschen kann *gehen* auch dann verwendet werden, wenn die Bewegung offensichtlich mit einem Transportmittel geschehen muss (weil die Entfernung so groß ist), aber das Transportmittel darf im Satz nicht erwähnt werden. Das Ungarische bildet den anderen Gegenpol, da die Verwendung von *megy* in dieser Hinsicht nicht beschränkt ist.

6 Zusammenfassung

Die verschiedenen möglichen Verwendungsweisen der untersuchten Verbpaare zeigt zusammenfassend folgende Übersicht:



Das Gemeinsame von *gehen/gå/megy* bzw. *kommen/komme/jön* ist, dass alle über deiktische Verwendungen verfügen. Die konkretesten deiktischen Verwendungen stimmen in den drei Sprachen überein, aber die Verben *jön* und *megy* werden im Ungarischen in vielen Fällen von den zwei germanischen Sprachen abweichend gebraucht. Als eine allgemeine Tendenz kann festgestellt werden, dass sich der Sprecher im Ungarischen in vielen Fällen nicht in den Standpunkt des Hörers oder den einer dritten Person versetzen kann, wo dies im Deutschen und Dänischen möglich oder sogar obligatorisch ist.

Mit Ausnahme des ungarischen *jön*, das ausschließlich auf deiktische Verwendungen begrenzt ist, können die untersuchten Verben auch nichtdeiktisch verwendet werden. *Kommen* und *komme* haben in diesen Fällen immer eine endpunktfokussierte Bedeutung, wogegen *gehen*, *gå* und *megy* eine nichtfokussierte Fortbewegung ausdrücken.

Bei den drei Verben *gehen*, *gå* und *megy* kommt das Element ‚zu Fuß' in verschiedenem Maße zur Geltung. Das dänische ga drückt die Modalität der Bewegung in jedem Fall aus – außer in den komplexen Prädikaten –, deswegen kann es weder mit einer Angabe des Transportmittels, noch für eine Bewegung, die unmöglich zu Fuß erfolgen kann, verwendet werden. Das deutsche *gehen* ist ein „Zwischenfall": Es kann zwar für eine Bewegung verwendet werden, die nicht zu Fuß erfolgen kann, aber nur, wenn das Transportmittel im Satz nicht genannt wird. Das ungarische *megy* hat das weiteste Verwendungsspektrum, es kann nämlich auch ohne Weiteres mit einer Angabe des Transportmittels verwendet werden. Dass die Komponente ‚zu Fuß' in seiner Bedeutung nicht enthalten ist, wird auch dadurch bestätigt, dass zur Beschreibung der Fähigkeit des Gehens im Ungarischen ein anderes Verb, nämlich *jár*, verwendet wird.

Di Meolas Feststellung, wonach „die meisten Übereinstimmungen für die deiktischen Verwendungsweisen im konkreten Raum fe stzustellen sind, während die nichtdeiktischen Varianten wichtige und zahlreiche Unterschiede aufweisen" (Di Meola 1994: 47) wurde durch die vorliegende Analyse, im deutsch-dänisch-ungarischen Kontext, nur teilweise bestätigt. Die Tatsache, dass die drei Verbpaare als partielle interlinguale Äquivalente betrachtet werden können, ist tatsächlich auf die deiktischen Verwendungen zurückzuführen, aber auch innerhalb dieser nur auf eine zentrale Gruppe, da die möglichen deiktischen Origoverschiebungen im Deutschen und Dänischen auf der einen und im Ungarischen auf der anderen Seite ziemlich verschieden sind. Die nichtdeiktischen Verwendungsmöglichkeiten weisen – den Erwartungen entsprechend – gravierende Unterschiede auf, hauptsächlich was das Ungarische betrifft.

Im Hinblick auf die Präfix- bzw. komplexen Verben kann zusammenfassend festgestellt werden, dass die Notwendigkeit der Präfixe von den SOURCE-, GOAL- und

PATH-Angaben abhängt. Im Deutschen kann dem Verb bei SOURCE- oder GOAL-Angabe fakultativ ein Richtungsadverb hinzugefügt werden, das emphatischen Zwecken dient, bei einer PATH-Angabe ist dies jedoch nicht möglich, z.B.:[15]

(26dt') Er *geht* aus dem Haus (hinaus).
(27dt') Er *geht* in das Haus (hinein).
(28dt') Er *geht* über die Straße.

Im Dänischen muss bei SOURCE- oder GOAL-Angabe eine vom Verb immer getrennte, aber mit dem Verb eine komplexe Einheit bildende Verbpartikel stehen, bei einer PATH-Angabe nicht:

(26dän) Han *går* ud af huset./ *Han *går* af huset.
(27dän) Han *går* ind i huset. / *Han *går* i huset.[16]
(28dän) Han *går* over gaden.

Im Ungarischen steht in allen drei Fällen ein Präfixverb:

(23ung) Ki*megy* a házból.
(24ung) Be*megy* a házba.
(25ung) Át*megy* az úton.

Ausser dieser Fälle muss im Ungarischen auch ein Präfixverb verwendet werden, wenn SOURCE oder GOAL zwar explizit nicht angegeben werden, aber in der Bedeutung des Satzes eine betonte Rolle spielen, wie in (7ung), (9ung), (12ung), (15ung) und (19ung).

Literatur

Bátori, István 1982: On verb deixis in Hungarian. In: Weissborn, J./ Klein, W. (Hg.): Here and There: Cross-linguistic Studies on Deixis and Demonstration. Amsterdam, Philadelphia, 155-165.

Canisius, Peter 1993: *Kommen* und *Gehen* – Deixis, Perspektive, Esophora. In: Canisius, P./ Gerlach, M. (Hg.): Perspektivität in Sprache und Text. 2., erweiterte, Auflage. Bochum, 185-200.

---

[15] Das Problem ist etwas komplexer, denn diesbezüglich bestehen Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache.

[16] Dieser Satz könnte eventuell in der Bedeutung 'im Haus herumgehen' verwendet werden.

Di Meola, Claudio 1994: *Kommen* und *gehen* – eine kognitiv-linguistische Unter-suchung der Polysemiedeiktischer Bewegungsverben. Tübingen.

Di Meola, Claudio (im Druck): Non-deictic uses of the deictic motion verbs ‚kommen' and ‚gehen' in German. Erscheint in: Lenz, F./ Bohnemeyer, J. (Hg.): Deictic conceptualisation of space, time and person. Berlin, New York.

Fillmore, Charles 1997: Coming and going. In: Lectures on Deixis. Stanford, California: CSLI Publications, Center for the Study of Language and Information, 77-102.

Gathercole, Virginia C. 1977: A study of the ‚comings' and ‚goings' of the speakers of four languages: Spanish, Japanese, English, and Turkish. In: Kansas Working Papers in Linguistics 2, 61-94.

Gathercole, Virginia C. 1978: Towards a universal for deictic verbs of motion. In: Kansas Working Papers in Linguistics 3, 72-88.

Kiefer, Ferenc 2000: Jelentéselmélet. Budapest.

Kövecses, Zoltán 2002: Metaphor. A Practical Introduction. Oxford.

Lakoff, George 1990: The Invariance Hypothesis: Is abstract reason based on image schemas? Cognitive Linguistics 1, 39-74.

Lyons, John 1995: Linguistic Semantics. An Introduction. Cambridge.

Miller, George A./ Johnson-Laird, P.N. 1976: Language and Perception. Cambridge.

Radden, Günter 1995: Motion Metaphorized: The case of ‚coming' and ‚going'. In: Casad, E. H. (Hg.): Cognitive Linguistics in the Redwoods. The Expansion of a New Paradigm in Linguistics. Berlin, 423-458.

Radden, Günter 2002: How metonymic are metaphors? In: Dirven, R./ Pörings, R. (Hg.): Metaphor and Metonymy in Comparison and Contrast. Berlin, New York, 407-434.

Rauh, Gisa 1981: On coming and going in English and German. In: Papers and Studies in Contrastive Linguistics 13, 53-68.

Rappaport Hovav, Malka/ Levin, Beth 1998: Building Verb Meanings. In: Butt, M./ Geuder, W. (Hg.): The Projection of Arguments: Lexical and Compositional Factors. Stanford, 97-134.

Reichenbach, Hans 1947: Elements of Symbolic Logic. New York.

Talmy, Leonard 1985: Lexicalization patterns: semantic structure in lexical forms. In: Shopen, T. (Hg.): Language Typology and Syntactic Description. Vol. 3. Grammatical Categories and the Lexicon. Cambridge, 57-149

Deutsch als Fremdsprache

Aufsätze

Ildikó Hegedűs (Szeged)

Sollte die gesprochene Sprache (wenn ja, inwiefern) im Deutschunterricht berücksichtigt werden?[1]

0. Einleitung

Dass auch die gesprochene Sprache in den DaF-Unterricht einbezogen werden soll, ist zwar immer noch keine selbstverständliche didaktische Zielsetzung des DaF-Unterrichts, wird aber seit der Emanzipation der GSPS-Forschung zumindest immer öfter diskutiert (Bolte 1996; Günthner 2000; Kaiser 1996; Reershemius 1998; Schatte 1993; Tomczyk-Popinska 1993 usw.). Neuere didaktische Ansätze mögen zwar seit der Abkehr von der Grammatik-Übersetzungsmethode ‚kommunikativ' heißen, d.h. Wert auch darauf legen, die Sprechfähigkeit der Lernenden zu entwickeln, aber erstens geschieht dies in der Regel nicht unter Einbeziehung authentischer gesprochener Texte, zweitens werden die mündlichen Äußerungen der Lernenden in der Praxis oft nach den Kriterien der geschriebenen Standardsprache beurteilt (Kaiser 1996: 8). Solange ‚Kommunikativität' nicht mit ‚gesprochen' gekoppelt wird, kann von keiner echten ‚kommunikativen Wende' die Rede sein, denn Kommunikation findet nun zu einem erheblichen Teil in Gesprächen statt.

Vernachlässigung bzw. Diskriminierung von Mündlichkeit lässt sich in mehrerer Hinsicht beobachten: 1. Es gibt keine diesbezügliche(n) Grammatik(en),[2] 2. wenn

---

[1] Die vorliegende Arbeit ist eine überarbeitete Version der Preisschrift, die 2001 mit gleichlautendem Titel zum Preisausschreiben der Halász-Stiftung eingereicht und prämiert wurde. Ich danke für die Unterstützung, die mir im Rahmen von OTKA (T 034340 NYE) zuteil wird.

[2] In der IDS-Grammatik (1997) gibt es zwar ein eigenes Kapitel zu den Registern Mündlichkeit und Schriftlichkeit (mit dem Titel „Text und Diskurs"), aber hier wird in erster Linie auf Diskurspezifika eingegangen. Andere Kommentare zu sprechsprachlichen Erscheinungen fallen viel kürzer aus und befinden sich nicht in einem Block, sondern über das ganze Werk verstreut.

Weinrichs Textgrammatik (1993) geht bei der Sprachbeschreibung von Texten aus. Ein zwar deklariertes, aber nicht allzu ernst genommenes Ziel dieser Grammatik ist es, „die beiden Kommunikationskanäle des mündlichen und des schriftlichen Sprachverkehrs" gleichrangig zu berücksichtigen (1993: 17). Die zu erläuternden sprachlichen Erscheinungen werden jeweils anhand von Beispieltexten eingeführt, die „teils dem mündlichen, teils dem schriftlichen Sprachverkehr entnommen" wurden (ebd.). Mündliche Texte machen jedoch nur etwa 14% der Beispieltexte aus (der Rest setzt sich aus schöngeistiger Literatur, aus philosophischen Schriften oder Fachtexten zusammen).

die Grammatikschreiber überhaupt auf (manche) Eigenartigkeiten der GSPS eingehen, tun sie es im Kontrast zur GSCHS und meistens abwertend,[3] 3. selbst in sog. ‚kommunikativ' ausgerichteten Lehrwerken und didaktischen Grammatiken werden nur einige Merkmale der Mündlichkeit aufgegriffen (manchmal sogar überbetont), die anderen werden nach wie vor ignoriert (Günthner, 2000). Sowohl der linguistische Hintergrund als auch die DaF-Praxis sind mangelhaft.

Die im Titel formulierte Frage wird mit einem klaren Ja beantwortet. Es steht jedoch nicht nur zur Diskussion, *wie* Eigenartigkeiten der GSPS im Unterricht vermittelt werden können, sondern auch *worin* diese Eigenartigkeiten bestehen und an allererster Stelle, *was* überhaupt unter ‚gesprochener Sprache' verstanden wird. Deshalb geht der vorliegende Beitrag den Weg vom Was über das Worin zum Wie.

1. GSPS-Definitionen

Die Anfänge der GSPS-Forschung reichen bis in die 60er Jahre zurück. Bereits frühe Definitionsansätze (Schank/Schoenthal 1976: 7; Nerius 1987: 834) sahen sich mit dem Problem konfrontiert, dass ‚gesprochen' nicht mit ‚medial mündlich' gleichzusetzen ist. Es folgten Einschränkungen des Gegenstandsbereichs, die darauf abzielten, phonisch kodierte, aber sonst den schriftsprachlichen Normen entsprechende Textsorten auszugrenzen.

Einer der bekanntesten Definitionsversuche mit Modellierungscharakter (Koch/Oesterreicher 1985, 1994) will dieser Schwierigkeit mit der Trennung zwischen ‚Medium' und ‚Konzeption' einer Äußerung abhelfen. Ob eine Äußerung graphisch oder phonisch kodiert ist, ist eine dichotome Frage. Konzeptionelle Mündlichkeit und Schriftlichkeit („Sprache der Nähe" und „Sprache der Distanz") seien jedoch nur in einem dynamischen Modell erfassbar: Sie werden als zwei Pole eines Kontinuums aufgefasst, das viele Übergangserscheinungen zulässt. Anlass zu Kritik bot besonders die Undeutlichkeit des Begriffs ‚Konzeption' (Fiehler 2000; Hennig 2002). Hennig macht auf Inkonsequenzen zwischen verschiedenen Versionen des Koch/Oesterreich'schen Modells aufmerksam: 1985 wurde ‚Konzeption' noch

---

Unter den didaktischen Grammatiken ist die von Rug/Tomaszewski (1993) hervorzuheben: Die Eigentümlichkeiten des mündlichen Sprachgebrauchs werden im Kapitel 20 „Is auch was hängengeblieben?" (297-315) erklärt und geübt. Im einführenden Teil dieses Kapitels wird deklariert, dass GSPS keinesfalls „schlechteres Deutsch" sei (300). Es gibt Übungen zur Aussprache, zur Verbzweitstellung nach *weil* und *obwohl*, zur Linksversetzung und freiem Thema, zu sprechsprachlichen Demonstrativpronomina *die da, der da, das da, zur* Ausklammerung, zur Verbspitzenstellung, zur Dativrektion von *wegen, statt, trotz, während* und zu sprechsprachlichen „idiomatischen Modellen" (Diskursmarkern).

[3] Bspw. Helbig/Buscha (2001: 18 und 413)

als ‚kommunikative Strategie' verstanden, 1994 wird der Begriff schon mit ‚Duktus', ‚Modalität' und ‚Varietät' der Äußerungen paraphrasiert. Es wird nicht geklärt, ob mit ‚Konzeption' gewisse, sich aus der Situation ergebende Kommunikationsbedingungen gemeint sind oder der vom Sprecher intendierte Grad von Nähe bzw. Distanz, den er durch verschiedenartige Versprachlichungsstrategien erreichen will.

Fiehler lehnt alle prototypisch-graduierenden GSPS-Beschreibungsmodelle mit der Begründung ab, dass jene durch die Verfahren Prototypisierung, Homogenisierung und „Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens" den Blick für die wahre Vielfalt mündlicher Kommunikation verschleiern würden (Fiehler 2000: 101 f.). Statt dessen hält er es für angemessener, über eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen kommunikativen Praktiken zu sprechen, die er als „gesellschaftlich herausgebildete konventionalisierte Formen zur Bearbeitung rekurrenter kommunikativer Zwecke" definiert (Fiehler 2000: 98). Jede Praktik habe je spezifische Regularitäten, die *einzeln* beschrieben werden müssten, um der oben erwähnten Vielfältigkeit gerecht zu werden.

M.E. schließen Prototypentheorie und Berücksichtigung vielfältiger kommunikativer Praktiken einander nicht aus. Die zwei Pole des Koch/Oesterreich'schen Kontinuums (Nähe- und Distanzsprache) sind abstrakte Orientierungspunkte, vor deren Hintergrund die breite Palette von Übergangserscheinungen erst sichtbar und beschreibbar wird. Dass mit Hilfe dieses Modells versucht wird, die zwei – zugegebenermaßen abstrakten – Pole miteinander zu vergleichen, soll nicht heißen, dass es zu nichts anderem taugt, geschweige denn, dass der Zwischenbereich nicht der linguistischen Untersuchung wert wäre. Natürlich gibt es keine gesprochene Sprache an sich, sondern nur einzelne „Exemplare bestimmter, je unterschiedlicher Praktiken" (Fiehler 2000: 103). Deswegen muss aber die Annahme noch nicht fehl am Platze sein, dass eine gewisse Anzahl dieser Praktiken, für die sehr ähnliche Kommunikationsbedingungen gelten, z.B. Vertrautheit der Kommunikationspartner, face-to-face-Interaktion, freie Themenentwicklung, Spontaneität usw., eine Reihe gemeinsamer Eigenschaften aufweisen (vgl. Hennig 2000: 111). Damit wird aber nicht die Ansicht vertreten, dass gesprochene Sprache als etwas Homogenes aufzufassen sei. Dieser Eindruck wird erst angesichts der Gegenüberstellung von GSPS und GSCHS erweckt. Geschriebene Sprache oder ‚Standardsprache' gibt es an sich auch nicht, – diese Abstraktion ist jedoch Tradition in der Sprachwissenschaft – sie unterliegt aber vielen schriftlich festgelegten Normen, die zu ihrer relativen Einheitlichkeit beitragen.

Dieser Aufsatz kann es sich nicht zum Ziel setzen, die didaktische Vermittlung der ganzen Palette nähesprachlicher kommunikativer Praktiken zu erörtern. Es wird hier nur um eine „polnahe" nähesprachliche Textsorte gehen, die zwar in den meisten Lehrwerken aufgegriffen wird, aber deren Produktion den Lernenden trotzdem große Probleme bereitet (Schatte 1993: 136). Es geht um die prototypische Nähepol-Textsorte „spontanes Alltagsgespräch".

2. Welche Eigenschaften zeichnen ein „spontanes Alltagsgespräch" aus?

Unter „spontanem Alltagsgespräch" wird hier eine Kommunikationsform verstanden, die dialogisch, in face-to-face-Interaktion (ohne räumliche und zeitliche Distanz der Sprecher), nicht-öffentlich abläuft, und deren Teilnehmer spontan und nicht themengebunden reagieren. Aus diesen Kommunikationsbedingungen ergibt sich eine Reihe von Eigenschaften. So führt die Dialogizität dieser Textsorte zu kollaborativen Konstruktionen, zu Hörer- und Sprechersignalen, interaktiven Elementen der Diskursgestaltung. Die zeitliche und räumliche Nähe hat zur Folge, dass Sprecher und Hörer mit deiktischen Ausdrücken stets auf die Umgebung (ggf. auch auf das gemeinsame Vorwissen) verweisen können. Mit Spontaneität der Kommunikation wird hier der besondere Umstand gemeint, dass Planung und Produktion der Äußerungseinheiten zeitlich zusammenfallen: Korrekturen, Nachträge, Präzisierungen, Wiederholungen, Anakoluthe weisen auf die Prozesshaftigkeit der Sprachproduktion hin. Da das Wissen um den öffentlichen Charakter der Sprachproduktion und Spontaneität einander eher ausschließen, muss hier an der Nicht-Öffentlichkeit der Textsorte „spontanes Alltagsgespräch" festgehalten werden.

Die oben erwähnten Merkmale können auch als nicht-einzelsprachenspezifische Charakteristika „polnaher" nähesprachlicher Textsorten aufgefasst werden. Da die aus der prozesshaften Sprachproduktion resultierenden „Edierungsphänomene" (Auer 2000: 45), die interaktiven Elemente, der Reichtum an Deixis auch am Ungarischen zu beobachten sind, wäre es überflüssig, den Lernenden beizubringen, wie sie etwa Anakoluthe oder Ellipsen produzieren sollen – sie sind ja ohnehin im Besitz dieser Fähigkeit. Wichtiger ist es, ihnen obige Erscheinungen bewusst zu machen und davon abzusehen, diese als Fehler zu bewerten.

Die oben erwähnten generellen Eigenschaften spontaner mündlicher Äußerungen manifestieren sich in den Einzelsprachen in konkreten sprachlichen Mitteln. So kann für den DaF-Unterricht beispielsweise die sprachliche Realisierung der verschiedenen *diskursgestaltenden Intentionen* relevant sein: Welche Ausdrücke als Kontakt-, Rederechts-, Verstehens-, Missfallens- oder Korrektursignale verwendet werden, mit welchen sprachlichen Mitteln der Sprecher Zeit gewinnen kann usw.

Es müssen auch gewisse *syntaktische* und *morphologische* Verfahren der spontanen mündlichen Kommunikation, die aus der Zeitlichkeit der GSPS resultieren und wesentlich von der schriftlichen Norm abweichen, behandelt werden. Sie können hier nur in Auswahl vorgestellt werden:

- Vorliebe für Parataxen und sog. „abhängige Hauptsätze" (Auer 1998)
- Redewiedergabe in parataktischen Fügungen, die zeitlich mit der Ereigniszeit zusammenfallen (mit der Intonation wird die Sprechweise der zitierten Person imitiert): *Is ganz klar (.) also→ wenn man da oben steht ↑dann is schon mal (-) eine oder andre dabei die sagt: Hey ↑ was machst du noch ↑ bist 'n netter Kerl ↑oder trinkn wir was mit'nander oder...* (Britt 26. 03. 2002)

- Verbspitzenstellung: *Arabella: Ein bisschen ein Wagnis wars ja schon (.) auch weil du ja etwas ÄLTer bist, oder? Silke: Ja: → wolltich grad schon sagen* (Arabella 26. 03. 2002) (Auer 1993)
- Ausklammerungen: *...aber z'erstmal vielen Dank (.) Silke, dass du mit Jonas gekommen bist (.) und mit deiner Älteren.* (Arabella 26. 03. 2002)
- Vor-Vorfeldbesetzung: *Vorweg sei es gesagt, die Kleine ist ja auch gesund.* (Arabella 26. 03. 2002) (Auer 1997)
- freies Thema: *...dann waren in der dreißigsten Schwangerschaftswoche dann Blutungen ↑ (.) auf einmal ↑ da musstich ins Krankenhaus.* (Arabella 26. 03. 2002)
- Verbzweitstellung in *weil-* und *obwohl*-Sätzen: *Man sagt ja auch (.) ööh, man soll zum Friedhof gehen ↑ nicht um für die verstorbenen Seelen zu beten ↑ weil die Seele ist überall ↑ sondern um sich an den Tod zu erinnern.* (Fliege 28. 03. 2002) (Günthner 1993; Keller 1993; Küper 1993)

Morphologische Abweichungen

- im Bereich der Vergangenheitstempora: Die traditionellen Erklärungen für die Wahl zwischen Präteritum und Perfekt (etwa ‚Besprechen' – Perfekt; ‚Erzählen' – Präteritum) haben in der spontanen Mündlichkeit keine Geltung. Vergangenheitstempora scheinen beliebig austauschbar. Das Präteritum wird vorrangig bei den Hilfsverben *haben* und *sein* und bei einigen sehr frequentierten Vollverben wie *geben, kommen* gebraucht. Doppelte Perfektbildungen werden vorrangig, aber ebenfalls nicht ausschließlich, in gesprochener Sprache gebraucht (Hennig 1998).
- Konjunktivgebrauch: in Konditionalsätzen *würde* + Infinitiv, bei indirekter Rede zunehmend Konjunktiv II (IDS-Grammatik 1997: 1784 ff.)
- Verwendung der Artikelwörter *der, die, das* als Personalpronomen: *GUCK mal, da LACHT sie (.) die weiß dass wir jetzt von ihr sprechen.* (Arabella 26. 03. 2002)

3. Wie kommt Sprachwirklichkeit in die Lehrwerkwirklichkeit?

Ein DaF-Lehrwerk ohne Dialoge, die der Textsorte „spontanes Alltagsgespräch" angehören, ist heutzutage kaum denkbar. Um die kommunikative Kompetenz der Lernenden zu entwickeln, müssen auch die rezeptiven Fertigkeiten (Lesen und Hören) trainiert werden. Was die dargebotenen Texte betrifft, stellt es ein besonderes Problem dar, wie der Forderung der Authentizität und der Progression gleichzeitig gerecht zu werden ist. Den optimalen Mittelweg würde man etwa in der Adaptation authentischer Texte finden. Während ein Lesetext relativ einfach adaptiert werden kann, besteht bei Hörtexten nicht die Möglichkeit, sehr komplizierte Teile einfach

[4] Zumindest ist es mit der technischen Ausrüstung, die normalerweise in einer Schule vorhanden ist, nicht möglich.

zu streichen oder verständlicher zu formulieren,[4] sie müssen entweder in ihrer Originallautung genommen werden oder man verzichtet auf sie ganz. Analysen zeigen, dass von den Lehrbuchautoren eher die letztere Möglichkeit gewählt wird (Tomczyk-Popinska 1993; Weijenberg 1980). Statt authentische Texte zu präsentieren, wird etwas kreiert, was zwar zur Einführung neuer Lexik bzw. Grammatik gewiss geeignet ist, aber als Beispiel für echte Alltagskommunikation nicht taugt. Tomczyk-Popinska spricht über eine eigene Lehrbuch-Textsorte:

> Die in einem Dialog verwendeten sprachlichen Mittel deuten auf eine andere Textsorte als die situative Einbettung sowie das Thema eines Textes hin. [...] Unterhaltungen, die 2/3 aller analysierten Dialoge ausmachen, weisen einen deutlichen Mangel an Dialogspezifika in fast allen sprachlichen Ebenen auf, dagegen präsentieren sie oft sprachliche Mittel, die für die Schriftsprache typisch sind. (Tomczyk-Popinska 1993: 146)

In Lehrwerken, die für die Eigenartigkeiten der GSPS sensibilisieren wollen, aber dabei keine authentischen Texte verwenden, kommt es nur auf die GSPS-Auffassung des Lehrbuchautors an, was er als typisch sprechsprachliches Phänomen in einen Dialog aufnimmt und was er unberücksichtigt lässt. Nach Susanne Günthners Lehrwerkanalyse[5] werden Partikeln, elliptische Sätze, Interjektionen und Vokative häufig thematisiert. Gelegentlich enthalten Lehrbuchdialoge auch Elemente dialogischen Sprechens wie Satzabbrüche, Zögerungselemente, Hörersignale, interaktive Elemente, kollaborative Konstruktionen. Von den sprechsprachlichen syntaktischen Erscheinungen kommen gelegentlich Ausklammerungen, Verbspitzenstellungen, Linksversetzungen, freie Themen, Vor-Vorfeld-Besetzungen durch Adverbien, Verwendung der Artikelwörter *der, die, das* als Personalpronomen und uneingeleitete Inhaltssätze vor. Ganz ausgeklammert bleiben immerhin *weil-* und *obwohl*-Sätze mit Verbzweitstellung, nicht-standardsprachliche Possessivkonstruktionen und Apokoinu-Konstruktionen. In keinem der untersuchten Lehrwerke wurden obige Phänomene systematisch dargestellt, abgesehen von Modalpartikeln (Günthner 2000: 356 f.).

Diese ungleiche Behandlung von GSPS-Phänomenen kann erst aus dem Weg geräumt werden, wenn authentische Texte in die Unterrichtsmaterialien Eingang finden – was m.E. jedoch nicht unbedingt die Überforderung der Lernenden zur Folge haben muss. Erstens brauchen ja nicht alle in einem Dialog vorkommenden Erscheinungen (auf einmal) thematisiert bzw. systematisch erläutert zu werden. Zweitens könnte man vielleicht vom totalen Verstehen absehen, es reicht, wenn an schwierigen authentischen Texten nur das kursorische oder das selektive Hören/Lesen

---

[5] Sie untersuchte *Deutsch aktiv 3* (1990), *Lernziel Deutsch* (1989), *Sprachbrücke* (1990), *Stufen* (1995), *Themen neu 3* (1994), *Unterwegs* (1998) und *Wege* (1992).

geübt wird. In der Anfängerphase wäre es vorteilhaft, nur Hörtexte zu präsentieren, zu denen es auch Videoaufnahmen gibt. Die visuelle Unterstützung des Gehörten erleichtert die Rezeption und kommt einer realen Sprechsituation viel näher.

Der Überforderung der Lernenden könnte aber am besten vorgebeugt werden, wenn schon im Erstsprachunterricht über die Diskrepanz zwischen schriftsprachlicher grammatischer Norm und spontanen mündlichen Äußerungen diskutiert würde. In Lehrwerken des ungarischen Nationalen Lehrbuchverlags werden zwar die diesbezüglichen Kommunikationsbedingungen skizziert (Honti/Jobbágyné 1997: 20), aber dafür, wie sich diese auf einen konkreten Text auswirken, wird kein Beispiel präsentiert. Es wäre jedoch ideal, wenn der Muttersprachenunterricht und der Fremdsprachenunterricht Hand in Hand der sprachlichen Gesamtentwicklung der Schüler dienen könnten. Universale Eigenschaften spontaner mündlicher Kommunikation sollten also entweder im Muttersprachenunterricht oder, wenn im Fremdsprachenunterricht, dann zumindest anhand authentischer muttersprachlicher GSPS-Texte besprochen werden. Hierzu stellt sich natürlich die Frage, wo man solche besorgen kann. Solange keine entsprechenden Lehrbuchmaterialien vorhanden sind, muss notgedrungen auf die Medien zurückgegriffen werden: Unter den Fernsehsendungen sind die sog. Reality-Sendungen die einzigen, in denen sich die Sprecher fast unter denselben Kommunikationsbedingungen befinden wie in einem „normalen" Alltagsgespräch. Als eine mögliche praktische Einführung in das Thema kann die Aufgabe gestellt werden, den Lernenden einen kleinen Abschnitt dieser Sendung vorzuspielen und ihn – samt Pausen, Interjektionen, Versprecher, Abbrüchen usw. – mitnotieren zu lassen. Dabei könnte evtl. auch ein vereinfachtes Transkriptionsverfahren vorgestellt werden.

Nun wäre es angebracht, nach den Gründen der beobachteten Erscheinungen zu fragen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, die „Abweichungen" spontaner mündlicher Äußerungen von der schriftsprachlichen Norm nicht als Fehler, sondern einfach als Eigenschaften zu beurteilen. Hierzu gehören auch Diskussionen über die Priorität der gesprochenen Sprache[6] und auch über die Gründe, warum Normen des literarischen Sprachgebrauchs als die Normen der korrekten Sprachverwendung schlechthin angesehen werden (angesehen worden sind).

---

[6] Im Sinne von Lyons ([4]1992: 21 ff.). Dabei geht es natürlich nicht darum, die Lernenden mit linguistischen Termini zu belasten, sondern sie mit den Gedanken vertraut zu machen, dass

1) in jeder Gesellschaft zuerst mündliche Kommunikation vorherrschend ist und erst später – wenn überhaupt – Schriftlichkeit auftritt (historische Priorität),
2) gesprochene Sprache bei viel mehr Gelegenheiten benutzt wird als schriftliche Kommunkationsformen (funktionale Priorität),
3) die Menschen genetisch vorprogrammiert sind, sprachliche Laute (nicht aber Buchstaben) zu erzeugen und zu erkennen (biologische Priorität),
4) die Kombinationsmöglichkeiten der Buchstaben von denen der Laute abhängen (strukturelle Priorität).

Erst wenn die Lernenden über spontane Alltagssprache nicht mehr als über etwas Unkorrektes, Fehlerhaftes denken, lohnt es sich, sie mit einzelsprachlichen Charakteristika vertraut zu machen. Während die allgemeine Einführung in aufeinander folgenden Unterrichtseinheiten stattfinden kann, müssen die einzelsprachspezifischen Phänomene in den Prozess des Sprachunterrichts integriert, d.h. parallel zu der schriftsprachlichen Norm behandelt werden.

Bei Verwendung authentischer gesprochener Texte erübrigt sich die Frage, welche GSPS-Phänomene – zumindest auf Präsentationsebene – in die Lehrbuchdialoge kommen sollen und welche nicht. M.E. darf unter ihnen nicht unter dem Gesichtspunkt selektiert werden, inwiefern diese mit dem vermeintlichen Normbewusstsein der Lernenden in Einklang zu bringen sind; alle Erscheinungen sollten in ihrer Originalform belassen werden. Einzelsprachspezifische Erscheinungen der spontanen Mündlichkeit (diskursgestaltende Mittel, syntaktische und morphologische Eigenartigkeiten (s. Punkt 2 in der Fußnote 6) müssen dagegen systematisch geübt werden. Da man sich im DaF-Unterricht in der Regel darauf beschränkt, den propositionalen Gebrauch der Sprache zu üben – den Schülern wird in erster Linie beigebracht, wie sie mit der Sprache gewisse Sachverhalte bezeichnen können (Schatte 1993: 135) – wird an dieser Stelle auf Übungsmöglichkeiten zu Diskursmarkern eingegangen, die keine Proposition tragen, aber deren adäquater Gebrauch meiner Meinung nach in einer spontanen Gesprächssituation wichtiger ist als der der sprechsprachlichen morphologischen und syntaktischen Mittel.

4. Übungen zu diskursgestaltenden Mitteln

Als eine relativ einfache, einführende Übung hierzu könnte ein kurzer, bereits transkribierter Textausschnitt angehört und gelesen werden, in welchem die Lernenden nach Ausdrücken suchen sollen, mit denen nicht dem Inhalt des Gesprächs etwas hinzugefügt, sondern dessen Verlauf beinflusst wird. Zuerst sollten diese (beim gleichzeitigen Anhören des Textes) im Transkript markiert werden. Als nächster Schritt (beim nochmaligen Hören) sollte versucht werden, die Intonation dieser Redemittel schriftlich festzuhalten. Vorausgehend müssen den Schülern natürlich die gängigsten Symbole für Intonationsmuster bekannt gemacht werden, auf jeden Fall die drei für steigende, fallende und schwebende Intonation. Wenn die diskursgestaltenden Mittel schon identifiziert werden konnten, ist es nahe liegend, über ihre aktuelle Funktion im Text gemeinsam nachzudenken. Wenn sich die Lernergruppe über gewisse Funktionen der Diskursmarker einig ist, kann eine Tabelle im Heft angelegt werden, in welche die betreffenden sprachlichen Mittel – jeweils nach ihrer Funktion sortiert – eingetragen werden können (vgl. Willkopp 1988). Aufgrund des nachfolgenden Beispieltextes könnte sie folgendermaßen ausgefüllt werden:

Sprecherabsicht	steht vor der Äußerung	steht nach der Äußerung
‚Ich beginne zu sprechen'	*ja (2)(23)(29)(32)(39)* *also (26)(45)* *ich mein (45)*	
‚Ich will weitersprechen'	*also (2)(23) und ja (11)(12)* *hm (11) ehm (32)*	
‚Unterstütze mich'		*ja? (17) (18) ne?(21)*
‚Ich höre auf zu sprechen'		*ich weiß nich (28)* *oder so (48)*
‚Sprich du'[7]		

Wichtig ist bei dieser Übung, dass nicht bloß aufgrund eines Transkriptes, sondern unbedingt mit auditiver (oder noch besser: mit audiovisueller) Unterstützung gearbeitet wird, denn es kommt oft auf die Betonung des Diskursmarkers an, welche Funktion er ausdrückt.

Wenn Intonation und Funktion durch Nachsprechen im Sprachlabor bzw. durch ausführliche Diskussionen schon hinreichend eingeübt und geklärt wurden, kann den Lernenden ein Transkript ohne Diskursmarker, aber je mit Angaben zur Sprecherabsicht, zur Ergänzung vorgelegt werden. Dabei ist natürlich mit konvergierenden Lösungen zu rechnen, denn zu vielen Sprecherabsichten gibt es mehrere Diskurmarker. Als Kontrolle kann der Originaltext angehört/angesehen werden.

Eine weitere Übungsmöglichkeit besteht darin, zu vorgegebenen diskursgestaltenden Mitteln, zu denen auch eine ausführliche „Gebrauchsanweisung" angegeben wird, passende Mini-Gespräche zu schreiben. Eine solche Aufgabe ist in „Grammatik mit Sinn und Verstand" (Rug/Tomaszewski 1993: 312) zu finden.

Es war noch keine Rede davon, wann diskursgestaltende Mittel in der obigen Ausführlichkeit in den Unterricht einzubringen sind. Dialoge anzuhören und selber zu produzieren ist bereits in der Anfängerstufe fester Bestandteil des Curriculums, bloß deren Schwierigkeitsgrad nimmt mit der Zeit immer mehr zu. M.E. hätte es keinen Sinn, Diskursmarker erst Fortgeschrittenen bekannt zu machen. Ich plädiere dafür, dass von Anfang an mit authentischen Texten gearbeitet wird, die Diskursmarker sowie alle anderen natürlichen Erscheinungen der spontanen Mündlichkeit enthalten, auch wenn gewisse GSPS-Eigenschaften erst viel später systematisch erläutert werden. Zum Zeitpunkt der Thematisierung haben dann Lernende den Vorsprung, dass ihnen das Phänomen bekannt vorkommt, sie haben es schon gehört,

---

[7] Diese Zeile der Tabelle ist nicht ausgefüllt, weil im Probetext keine entsprechenden Diskursmarker gefunden wurden. Hierzu würde bspw. die Nachschaltung *oder*? gehören, die ähnlich wie *ne*? als ein Signal zu verstehen ist, mit dem um die Meinung des Hörers gebeten wird. Mit *oder*? gibt der Sprecher im Unterschied zu *ne*? das Rederecht dem anderen Kommunikationsteilnehmer zurück (IDS-Grammatik 1997: 367 ff.).

gelesen, vielleicht auch schon imitiert. Eine umfassende Präsentation diskursgestaltender Mittel sollte erst erfolgen, wenn die Lernenden schon genügend Wortschatz parat haben (vielleicht in der Mittelstufe), um längere gesprochene Texte, die Diskursmarker in der nötigen Vielfalt enthalten, zu verstehen. Diskursgestaltende Mittel sollten folglich in jedem Lehrbuchtext der Textsorte „spontanes Alltagsgespräch" präsent sein, ob im Anfänger- oder Fortgeschrittenen-Unterricht.

Mit dem völligen Verzicht auf authentische mündliche Texte oder mit einer Selektion unter GSPS-Phänomenen wird den Lernenden ein beachtlicher Teil der Realität vorenthalten – was in einer echten Kommunikationssituation auf fremdem Sprachgebiet zwangsweise Frustration zur Folge haben wird. Sprachwirklichkeit darf aus didaktischen Gründen nicht zu kurz kommen.

Beispieltext

Bärbel: *Sag mal, Dirk, warum kommst du n hier mit Mundschutz rein?*
Dirk: *Ja (.) ich habe sehr nette Nachbarn so ↑ also (.) wenn ich (.) ich kann ihnen nich in die Scheiben reingucken so ↑ weil se (.) sind so verschmiert ↑ dat ich garn nix sehn kann ↑ dat is so (.) ne größere Familie (.) halt so (.) ne Frau mit*
Bärbel: *Wie viele Personen leben im Haushalt?*
Dirk: *Weiß ich nit so ↑ vier fünf Kinder so ↑ und die Frau ↑ so u:nd ich seh die Frau halt immer so (.) wo ich wohn ↑ wenn ich ( ) Fenster rausguck dann seh ich so ne Frau vorbeilaufen ↑ ne Baseballmütze ((zeigt)) auf ↑ mit so Strähnen die da rausgucken (.) ich nenns Haare ↓*
Bärbel: *hihi*
Dirk: *und ja ↓ (.) hm (.) pff (.) und wenn i dann mal mit meinm Bus halt so Richtung Erkelenz fahre so ↑ dann is bei uns so n Bahnhof ↑ so ein großer ↑ dann steht sie da halt mit so verschiedenen Leuten (.) ist dat Bier beim Abzechen so ohne Ende ↑ und (.) ja die Kinder stehen dabei und sind am Rumalbern am Bahnhof ↑*
Bärbel: *Also du sagst eindeutig (.) in deinen Augen ist das ne chaotische Familie ↓*
Dirk: *Ja ja (.) volles Wort*
Bärbel: *Wir haben deine Nachbarn mal besucht, ja? und sind in euren Ort gefahren und (.) schauen uns das mal an, ja? der Besuch bei Dirks Nachbarn, ja?*
Dirk: *°i bin och mal gespannt° ((ein Film wird angesehen))*
Bärbel: *Dirk, ach, mein Sofa ist auch gemütlich hier hihi ((setzt sich)) ja (.) wir war drin, ne? du siehst die Wohnung immer nur von außen. was sagst du von der Wohnung drin?*
Dirk: *Ja, mir is gleich der Kinnladen an Boden gefallen ↑ also so so hab ich se noch nich gesehn ↓*
Bärbel: *Willst du sie mal besuchen, deine Nachbarin?*
Dirk: *(-) Also ich ich hätte Angst vor ansteckenden Krankheiten ↑ so (.) weil (-) sie hat schon ne Krätze gehabt so ↑ steht am Bahnhof und KRRÄCH krätzt sich da drum wie so ne wilde ↑ ich weiß nich*
Bärbel: *Ja, jetzt lästerst du ja die ganze Zeit ab (.) du könntest auch mal so (.) ich (.) sagen ↑ ich versuche mal dir zu helfen ↑ schließlich sind das ja deine NACHBARN und ihr müsst schließlich versuchen ↑ zusammen zu leben*

Dirk: *Ja, ehm, i zieh weg. HAHA dann hab ich mit denen da gar nichts mehr zu tun (-) aber ich (.) NEE (.) sie sie (.) die haben im Dorf auch so kein Anschluss (.) die die kommen nicht rein in die Dorfgemeinschaft irgendwie so (.) ich komm vom kleinen Kuhdorf ↑ zwölfhundert Seelen so ↑ und (.) die machen halt nicht so die ↑*

Bärbel: *Was glaubst du denn ↑ woran=liegt=denn=das ↑ wenn=jemand=seine =Wohnung=nicht=so=aufräumen =kann?*

Dirk: *Ja (.) das hat (.) natürlich auch bestimmt (.) andere Gründe (.) watweißich glaub geschiedene Ehe oder so ↑ der Mann is abgehauen oder was ↑*

Bärbel: *Na gut (.) aber hihi ich meine (.) wenn alle ↑ die sich jetzt scheiden lassen in Deutschland (.) nicht mehr anfangen (.) ihre Wohnung aufzuräumen ↑ dann wär es ganz schön hm (.) chaotisch ↓ ist das nur in der Wohnung so ↑ oder ist das auch außerhalb so?*

Dirk: *Also (-) ich (.) mein (.) die Klammotten (.) mäßig so sehen auch nicht immer grad edel aus, würd ich mal sagen ↓ man kann zwar weniger Klamotten haben ↑ aber die wenigen Klamotten die man hat (.) kann man wenigstens reinigen ↓ so (.) weil (.) in die Waschmaschine stecken oder so*

Bärbel: *Hältst du das hier aus (.) wenn ich deine Nachbarin hier neben dich setze ↑ oder läufst du mir da weg?*

Dirk: *Ne, ich laufe nicht weg so (-) also*

Bärbel: *ehrlich*?

(Nachmittagstalkshow von Bärbel, 28. 03. 2002)

Transkriptionsverfahren

↑	Steigtonmuster
↓	Falltonmuster
→	Mitteltonmuster
?	fragende Intonation
(.)	kurzes Absetzen
(-)	kurze Pause, länger als (.)
( )	unverständlicher Textteil
woran=liegt= denn=das	schnelles Sprechen
°*richtig*°	leises Sprechen
ja:	Silbenlängung
NACHBARN	das Wort / die Silbe wird sehr deutlich und laut ausgesprochen
HAHA	Lachen
hihi	Kichern
((setzt sich))	nonverbale Handlungen

Literatur

Korpora

Nachmittagstalkshow von Arabella, 26. 03. 2002 (eigene Transkription, Manuskript)
Nachmittagstalkshow von Bärbel, 28. 03. 2002 (eigene Transkription, Manuskript)
Nachmittagstalkshow von Britt, 26. 03. 2002 (eigene Transkription, Manuskript)
Nachmittagstalkshow von Fliege, 28 .03.2002 (eigene Transkription, Manuskript)

Grammatiken

Zifonun, Gisela et al. (Hg.) 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 1. Berlin; New York: Walter de Gruyter. (=Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Bd. 7.1.)
Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim 2001: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Neubearbeitung. Berlin; München: Langenscheidt.
Rug, Wolfgang/Tomaszewski, Andreas 1993: Grammatik mit Sinn und Verstand. München: Verlag Klett Edition Deutsch.
Weinrich, Harald 1993: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag.

Lehrwerke

Aufderstraße, Hartmut u.a. 1994: Themen neu. Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache. Ismaning: Hueber.
Bahlmann, Clemens u.a. 1998: Unterwegs. Lehrwerk für die Mittelstufe Deutsch als Fremdsprache. Berlin: Langenscheidt.
Edelhoff, Christoph u.a. 1990: Deutsch aktiv 3. Materialien für die Mittelstufe. 2 Bände. Berlin u.a.: Langenscheidt.
Hieber, Wolfgang 1989: Lernziel Deutsch. Deutsch als Fremdsprache. Grundstufe 2. München: Hueber.
Honti, Mária/Jobbágyné András, Katalin 1997: Magyar nyelv – I. osztály. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
Mebus, Gudula u.a. 1990: Sprachbrücke. Deutsch als Fremdsprache. Handbuch für den Unterricht. München: Klett.
Tetzeli von Rosador, Hans-Jürg u.a. 1992: Wege. Neuausgabe. Lehrwerk für die Mittelstufe und zur Studienvorbereitung. Ismaning: Hueber.
Vorderwülbecke, Anne/Vorderwülbecke, Klaus 1995: Stufen. Kolleg Deutsch als Fremdsprache. München: Klett.

Weitere Literatur

Auer, Peter 1993: Zur Verbspitzenstellung im gesprochenen Deutsch. In: Deutsche Sprache 3, 193-222.

Auer, Peter 1997: Formen und Funktionen der Vor-Vorfeldbestzung im gesprochenen Deutsch. In: Schlobinski, Peter (Hg.): Syntax des gesprochenen Deutsch. Opladen: Westdeutscher Verlag, 55-92.

Auer, Peter 1998: Zwischen Parataxe und Hypotaxe: ‚abhängige Hauptsätze' im Gesprochenen und Geschriebenen Deutsch. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, 284-307.

Auer, Peter 2000: Online-Syntax – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, 43-56.

Bolte, Henning 1996: Fremde Zungenschläge – Handlungsräume für die Entwicklung mündlicher Kommunikationsfertigkeiten im Fremdsprachenunterricht. In: Fremdsprache Deutsch 14, 4-20.

Fiehler, Reinhard 2000: Gesprochene Sprache – gibt's die? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 93-104.

Günthner, Susanne 1993: ›...weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen‹ – Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in WEIL-Sätzen. In: Linguistische Berichte 143, 37-59.

Günthner, Susanne 2000: Grammatik der gesprochenen Sprache – eine Herausforderung für Deutsch als Fremdsprache? In: Info Deutsch als Fremdsprache 27, 352-366.

Hennig, Mathilde 1998: Tempus – gesprochene und geschriebene Welt? In: Deutsch als Fremdsprache 35, 227-232.

Hennig, Mathilde 2000: Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 105-125.

Hennig, Mathilde 2002: Was ist Grammatik der gesprochenen Sprache? [Manuskript]

Kaiser, Dorothee 1996: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: eine relevante Kategorie für den DaF-Unterricht? In: Deutsch als Fremdsprache 33, 3-9.

Keller, Rudi 1993: Der Wandel des *weil*. Verfall oder Fortschritt? In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 71: 2-12.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch. 15-43.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, H./Ludwig, O. (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin, New York (= Handbücher zur Sprach- und Komunikationswissenschaft 10), 587-604.

Küper, Christoph 1993: Pragmatische Motiviertheit der Syntax. Haupt- und Nebensätze im Deutschen. In: Küper, Christoph (Hg.) Von der Sprache zur Literatur, Motiviertheit im sprachlichen und poetischen Kode. Tübingen: 37-49.

Lyons, John 1992: Die Sprache. 4., durchges. Aufl., München: Beck.

Nerius, Dieter 1987: Gesprochene und geschriebene Sprache. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K. (Hg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin, New York: de Gruyter (= HSK, 3.1), 832-841.

Reershemius, Gertrud 1998: Gesprochene Sprache als Gegenstand des Grammatikunterrichts. In: Info Grammatik als Fremdsprache 25, 399-405.

Schank, Gerd/Schoenthal, Gisela 1976: Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden. Tübingen.

Schatte, Czesława 1993: Probleme der Vermittlung der gesprochenen Sprache im Fremdsprachenunterricht. In: Richter, Günther (Hg.): Methodische Grundfragen der Erforschung gesprochener Sprache. Frankfurt am Main: Lang (= Arbeiten zur Sprachanalyse 16), 135-142.

Tomczyk-Popinska, Ewa 1993: Einige Prämissen für die methodologisch fundierte Vermittlung der gesprochenen Sprache (Deutsch als Fremdsprache). In: Richter, Günther (Hg.): Methodische Grundfragen der Erforschung gesprochener Sprache. Frankfurt am Main: Lang (= Arbeiten zur Sprachanalyse 16), 143-149.

Weijenberg, Jan 1980: Authentizität gesprochener Sprache in Lehrwerken für Deutsch als Fremdsprache. Heidelberg: Groos.

Willkopp, Eva-Maria 1988: Gliederungspartikeln im Dialog. München: iudicium (= Studien Deutsch 5).

Anna Reder (Pécs)

Eine Aufgaben- und Übungstypologie zur Entwicklung der Kollokationskompetenz von DaF-Lernern

1. Einführung

Wenn Fremdsprachenlerner sich in der Zielsprache äußern, machen sie oft Fehler, die sich im Rahmen einer Fehlererklärung in der Regel den einzelnen Sprachebenen zuordnen lassen. So sind z.B. *die Hand zur Faust <drücken>, Interesse <auf>-wecken, einen Beruf <üben>* plakative Beispiele, die Normverstöße auf der Wortschatzebene veranschaulichen. Lerner haben nämlich in den obigen Beispielen kreativ Wortverbindungen erstellt, die im Deutschen nicht usuell sind. Solche Fehler begehen sowohl Anfänger als auch Fortgeschrittene mit „Vorliebe". Für Anfänger könnte man dies noch als eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Fremdsprachenerwerbs ansehen. Aber auch Lernern mit hoher fremdsprachlicher Kompetenz, die kaum noch morphosyntaktische Regelverstöße begehen, unterlaufen immer noch zahlreiche Normverstöße bezüglich nichtidiomatischer Wortverbindungen. Bei den obigen fehlerhaften Lerneräußerungen geht es um den nichtkorrekten Gebrauch jener sprachlichen Formen, die man in der Linguistik und in der Fremdsprachendidaktik unter dem Terminus ‚Kollokation' behandelt und die einem im Unterrichtsalltag als „zuverlässige" Fehlerquelle begegnen.

Da der Terminus ‚Kollokation' in der einschlägigen Fachliteratur nicht einheitlich gehandhabt wird, ist hier ein Kollokationsverständnis für den vorliegenden Aufsatz anzugeben. In Anlehnung an Burger (1998: 38) verstehe ich unter ‚Kollokation' feste, nichtidiomatische Wortverbindungen, die aus der Perspektive des Fremdsprachenlerners unvorhersagbar sind (zum Begriff ‚Unvorhersagbarkeit' vgl. Herbst 1996).

Die Eigenschaft der Unvorhersagbarkeit führt aber erst beim Produzieren zur „Falle". Die semantische Kompositionalität ermöglicht nämlich, dass Kollokationen vom Lerner beim Lesen aus den Bestandteilen gedeutet werden können (vgl. Multhaup 1995: 61), und zwar mit der Strategie der Bedeutungserschließung der freien Wortkombinationen. Kollokationen werden beim Rezipieren dadurch nicht immer als eine Einheit wahrgenommen und auch nicht immer als solche gespeichert, folglich sind sie auch nicht als Einheit abrufbar.

Um einen Zuwachs an produktiven Kollokationskenntnissen von Lernern im Fremdsprachenunterricht zu fördern, müssen Kollokationen im Fremdsprachenunterricht einen größeren Stellenwert bekommen. Im Folgenden wird eine Übungs- und Aufgabentypologie zur Kollokationsschulung vorgeschlagen sowie die Funktionen der einzelnen Aktivitäten beschrieben.

2. Eine Aufgaben- und Übungstypologie

Es gibt zahlreiche effektive Übungen zum Wortschatzerwerb und zur Grammatikvermittlung in Lehrwerken und Übungsbüchern, darunter auch einige integrierte zur Kollokationsschulung. Die von mir empfohlenen Übungen zielen aber nicht auf den Wortschatzerwerb im Allgemeinen ab, sondern ich plädiere für die Relevanz einer expliziten Schulung der Kollokationen. Die Aufgaben und Übungen[1] wurden in Unterrichtsstunden in unterschiedlichen Sozialformen erprobt, deren Beschreibung ich aber unberücksichtigt lasse, zumal die einzelnen Aktivitäten nicht unbedingt mit speziellen Sozialformen zu verbinden sind.

Die Aktivitäten, die mit der Zielsetzung einer Kollokationsschulung im Unterricht eingesetzt werden, trenne ich in Anlehnung an Portmann in Übungen und Aufgaben (vgl. zum Aufgabenbegriff Portmann-Tselikas 2001a: 15). Die Übungen bauen das Sprachwissen auf. Sie bilden die notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für das Sprachkönnen. Sprachkönnen bedeutet in Bezug auf Kollokationen die automatisierte Blockabrufbarkeit der Kollokationen im mentalen Lexikon des Lerners. Konvergierende Kollokationen[2] bereiten wohl weniger Schwierigkeiten, wenn ihre Bestandteile nicht als Einheit, sondern als einzelne Wörter angeeignet worden sind. Die Blockabrufbarkeit bei divergierenden[3] und deshalb fehlerträchtigen Kollokationen ist demgegenüber nur dann möglich, wenn sie als Einheiten eingeprägt worden sind.

Welche Aufgaben- und Übungstypen kommen in Frage? Übungen und Aufgaben können bekanntlich nach unterschiedlichen Aspekten verschieden klassifiziert werden, z.B. schriftliche oder mündliche Aktivitäten. Die Übungen und Aufgaben, die ich unterbreite, sind alle schriftlich und sollen zur Förderung der Schreibkompetenz der Lerner (zur Schreibkompetenz vgl. Portmann 2001b) hinsichtlich der korrekten Verwendung der Kollokationen beitragen. Für die Schriftlichkeit mit anschließender

---

[1] ‚Übungen' und ‚Aufgaben' werden in der Fachliteratur entweder synonym verwendet oder voneinander abgegrenzt. Im Falle des synonymen Gebrauchs wird durch die Attribuierung zwischen „geschlossenen" und „offenen" Übungen und Aufgaben unterschieden. Bei den „geschlossenen" Übungen und Aufgaben handelt es sich um eine Regelanwendung mit einer oder mit einigen wenigen korrekten Lösungen, es geht also um formbezogenes Üben. Bei den „offenen" Übungen und Aufgaben gibt es viele Antwortmöglichkeiten, da es dabei auf inhaltsbezogenes Üben abgezielt wird. Bei der Trennung zwischen Übung und Aufgabe ist Übung in etwa mit „geschlossenem" Üben gleichzusetzen und Aufgabe mit „freiem" Üben.

[2] Konvergierende Kollokationen sind jene Kollokationen, die im Vergleich der Bestandteile in der Erstsprache und in der Zielsprache aus äquivalenten Elementen bestehen. In deutsch-ungarischer Relation sind z.B. *eine Tafel Schokolade* und *egy tábla csokoládé* konvergierende Kollokationen.

[3] Divergierende Kollokationen bestehen in der Zielsprache und in der Erstsprache aus nichtäquivalenten Bestandteilen, wie z.B. *sich die Zähne putzen* und *fogat mos.*

mündlicher Präsentation spricht gegenüber der reinen Mündlichkeit bekanntlich das Faktum, dass die Behaltensleistung um so effektiver ist, je mehr Sinnesorgane in den Lernprozess miteinbezogen sind. Auch die Nachbereitung einer Unterrichtseinheit als Hausarbeit erleichtert das schriftliche Festhalten der durchgeführten Aktivitäten für den Lerner. Schriftliche Aufgaben und Übungen sind in diversen Formen bekannt, so dass sie vorwiegend nach den einzelnen Sprachebenen klassifiziert sind oder auf die einzelnen Fertigkeiten abzielen. Eine Vielfalt der Übungs- und Aufgabenformen finden wir z.B. im Aufgabenhandbuch Häussermann/Piepho (1996). Für Kollokationen im Aufgaben-Handbuch „zusammenspielende Wörter" genannt finden wir als explizite Übungen und Aufgaben zwei Zuordnungsübungen (vgl. ebd. 124). Übungsbücher zur Schulung von Kollokationen für DaF sind mir nicht bekannt (zu einer möglichen Typologie der Kollokationsübungen für Englisch als Fremdsprache vgl. Bahns 1997: 135-164). Spezielle Übungsbücher, Ergänzungsmaterialien zu Lehrwerken, verstehen sich in der Regel entweder als Übungsbücher zur Schulung der grammatischen Kenntnisse oder zur Erweiterung der Wortschatzkenntnisse. Auch in Lehrwerken sind meistens Wortschatz- und Grammatikschulung voneinander abgehoben.

Einen Beleg für die schwierige Haltbarkeit einer strikten Trennung von Grammatik- und Wortschatzübungsbüchern in der Praxis liefert die erneuerte Auflage des in Ungarn für Fortgeschrittene wohlbekannten Übungsbuches von Dreyer/Schmitt (1999). Das „neue Gelbe" enthält nämlich ein zusätzliches Kapitel, § 62 „Verben in festen Verbindungen". Auch in Rug/Tomaszewski 2000 („20 Kapitel deutsche Grammatik für Fortgeschrittene") thematisiert ein Kapitel (17. „Bitte zur Kenntnis nehmen") Nomen-Verb-Verbindungen.

Da Kollokationen an der Nahtstelle von Grammatik und Wortschatz angesiedelt sind, sind sie notwendigerweise in Grammatikübungsbüchern in den einzelnen Kapiteln implizit enthalten. Grammatische Strukturen stehen zwar dabei im Mittelpunkt, werden aber mit Hilfe der Lexik – so auch der Kollokationen – eingeübt.[4] Für meine Überlegungen kommen demgegenüber explizite Übungen zum Wortschatz in Frage.[5] Ich behandle innerhalb der Wortschatzübungen diejenigen, die gezielt die Kollokationskenntnisse der Lerner schulen. Dabei werden gegebenfalls die zur Kollokationsbildung nötigen grammatischen Strukturen implizit mitgeübt.[6] Damit sind Kollokationen primär als Wortschatzeinheiten einzuüben und nur sekundär als grammatische Strukturen.

---

[4] Wenn z.B. das Perfekt der Verben geübt wird, kann ein isoliertes Verb in einer Strukturübung als Reizwort angegeben werden, wie z.B. *kochen*, oder eine Kollokation, wie z.B. *Klavier spielen.*

[5] Methoden, die die Grammatikkentnisse in den Mittelpunkt stellen, implizieren, dass es für den Wortschatzerwerb ausreichend ist, wenn in Sätzen, mit denen grammatische Phänomene eingeübt werden, nebenbei auch der Wortschatz mitgeübt wird.

[6] In der Kollokation *eine Krankheit bekommen* wird z.B. die Valenz des Verbs *bekommen* implizit mitgeübt.

Da meines Wissens noch keine spezielle Kollokationsdidaktik entwickelt worden ist, berücksichtige ich zur Erstellung einer Aufgaben- und Übungstypologie folgende theoretische Überlegungen. Kollokationen sind einerseits Wortschatzeinheiten, so kann man mit ihnen analog autonomen Wörtern in der Wortschatzdidaktik umgehen. Unbekannte Vokabeln sind durch die in der Wortschatzdidaktik üblichen (vgl. z.B. Bohn 1994, 1999; Köster 2001; Müller 1998; Scherfer 1994, 1995) folgenden drei Phasen zu vermitteln:

1) Präsentieren
2) Einüben
3) Anwenden

Kollokationen können andererseits auch als verwandte Kategorie zu Phraseologismen verstanden werden, so kann man mit ihnen wie mit Phraseologismen in der Phraseodidaktik umgehen. Auch Phraseologismen können im Dreierschritt vermittelt werden, legt uns Hessky (1992) nahe. Die drei Schritte

1) Erkennen
2) Verstehen
3) Anwenden

setzt sie in einem phraseologischen Übungsbuch für fortgeschrittene Lerner ungarischer Muttersprache – „Durch die Blume" (1993) – auch in die Praxis um.

Für Kollokationen als feste, nichtidiomatische Wortverbindungen sind also Anregungen sowohl von der Wortschatzdidaktik als auch von der Phraseodidaktik (vgl. Földes 1994) aufzunehmen und eine Amalgamierung der beiden Dreierschritte ist für die Kollokationsvermittlung vorzunehmen.

Wenn wir die beiden Dreierschritte vergleichen, merken wir, dass der letzte Schritt – der wohl im Unterricht am schwierigsten umzusetzen ist, obwohl er gleichzeitig die Zielsetzung darstellt – Gemeinsamkeiten aufweist, und so auch für die Kollokationsvermittlung als letzte Phase einzusetzen ist. Der Unterschied zwischen den ersten beiden Phasen in der Wortschatzdidaktik und in der Phraseodidaktik rührt von der Eigenschaft der Idiomatizität der Phraseologismen im engeren Sinne her. Da aber eine Kollokation nicht idiomatisch, sondern analysierbar ist, ergibt sich ihre Bedeutung durch die Anwendung des Kompositionalitätsprinzips. So verläuft das ‚Verstehen' analog zum Verstehen von freien Wortverbindungen und erfordert keine davon abweichende zusätzliche kognitive Leistung. Aber das ‚Erkennen' spielt eine wesentliche Rolle für die Speicherung der Kollokation als Einheit, da der Lerner die Eigenschaft der Festigkeit von Kollokationen entdecken muss. Er muss sich dessen bewusst werden, dass eine Basis mit einem bestimmten Kollokator (zur Bezeichnung der Bestandteile einer Kollokation durch ‚Basis' und ‚Kollokator' vgl. Hausmann 1984) zusammen vorkommt und gleichzeitig andere Kollokatoren ausschließt, auch wenn sie semantisch verträglich wären oder sogar in der L1 oder in einer weiteren Fremdsprache möglich sind.

Die somit zielführenden drei Phasen der Kollokationsvermittlung sind:

1) Entdecken der Kollokationen als Einheiten
2) Einüben der Kollokationen als Einheiten
3) Anwenden der Kollokationen als Einheiten

Die Aktivitäten in der ersten und in der zweiten Phase nenne ich Übungen, die im Schritt 3 Aufgaben.

Einige Übungen sind in ihrer Form gewiss bekannt aus der Schulung anderer Teilbereiche der Sprache. Sie erfahren aber eine Modifizierung durch die Adaptation für die Kollokationsschulung. Übungsformen werden mit neuer Lexik, mit Kollokationen gefüllt. Die nächste wichtige Ergänzung zu den Übungen in Lehrwerken und Übungsbüchern ist folgende Empfehlung: Von den Übungen sind jene wiederholt einzusetzen, in denen Wortverbindungen vorkommen, die im Sprachvergleich Divergenzen aufweisen (vgl. López Barrios 1997).

2.1 Entdecken der Kollokationen als Einheiten

Ob der Lerner beim Lesen die Kollokation als eine Einheit, als eine feste Wortverbindung wahrnimmt oder nicht, kann nicht dem Zufall überlassen werden. Denn vor allem sind divergierende Kollokationen bei der Textproduktion fehlerträchtig. Die Bewusstmachung der Sprachspezifika hinsichtlich der Kollokationen ist m.E. eine lernpsychologische Hilfe. Dazu lassen sich die folgenden Schritte heranziehen:

- Auflistung der Kollokationen als Lerneinheiten
- Übungen zur Reflexion des Kollokationsverstehens.

2.1.1 Auflistung der Kollokationen als Lerneinheiten

Ausdrücke als wortgrenzenüberschreitende Einheiten in Vokabellisten anzugeben, ist kein neuer Vorschlag, denn bestimmte Wortverbindungen sind schon als Einheiten und nicht als isolierte Wörter in Glossaren von Lehrwerken und Übungsbüchern aufgelistet. Aber welche Ausdrücke sind das? Es sind vorwiegend Kollokationen, in denen die Kollokatoren nur noch in der jeweiligen Kollokation vorkommen, wie z.B. *einen Baum fällen*. Dieser Bereich lässt sich aber um jene Kollokationen erweitern, deren Kollokatoren auch kollokationsextern vorkommen. Ich glaube, dass in Glossaren wesentlich mehr Kollokationen als Einheiten aufgeführt werden sollten.

Eine Liste von Kollokationen zu einem gegebenen Text kann der Lehrende oder der Lerner selbst anfertigen. Das Erstellen einer Kollokationsliste, die auch Kollokationen im engeren Sinne beinhaltet, kann unterschiedlich durchgeführt werden:

1. Vorentlastung: Der Lehrende erstellt ein Kollokationsglossar zum im Unterricht behandelnden Text, und die darin aufgeführten Kollokationen werden im Text vom Schüler markiert.
2. Das kollokationsentdeckende Lesen: Der Text wird nach der Inhaltserschließung auch zum formbezogenen Üben[7] verwendet, indem der Frage detailliert nachgegangen wird, welche Inhalte mit welchen Sprachformen – in unserem Fall mit welchen Kollokationen – ausgedrückt werden. Diese Übung steht in Opposition zum globalen Lesen, bei dem es um das Gesamtverstehen des Textes geht. Beim kollokationsentdeckenden Lesen geht es dann hauptsächlich um Formen, die bestimmte Inhalte zum Ausdruck bringen, und neben den Inhalten werden auch die Formen in den Mittelpunkt gestellt. Dazu können Kollokationen von den Lernern beim wiederholten Lesen markiert werden. Die Lerner erstellen selbst eine Kollokationsliste zum jeweiligen Text. Zum Entdecken von Kollokationen können sie die Festigkeit der Kollokationen testen, indem sie versuchen, Kollokatoren durch Synonyme zu ersetzen oder Kollokatoren ins Ungarische zu übersetzen.
3. Eine Kollokationssammlung zu einem Text kann auch dadurch erstellt werden, dass einige Basiswörter angegeben werden und der Lerner ihre Kollokatoren im Text ermittelt.
4. Eine weitere Möglichkeit zum gelenkten Entdecken der Kollokationen wird umgesetzt, wenn eine andere Formulierung angegeben wird, z.B. *der Schlüssel ist im Schloss*, wobei der Schüler die entsprechende Kollokation im Text *der Schlüssel steckt im Schloss* finden und markieren soll.

Die Funktionen der Auflistung von Kollokationen als Einheiten sind:

- Bewusstmachung der Kollokationen als feste Einheiten,
- Bewusstmachung der Gemeinsamkeiten bzw. der Unterschiede im Vergleich zur Erstsprache und eventuell zur Tertiärsprache,
- Entgegenwirken gegenüber der Unauffälligkeit der Kollokationen beim Lesen.

2.1.2 Übungen zur Reflexion des Kollokationsverstehens

1. Textbezogene Bedeutungserschließung von Kollokationen: Die ermittelten Kollokationen werden mit Hilfe des Kontextes und der Bedeutungen der Bestandteile, d.h. mit Hilfe des Kompositionalitätsprinzips, gedeutet.
2. Übungen zur Bedeutungsdifferenzierung: Wörter, die in der L2 differenzierter sind als in der L1, erweisen sich in der Regel als sehr fehlerträchtig (z.B. *einen Haushalt führen/<leiten>, ein Urteil <bringen/holen>)*. Eine Möglichkeit des

[7] Zu den Begriffen „sprachbezogenes Üben" und „mitteilungbezogene Kommunikation" vergleiche Butzkamm (1989: 59).

Abbaus der aus diesem sprachlichen Phänomen resultierenden ‚homogenen Hemmung' (zum Begriff vgl. Juhász 1970: 92) könnte darin bestehen, dass Lerner durch den Vergleich des syntagmatischen Potentials der Basiswörter unterschiedliche und gemeinsame semantische Merkmale entdecken. Die Lerner können Hypothesen zu den abweichenden semantischen Merkmalen der Kollokatoren bilden.

Die Bedeutungen der Wörter, die im deutsch-ungarischen Vergleich Differenzen aufweisen, können mit Hilfe ihrer syntagmatischen Partner erfasst werden, wie die Adjektive *stark* und *scharf*, die im Ungarischen ein gemeinsames Äquivalent haben, nämlich *erős*. Durch die Kollokationen, wie z.B. *eine scharfe Suppe* und *ein starker Raucher*, kann die Bedeutungsdifferenzierung erschlossen werden.

Diese Übung ist auch für die Festigung von Verben geeignet, die mehrere Präpositionalkasus nebeneinander regieren. Es handelt sich um dieselben Kollokatoren, die aber als Verben, von der Basis abhängend, unterschiedliche Präpositionen regieren, wie z.B. *leiden an einer Krankheit / unter Einsamkeit.*

3. Erschließung der Motivation der Kollokationen: Bei dem Einprägen der metaphorisch verwendeten Kollokatoren kann eine Spekulation über die Motivation der Bedeutungserweiterung des Kollokators behaltensfördernd wirken, wie z.B. eine Annäherung an die methaphorische Verwendung der Wörter in Kollokationen über ihre Grundbedeutung. Lerner können sich Kollokatoren, die kollokationsextern denotativ und in den Kollokationen metaphorisch gebraucht werden können, wie z.B. die Adjektive *dick* und *heiß* oder das Verb *ansprechen* in *dicke Freunde, eine heiße Diskussion, der Film spricht jemanden an*, durch die Grundbedeutung der Wörter annähern und Begründungen für die Motivation der Metaphorik ermitteln. Diese Reflexion, die Entdeckung eines Zusammenhangs zwischen den Sememen, auch wenn sie nicht immer die eigentliche Motivation wiedergibt, dürfte behaltensfördernd wirken, vor allem durch das Verfahren des selbstständigen Entdeckens.[8]

Die Funktionen der Übungen zur Reflexion über das Kollokationsverstehen sind:

- die Lerner auf die unterschiedliche Differenzierung der Bedeutungen zweier Sprachen aufmerksam zu machen,
- die Lerner zum selbstständigen Herausfinden der semantisch bedingten Verknüpfung der Wörter anzuregen,
- Sensibilisierung für die unterschiedliche Polysemie und Metaphorik der Wörter in den einzelnen Sprachen,
- die Bewusstmachung der Idiosynkrasie jener Kollokationen, die nicht primär semantisch erklärbar sind.

[8] Bei der Erprobung der Übung ermittelten Schüler den Zusammenhang zwischen *dicke Freunde* und *dickes Seil*, dass beide ‚verbinden' und ‚lange halten'.

2.2 Einüben der Kollokationen als Einheiten

Im Weiteren werden die Übungen zum Einüben der Kollokationen als Einheiten anhand der Aktivitäten des Lerners, die er bei der Lösung einer Übung durchzuführen hat, wie z.B. Suchen, Zuordnen, Reflektieren, Übersetzen, Transferieren, Korrigieren, Ankreuzen, Beurteilen (richtig oder falsch), kategorisiert. Es werden die folgenden Übungstypen aufgeführt:

a) Suchübungen
b) Zuordnungsübungen
c) Korrekturübungen
d) Transformationsübungen
e) Übersetzungen
f) Kollokationsraster
g) Arbeit mit Wörterbüchern
h) reproduktive Übungen
i) Arbeit mit Kollokationsfeldern

a) Suchübungen

1. Antonymen- und Synonymensuche: Übungen, in denen Antonyme und Synonyme zu Einwortlexemen angegeben werden sollen, sind praktizierenden Lehrenden bekannte Übungen, die in Lehrwerken und Übungsbüchern präsent sind. Synonyme unterscheiden sich aber grundsätzlich in ihrem Kollokationspotential. Aus diesem Grunde sollte die traditionelle Antonymie- und Synonymiesuchaufgabe nicht nur zu isolierten Wörtern gestellt werden, sondern auch zu Kollokationen, wie z.B.:

altes Brot ↔ frisches Brot; alter Mensch ↔ junger Mensch[9]

2. Basissuche und Kollokatorsuche: Die Basis soll textunabhängig oder textgebunden zu gegebenen Kollokatoren gesucht werden, wie z.B.:

vom Konto abheben/in Wertpapieren anlegen/für jemanden auslegen/aufnehmen (Geld)

oder der Kollokator soll frei oder textgebunden zu gegebenen Basiswörtern gesucht werden, wie z.B.:

einen Film / Ideen / Interesse / Motivation / Lernstrategien	*(entwickeln)*
Erkenntnisse / einen Eindruck / Selbstvertrauen	*(gewinnen)*
einen Vorschlag / eine Diät / eine Pause	*(machen)*

[9] Weitere Beispiele für Übungen, in denen Antonyme nicht zu isolierten Wörtern (wie z.B. *grob*), sondern zu Wortverbindungen (wie z.B. *ein grober Fehler*) angegeben werden sollen, bringt u.a. Bassola 1997: 192.

3. „Fallensuche": Bei der „Fallensuche" hat der Lerner ‚falsche Freunde'[10] zu entdecken, die sich durch eine formale, aber keine inhaltliche Äquivalenz auszeichnen. Ihre isolierte Betrachtung kann bekanntlich durch den erstsprachlichen Einfluss zur falschen Bedeutungserschließung führen. Durch ein textbezogenes Üben erfährt der Lerner, dass der Kontext Anhaltspunkte für die richtige Deutung der ‚falschen Freunde' gibt. Wenn ein Text z.B. von *soliden Kenntnissen* handelt, wird man wohl Anhaltspunkte für den Inhalt dieses falschen Freundes im Text finden.

Die Funktionen der Suchübungen sind:

- die Bewusstmachung der Priorität des Kontextes bei der Bedeutungserschließung, sogar auf Kosten des Rückgriffs auf die erstsprachliche Bedeutung,
- der Hinweis auf die unterschiedlichen Bedeutungen der synonymen Wörter, denn Synonymie wird vorwiegend als Bedeutungserklärung verwendet und kann zum Trugschluss über beliebige Substituierbarkeit führen.

b) Zuordnungsübungen

1. Kollokationen fertig bauen aus den angegebenen Bestandteilen: Zwei Wortlisten sind vorgegeben, deren Elemente in sinnvoller Weise miteinander zu kombinieren sind, wodurch z.B. Adjektiv-Nomen-Kollokationen entstehen. Es gibt zwei Typen: 1:1-Zuordnungsübungen, in denen jedes Element mit einem Partner zu kombinieren ist, und Mehrfach-Zuordnungsübungen, in denen Elemente mit mehreren Partnern kombiniert werden können.

Diese Übung kann weitergeführt werden, indem die Lerner mit den jeweils erstellten Kollokationen Sätze schreiben oder sich Kontexte vorstellen, in denen die Kollokationen vorkommen können. Kollokationen können auch als Themen-Lexik erstellt werden. Es gibt Themen, deren Lexik besonders viele Kollokationen enthält, z.B.: *auf der Bank* oder *Recht und Gesetz* (siehe Häublein 1995: 159), *wählen und gewählt werden* (siehe Hasenkamp 1996: 108). Es gibt auch Textsorten, die typischerweise mit einer Vielzahl von Kollokationen formuliert werden (Horoskope, Rezensionen etc).

2. Ein weiterer Übungstyp ist, Sätze durch das Einsetzen der in einer Liste angegebenen Kollokatoren oder Basen fertig zu bauen. Diese Sätze können isolierte Sätze sein oder einen Text bilden.

3. Lückentexte können auf Kollokationen hin adaptiert werden, indem Kollokationsbestandteile aus einer Liste auszusuchen und einzusetzen sind.[11]

---

[10] Über die Schwierigkeit der Bewusstmachung der ‚falschen Freunde' für Fremdsprachenlerner durch ihre Kodifizierung in zweisprachigen Wörterbüchern siehe Hessky 1999.

[11] Lückentexte können auch als Aufgaben erscheinen. Der Unterschied liegt eben darin, ob eine Liste der möglichen Einsetzteile angegeben ist oder der Lerner diese aus seinem mentalen Lexikon abrufen muss.

4. Multiple-choice-Übungen, in denen sich unter den Antwortmöglichkeiten der passende Kollokator befindet, können im Satzkontext – mit jeweils einer Lücke – zu einer Basis erstellt werden.
5. Die bekannte Satzschalttafel kann auch aus zwei Teilen bestehen. In der einen Spalte sind Basen und in der anderen Kollokatoren angeführt. Die Übung besteht darin, durch die richtige Auswahl Sätze zu bauen.

Die Funktion der Zuordnungsübungen ist:

- den Lerner für das nicht freie Miteinandervorkommen der Wörter zu sensibilisieren.

c) Korrekturübungen

Die Korrekturübungen lassen sich weiter in drei Teile gliedern:

1. Fehlersuche
2. Ergänzung des Satzes durch den fehlenden Verbzusatz
3. Richtig-falsch-Übungen

1. Bei der Fehlersuche handelt es sich um einen Text, in dem einige Basen und Kollokatoren ausgewechselt worden sind, wodurch zum Übungszweck nichtusuelle Texte entstehen. Die Übung besteht darin, dass der Schüler die falschen Kollokationen im Text identifiziert und diese dann durch korrekte ersetzt, also den Originaltext rekonstruiert. Die Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass die falschen Basen und Kollokatoren nicht leicht zu entdecken sind, vor allem wenn sie erstsprachliche Übersetzungen sind, die aber in der jeweiligen zielsprachlichen Kollokation kein Äquivalent bilden, oder generische Verben, deren Gebrauch aber an jener Stelle nicht üblich ist. Die Bewusstmachung der Kollokationsfehler kann jener Fossilisierung vorbeugen, bei der Lerner kreativ freie Wortverbindungen bilden,[12] anstatt Kollokationen einzusetzen, wie z.B. beim Korrigieren der Wortverbindung *Bier <kochen>* durch die Kollokation *Bier brauen.*

Wenn wir die Fehlersuche nicht auf der Textebene, sondern auf der Kollokationsebene durchführen lassen, dann sind zu einer Basis usuelle und nichtusuelle Kollokatoren angegeben, von denen der eine nicht passt oder zu einem Kollokator mehrere Basen, von denen die eine nicht passt. Der Lerner streicht die nicht normgerechten Elemente durch. Die Arbeit mit dem Wörterbuch kann Hilfestellungen geben.

[12] Damit soll die Legitimität der hilfreichen Kommunikationsstrategie, allgemeine statt spezifische Verben in eine Wortschatzlücke einzusetzen, nicht in Frage gestellt werden. Der Lerner soll sich damit aber nicht langfristig zufrieden geben, sondern den Gebrauch der korrekten Kollokation anstreben.

2. Die Ergänzung eines Satzes durch den fehlenden Verbzusatz ist eine spezifische Variante jener Übungen, in denen unvollständige Sätze komplettiert werden (vgl. Häussermann/Piepho 1996: 94). Das Spezifikum liegt hier darin, dass lediglich Verbzusätze fehlen. Geübt werden können jene Kollokationen, die sich im ungarisch-deutschen Vergleich nur durch ein unterschiedliches Verbpräfix ausweisen, wie z.B.: *kifekszik a napra ≈ sich in die Sonne legen,* oder *ein Kind erwarten ≈ gyermeket vár.*

3. Richtig-falsch-Übungen

In dieser Übungsform hat der Schüler zu entscheiden, ob die angegebenen Wortverbindungen falsche oder korrekte Kollokationen sind. Die Übung kann auch dadurch ergänzt werden, dass der Schüler die falschen Kollokationen korrigiert. Z.B. wäre *einen Garten <bauen>* mit „falsch" zu bewerten, und die korrekte Kollokation *einen Garten anlegen* anzugeben.

Funktionen der Korrekturübungen sind:

- die Schüler dafür zu sensibilisieren, dass die Bestandteile der Kollokationen in der Erstsprache und in der Zielsprache nicht unbedingt äquivalent sind,
- gegen das Transferverhalten der Schüler, d.h. die automatische Übertragung aus der Muttersprache in die Fremdsprache, aufzukommen,
- Vorbereitung auf die Überarbeitung der eigenen Texte hinsichtlich der Kollokationen,
- minimale Abweichungen sind (durch ihre überwiegende Ähnlichkeit, durch die ‚homogene Hemmung') nicht leicht einprägsam, müssen gesondert geübt werden,
- Entgegenwirken der Dominanz der erstsprachlichen Assoziationen zwischen den Wörtern.

d) Transformationsübungen

1. Umformung der freien Wortverbindungen in Kollokationen

Inhalte sind im Text als freie Wortverbindungen gegeben, und die Aufgabe besteht darin, freie Kombinationen durch synonyme Kollokationen zu ersetzen. Wichtig ist hier, die Rolle der Kollokationen in diversen Textsorten zu erfahren. Z.B.:

geht zur Schule ⇒ besucht die Schule;
eine Epidemie beginnt ⇒ eine Epidemie bricht aus

---

[13] Funktionsverbgefüge werden in mehreren Grammatikübungsbüchern als selbständiger Abschnitt thematisiert, s. u.a. Bassola (1997: 142-143, 151-152) oder Dreyer/Schmitt (1999: 318-322).

2. Umformung der einfachen Verben in Funktionsverbgefüge[13]

der Schüler fragt ⇒ der Schüler stellt eine Frage

Umformung der einfachen Verben in Funktionsverbgefüge als Passiversatzform:

seine Leistungen sind/werden anerkannt ⇒ seine Leistungen finden Anerkennung

3. Übungen zur Bewusstmachung der kohärenzfördernden Funktion der FVG, wie z.B im folgenden Beispielsatz:

Einer meiner Schüler hat mir eine Frage gestellt, die ich nicht beantworten konnte.

4. Wortbildungsübungen

Bei den Wortbildungsübungen werden aus Kollokationen Zusammensetzungen gebildet bzw. aus Zusammensetzungen Kollokationen, wie z.B.:

die Schule besuchen ⇒ der Schulbesuch; der Schulbesuch ⇒ die Schule besuchen

Bei dieser Aufgabe können Wortbildungsprozesse auch intersprachlich beobachtet werden. Eine Vielzahl der ungarischen Kollokationen hat ihre Äquivalenz in deutschen Zusammensetzungen, wie z.B. *bejárati ajtó ≈ die Eingangstür.* Die Relation stimmt natürlich auch umgekehrt, wie z.B.: *öffentliches Gebäude ≈ középület.*

Funktionen der Transformationsübungen sind:

- die Aufmerksamkeit auf die Registerunterschiede des Wortgebrauchs in der gesprochenen und in der geschriebenen Sprache zu lenken,
- einige Mittel zur Herstellung der Textkohärenz kennen zu lernen,
- Experimentieren mit der Sprache,
- Ermutigung zur Überarbeitung des eigenen Aufsatzes durch die Substitution von einfachen Verben durch Kollokationen.

e) Übersetzungsübungen

In Übersetzungsübungen, die primär zur Kollokationsschulung dienen sollen, werden gezielt Kollokationen geübt, besonders diejenigen, die nicht durch freie Wortverbindungen oder durch Einwortlexeme umschrieben werden können. (Weiterführendes zu virtuellen Übersetzungsaufgaben bietet z.B. Holderbaum/Kornelius 2001).

Funktionen der Übersetzungsübungen sind:

- Bewusstmachung der Interferenz als Störfaktor,
- Bewusstmachung der Kollokationen als Einheiten, die nicht wortwörtlich, sondern als Einheiten zu übersetzen sind.

f) Kollokationsraster

Eine typische Übungsform ist der Kollokationsraster (auch Kollokationsgitter genannt). Die Lerner haben in einer Matrix zu markieren, ob die Wörter in der Schnittstelle einer Zeile und einer Kolumne kollokieren oder nicht. Der Kollokationsraster kann einzeilig oder mehrzeilig sein (vgl. Häusserman /Piepho 1996: 124).[14]

Die Funktion des Kollokationsrasters ist:

- die Bewusstmachung der Selektionsrestriktion bei der Verbindbarkeit von Wörtern.

g) Arbeit mit Wörterbüchern[15]

Vorgegeben wird eine Gruppe von Kollokationen, in denen der jeweilige Kollokator stets derselbe, während die Basis aber jeweils unterschiedlich ist. Die Aufgabe besteht darin, die von der jeweiligen Basis abhängige Bedeutung des Kollokators mit Hilfe des Wörterbuchs zu erklären.

Die Funktionen der Wörterbucharbeit sind:

- die Schulung der Wörterbuchbenutzung,
- Erfahrungen zu sammeln, wie man ohne die Hilfe des Lehrers und der Mitschüler einen eigenen Text erstellen und sogar überarbeiten kann;
- die Lerner sollen erfahren, dass nicht alle Kollokationen aufgeführt sind. In den einsprachigen Wörterbüchern können auch nicht die deutsch-ungarisch sprachenspaarspezifischen Kollokationen kodifiziert sein. Die Mängel der Wörterbücher und das Fehlen eines speziellen Kollokationswörterbuchs soll den Lerner zum Sammeln von Kollokationen im eigenen Vokabelheft motivieren;
- die Bewusstmachung der Einschränkung der Substituierbarkeit der Wörter mit ähnlicher Bedeutung. Auch wenn in Wörterbüchern für ein Lemma die Bedeutungsumschreibung in Form von Synonymen angegeben ist, sollte der Lerner durch gezielte Übungen erfahren, dass sich die Wörter nicht immer gegenseitig ersetzen.

---

[14] Weitere Beispiele für einzeilige und mehrzeilige Kollokationsraster auf der Ausdrucksebene und auf der Wortebene können von Bahns (1997: 154-158) für den DaF-Unterricht übernommen werden.

[15] Damit Wörterbuch-Arbeit Teil des normalen Fremdsprachenunterrichts werden kann, sind bereits erste Übungsbücher erschienen, in denen das Nachschlagen als Lernprozess thematisiert ist. Mit Hilfe von speziellen Übungsbüchern kann dem Lerner nahe gelegt werden, welche Informationen er im Wörterbuch findet und wie er diese im Wörterbuch erschließen kann sowie wann er ein Wörterbuch unbedingt nötig hat, z.B. in den Bereichen Fehlervermeidung, Grenzen eigener Sprachkompetenz, Hilfe zur Lösung von Aufgaben und Neugier auf mehr Wissen etc. Übungen und Aufgaben siehe z.B. in Häussermann/Piepho (1996: 90-92) und Pantóné Naszályi (2000).

h) reproduktive Übungen

1. Kollokationen werden im ersten Schritt aufgeschrieben oder im Text markiert. In der zweiten Phase prägen sich die Schüler diese ein. Anschließend werden die Kollokationen verdeckt. Im vierten Schritt müssen sie reproduziert werden.
2. Eine reproduktive Übung kann auch so erstellt werden, dass ein Text zu rekonstruieren ist. Die einzelnen Phasen sind die folgenden: In der ersten Phase wird der vollständige Text mehrmals gelesen. In der zweiten Phase bekommt der Lerner denselben Text als Lückentext, in dem er Kollokationen rekonstruieren muss. Seine Aufgabe besteht also in der Rekonstruktion von eliminierten Basen oder Kollokatoren.
3. Zu den reproduktiven Übungen kann auch das Einbauen von angegebenen Kollokationen in freie Aufsätze oder Einzelsätze gezählt werden. Kollokationen, die einzuüben sind, werden in einem Satz präsentiert, der den Gebrauch der jeweiligen Kollokation exemplarisch darstellt. Die Übung besteht darin, dass der Lerner beim Beibehalten der Kollokation versucht, einen eigenen Satz zu verfassen. Der Satzinhalt sollte für ihn persönlich möglichst relevant sein. z.B. *einen Hut aufsetzen.*

Einige Schüleräußerungen, die ihre persönliche Erfahrungswelt abbilden, waren in der Erprobung dieser Übung die folgenden:

Ich würde nie einen Hut aufsetzen.
Mein Großvater hat sonntags immer einen Hut aufgesetzt, wenn er in die Kirche ging.

Funktionen der reproduktiven Übungen sind:

- das Einprägen, das Memorieren von Kollokationen als Einheiten,
- Empfehlung dieser Lernroutine für die häusliche Nachbereitung einer Stunde,
- der Schüler soll dazu angeregt werden, die einzuprägenden Kollokationen mit persönlichen Erfahrungen zu verbinden, damit die Internalisierung durch affektive Prozesse lernpsychologisch gestützt wird.

i) Arbeit mit Kollokationsfeldern[16]

Das Erstellen von Kollokationsfeldern steht im Mittelpunkt dieser Übung. Eine Basis oder ein Kollokator wird angegeben, und die möglichen Kollokatoren und Basen sollen aus dem Gedächtnis abgerufen werden. Das ist eigentlich eine Art der wohl bekannten Assoziationsübung. Die Übung kann kontrastiv angelegt sein, indem die ungarischen und deutschen Kollokationsfelder verglichen und ihre Divergenzen bewusst gemacht werden, wie z.B. *die Verletzten bergen ≈ sebesülteket kiment; die Toten bergen ≈ halottakat kiemel.*

[16] Unter dem Begriff ‚Kollokationsfeld' verstehe ich in dieser Übung Anreihungen von Kollokationen unterschiedlicher Struktur, in denen die Basis konstant ist und Kollokatoren unterschiedlicher Wortart variieren.

Funktionen der Arbeit mit Kollokationsfeldern sind:
- die Wiederholung und das Einprägen von Kollokationen,
- Verankerung der Kollokationen im Gedächtnis,
- Bewusstmachung der Unterschiede hinsichtlich der Kollokationsbestandteile in der Ausgangs- und in der Zielsprache.

2.3 Aufgaben zur Anwendung der Kollokationen als Einheiten

In den vorigen zwei Abschnitten wurde ein Repertoire an Übungen zur Schulung der Kollokationskenntnisse dargeboten. Die Vielfalt der Übungen könnte das Gefühl vermitteln, dass damit schon das Maximum an Möglichkeiten erreicht wäre. Beim aufmerksamen Betrachten – schon die Unterscheidung zwischen Übung und Aufgabe verweist darauf – kommt man zur Schlussfolgerung, dass Übungen durchaus noch nicht ausreichen. Diese Übungen haben m.E. beim Aufbau der Kollokationskompetenz von Lernern dieselbe Funktion wie die bekannten Strukturübungen für die Beherrschung grammatischer Phänomene. Das explizite Üben von Kollokationen führt zum Wissen über Kollokationen. Dieses Wissen in ein aktives Sprachhandeln umzusetzen erfordert Aufgaben. Übungen bilden die notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Abrufbarkeit von Kollokationen zur Versprachlichung von Sprechabsichten.

Strukturübungen nennt Butzkamm (1989: 214) „formbezogenes Üben", da nicht der Inhalt, sondern die Struktur, die einzuübende Form, im Mittelpunkt des Übens steht[17]. Nach Portmann (2001c) verlaufen diese Übungen horizontal. Mit horizontaler Übungssequenz ist eine lineare Transformation gemeint, die eine angegebene Struktur in eine andere vorgegebene Struktur überführt.

Diese Überlegungen, die zur Funktion der Strukturübungen gemacht worden sind, gelten m.E. auch für die Übungen zu Kollokationen. Mit dem Durchführen von einigen der oben aufgeführten Übungen hat der Lerner lediglich die letzte Phase der Sprachproduktion automatisiert. Er ist zwar in der Lage, eine Oberflächenstruktur automatisch zu produzieren, aber die erste Phase, den Übergang von der semantischen Repräsentation seiner Gedanken zur Abrufung der passenden Kollokation, hat er sich damit noch nicht angeeignet. Ein Übergang vom Üben der Kollokation zum freien Kommunizieren muss noch geschafft werden. Denn in der natürlichen Kommunikation (schriftlich wie mündlich) sind nicht Kollokationen vorgegeben, sondern Gedanken und Sprechabsichten. So wird in der authentischen Kommunikation nach Butzkamm nicht mehr „formbezogen", sondern „inhaltsbezogen" kommuniziert. Die Transformation verläuft in diesen Situationen nach Portmann „ver-

[17] Eine referierende Zusammenfassung von Butzkamms Überlegungen zum „formbezogenen Üben" und zur „mitteilungsbezogenen Kommunikation" ist in Reder 2001 zu finden.

tikal". Bei einer Aufgabe liegt also eine zweistufige Transformation vor, indem eine Sprechabsicht durch das Finden der entsprechenden Struktur, hier einer Kollokation, in einer adäquaten Äußerung mündet.

Die folgenden Aufgaben werden für das Anwenden der Kollokationen vorgeschlagen:

a) Lückentexte
b) produktive Aufgaben

a) Lückentexte

Lückentexte sind schon bei den Suchübungen erwähnt worden. Hier handelt es sich aber um Lücken, die fehlende Kollokationen fordern. Diese Lückentexte können auch onomasiologisch angelegt sein, so dass die Bedeutung der gesuchten Kollokation in Klammern durch eine Bedeutungsumschreibung oder durch Synonyme angegeben ist.

b) produktive Aufgaben

Der Lerner muss die Kollokationen selbst abrufen, kein Bestandteil ist angegeben. In der Textproduktion soll der Lerner eigene Ideen mit Hilfe der erworbenen Kollokationen ausdrücken.

1. Zu bestimmten Themen Aufsätze schreiben, Situationen beschreiben lassen. Z.B: die Beschreibung der eigenen Aktivitäten „morgens in unterschiedlichen Räumen der Wohnung" oder „was ein Kunde in der Bank macht", „wie man telefoniert" etc.
2. Sammeln von Kollokationen unter onomasiologischem Aspekt. Z.B. eine Liste von Tieren und ihren Lautäußerungen erstellen lassen: *Wölfe heulen, Affen schreien, Störche klappern* etc., oder eine Liste von Tiergruppierungen: *eine Rudel von Wölfen, ein Schwarm von Bienen* etc. Die Aufgabenstellung kann eventuell in Kontexte wie „Zoo-Besuch" oder „Tierschutz" eingebettet sein.

Ein weiteres Beispiel für diesen Aufgabentyp wäre das Thema „Einkaufen: Behälter und Inhalte", z.B. *eine Stange Zigaretten* und nicht *<ein Karton> Zigaretten*, was als ‚falscher Freund' für Verwirrung sorgt.

Bei produktiven Aufgaben ist der emotionale Aspekt für das Einprägen der Kollokationen relevant, denn die emotionale Betroffenheit und die inhaltsbezogenen Äußerungen können eine lernfördernde Wirkung ausüben.

Funktionen dieser Aufgaben sind

- das Anwenden von eingeübten Kollokationen,
- Kollokationen im Langzeitgedächtnis zu verankern.

3. Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Kollokationen als lexikalische Gruppierungen so wie Wörter[18] und Idiome jeweils als Einheiten vermittelt und eingeübt werden sollen. Dabei gewährleistet das Üben eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für den produktiven Gebrauch von Kollokationen. Mit ihren rezeptiven Wortschatzkenntnissen können Lerner Kollokationen wiedererkennen, jedoch sind diese nicht immer zur Umsetzung ihrer Sprachintention in schriftlicher oder mündlicher Kommunikation verfügbar. Der rezeptive Wortschatz unterstützt die wichtige Technik der Bedeutungserschließung aus dem Kontext. Um die gewünschte Kollokationskompetenz der Lerner zu fördern, d.h. die produktive Verfügbarkeit der Kollokationen auszubauen, ist es ratsam, mit dem Vokabular der aktuellen Lektüre zusätzliche Wortschatzübungen und Aufgaben durchzuführen. Gezielte Übungen und Kontextpräsentationen sollen dabei behilflich sein, falsche Transfers zu vermeiden. Die vorgeschlagene Aufgaben- und Übungstypologie soll dem Lerner Wege zur Aneignung der Kollokationen zeigen und ihn zur korrekten Anwendung der Kollokationen anleiten sowie dazu ermuntern, statt Vermeidungsstrategien Kollokationen anzuwenden.

Literatur

Bassola, Péter/Orosz, Magdolna/Polákovits, Sarolta (1997): Német nyelvtan és gyakorlatok 18 fejezetben. Szeged:Grimm.

Bahns, Jens (1997): Kollokationen und Wortschatzarbeit im Englischunterricht. Tübingen: Narr.

Bohn, Rainer/Schreiter, Ina (1994): Arbeit an lexikalischen Kenntnissen. In: Henrici, Gert/Riemer, Claudia (Hg.): Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache mit Videospielen. Bielefeld: Schneider, 166-201.

Bohn, Rainer (1999): Probleme der Wortschatzarbeit. Berlin: Langenscheidt (= Fernstudieneinheit 22).

Burger, Harald (1998): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Schmidt.

Butzkamm, Wolfgang (1989): Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts. Tübingen: Francke.

Dreyer/Schmitt (1999): Lehr- und Übungsbuch der deutschen Grammatik. Neubearbeitung. Ismaning: Verlag für Deutsch.

Földes, Csaba/Kühnert, Helmut (1994): Hand- und Übungsbuch zur deutschen Phraseologie. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.

Hasenkamp, Günther (1996): Leselandschaft 2. Unterrichtswerk für die Mittelstufe. Ismaning: Verlag für Deutsch.

[18] Zur Möglichkeit der isolierten Vermittlung semiotaktisch autonomer Wörter, wie z.B. *schlafen*, vgl. Hausmann 1997: 178.

Häublein, Gernot/Müller, Martin/Rusch, Paul/Scherling, Theo/Wertenschlag, Lukas (1995): MEMO. Wortschatz- und Fertigkeitstraining zum Zertifikat Deutsch als Fremdsprache. Berlin: Langenscheidt.

Häussermann, Ulrich/Piepho, Hans-Eberhard (1996): Aufgabenhandbuch. Deutsch als Fremdsprache. Abriß einer Aufgaben- und Übungstypologie. München: Iudicium.

Hausmann, Franz Josef (1984): Wortschatzlernen ist Kollokationslernen. In: Praxis des neusprachlichen Unterrichts. 31, 395-406.

Hausmann, Franz Josef (1997): Semiotaxis und Wörterbuch. In: Konerding, Klaus-Peter/Lehr, Andrea (Hg.): Linguistische Theorie und lexikographische Praxis. Tübingen: Niemeyer, 171-179.

Herbst, Thomas (1996): What Are Collocations: Sandy Beaches or False Teeth? In: English Studies. A Journal of English Language and Literature. 77/1-6, 379-393.

Hessky, Regina (1992): Aspekte der Verwendung von Phraseologismen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Fremdsprachen Lehren und Lernen 21, 159-168.

Hessky, Regina (1993): Virágnyelven. Durch die Blume. Arbeitsbuch zur deutschen Phraseologie für Fortgeschrittene. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.

Hessky, Regina (1999): Am Rande des Wörterbuchschreibens. Falsche Freunde des Deutschen und Ungarischen. In: Kulcsár-Szabó, Ernő/Tarnói, László/Tverdota, György (Hg.): Berliner Beiträge zur Hungarologie (= Hungarologie 11). Berlin/Budapest, 143-152.

Holderbaum, Anja/Kornelius, Joachim (2001): Kollokationen als Problemgrößen der Sprachmittlung. In: Lehr Andrea (Hg.): Sprache im Alltag. Berlin: de Gruyter, 533-545.

Juhász, János (1970): Probleme der Interferenz. Budapest: Akadémiai Kiadó.

Köster, Lutz (2001): Wortschatzvermittlung. In: Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin, New York: de Gruyter, 887-893.

López Barrios, Mario (1997): Kollokationen – ein vernachlässigtes Thema in der Wortschatzarbeit. In: Zielsprache Deutsch 3, 139-147.

Lutzeier, Peter Rolf (1995): Lexikologie. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Stauffenburg.

Multhaup, Uwe (1995): Psycholinguistik und fremdsprachliches Lernen. Ismaning: Hueber.

Müller, Bernd-Dietrich (1998): Wortschatzarbeit und Bedeutungsvermittlung. (= Fernstudieneinheit 8). Berlin: Langenscheidt.

Pantóné Naszályi Dóra (2000): Szójátéktár. Gyakorlatok és ötletek a sikeres szótárhasználat elsajátításához. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.

Portmann-Tselikas, Paul R. (2001a): Aufgaben statt Fragen. Sprachenlernen im Unterricht und die Ausbildung von Fertigkeiten. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts. 24/1, 13-18.

Portmann-Tselikas, Paul R. (2001b): Schreibschwierigkeiten, Textkompetenz, Spracherwerb. Beobachtungen zum Lernen in der zweiten Sprache. In: Deutsch als Fremdsprache 38/1, 3-14.

Portmann-Tselikas, Paul R. (2001c): Sprachaufmerksamkeit und Grammatiklernen. In: Ders./Schmölzer-Eibinger, Sabine (Hg.): Grammatik und Sprachaufmerksamkeit. Studien. Innsbruck, Wien u.a.:Studien-Verlag, 9-49.

Reder, Anna (2001): Wo ist denn die Kreide? Lehrmethoden im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht. In: Canisius, Peter/Gerner, Zsuzsanna/Glauninger, Manfred Michael (Hg.): Sprache Kultur Identität. Festschrift für Katharina Wild zum 60. Geburtstag. (= Studien zur Germanistik. Siebter Jahrgang). Pécs: 297-311.

Scherfer, Peter (1994): Überlegungen zu einer Theorie des Vokabellernens und -lehrens. In: Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (Hg.): Kognitive Linguistik und Fremdsprachenerwerb: das mentale Lexikon. Tübingen: Narr, 185-213.

Scherfer, Peter (1995): Wortschatzübungen. In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen: Francke, 229-232.

Werkstatt

Ágnes Einhorn (Budapest)

Die Revision der ungarischen Abschlussprüfung in DaF. Prinzipien und Ergebnisse der Forschungsarbeit 1996-2002[1]

1. Einführung

Die Forschungsarbeit an der neuen Abschlussprüfung wurde 1996 begonnen, eingebettet in die bildungspolitische Reform in Ungarn. Der Prozess selbst repräsentiert ein prägnantes Kapitel der ungarischen Geschichte: Er zeigt, wie nach der Wende bildungspolitische Grundsätze neu formuliert und mehrmals verändert wurden, wie langfristige Innovationen durch „Kinderkrankheiten" der neuen Demokratie geprägt wurden, wie die Schule auf neue Herausforderungen reagiert und wie Lehrer nach neuen Wegen suchen oder resigniert alte Wege neu bezeichnen.

Die Prüfungsreform läuft unter diesen Umständen, zeigt also viele Widersprüche und eine gewisse Inkonsequenz. Auf jeden Fall bedeutet sie aber einen wichtigen Fortschritt in der Modernisierung der ungarischen Schule dadurch, dass neue Prinzipien und Anforderungen formuliert und dabei Traditionen und Routinen kritisch betrachtet werden. In jedem Schulfach ist nämlich die Tendenz zu beobachten, dass die neuen Prüfungsaufgaben vor allem die Kompetenz überprüfen, wie weit der Abiturient das Gelernte in realen Situationen anwenden kann.

2. Bildungspolitische Aspekte der Prüfungsentwicklung

2.1. Das ungarische Schulsystem

Das ungarische Schulsystem war bis zur Mitte der 80er Jahre relativ überschaubar, aber ziemlich geschlossen. Es gab eine 8-jährige Grundschule, und nachher hatte der Schüler die folgenden Möglichkeiten: Gymnasium (4 Jahre), Fachmittelschule mit Abitur (4 Jahre), Lehre ohne Abitur (2-3 Jahre).

Noch vor der Wende hat der Auflöseprozess dieses Systems begonnen: Es entstanden 8-jährige und später auch 6-jährige Gymnasien. Die 8- und 6-jährigen Gymnasien konnten die leistungsstärkeren Schüler von der Grundschule früher übernehmen. Viele Mittelschulen sahen sich deshalb gezwungen, die Schüler auf

---

[1] Der Beitrag reflektiert den Stand der Forschungsarbeit Ende 2002; im Frühjahr 2003 wurden die Prüfungsregelung und die Prüfungsanforderungen teilweise überarbeitet.

dem Gymnasium so früh wie möglich einzuschulen. Da gerade die besseren Schulen diese Möglichkeiten angeboten haben und die Zahl der Anmeldungen meistens weit über ihrer Kapazität lag, musste man mit Hilfe einer Aufnahmeprüfung in der 4. oder 6. Klasse (im Alter von 10-12 Jahren) die erfolgreichsten Kandidaten auswählen.

Jetzt existieren also die 8-jährige Grundschule, die 8-, 6- und 4-jährigen Gymnasien, und es gibt auch 12-jährige Schulen. Das System der Fachmittelschulen wurde ebenfalls umgestaltet. In diesem Schultyp wird beruflich orientiert gearbeitet, der 12. Jahrgang wird mit dem Abitur abgeschlossen, nachher erfolgt aber noch eine berufliche Ausbildung (1-2 Jahre lang).

Der Übergang zum Studium erfolgt meist durch eine Aufnahmeprüfung, aber die schulischen Noten sind dabei auch ausschlaggebend. Nur weniger gefragte Hochschulen „begnügen sich" bei der Zulassung mit den Ergebnissen in der Mittelschule und im Abitur. Die Universitäten und die Hochschulen entscheiden selber über ihren Zulassungsprozess. Sie können die Kandidaten mit oder ohne Aufnahmeprüfung auswählen, sie können die Inhalte der Aufnahmeprüfung selber bestimmen. In vielen Fächern (unter anderem auch in Deutsch) besteht aber die Möglichkeit der Verwendung eines zentralen schriftlichen Tests. Der zentral zusammengestellte Test wird an den einzelnen Institutionen korrigiert, und auch die mündliche Prüfung wird dezentral durchgeführt.

2.2. Das gegenwärtige Abitur für Deutsch als Fremdsprache

Im gegenwärtigen System gibt es unterschiedliche Abiturtests für die Gymnasien und die Fachmittelschulen: vier unterschiedliche Testtypen für die Gymnasien (normal, spezial, zweisprachig, Abendschule) und acht unterschiedliche Tests für die Fachmittelschulen (je nach Berufsgruppe). Wenn der Kandidat die zentrale Aufnahmeprüfung schreibt, dient der schriftliche Teil auch als Abitur. In diesem Falle wird der Test einmal an der zum Studium ausgewählten Institution korrigiert, und unabhängig davon – meistens nach anderen Maßstäben – wird die Kopie an der Schule korrigiert und als Abitur bewertet.

Im Jahre 1999 haben in Ungarn ca. 73 Tausend Schüler Abitur gemacht. Eine Fremdsprache ist Pflichtwahlfach im Gymnasium und Wahlfach in der Fachmittelschule; ca. 20 Tausend Schüler haben in Deutsch das Abitur abgelegt (die Aufnahmeprüfungen inbegriffen).

Die zentralen Prüfungen werden von drei unterschiedlichen Institutionen zusammengestellt, aber es gibt wenig Kooperation unter ihnen. Die Prüfungen sind ziemlich traditionell strukturiert: Die rezeptiven Fertigkeiten werden kaum gemessen, die Übersetzung und die Überprüfung von Strukturkenntnissen spielen eine große Rolle. Die Voraussetzungen der Testzusammenstellung erlauben kaum die Optimierung der Testqualität: Es gibt keine Vorerprobungen, die Bewertungsanleitungen erlauben relativ unterschiedliche Korrekturverfahren, der Prüfer im Abitur ist immer der Fachlehrer, der die Schüler auf die Prüfung vorbereitet hat.

Die mündliche Prüfung ergibt die Hälfte der vollen Punktzahl, dabei werden aber die Testaufgaben und die Bewertung örtlich bestimmt. Der Prüfer ist immer allein der Lehrer, der die Schüler vorbereitet hat.

Das größte Problem des Abiturs in Fremdsprachen besteht aber in der geringen Achtung dieser Prüfung. Obwohl in Ungarn die Sprachprüfungen hohes Ansehen genießen, hat das Abschlusszeugnis, das man in der Schule erwerben kann, kein Prestige und keinen pragmatischen Wert. Prüfungszeugnisse, die auf dem freien Markt zu erwerben sind, bringen sehr wichtige Vorteile mit sich: An gewissen Hochschulen und Universitäten bedeuten sie Bonuspunkte bei der Aufnahme, die Voraussetzung des Universitätsabschlusses ist mindestens eine Sprachprüfung, und es gibt Arbeitsplätze, wo man nach den Sprachprüfungen einen gewissen Zuschuss zum Gehalt berechnet. Sprachprüfungen kommt also eine Bedeutung zu, die das Abiturzeugnis nicht gewährleistet. Es war von Anfang an wichtig, dass die neue Prüfungsregelung die Abschlussprüfung auch in dem Sinne fördert, dass sie auch außerhalb der Schule anerkannt wird.

2.3. Prinzipien der curricularen Reform

In Ungarn läuft seit den 80er Jahren eine curriculare Reform, die neue Inhalte in der öffentlichen Bildung und vor allem die Kompetenzförderung in der Schule unterstützt. Es ist aber bisher nicht gelungen, unter den führenden bildungspolitischen Kräften einen Konsens über die langfristige Planung zustande zu bringen, was das traurige Ergebnis hat, dass diese curriculare Reform bei jedem Regierungswechsel teils neu anfängt und teilweise revidiert wird.

1996 wurde ein neuer ‚nationaler Grundlehrplan' eingeführt. Der Grundlehrplan hat die minimalen Anforderungen (für die Klassen 6, 8 und 10) bestimmt, und die Schulen haben aufgrund dieser Regelung ihre lokalen Lehrpläne ausgearbeitet. Verbunden war damit die Idee der starken Output-Regelung; ein einheitliches und standardisiertes Abitur also, zusammengestellt nach den neuen Inhalten und Prinzipien des nationalen Grundlehrplans. Die neue Abiturkonzeption sollte auch das duale Prüfungssystem zwischen Mittelschule und Studium vereinheitlichen: Nach der neuen Regelung mussten Hochschulen und Universitäten die Ergebnisse des Abiturs akzeptieren (sie konnten aber selber bestimmen, in welchen Schulfächern und auf welcher Stufe die Prüfung abgelegt werden muss). Der neue nationale Grundlehrplan, der eigentlich eine liberale Planung war und dementsprechend den Schulen eine starke Eigeninitiative überließ, wurde im Jahre 1996 zwar eingeführt, aber nicht richtig implementiert, wofür wahrscheinlich ein wichtiger Grund sein dürfte, dass die Schulen und die Lehrer zu dieser Innovation oft nicht bereit und nicht fähig waren. Die Schulen haben die örtlichen Lehrpläne erarbeitet, oft wurden sie jedoch nicht nach dem spezifischen Profil und den Rahmenbedingungen der Schulen konzipiert, sondern von fertigen Lehrplänen übernommen. Die unter-

schiedlichen Folgestudien haben gezeigt, dass die Einführung des Grundlehrplans und der neuen lokalen Lehrpläne keine tatsächliche Veränderung in den meisten Schulen bedeutet hat.

Im Jahre 1998 gab es einen Regierungswechsel, wonach der nationale Grundlehrplan formal zwar beibehalten wurde, dabei jedoch eine neue Form der Curricula namens ‚Rahmenlehrpläne' ausgearbeitet wurde. Diese haben viel deskriptiver die Anforderungen für jedes Schulfach, für jeden Jahrgang (von 1-12) und für jeden Schultyp (Gymnasium, Fachmittelschule, Berufsschule) formuliert. Außerdem wurde genauer festgelegt, in wie vielen Wochenstunden die unterschiedlichen Schulfächer unterrichtet werden. Obwohl die frühere Konzeption des Abiturs formal ebenfalls beibehalten wurde, hat die Abschlussprüfung infolge der stärkeren Input-Regelung doch an Wert verloren (s. Abbildung 1).

1996	2000
• ein „liberaler" Grundlehrplan (nur Minima festgelegt, für jeweils zwei Jahrgänge) • aufgrund des Grundlehrplans werden in den Schulen lokale Lehrpläne ausgearbeitet • der Lehrplan der 11. und 12. Jahrgänge wird durch das Abitur bestimmt • die minimalen Anforderungen sind einheitlich für die Gymnasien und für die Fachmittelschulen	• Rahmenlehrpläne werden für jeden Jahrgang entwickelt • aufgrund der Rahmenlehrpläne werden die lokalen Lehrpläne umgearbeitet (die Rahmenlehrpläne bestimmen 80% der Inhalte) • die Prüfungsanforderungen des Abiturs werden aus den Rahmenlehrplänen abgeleitet • die Gymnasien und die Fachmittelschulen haben unterschiedliche Rahmenlehrpläne

Abbildung 1: Prinzipien der curricularen Reform

Die Rahmenlehrpläne wurden 2000 veröffentlicht, die Schulen mussten die vorher fertig gestellten lokalen Lehrpläne mit den Rahmenlehrplänen in Einklang bringen. Die Devise war die gleiche wie bei dem nationalen Grundlehrplan: Wichtig ist, dass die Schule eher die Kompetenzen fördert und nicht leeres kognitives Wissen vermittelt, bzw. dass die Schüler nicht überfordert werden. Trotzdem ergaben sich in vielen Schulfächern große Unterschiede. Die Rahmenlehrpläne wurden im Schuljahr 2001 in den Jahrgängen 1, 5 und 9 eingeführt.

Im Jahre 2002 gab es wieder einen Regierungswechsel in Ungarn. Laut Stellungnahmen des Unterrichtsministeriums ist es zu erwarten, dass Veränderungen in Bezug auf die Curricula und auf die Abiturkonzeption durchgeführt werden. Bestimmt dauert es noch eine Weile, bis wieder neue Konzeptionen vorgelegt werden.

3. Der Prozess der Prüfungsreform

Die Konzeption der neuen Abschlussprüfung wurde 1994-1996 festgelegt. Mit der Ausarbeitung der detaillierten Prüfungsanforderungen hat man im Jahre 1996 angefangen, zunächst nur in zehn Schulfächern (Biologie, Chemie, Deutsch, Englisch, Geographie, Geschichte, Physik, Mathematik, ungarische Sprache und Literatur, visuelle Kultur), viel später, ab 2001, haben sich dann andere Schulfächer der Arbeit angeschlossen (unter ihnen die Fremdsprachen Französisch, Italienisch, Russisch, Spanisch und Latein). Mit der Prüfungsentwicklung wurde eine Abteilung des Landeszentrums für Unterrichtswesen beauftragt.

Nach der ursprünglichen Zeitplanung sollte die neue Prüfung im Jahre 2004 eingeführt werden. Der Regierungswechsel im Jahre 1998 bedeutete aber eine Veränderung der bildungspolitischen Konzeption. Die Veränderung der curricularen Konzeption hatte zur Folge, dass die Prüfungsanforderungen mit den neuen Rahmenlehrplänen abgestimmt werden mussten. Die Einführung der neuen Prüfung wurde um ein Jahr verschoben (2005), und erst nach langer Verzögerung, im Jahre 2001, wurde vom Unterrichtssministerium eine neue Prüfungskonzeption entwickelt.

3.1. Prinzipien der Prüfungsentwicklung

Von Anfang an gab es drei Grundprinzipien, die für alle Schulfächer galten.
Die neue Prüfung

- ist zweistufig;
- ist einheitlich für alle Schultypen;
- hat eine Doppelfunktion, d.h. sie ist eine Abschlussprüfung und eine Sprachstandsprüfung, die auch als Aufnahmeprüfung funktioniert.

Außerdem war ebenfalls ein wichtiges Moment bei der Regelung, dass eine Fremdsprache für alle Abiturienten Pflichtfach ist.

Diese Grundprinzipien wurden zwar beibehalten, aber die Vorstellung über die Doppelfunktion hat sich während der Arbeit mehrmals verändert. Am Anfang hat man geplant, dass beide Prüfungsstufen beide Funktionen erfüllen können, in einer späteren Phase wurde aber festgelegt, dass nur die Oberstufenprüfung zur Auswahl der Studenten verwendet wird.

Auch die Durchführung der Prüfung war unterschiedlich geplant. Am Anfang war eine zentrale Durchführung mit zentraler Bewertung vorgesehen, und zur Aufgabenproduktion wollte man eine Aufgabenbank einrichten. Es gab aber keine Berechnungen darüber, wie hoch die Kosten der Prüfung nach der neuen Regelung sein würden, und ob diese Kosten tragbar wären. Ab 2002 war dann die zentrale Durchführung und Bewertung nur für die Oberstufe geplant, und über die Erstellung der Tests gab es unterschiedliche Vorstellungen.

3.2. Der zyklische Prozess der Prüfungsentwicklung

Nach den Erfahrungen der internationalen Sprachprüfungen hat man ein Modell ausgearbeitet, wie man in einem zyklischen Prozess neue Prüfungen entwickeln kann (Perlmann-Balme 1996: 312; Milanovic 1997: 7). Dieses Modell schien auch zur Abiturrevision geeignet zu sein. Dementsprechend konnte man voraussetzen, dass die Phase der Erprobung wahrscheinlich länger dauern würde. Die ursprüngliche Planung entsprach auch diesem Phasenmodell (siehe Abbildung 2), wobei man natürlich gleich anmerken sollte, dass dieses Modell durch die Veränderungen des bildungspolitischen Umfelds oft in Frage gestellt wurde.

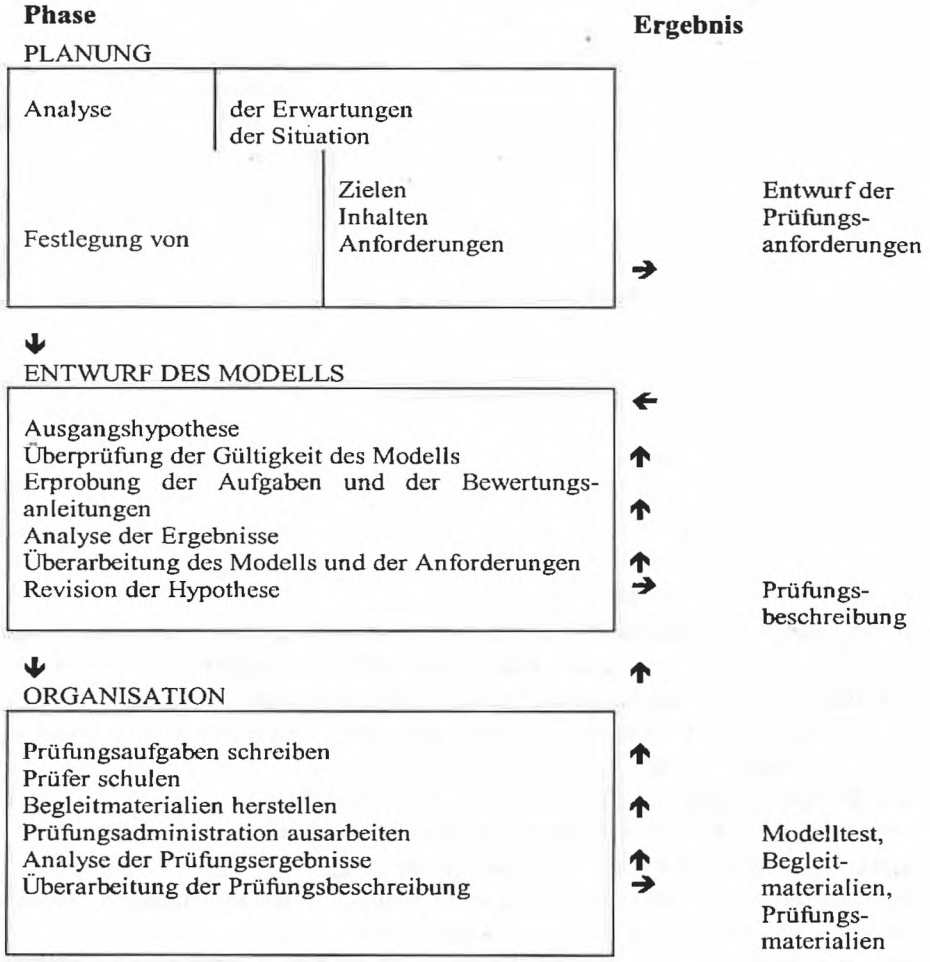


Abbildung 2: Phasenmodell der Prüfungsentwicklung

Die ersten zwei Phasen des Modells wurden bis 2002 abgeschlossen. In der ersten Arbeitsphase wurden die gegenwärtigen Abschlussprüfungen in den Mittelschulen, der nationale Grundlehrplan und die Situation des Schulfaches in Ungarn analysiert, außerdem die Abiturprüfungen für die modernen Fremdsprachen in anderen Ländern gesichtet. Diese Hintergrundstudien sind in einem Sammelband veröffentlicht (Einhorn 1998).

Aufgrund dieser Erfahrungen hat die Arbeitsgruppe den Entwurf der detaillierten Prüfungsanforderungen erarbeitet, der Anfang 1997 von mehreren Fachleuten und Schulkollegien begutachtet und im Frühling 1997 in einigen Konferenzen zur Diskussion gestellt wurde. Die überarbeitete Fassung dieses Dokuments bildete die Grundlage der Erprobungen.

In der zweiten Arbeitsphase erfolgte die Modellerarbeitung. Mit Hilfe von empirischen Daten, d.h. aufgrund der Ergebnisse der Erprobungen wurde die innere Struktur der Prüfung (Zahl und Typ der Aufgaben, Länge und Schwierigkeit der Texte usw.) festgelegt. Es gab zwei größere Erprobungen (1998, 2000) und viele kleinere, bei denen Testaufgaben zu den unterschiedlichen Testteilen erprobt und Schülerarbeiten zur Entwicklung der Bewertungsskalen gesammelt wurden. Bei den zwei größeren Erprobungen wurden alle Subtests jeweils von 150-250 Schülern gelöst und die Ergebnisse statistisch ausgewertet (siehe dazu Einhorn 2000).

Einen wichtigen Fortschritt bedeutet in diesem Prozess, dass man Anfang 2001 die Dokumente für die modernen Fremdsprachen vereinheitlichen konnte. Die Prüfungsstruktur und die Grundprinzipien in den unterschiedlichen Fremdsprachen sind seitdem einheitlich.

Als Abschluss der Modellentwicklung wurden die Prüfungsanforderungen und die Prüfungsbeschreibung Ende 2001 zur Diskussion gestellt. Alle betroffenen Universitäten und Hochschulen, einige Fachlektoren und ca. 300 Mittelschulen (bei deren Auswahl auf die Repräsentativität geachtet wurde) haben die Prüfungsanforderungen, die Prüfungsbeschreibung und einen Modellsatz bekommen, zu denen sie sich mit Hilfe eines strukturierten Fragebogens geäußert haben. Nach der Auswertung der Meinungsumfrage hat man die Prüfungsbeschreibung umgearbeitet und 2002 in der Anlage eines Ministererlasses veröffentlicht.

Dieses Dokument legt die Anforderungen für die vier kommunikativen Fertigkeiten, sowie die Themen, die Sprechabsichten, die Rollen und die Strukturen fest. Das Dokument beinhaltet ferner die genaue Beschreibung der einzelnen Prüfungsteile, aber ohne die Modellaufgaben.

3.3 Die Regelung der Prüfung

Die Prüfungsregelung wurde während der Arbeit mehrmals verändert, die letzte gültige Fassung wurde im Frühjahr 2002 veröffentlicht. Diese Regelung legt fest, dass die Funktion der beiden Stufen unterschiedlich ist: Die Mittelstufenprüfung gilt nur als Abschlussprüfung während die Oberstufenprüfung sowohl als Abschlussprüfung wie auch als Aufnahmeprüfung. Die Durchführung wird unterschiedlich gehandhabt: Die Mittelstufe wird eher dezentral abgewickelt, die Oberstufe zentral (s. Abbildung 3). Die Regelung legt auch fest, dass die Oberstufenprüfung in den Fremdsprachen auch als staatlich anerkannte Sprachprüfung gilt.

Mittelstufe	Oberstufe
• zentral zusammengestellter Test im schriftlichen Teil • dezentral ausgearbeitete Aufgaben im mündlichen Teil • die Durchführung und die Bewertung erfolgen durch den eigenen Lehrer • Prüfungszeit schriftlich: 180 Minuten • Prüfungszeit mündlich: 15 Minuten	• zentral zusammengestellter Test sowohl im schriftlichen als auch im mündlichen Teil • zentrale Durchführung und Bewertung (jeweils zwei geschulte Prüfer) • Prüfungszeit schriftlich: 240 Minuten • Prüfungszeit mündlich: 20 Minuten

Abbildung 3: Die Durchführung der Prüfung

Die Umsetzung der Prüfungspunkte in Noten erfolgt in jedem Schulfach nach einheitlichen zentralen Vorschriften, die minimale Leistung liegt bei 30%.

3.4. Grundsätze des Abiturs in den modernen Fremdsprachen

Von Anfang an war für die Testautoren sehr wichtig, dass die neue Prüfung die kommunikative Kompetenz messen soll und mit den Empfehlungen des Europarats im Einklang stehen soll.

Die wichtigsten Merkmale der Prüfung sind die folgenden:

- die Prüfung misst alle vier kommunikativen Fertigkeiten;
- auch die grammatische und lexikalische Kompetenz wird in einem Subtest überprüft;
- die Prüfung ist einsprachig: Sie beinhaltet keine Prüfungsaufgaben zur Überprüfung der Fertigkeiten auf dem Gebiet der Übersetzung, und die Aufgaben werden auf Deutsch gestellt;
- in den Testaufgaben werden authentische Texte verwendet;
- die Sprachverwendung wird in realen und altersgemäßen Situationen überprüft.

Bei der Bewertung geht man nach folgenden Grundprinzipien vor:

- die Bewertung der einzelnen Prüfungsteile erfolgt unabhängig voneinander;
- jeder Prüfungsteil wird dem Testziel entsprechend bewertet;
- zu jedem Prüfungsteil werden zentrale, detaillierte Bewertungskriterien erarbeitet;
- zur Bewertung der produktiven Fertigkeiten werden Bewertungsskalen ausgearbeitet;
- der Abiturient muss in jedem Prüfungsteil mindestens 15% der Punkte bzw. in der ganzen Prüfung mindestens 30% erreichen, um die Prüfung bestehen zu können.

3.5. Probleme bei der Festlegung der Inhalte und der Prüfungsniveaus

Bei der Zusammenstellung der Prüfungsanforderungen haben wir uns auf die Empfehlungen des *Europarats* und auf die detaillierte Beschreibung der unterschiedlichen sprachlichen Niveaus gestützt („Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen" 2001; Glaboniat et al. 2002). Es war aber sehr schwierig, das Niveau der beiden Prüfungsstufen zu bestimmen.

Diesen Vorgang konnten wir nicht konsequent fortführen, weil sich viele Probleme ergeben haben. Erstens war die Funktion der Prüfung von Anfang an nicht detailliert genug definiert. Es ist immer noch unklar, welche Gruppe der Abiturienten die Oberstufenprüfung wählen wird. Wir müssen aber von der Hypothese ausgehen, dass die Oberstufenprüfung in den Fremdsprachen nicht nur von denjenigen Schülern abgelegt wird, die in der entsprechenden Fachrichtung studieren möchten, da Fremdsprachenkenntnisse auch jetzt schon an sehr vielen Hochschulen und Universitäten bei der Aufnahme eine Rolle spielen.

Ein weiteres Problem war, dass man am Anfang noch keine Daten darüber hatte, wie gut ungarische Abiturienten Fremdsprachen können, und innerhalb des Entwicklungsprozesses ergab sich nie die finanzielle Möglichkeit, stichprobenartige Untersuchungen über den Kenntnisstand der Schüler durchzuführen. Außerdem hatten wir am Anfang des Prozesses keine Messinstrumente.

Es wurden deshalb Ergebnisse von unterschiedlichen früheren Forschungsergebnissen über den Fremdsprachenunterricht in Ungarn berücksichtigt, außerdem die Ergebnisse unserer Erprobungen, wobei man aber gleich feststellen muss, dass diese Untersuchungen zur Erprobung der Testaufgaben gedient haben, deshalb also nur beschränkt über den Kenntnisstand der Zielgruppe aussagekräftig waren. Wir können heute schon feststellen, dass Abiturienten sehr heterogene Sprachkenntnisse haben. Dank der ganz unterschiedlichen Programme und Rahmenbedingungen, beenden die Schüler die Mittelschule mit Sprachkenntnissen zwischen A2-C1. Deshalb mussten wir die Anforderungen und die Modelle so erarbeiten, dass beide Niveaustufen des Abiturs zwei Stufen des Europarats umfassen.

In Fachkreisen konnte man während des Entwicklungsprozesses zwei wichtige Tendenzen beobachten: Einige haben gemeint, dass man das Prüfungsniveau möglichst hoch anlegen muss, weil das den Fremdsprachenunterricht fördert. Andere dagegen waren der Meinung, dass das Niveau der Prüfungen nicht zu hoch sein dürfte, weil dann die Schüler in der Prüfung durchfallen oder nur diejenigen eine Chance auf bessere Noten oder auf die höhere Stufe haben, die Nachhilfestunden in Anspruch nehmen. Rückblickend kann man aber feststellen, dass das Niveau der Testaufgaben nach jeder Erprobung und nach jeder Umfrage gesenkt werden musste, weil die erzielten verhältnismäßig schwachen Leistungen der ungarischen Schüler zu berücksichtigen waren.

Die Prüfungsanforderungen legen – einheitlich für alle Fremdsprachen – für die Mittelstufe das Niveau A2-B1 und für die Oberstufe B2-C1 fest (dabei ist die Terminologie des Abiturs nicht für die Fremdsprachen gedacht, sondern für alle Schulfächer, sie ist deshalb nicht im Einklang mit der Terminologie des *Europarats*) (s. Abbildung 4). Natürlich ergeben sich dadurch viele Probleme. Erstens ist es an sich eine große Herausforderung, eine Prüfung zu entwickeln, die für Kandidaten von derart unterschiedlichem Kenntnissstand gedacht ist. Andererseits ist es schwierig, innerhalb dieses weiten Rahmens zu gewährleisten, dass die Tests Jahr für Jahr und in jeder Fremdsprache den gleichen Schwierigkeitsgrad haben.

	Europarat	**Abitur**
C2	Mastery	
C1	Proficiency	
B2	Vantage	**Oberstufe**
B1	Threshold	**Mittelstufe**
A2	Waystage	
A1	Breakthrough	

Abbildung 4: Niveaustufen des Abiturs (Stand 2001)

Vor der Einführung der Prüfung müssen aber diese hypothetisch bestimmten Niveaus der Prüfungen repräsentativ erprobt werden, und erst nachher können wir das Prüfungsniveau festlegen. Natürlich muss man auch nach der Einführung weitere Kontrolluntersuchungen durchführen, weil nämlich damit zu rechnen ist, dass die effektivere Unterrichtsgestaltung zu besseren Schülerleistungen führen wird. Erst wenn diese potentielle Entwicklung in der Tat eintritt, kann das Prüfungsniveau erhöht werden.

4. Das gegenwärtige Prüfungsmodell
4.1. Die Struktur der Prüfung (Stand Januar 2002)

Das Prüfungsmodell ist einheitlich für jede Fremdsprache, zur Bewertung siehe Abbildung 5 und zum zeitlichen Rahmen Abbildung 6.

		Mittelstufe (%)	**Oberstufe** (%)
schriftlicher Teil	Leseverstehen	22	20
	Hörverstehen	22	20
	Schreibfertigkeit	22	20
	Grammatik und Wortschatz	12	20
mündlicher Teil	Sprechfertigkeit	22	20
insgesamt		100	100

Abbildung 5: Struktur der neuen Prüfung

	Mittelstufe (Min.)	**Oberstufe** (Min.)
Leseverstehen	60	70
Strukturen und Wortschatz	30	50
	PAUSE	
Hörverstehen	30	30
Schreibfertigkeit	60	90
insgesamt	180	240

Abbildung 6: Die Aufteilung der Prüfungszeit

4.2. Die Beschreibung der Mittelstufenprüfung (Stand Januar 2002)
4.2.1. Leseverstehen

Prüfungszeit: 60 Min.
Texte: 3 authentische Texte, Gesamtlänge: ca. 650-750 Wörter funktionale, informative Texte, Briefe, Zeitungsartikel
Aufgaben: 3; insg. 30-35 Items
Multiple-Choice, Zuordnung, Lückensätze, Kurzantworten
Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.2.2. Strukturen und Wortschatz

Prüfungszeit:	30 Min.
Aufgaben:	3-4; insg. ca. 30 Items Gesamtlänge der Texte ca. 350-450 Wörter Multiple-Choice zu Sätzen oder zu Texten, Lückentext, Lückentext mit Schüttelkasten, Zuordnung Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.2.3. Hörverstehen

Prüfungszeit:	ca. 30 Min.
Texte:	3-4 authentische Texte, je zweimal vorgespielt
Aufgaben:	2, insg. ca. 20-25 Items Multiple-Choice, Richtig-Falsch, Zuordnung, Raster ausfüllen, Lückensätze, Kurzantworten
Verlauf:	
Teil 1:	2-3 funktionale, informative Texte (Wetterbericht, Anweisung usw.), insg. ca. 2-3 Min.
Teil 2:	1 Text (Interview, Bericht, Gespräch usw.), insg. ca. 3-4 Min. Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.2.4. Schreibfertigkeit

Prüfungszeit:	60 Min.
Verlauf:	
Teil 1:	Postkarte, Tagebucheintrag, Einladung, Kurzmitteilung 40-60 Wörter
Teil 2:	Brief (verbaler Input und Inhaltspunkte angegeben) 100-120 Wörter Die Verwendung eines Wörterbuchs ist erlaubt.

4.2.5. Sprechfertigkeit

Prüfungszeit:	10-15 Min.
Verlauf:	
Teil 1:	einleitendes Gespräch (wird nicht bewertet)
Teil 2:	Rollenspiel (Situation und Rolle angegeben)
Teil 3:	Meinungsäußerung (Thema und Inhaltspunkte angegeben) Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.3. Die Beschreibung der Oberstufenprüfung

4.3.1. Leseverstehen

Prüfungszeit: 70 Min.
Texte: 3 authentische Texte, Gesamtlänge: ca. 1200-1300 Wörter
Briefe, Zeitungsartikel, Berichte, Interviews
Aufgaben: 3; insg. 25-30 Items
Multiple-Choice, Zuordnung, Lückentext, Kurzantworten
Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.3.2. Strukturen und Wortschatz

Prüfungszeit: 50 Min.
Aufgaben: 4-5; insg. ca. 40 Items
Gesamtlänge der Texte ca. 550-650 Wörter
Multiple-Choice zu Texten, Lückentext, Lückentext mit Schüttelkasten, Zuordnung, Fehlersuche
Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.3.3. Hörverstehen

Prüfungszeit: 30 Min.
Texte: 2-3 authentische Texte, je zweimal vorgespielt, insg. ca. 8-10 Min.
Aufgaben: 2-3, insg. ca. 20-25 Items
Multiple-Choice, Richtig-Falsch, Zuordnung, Raster ausfüllen, Lückensätze, Lückentexte, Kurzantworten
Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

4.3.4. Schreibfertigkeit

Prüfungszeit: 90 Min.
Verlauf:
Teil 1: Brief (verbaler Input und Inhaltspunkte angegeben); 100-120 Wörter, Artikel für eine Schülerzeitung (Meinungsäußerung) (verbaler Input und Inhaltspunkte angegeben)
Teil 2: 200-250 Wörter
Die Verwendung eines Wörterbuchs ist erlaubt.

4.3.5. Sprechfertigkeit

Prüfungszeit: 20 Min.
Verlauf:
Teil 1: einleitendes Gespräch (wird nicht bewertet)
Teil 2: Diskussion
Teil 3: Meinungsäußerung (aufgrund von Bildern oder Grafiken)
Die Verwendung eines Wörterbuchs ist nicht erlaubt.

5. Ausblick

In diesem langen Entwicklungsprozess wurden viele Fortschritte gemacht. Ein eindeutiges Ergebnis ist, dass eine Prüfungsbeschreibung erstellt werden konnte. Einerseits lagen bisher für die Abwicklung der Abschluss- und Aufnahmeprüfungen keine Materialien vor, die so ausführlich und genau wie die nun vorliegende Beschreibung die Prüfungsanforderungen und das Prüfungsformat dargelegt hätten. Andererseits ist es sehr wichtig, dass Grundprinzipien festgelegt worden sind, die, im Einklang mit den Empfehlungen des Europarats, die Kompetenzförderung im Fremdsprachenunterricht unterstützen. Es ist zu erhoffen, dass diese Materialien einen starken Einfluss auf die Lehrmaterialien und -methoden haben werden, die man im schulischen Fremdsprachenunterricht anwendet.

Einen weiteren Fortschritt bedeutet, dass viele Lehrer Erkenntnisse auf dem Gebiet der Leitungsmessung gewonnen haben. Es gab Trainings für Aufgabenschreiber, wir haben Kriterien und Hinweise zur Aufgabengestaltung und -beurteilung ausgearbeitet, und viele Lehrer hatten Zugang zu den Materialien während der Erprobungen. Mit der organisatorischen und finanziellen Unterstützung des Goethe-Instituts Budapest hat man angefangen, Inhalte einer Lehrerfortbildung zur Implementation des Abiturs festzulegen. Im Sommer 2002 gab es die ersten Erprobungsseminare für Mittelschullehrer. Trotz der großen Fortschritte haben wir immer noch viele Aufgaben. Wir brauchen weitere Erprobungen zur Feststellung der Prüfungsniveaus und zur Erprobung weiterer Testaufgaben. Es wird gerade ein Informationsmaterial für Lehrer erarbeitet, mit Modellprüfungen, Hinweisen zur Verwendung der Bewertungsskalen zu den produktiven Fertigkeiten und mit Hinweisen zur Durchführung der mündlichen Prüfung.

Auch andere Institutionen haben noch sehr viele Aufgaben im Zusammenhang mit der Abiturrevision: In nächster Zukunft sollen die Infrastruktur der Testproduktion entwickelt und die technischen Voraussetzungen für ihre Durchführung geschaffen werden, desweiteren Lehrerfortbildungen und Prüferschulungen organisiert und die gängigen Lehrmaterialien auf ihre Eignung hin überprüft werden.

Für viele Lehrer bedeutet die bevorstehende Arbeit eine Erleichterung und gleichzeitig auch eine Bestätigung: Sie können so weiterarbeiten, wie bisher. Für viele Lehrer bedeutet das wiederum sehr viel Arbeit, da sie sich kritisch mit ihrer täglichen Routine auseinander setzen müssen. Für sie bedeuten nämlich diese Materialien einen Hinweis darauf, dass sie ihre Unterrichtskonzepte und Lehrziele ändern sollten. Es ist also zu erwarten, dass viele Lehrer nicht eindeutig für die Reform stehen. Auch Schulen und Lehrer sind z.Z. durch die Unberechenbarkeit der Bildungspolitik verunsichert – ganz zu schweigen von den Schülern. Man kann nur darauf hoffen, dass bald ein Konsens über die Abiturreform erzielt wird, und daher politische Änderungen keinen Einfluss mehr auf das Konzept des Abiturs nehmen werden.

Die Reform hat aber auch schon bisher und sie wird in der nächsten Periode sicherlich noch stärker eine Art Lehrerfortbildung im oben erwähnten Sinn bedeuten: teils formal, teils durch die Auseinandersetzung mit den neuen Materialien. Und das ist wahrscheinlich das positivste und wichtigste Ergebnis unserer Arbeit.

Literatur

Einhorn, Ágnes 2000: Die erste Erprobung im Rahmen der Abiturreform für DaF. In: Deutschunterricht für Ungarn, 5, H. 1, 35-54.

Einhorn, Ágnes (Hg.) 1998: Vizsgatárgyak, vizsgamodellek I. Német nyelv. [Prüfungsfächer, Prüfungsmodelle I. Deutsch als Fremdsprache.] Budapest, Országos Közoktatási Intézet Értékelési és Érettségi Vizsgaközpont (= Mérés – értékelés – vizsga 5).

Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen 2001. Europarat, Straßburg; Berlin etc.: Langenscheidt.

Glaboniat, Manuela/Müller, Martin/Rusch, Paul/Schmitz, Helen/Wertenschlag, Lukas 2002: Profile deutsch. Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen. Lernzielbestimmungen, Kannbeschreibungen, Kommunikative Mittel. Niveau A1-A2-B1-B2. Berlin etc.: Langenscheidt.

Milanovic, Michael (Hg.) 1997: Gemeinsame Europäische Rahmenrichtlinien für den Fremdsprachenunterricht. Praktische Anleitung für Prüfer. Council of Europe.

Perlmann-Balme, Michaela 1996: Die Revision der Zentralen Mittelstufenprüfung. Prinzipien der Prüfungsentwicklung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Intercultural German Studies. Bd. 22. München: Iudicium, 311-334.

Vincze Anikó (Budapest)

Aspekte der lernerorientierten Wortschatzvermittlung[1]

1. Einleitung

1.1. Die Bedeutung von Fremdsprachen

Die Behauptung, dass die Kenntnis mindestens einer Fremdsprache heutzutage unerlässlich ist, wird kaum jemand bestreiten. Fremdsprachenkenntnisse werden in der Regel als eine Mindestleistung angesehen. Die Schüler in Ungarn lernen mindestens eine, mehrheitlich aber zwei Fremdsprachen, wohingegen deutsche Schüler mindestens zwei, evtl. aber auch drei Fremdsprachen lernen. Unter den Unterrichtsfächern nehmen also Fremdsprachen eine besondere Stellung ein. Denn unabhängig davon, was jemand nach der Schule arbeiten will, ist er fast in allen Bereichen des beruflichen Lebens auf die Kenntnis mindestens einer Fremdsprache angewiesen.

Das Können einer (Fremd)Sprache besteht nicht nur in Grammatik- und Wortschatzkenntnissen. Sprachen vermitteln uns auch landeskundliche Informationen über ein anderes Land, über eine andere Nation. Raasch (1992: 227) formuliert ganz präzise, wie eng Kultur, Sprache und Identität zusammenhängen:

> Kultur als Handeln *nach* und *mit* spezifischen Wertungen ist in Sprache gesammelt und aufbewahrt. Sprache ist das Gedächtnis einer Kultur. Der Mensch gewinnt und besitzt durch seine Sprache kulturelle Identität. Sprachenlernen heißt also, andere Identitäten zu erfahren und damit die eigene Identität deutlicher zu erkennen [...]; jedwedes sprachliche Handeln gehört in den Bereich kulturell geprägter Äußerungen des Menschen.

1.2. Zielsetzung

In der vorliegenden Arbeit setzen wir uns zum Ziel, die wichtigsten Schritte der Wortschatzvermittlung im DaF-Unterricht zusammenzufassen, und zwar unter dem Aspekt der Lernerorientiertheit. So möchten wir bei der Thematisierung der einzelnen Phasen auch den Lerntechniken und -strategien besondere Aufmerksamkeit schenken.

---

[1] Der vorliegende Beitrag stellt die Zusammenfassung meiner Diplomarbeit mit dem Titel „Lernerorientierte Wortschatzvermittlung und Wortschatzarbeit im schulischen Deutsch als Fremdsprachenunterricht" dar.

Den Leitfaden unserer Studie bilden schwerpunktmäßig die Fragen: Wie verläuft der Lehr- und Lernprozess? Lassen sich Wortschatzvermittlung und Wortschatzarbeit lernerorientiert durchführen? Diese Fragen möchten wir im Hinblick auf einige theoretische und praktische Aspekte untersuchen, bzw. darauf, inwieweit diese in Einklang zu bringen sind. Die Unterrichtspraxis stellen wir mit Hilfe einer Lehrerumfrage dar. In unserer Analyse wird der Unterricht 14- bis 18-jähriger Schüler erfasst, also der von Mittelschulklassen. Die Umfrage enthält 21 Fragen, die von der einschlägigen Fachliteratur ausgehend von der Autorin zusammengestellt wurden zum größten Teil mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten, die aber oft mit freien Antworten (unter „Sonstiges") ergänzt werden konnten. (Einige Fragen davon siehe am Ende dieses Beitrags.) Der Fragebogen wurde von 20 Lehrkräften ausgefüllt.

Wir benutzen in dieser Studie folgende Abkürzungen: DaF=Deutsch als Fremdsprache, FS=Fremdsprache, FSU=Fremdsprachenunterricht.

2. Was bedeutet Lernerorientiertheit?

Aus der einschlägigen Fachliteratur geht es eindeutig hervor, dass die Wortschatzvermittlung einen besonderen Stellenwert im FSU hat (vgl. dazu u.a. Rampillon 1989; Neuner 1990). Obwohl in der Fachliteratur der Ausdruck Lernerorientierung (o.ä.) kaum vorkommt, knüpft jeder Autor seinen Beitrag eigentlich unmittelbar an dieses Thema, d.h. man nähert sich der Wortschatzvermittlung aus der Perspektive der Lerner an. Die wichtigsten Aspekte sind dabei: Lernziele, Motivation, Lerntypen und Lernstrategien.

2.1. Lernziele

Der vielleicht grundlegendste Faktor des FSU besteht in den Bedürfnissen der Lerner. Unseres Erachtens beginnt die Lernerorientiertheit damit, dass der Lehrer diese Bedürfnisse im Unterricht berücksichtigt. Im Falle von Mittelschulschülern können solche Sprachlernziele hauptsächlich Sprachprüfungen und Aufnahmeprüfungen sein, oder auch die (Notwendigkeit der) Reifeprüfung und spätere berufliche Vorstellungen. Um diesen Zielen gerecht zu werden, muss die Lehrkraft Ergänzungsmaterialien in die Stunde bringen. Obige Lernziele bestimmen nämlich das erwünschte Beherrschungsniveau der Sprache und somit auch den dafür erforderlichen Wortschatz. Letzterer bestimmt die nötigen Übungen, bzw. Übungstypen, die vom Lehrer gesammelt und/oder erstellt und in den Stunden eingesetzt werden müssen.

2.2. Motivation

Die Berücksichtigung der Lernziele einiger Lerner an sich führt noch bei weitem nicht automatisch zur Interessenerweckung, v.a. der übrigen Schüler. Die Motivation trägt dazu bei, dass sich die Lerner an den Stunden aktiv beteiligen, was insbesondere beim FSU wichtig ist, damit das Hauptziel, die aktive Sprachbeherrschung, erreicht wird. Letztere ist das Ergebnis eines intensiven Lernprozesses, zu dem Konzentration unbedingt notwendig ist – und die Grundlage der Konzentration bildet die Motivation.

Für die Art und Weise der Motivation gibt es keine Rezepte, aber den Schwerpunkt bildet dabei die Gruppe, genauer gesagt, bilden die einzelnen Lerner. Von ihnen ausgehend sind also die entsprechenden Mittel zur Motivierung zu finden. Solche Mittel wären beispielsweise die Anschaulichkeit, die ungewöhnliche Annäherung an ein Thema (z.B. statt Lesen ein spontanes Gespräch zu führen, oder ein Situationsspiel zu spielen), oder wenn die Lerner ihrer Phantasie freien Lauf lassen dürfen (z.B. Assoziationsübungen, Bildbeschreibung).

2.3. Lerntypen

Hier handelt es sich um die einzelnen Lerner, die das Lernen betreffend mit verschiedenen Fähigkeiten und Fertigkeiten „ausgestattet" sind. Unter dem Aspekt der Lernerorientiertheit bedeutet dies, dass die Lehrkraft auch auf diese „mitgebrachten" Faktoren Rücksicht nehmen muss, damit der Lernstoff nicht nur vermittelt, sondern auch erfolgreich aufgenommen wird, und somit selbstständig angewendet werden kann.

Da die Verarbeitung neuer Wörter je nach kulturellen und individuellen Voraussetzungen, je nach Lernsituation und Lerntyp anders erfolgt, plädiert Neuner (1990:7) dafür, „bei der Wortschatzarbeit möglichst viele ‚Sinne' anzusprechen". Denn je mehr Kanäle oder Sinne bei der Vermittlung des jeweiligen Wortmaterials eingesetzt werden, desto leichter und erfolgreicher ist das Einprägen einerseits, und die erfolgreiche Berücksichtigung der unterschiedlichen Lerntypen andererseits.

2.4. Lernstrategien

Zu den Lernstrategien bei der Wortschatzvermittlung bzw. -arbeit gehören die Erschliessungßtrategien, wie ein unbekanntes Wort vom Lerner entschlüsselt werden kann. Das ist das meistbehandelte Thema der einschlägigen Fachliteratur, so sind hier die wichtigsten Positionen dazu unbedingt anzudeuten.

Die Lerntechniken spielen naturgemäß ganz besonders in der Erwerbsphase und weniger in der Anwendungsphase eine Rolle. Denninghaus definiert den ‚potentiellen Wortschatz' als „diejenigen Wörter einer Sprache, die die Lernenden nie zuvor gehört oder gelesen haben, aber dennoch bei einer eventuellen Begegnung verstehen würden" (zitiert nach Rampillon 1989: 34). Diese Wortbezüge (z.B. *lip – Lippe, land – landen, information – Information*) können unbewusst internalisiert oder bewusst gelernt werden. Das nennt Denninghaus ‚latente Lernstrategie'. Die Herstellung von Bezügen als Lernstrategie, d.h. die thematische, kontextuelle oder situative Einbettung eines unbekannten Wortes heben neben ihm auch Rampillon (1989: 39), Neuner (1990: 7), Arendt (1992: 79) und Kostrzewa (1994: 222) hervor. Darüber hinaus spielt bei der Erkennung einer Wortbedeutung auch der Erfahrungs- und Informationshintergrund des Schülers eine wichtige Rolle (Rampillon 1989: 39). Weitere Hilfen bilden ergänzende Materialien wie Bilder, Skizzen, Photos, Zeichnungen (Rampillon 1989: 40; Neuner 1990: 8). Arendt (1992: 79) betont die Bedeutung von realitätsnahen, authentischen Kontexten.

Flächer begründet die Notwendigkeit der Vermittlung von Strategien damit, dass es unmöglich ist, im Rahmen des FSU den Schülern alle Wörter zu vermitteln. Daraus folgt, dass „dieses Defizit" (Flächer 1998: 152) durch geeignete Techniken und Strategien von den Schülern selbst auszugleichen ist.

3. Wortschatzvermittlung

3.1. Präsentation

Der erste Schritt der Wortschatzvermittlung ist die Präsentation. In dieser Phase erfolgt die Vermittlung neuer lexikalischer Kenntnisse, d.h. die der Bedeutung von Wörtern (Bedeutungsvermittlung). Aus der Sicht der Lernerorientiertheit ist es nicht nebensächlich, wie sie geschieht: Eine Aufmerksamkeit erregende Präsentation verhilft den Schülern zur leichteren und festeren Einprägung der anzueignenden lexikalischen Kenntnisse als eine monotone Darstellung, denn wir erinnern uns an auffallende, ungewöhnliche Ereignisse besser als an alltägliche und gewöhnliche. Es ist auch nicht von geringer Bedeutung, durch welche Kanäle die Präsentation erfolgt: visuell, auditiv oder z.B. kombiniert (Neuner 1990: 8).

Den gängigsten Weg der Darstellung des Wortschatzes einer FS bieten Texte. Bei Lesetexten wird eher der visuelle Kanal beansprucht, während bei Hörtexten der Akzent auf dem auditiven Kanal liegt. Die Wahl der Präsentationsform entscheidet auch über die Übung der einen oder anderen Fertigkeit (Lesen, Hören).

Sehr geeignet für die Wortschatzpräsentation sind auch Bilder, da sie zur Anschaulichkeit wesentlich beitragen, die vor allem bei Anfängern, die noch über geringe Wortschatzkenntnisse verfügen, von großer Bedeutung ist. Die Art der Darstellung beeinflusst also die Aufnahmebereitschaft, d.h. die Motivation der Lerner, die für die Effektivität dieser Phase m.E. unerlässlich ist.

Die Präsentation kann sowohl verbal als auch nonverbal bzw. kombiniert erfolgen. So wird die Bedeutungserschließung der unbekannten Wörter in einem Text auf zweifache Weise erleichtert: Sowohl der Kontext, als auch das beigefügte Bild (oder bei Hörtexten die Hintergrundgeräusche) helfen den Lernern, richtig zu raten.

Die Skala der möglichen Präsentationsformen scheint also breit zu sein. Für welche Form sich eine Lehrkraft entscheidet, hängt vermutlich vorwiegend vom Lernstoff ab, aber es kann auch mit den Aspekten der Lernerorientierung (vgl. dazu Punkt 2) zusammenhängen. Mit einem Hörtext kann z.B. neben dem anzueignenden Wortschatz auch eine Textsorte präsentiert werden. Und da es bei Sprachprüfungen auch Hörverstehensübungen gibt, handelt es sich beim Einsatz von Hörtexten auch um Lernerorientierung im Sinne von Berücksichtigung von Lernzielen.

Was die Einführung des neuen Wortmaterials in der Praxis anbelangt, zeigt die erwähnte Umfrage folgendes Ergebnis: An erster Stelle stehen Lesetexte mit 28%, ihnen folgen Bilder mit 23%, die dritte Stelle nehmen Assoziationsübungen der Häufigkeit nach ein (20%), ihnen folgen Hörtexte (15%) und an der letzten Stelle finden sich die sonstigen Möglichkeiten (14%) wie das spontane Gespräch, Wörter oder Sätze auf Kärtchen präsentiert, Spiele oder das Nachschlagen im Wörterbuch wieder.

3.2. Semantisierung

Das Raten ist nur der erste Schritt bei der Bedeutungserschließung. Die erschlossene, vermutete Bedeutung muss auch kontrolliert werden, damit das Wort nicht missverstanden wird. An dieser Stelle knüpft die Phase der Semantisierung an die Präsentationsphase an. Hierbei eröffnen sich verschiedene Vorgehensweisen, von denen die wichtigsten im Weiteren vorgestellt werden.

3.2.1. Nonverbale Semantisierungsverfahren

Die nonverbale Verdeutlichung von Wortbedeutungen kann durch Piktogramme, Verkehrszeichen, gegenständliche und bildliche Veranschaulichung bzw. durch Gestik, Mimik, Vorspielen, eventuell auch durch Klangbilder (Imitation von Geräuschen) erfolgen (vgl. Bohn 1999: 59-63). Die Mehrheit dieser Semantisierungsformen basiert auf der Visualisierung, die in großem Maße zum effektiven Einprägen beiträgt. Visuelle Mittel erleichtern den Lernern nicht nur das Verstehen, sondern auch das sichere Erinnern. Die Technik der nonverbalen Semantisierung ist visuellen Lerntypen sehr hilfreich, naturgemäß wird sie aber in erster Linie in Anfängergruppen angewandt.

3.2.2. Verbale Semantisierungsverfahren

Bei den sprachlichen Semantisierungsverfahren kann man zwischen zwei Möglichkeiten wählen: Die Semantisierung kann entweder in der Zielsprache oder in der Muttersprache erfolgen. In der Fachliteratur wird die Zielsprache bevorzugt, nämlich die einsprachige Semantisierung durch den Kontext (vgl. dazu Rampillon 1989; Neuner 1990; Kielhöfer 1994 u.a.). Neuen Wortschatz durch den Kontext kennenzulernen ist eine weitgehend lernerorientierte Annäherung, da der Kontext sofort eine eindeutige Erklärung der Bedeutung des jeweiligen Wortes oder Ausdrucks liefert. Dadurch fördert er die leichtere Festigung. Wenn jedoch der Kontext zu viele unbekannte Wörter enthält, kann er den Lernern nicht weiterhelfen. Welche einsprachigen und zweisprachigen Mittel der Lehrkraft in solchen Fällen zur Verfügung stehen, wird in den nächsten zwei Unterkapiteln kurz thematisiert.

3.2.2.1. Einsprachige Semantisierungsverfahren

Bei einsprachigen Semantisierungsverfahren werden die Wortbedeutungen in der zu lernenden FS vermittelt. Hierbei besteht die Schwierigkeit für Lehrer und Schüler darin, „dass die Zielsprache Gegenstand und Mittel der Erklärung ist" (Bohn 1999: 63). Trotzdem spricht für die einsprachigen Erklärungstechniken, wie es Bohn auch erläutert, dass diese die fremdsprachliche Kompetenz erfordern und zugleich fördern.

Einsprachige Semantisierung kann durch die kontextuelle Einbettung des unbekannten Wortes (möglichst in einen typischen Verwendungskontext) erfolgen, oder durch Einsatz von Antonymen bzw. Synonymen, durch Paraphrasen, Reihenbildung (indem die Wörter in eine sinnvolle Abfolge gebracht werden, z.B. *laufen – traben – rennen – sprinten*), durch Hierarchisierung (z.B. *Kiefer – Birke – Fichte → Bäume*), durch Analogieschlüsse (z.B. Teil-Ganzes-Verhältnis wie bei *Baum : Ast = Auto: Rad*), Gleichungen (*zwölf = 12*), durch Definitionen und Beispielsätze (z.B. *Großstadt:* „London und Kairo sind Großstädte." (Die Beispiele stammen aus Bohn 1999: 66-68). Gegen die einsprachige Semantisierung spricht jedoch die den Schülern zuliebe vorgenommene Vereinfachung, da sie zu Ungenauigkeiten führt.

Grundsätzlich sehen wir den Vorteil des einsprachigen Semantisierungsverfahrens darin, dass dadurch die sprachliche Kompetenz der Lerner am besten gefördert wird. Jedoch ergibt sich aus obigen Überlegungen die Konklusion, dass sein Einsatz nur dann bevorzugt werden soll, wenn die Vermeidung von Missverständnissen gesichert ist.

3.2.2.2. Zweisprachige Semantisierungsverfahren

In bestimmten Fällen ist die Verwendung der Muttersprache unumgänglich – v.a. bei Anfängern. Als einfachster Weg der zweisprachigen Semantisierung bietet sich die Übersetzung an, obwohl es Probleme bereiten kann, wenn zwischen der zielsprachlichen und der muttersprachlichen lexikalischen Einheit kein 1:1 Verhältnis besteht.

Eine wichtige Hilfe bieten Internationalismen (vgl. dazu Rampillon 1989: 39), also Wörter, die in beiden relevanten Sprachen vorhanden sind (z.B. dt. *Konsequenz* und ung. *konzekvencia*). Dabei ist jedoch darauf zu achten, dass es sich bei ähnlich klingenden Wörtern auch um ‚falsche Freunde' handeln kann (z.B. dt. *Akademiker* und ung. *akadémikus*), was im Sprachunterricht auch bewusst gemacht werden muss, um späteren Missverständnissen möglichst zuvorzukommen. Die Lernerorientiertheit der zweisprachigen Semantisierungsverfahren zeigt sich also darin, dass durch sie Fehlinterpretationen vorgebeugt werden.

Laut unserer Umfrage wird die Wichtigkeit der Verwendung des Ungarischen im DaF-Unterricht bei 59% angesetzt. Dieser Wert, bezogen auf die Semantisierungsphase, macht 55% aus. Diese Prozentzahlen zeigen, dass die Muttersprache vorwiegend in der Semantisierungsphase eine Rolle spielt.

4. Wortschatzarbeit

4.1. Übung

Die Übung ist der nächste erforderliche Schritt nach den beiden Phasen der Worschatzvermittlung. Das eigentliche Ziel besteht darin, dass sich die Lerner das Vermittelte aneignen und anschließend anwenden können. So ist das charakteristische Merkmal dieser Phase der Übergang der Haupttätigkeit vom Lehrer auf die Schüler. Daran knüpft sich Kielhöfers bündige Formulierung: „learning by doing" (Kielhöfer 1994: 219).

Zur Wortschatzübung gibt durchaus viele Möglichkeiten – es gibt dazu auch eine Reihe von Typologien –, bei der Wahl einer Übung sind aber zahlreiche Faktoren vor Augen zu halten. Neben dem konkreten Lernstoff spielen Alter, Sprachniveau und Lerntyp eine wichtige Rolle. Die Berücksichtigung dieser Aspekte hängt mit der Lernerorientiertheit eng zusammen. Denn so gut auch eine Übung sein mag, wenn sie dem Sprachniveau oder den Weltkenntnissen der Lerner nicht entspricht, eignet sie sich nicht zur Bearbeitung des jeweiligen Wortmaterials. Hinsichtlich der Berücksichtigung der verschiedenen Lerntypen finden wir laut unserer Statistik eine 67-prozentige Befürwortung des differenzierenden Unterrichtens.

Übungen können auch nach den einzelnen Fertigkeiten kategorisiert werden. Aus unserer Umfrage ist ersichtlich, dass sich 71% der Lehrkräfte in Bezug auf die Notwendigkeit der Entwicklung bestimmter Fertigkeiten bewusst für die eine oder andere Form der Wortschatzarbeit entscheiden.

Die Lernerorientiertheit steht also auch in der Anwendungsphase im Vordergrund, was wir als einen wichtigen Schlüssel zur erfolgreichen Wortschatzvermittlung und zum erfolgreichen Umgang mit der Sprache ansehen. Dies wird auch dadurch unterstützt, dass die befragten Lehrkräfte produktive Übungen rezeptiven vorziehen, sowie den Einsatz von Texten, Sätzen, Wörtern – in dieser Reihenfolge – bevorzugen. Denn diese Rangordnung hebt die Bedeutung der kontextuellen oder situativen Einbettung der anzueignenden Wörter und Ausdrücke hervor.

Nicht nur zur Präsentation, auch zur Übung sind Bilder geeignet. Neben der Abwechslung haben Bilder die Funktion der Motivierung, die die Aufnahmebereitschaft der Lerner grundsätzlich beeinflusst, und somit auch die Effektivität der Wortschatzarbeit. Das Gleiche gilt für Spiele, deren Vorteil darin besteht, dass die Wettkampfsituation besonders gut zum Sprechen anregt. Laut unseres Fragebogens finden 81% der Befragten Spiele bei der Wortschatzarbeit im DaF-Unterricht effektiv.

4.2. Wiederholung

Die Wiederholung spielt bei der Festigung des jeweiligen Wortmaterials eine entscheidende Rolle. Das eigentliche Ziel der Wortschatzvermittlung besteht nämlich in der langfristigen und aktiven (d.h. abrufbaren) Speicherung des Wortschatzes, was ohne Wiederholung kaum zu erreichen ist. Hier wird also der oft betonte Mitteilungswortschatz in den Vordergrund gestellt (Neuner 1990: 9).

Die Übungswahl kann auch bei der Wiederholung lernerorientiert getroffen werden. Bekannte Übungen geben Schülern mit Lernschwierigkeiten Erfolgserlebnisse – und Erfolg motiviert. Neue Übungen vermeiden die Monotonität der Stunde und stellen eine motivierende Herausforderung für die Schüler dar.

In der Praxis scheint die Wiederholung des Gelernten eine zentrale Frage zu sein, denn sie wird von 94% befürwortet. Bezüglich der Häufigkeit der Wiederholung wurden die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten „jede Stunde" und „jede Woche" als gleichrangig angesehen (je 33%). Es wird also recht häufig und regelmäßig wiederholt.

5. Fazit

Die Bedeutung des FSU ist heutzutage unbestreitbar. Demgemäß ist es keine unbedeutende Frage, wie er betrieben wird. Wir kennen viele Geschichten, in denen jemand z.B. an der Schule jahrelang eine FS gelernt hat, als er aber die Möglichkeit hatte, seine Kenntnisse im Zielsprachenland auszuprobieren, musste er feststellen, dass seine schulischen Kenntnisse zur Kommunikation im Zielsprachenland nicht ausreichten. Das Ziel des FSU, die kommunikative Kompetenz, setzt sich aus mehreren Teilfertigkeiten zusammen: aus Wortschatz, Grammatik, Aussprache usw. Diese Fertigkeiten hängen eng miteinander zusammen. So bedeutet die Kenntnis einer FS ein hochkomplexes Wissen. Dazu sollte im Rahmen unserer Studie ein Teilbereich beleuchtet werden, nämlich die Wortschatzvermittlung und -arbeit – aus der Perspektive der Lerner.

Die Fachliteratur plädiert dafür, dass die Effektivität des FSU wesentlich und hauptsächlich von den angewandten Methoden abhängt (Rampillon 1989; Neuner 1990; Kielhöfer 1994; Kostrzewa 1994; Flächer 1998). Die breite Skala der Lerntechniken bzw. -strategien, die einerseits von den Experten, andererseits von den Befragten unserer Umfrage erwähnt wurde, bezeugt, dass der FSU lernerorientierter Techniken bedarf, und dass sich diese Techniken auch in die Praxis umsetzen lassen.

In Anbetracht unserer Analyse können wir feststellen, dass Theorie und Praxis im Wesentlichen miteinander in Einklang zu bringen sind; der FSU lässt sich also lernerorientiert gestalten. Eine Abweichung haben wir jedoch festgestellt: Im Gegensatz zur „theoretischen Vorschrift" befürworten 75% der Lehrkräfte den zweisprachigen Unterricht. Inwiefern dies gegen oder für die Lernerorientiertheit spricht, ist zweifelhaft. Vermutlich entscheiden sich aber die Lehrkräfte in dieser Hinsicht bewusst, d.h. sie bestimmen die verschiedenen Übungstypen bzw. verwenden die deutsche oder die ungarische Sprache im Unterricht in Anbetracht der verschiedenen Bedürfnisse der Gruppenmitglieder (v.a. Ziele, Alter, Stufe). So bedeutet Lernerorientiertheit nie eine bloß mechanische Umsetzung der Theorie in die Praxis, sondern eine Erwägung der verschiedenen Möglichkeiten zur Umsetzung oder eben den Einsatz von eigenen Mitteln und Methoden. Letzteres ist laut unserer Umfrage auch recht üblich (Assoziogramme, Kreuzworträtsel, Wortkarten, Bilder, Synonyme, Antonyme, Memoriespiele wurden hierzu aufgezählt), so ist die lernerorientierte Haltung eindeutig ermittelbar. Auch die 81-prozentige Befürwortung des Einsatzes von Spielen sorgt für eine lernerorientierte Unterrichtsgestaltung.

Aufgrund der vorausgehenden Gedanken und Überlegungen können wir zusammenfassend sagen, dass die lernerorientierte Wortschatzvermittlung in der Praxis eindeutig durchführbar ist, d.h. der deutsche Wortschatz kann effektiv vermittelt und bearbeitet werden. Die Hauptrolle dabei spielen einerseits die Lehrkräfte, v.a. durch ihre bewussten Entscheidungen hinsichtlich der Mittel und Methoden, andererseits die Lerner selbst, die durch Verinnerlichung der vermittelten Lerntechniken

die deutsche Sprache aktiv beherrschen und anwenden können. Die Bedeutung der Lerntechniken ist wegen der Erleichterung der Aufnahme und der aktiv abrufbaren Speicherung des Lernstoffes enorm, besonders bei der langfristigen Vorbereitung der Lerner auf das autonome Lernen.

Hinsichtlich der Lerntechniken möchten wir an dieser Stelle noch einmal auf die realitätsnahe, authentische situative oder kontextuelle Einbettung des zu erlnenden Wortschatzes hinweisen, die unter den Techniken – sowohl in der Theorie, als auch in der Praxis – den ersten Platz einnimmt, und als solche oft betont wird.

Bezüglich der Einstufung der Wichtigkeit von Wortschatzvermittlung im DaF-Unterricht finden wir bei den Lehrkräften eine ziemlich hohe Rate: 92%. Diese Tatsache, zusammen mit der 70-prozentigen Befürwortung von Stunden, in denen ausschließlich Wortschatz geübt wird, bezeugt, dass in der Praxis auf die Wortschatzvermittlung und -arbeit ein sehr großer Wert gelegt wird.

Bezüglich der Effektivität finden wir die schon erwähnte bündige Formulierung von Kielhöfer: „learning by doing" (1994: 219) sehr treffend, denn sie lenkt unsere Aufmerksamkeit darauf, dass alle Mittel der Lernerorientiertheit umsonst sind, wenn die Lerner im ganzen Lernprozess nicht ihren Anteil dazu beitragen.

Zum Thema Wortschatz könnten noch viele weitere Aspekte untersucht werden, die aber über den Rahmen dieser Studie hinausreichen. In einem weiteren Rahmen wären u.a. auch die Rolle anderer Sprachen bei der Wortschatzvermittlung, Vermittlung und Bearbeitung von Phraseologismen, Wortschatzabfrage und Wörterbuchbenutzung im DaF-Unterricht unbedingt in die Besprechung obiger Thematik einzubeziehen.

Anhang

Einige Fragen aus der erwähnten Umfrage

- Schultyp:
- Gruppe: Anfänger/Fortgeschrittene Jahrgang:
- Gruppenanzahl: Stundenanzahl pro Woche::
- Seit wann lernt die Gruppe Deutsch? Lehrbuch:
- Die Gruppe lernt neben dem Deutschen folgende Fremdsprache(n):
- Die Gruppe lernt das Deutsche als 1./2./... Fremdsprache:

1. Welchen Wert legen Sie auf die Wortschatzvermittlung im DaF-Unterricht? (1=überhaupt nicht wichtig, 5=sehr wichtig) 1 2 3 4 5

2. Gibt es Stunden, in denen Sie ausschließlich Wortschatzarbeit machen? ja – nein

2.a. Wenn ja, wie oft? jede Woche/alle zwei Wochen/alle drei Wochen/monatlich/ Sonstiges: ...

5. Wie führen Sie das neue Wortmaterial ein? Machen Sie bitte eine Rangordnung nach der Häufigkeit der Verwendung der folgenden Möglichkeiten! (1=meistens, 4/5=am seltensten)
Lesetexte
Hörmaterialien
Bilder
Assozigramme
Sonstiges:

6. Haben Sie eigene Methoden zur Wortschatzvermittlung? (Haben Sie erprobte, gut verwendbare Stoffe und Übungstypen zur Wortschatzvermittlung des Deutschen?)
nein – ja, und zwar:

7. Inwiefern verwenden Sie die folgenden Übungstypen bei der Wortschatzvermittlung im DaF-Unterricht? (1=überhaupt nicht, 5=meistens)

a. Übungen auf der Wortebene 1 2 3 4 5
Übungen auf der Satzebene 1 2 3 4 5
Übungen auf der Textebene 1 2 3 4 5
b. rezeptive Übungen 1 2 3 4 5
(z.B. Paarung der Elemente von zwei Kolumnen)
produktive Übungen 1 2 3 4 5

8. Inwiefern beeinflusst Sie bei der Wahl der jeweiligen Wortschatzübungen die Notwendigkeit der Entwicklung bestimmter Fertigkeiten? (1=überhaupt nicht, 5=darauf lege ich immer Wert) 1 2 3 4 5

10. Inwiefern legen Sie auf das differenzierende Unterrichten Wert? Inwiefern können Sie im Unterricht die verschiedenen Lerntypen berücksichtigen? (1=überhaupt nicht, 5=ich halte es für sehr wichtig) 1 2 3 4 5

12. Verwenden Sie im Unterricht eine oder zwei Sprachen? eine – zwei

13.1. In welchem Fall/in welchen Fällen verwenden Sie das Ungarische in der Semantisierungsphase? (Kreuzen Sie bitte den/die entsprechenden Buchstaben an!)
a. aus Zeitgründen
b. nachdem die Lerner die deutschsprachige Beschreibung des deutschen Wortes nicht verstanden haben
c. meines Erachtens ist das Verständnis der genauen Bedeutung wichtig, so soll das jeweilige Wort ins Ungarische übersetzt werden
d. wenn ich das Wort zu vereinfacht erkläre (d.h. auf dem aktuellen Sprachniveau der Lerner), kann man die genaue Bedeutung der deutschen Wörter oft nicht wiedergeben
e. Sonstiges:

15.1. Wie verhält sich die verbale und die nonverbale Wortschatzvermittlung in Ihrer Stunde?
.....% verbal, ...% nonverbal

18.1. Wie oft wiederholen Sie?
jede Stunde / jede Woche / alle zwei Wochen / monatlich / Sonstiges:.....

19. Vermitteln Sie Lernstrategien? nein – ja, und zwar:

21. Welche Bedeutung messen Sie hinsichtlich der erfolgreichen Wortschatzvermittlung den Spielen im Deutschunterricht bei? (1=die beiden Sachen hängen nicht zusammen, 5=ich halte die Spiele für sehr effektiv) 1 2 3 4 5

Literatur

Arendt, Manfred 1992: Abkehr von der Klagemauer. In: Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis 2, 75-81.

Beyer, Günther 1986: Gedächtnis- und Konzentrationstraining. Düsseldorf; Wien.

Bohn, Rainer 1999: Probleme der Wortschatzarbeit. Fernstudieneinheit 22. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und DaF). Berlin u.a.: Langenscheidt.

Flächer, Christine 1998: Wortschatzarbeit im Englischunterricht in der gymnasialen Oberstufe. In: Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis 3, 144-156.

Kielhöfer, Bernd 1994: Wörter lernen, behalten und erinnern. In: Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis 4, 211-220.

Kostrzewa, Frank 1994: Sprache und Gedächtnis. In: Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis 4, 221-228.

Neuner, Gerhard 1990: Mit dem Wortschatz arbeiten. Systematisches Wörterlernen im Deutschunterricht – neu zu entdecken. In: Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 3 (= Themenheft Wortschatzarbeit), 4-11.

Raasch, Albert 1992: Die Sprachen und die Entwicklung eines europäischen Bewußtseins. In: Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis 2, 226-235.

Rampillon, Ute 1989: Lerntechniken im Fremdsprachenunterricht. Handbuch. Ismaning: Hueber.

Rezensionen

Admoni, Wladimir : Sprachtheorie und deutsche Grammatik. Aufsätze aus den Jahren 1949-1975. Hg. von Vladimir Pavlov und Oskar Reichmann. (Übersetzt aus dem Russischen von Margarete Arssenjeva und Anna Pavlova). Tübingen: Niemeyer, 2002. 408 S.

Seine letzte Auslandsreise führte Wladimir Admoni wenige Monate vor seinem Tod im Jahre 1993 nach Budapest, wo er – 84-jährig – wahrscheinlich seinen letzten Vortrag vor größerem Publikum auf der internationalen Grammatiktagung zum Thema „Grammatik? – Ja, aber meine!" gehalten hatte (vgl. Admoni: Das Problem der theoretischen Anweisungen in den grammatischen Lehrbüchern. In: Ágel/Brdar Szabó (Hg.) 1995: Grammatik und deutsche Grammatiken. Budapester Grammatiktagung 1993. Tübingen, 169-174).

Admoni war bereits seit den 50er Jahren in der ungarischen Germanistik bekannt und hochgeschätzt und seine allgemeine Bekanntheit ist mit der Zeit immer weiter gestiegen. Durch sein Werk „Der deutsche Sprachbau" (München 1984, 4. Auflage) wirkte er auch auf die theoretische Sichtweise der ungarischen Deutschlehrer, aber auch seine sprachgeschichtlichen Untersuchungen (u.a. „Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts". In: PBB (H) 89, 1967, 144-199; „Die Entwicklung des Ganzsatzes und seines Wortbestandes in der deutschen Literatursprache bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts". In: Feudel, Günter (Hg.): Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972, 243-279; „Historische Syntax des Deutschen". Tübingen 1990) übten auf die Arbeiten der ungarischen Germanisten einen maßgeblichen Einfluss aus. Und dennoch betonte Admoni in Privatgesprächen, wenn es darum ging, was er von seinen Leistungen für besonders wichtig hält, dass er in erster Linie Dichter sei (zu seinen Tätigkeitsbereichen vgl. die Einführung Vladimir Pavlovs in dem vorliegenden Sammelband).

Wladimir Admoni war aber Jahrzehnte lang nicht nur in der Sowjetunion und den anderen damaligen sozialistischen Ländern einer der anerkanntesten Germanisten mit „Bestimmungskraft", sondern auch in den westeuropäischen Ländern, so auch in der Bundesrepublik Deutschland. Es war also selbstverständlich, dass Admoni unter den ersten in den Wissenschaftlichen Rat des 1964 in Mannheim gegründeten Instituts für deutsche Sprache (IDS) gewählt wurde. Trotzdem musste der jeweilige Direktor des IDS – nach Information von Karl Mollay – 20 Jahre lang die Jahrestagung mit den Worten eröffnen: „Natürlich ist auch Herr Wladimir Admoni eingeladen worden, aber er durfte leider auch diesmal nicht kommen." Als weitere Anerkennung für seine germanistischen Forschungen erhielt Admoni 1987 den Dudenpreis.

Er war ein Germanist von besonderem Format, der in der allgemeinen Sprachwissenschaft und in der Grammatiktheorie sowie in der deutschen Sprachwissenschaft besondere Leistungen mit maßgeblicher Wirkung zustande gebracht hat. Die meisten seiner

Arbeiten sind in deutscher Sprache – oder als Übersetzungen auch in deutscher Sprache – erschienen.

Im Band „Sprachtheorie und deutsche Grammatik", der 2002 von Vladimir Pavlov und Oskar Reichmann acht Jahre nach Admonis Tod herausgegeben wurde, finden sich zwanzig Artikel Admonis, die bisher nur in russischer Sprache zur Verfügung standen. Der Sammelband enthält außerdem ein Nachwort (S. 377-400), in dem Reichmann die wissenschaftliche Tätigkeit und die Auswirkung Admonis auf die germanistische Forschung darstellt. Er stellt fest, dass Admonis nur in russischer Sprache erschienene Arbeiten in der DDR zwar berücksichtigt wurden, in den westlichen Ländern jedoch, so auch in der damaligen BRD, nur wenig Resonanz fanden. Einzeln aufgezählt werden die Arbeiten, auf die Admoni auf irgendeine Weise Einfluss ausgeübt hat; angefangen von Werken, die Admoni in ihren Literaturverzeichnissen zwar aufführen, ihn aber im Text weder zitieren noch sich auf ihn berufen über solche, die nur einzelne Gedanken Admonis aufgreifen bis hin zu Arbeiten, auf deren Konzeptionsgestaltung Admoni wesentlich eingewirkt hat (377 f.). Die Reihe schließt Reichmann mit dem Satz: „Admoni zugeeignet ist der Sammelband von Anne Betten." (vgl. Anne Betten (Hg.): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Tübingen 1990) (S. 379).

In Bezug auf die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge Admonis stellt Reichmann fest, was auch für alle seine Arbeiten gelten kann, dass er die Untersuchungen einzelsprachlicher Phänomene des Deutschen in einen Rahmen der allgemeinen Theorie setzt (vgl. S. 379 f.): „Dies steht in einem offensichtlichen Gegensatz nicht zur Theorie, wohl aber zur Praxis der Germanistischen Sprachwissenschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die deutlich stärker auf die Einzelsprache Deutsch bezogen war und ist." (S. 380)

Im Vorwort (S. 1-19) unterwirft Pavlov die im vorliegenden Sammelband veröffentlichten Arbeiten Admonis im Spiegel seines Lebenswerkes einer ausführlichen Analyse, wobei er mit zwei, bereits Anfang der 30er Jahre verfassten Aufsätzen beginnt, die in deutscher Sprache erst 30 Jahre später erschienen sind.

Die 20 Beiträge unterschiedlichen Umfangs, die zwischen den Jahren 1949 und 1975 entstanden sind, finden sich im Sammelband in chronologischer Reihenfolge ihrer Entstehung. Die meisten Artikel bewegen sich im Bereich der Syntax, und zwar größtenteils der Satzsyntax: *Das Problem der „Einklammerung" in der deutschen Literatursprache* [1949], *Zu einigen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des syntaktischen Baus der Sprache* [1953], *Zur Zweigliedrigkeit des Satzes* [1955], *Zur Modalität des Satzes* [1956], *Zur Prädikativität* [1957], *Die Abgeschlossenheit der Satzgestalt als formal-syntaktisches Phänomen* [1958], *Die Entwicklung der Struktur des einfachen Satzes in den indoeuropäischen Sprachen* [1960], *Der strukturell-semantische Kern des Satzes* [1971], *Die verblosen Sätze in der deutschen Gegenwartssprache* [1975a].

Der Artikel *Die Struktur der Substantivgruppe im Deutschen* [1954] befasst sich mit dem Syntagmenaufbau in seiner historischen Entwicklung. Die Artikel *Die Entwicklung der Funktionen*

des Genitivs im Deutschen [1959] und *Das Problem des „Gemeinschaftskasus" in der deutschen Gegenwartssprache* [1961a] sind thematisch der Kasusgrammatik und Morphosyntax zuzuordnen. Der Artikel *Zur „Portativität" grammatischer Strukturen* [1963a] hat die Analyse der Wortstruktur zum Thema.

Die zweite große Gruppe der nun auch in deutscher Übersetzung veröffentlichten Artikel Admonis betrifft die allgemeine Sprach- und Grammatiktheorie: *Polydimensionalität und dimensionale Dominanz als Leitfaden der Grammatikforschung* [1961b], *Sprache als Einheit des Beziehungssystems und des Gestaltungssystems* [1963b], *Die Methodik grammatischer Analyse in der „traditionellen Grammatik"* [1964b], *Der Status der verallgemeinerten grammatischen Bedeutung im Sprachsystem* [1975b].

Zur dritten Gruppe gehören Artikel, die sich mit statistischen Untersuchungsmethoden, mit der Wortebene und den Wortarten befassen: *Die qualitative und quantitative Analyse grammatischer Phänomene* [1964a], *Die „Feld"-Natur der Wortarten – am Beispiel der Numeralien* [1968], *Noch einmal zur quantitativen Analyse grammatischer Phänomene [1970].*

Die thematische Komplexität ist für die meisten der hier veröffentlichten Beiträge charakteristisch. Dies wollen wir am Beispiel des Artikels *„Die Zweigliedrigkeit des Satzes"* [1955] zeigen, in dem Admoni von der Vielzahl der Satzdefinitionsversuche ausgeht und Argumente von Sprachwissenschaftlern für und wider die Zweigliedrigkeit des Satzes ausführt. Er plädiert trotz einzelner formaler Erscheinungen in Einzelsprachen, wie Einwortsätze im Russischen, für die Zweigliedrigkeit, die er sprachtheoretisch folgendermaßen begründet: „Da Sprache, Denktätigkeit und Kommunikation genetisch und in ihrem ganzen Entwicklungsgang miteinander untrennbar verbunden waren und sind (wobei die Kommunikation in diesem Bündnis die Rolle der Haupttriebkraft spielte und spielt) und die Sprache immer als Kommunikationsmittel und mithin als Mittel zum Ausdruck der Gedanken dient, müssen die miteinander korrelierenden Basiseinheiten der Sprache bzw. der Rede, der Denk- und der Kommunikationsvorgänge bestimmte fundamentale strukturelle Gesetzmäßigkeiten teilen, seien diese auch ganz allgemeiner Natur, und eine solche Eigenschaft, die allen drei Phänomenen zukommt, ist eben die Zweigliedrigkeit." (S. 112)

Für die „Zweigliedrigkeit des sprachlichen Phänomens Satz" (ebd.), die er für komplizierter hält „als das Problem der Zweigliedrigkeit des Urteils, des Einzelgedankens und der Mitteilung an sich" (ebd.), plädiert er mit Beispielen aus dem Sprachvergleich von indoeuropäischen Sprachen. Die formalen Unterschiede im grammatischen Bau von Sprachen werden u.a. durch die unterschiedlichen Ausdrucksweisen der grammatischen Ebenen erläutert, nämlich dass eine Gruppe der Sprachen z.B. das Satzsubjekt lexikalisch, eine andere aber morphologisch ausdrückt (ebd.). Dieser Gedanke ist über 25 Jahre später – unabhängig von Admoni – in valenztheoretischen Untersuchungen aufgetaucht und später auch auf agglutinierende Sprachen wie das Ungarische angewendet worden (vgl. László, Sarolta:

Mikroebene. In: Mrazoviæ, Pavica/Teubert, Wolfgang (Hg.): Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg 1988, 218-233). Admoni spricht in diesem Zusammenhang von der „Möglichkeit [...], den Satz vom ‚wörtlichen' Ausdruck bestimmter Komponenten zu entlasten" (S. 114), zu welcher Möglichkeit weitere außersprachliche Komponenten wie „die Sprechsituation bzw. der Kontext" (ebd.) beitragen. Im letzten Abschnitt dieses Artikels vergleicht Admoni das Deutsche mit dem Russischen im Hinblick auf die Zweigliedrigkeit (118 ff.), wobei er kontrastive Analysemethoden anwendet, die wohl erst später „wieder" auftauchen. Er geht aber vor allem von einem allgemeinen Vergleich des Sprachbaus aus, indem er Übereinstimmungen und Abweichungen auflistet.

Die Gegenwartssprache lebt für Admoni in ihrer Vergangenheit: In den meisten Analysen grammatischer Phänomene zieht er diachrone Aspekte heran und durch die Darstellung der Entwicklung von Ausdrucksformen argumentiert er für Erscheinungsformen der Gegenwartssprache (vgl. [1949], [1953], [1954], [1955], [1956], [1959] usw.).

Admoni kommt zur Feststellung von Regularitäten im deutschen Sprachbau: Er führt neue Termini ein, so u.a. die ‚Monoflexion' „für das Vorhandensein eines ‚sprechenden' grammatischen Formans nur bei einem der kongruierenden Substantivgruppenglieder" (S. 72). Die Monoflexion beschäftigt Admoni in mehreren der nun zu besprechenden Artikel (vgl. [1953], [1954], [1961a], [1968] u.a.), deren Entstehung er in der Geschichte der deutschen Sprache vom Althochdeutschen an verfolgt (66 ff.), wobei er sagt, dass die Wortgruppen eine immer größere Rolle im Satz spielen: „Das Wesen des Wandels besteht, wie wir schon gesagt haben, in der Verstärkung der Rolle subordinativer Wortgruppen im Satz, und dies bedeutet vor allem, dass die Wortgruppe zur vermittelnden Instanz zwischen dem Einzelwort – als Bestandteil der Wortgruppe – und dem Satz wird, was sich im Fall der Substantivgruppe in erster Linie auf das substantivische Hauptglied der Gruppe und die mit ihm kongruierenden Wortgruppenglieder bezieht." (S. 66) Er plädiert bereits in [1954] dafür, „daß man die Wortgruppenlehre als ein eigenständiges und wichtiges Kapitel der Syntax betrachten muß" (S. 64).

Ein weiterer neuer Terminus Admonis ist die ‚Portativität' (vgl. [1963a]), „die seine innere Kohärenz [nämlich die des Wortes], den festen Zusammenschluß seiner Bestandteile sichert, wobei gleichzeitig die Möglichkeit seiner Gliederung in deutlich voneinander abhebbare Komponenten und seine Übersichtlichkeit gewahrt werden." (S. 267). Portativität ist nicht nur für das Wort sondern auch für die Wortgruppe und den Satz charakteristisch. Sie ist je nach Sprache, aber auch je nach Entwicklungsstufe einer Sprache unterschiedlich. Die Monoflexion sichert der Substantivgruppe im heutigen Deutsch einen hohen Grad an Portativität, während im Englischen der Mangel an Flexion die Stellungsvariation der Wortgruppe beeinträchtigt (267 ff.). Die einheitliche Beweisführung Admonis in seinen Arbeiten ist auch in diesem Artikel [1963a] zu erkennen, in dem er die neue These der Portativität mit einer – ebenfalls von ihm aufgestellten – These der Monoflexion untermauert.

In seinen Artikeln behandelt Admoni die quantitative Analyse sprachlicher Phänomene (vgl. [1964a], [1970]), der er sich auch in seinen späteren sprachgeschichtlichen Untersuchungen verpflichtet fühlt (vgl. die oben genannten Arbeiten von Admoni 1967; 1972 u.a.). Er begründet die quantitative Arbeitsmethode u.a. auch mit einer früheren These, nämlich mit der der ‚Polydimensionalität' (vgl. [1961b], [1964a] u.a.). „Wir haben ein komplexes Verfahren für das Zusammentragen und die arithmetische Bearbeitung des Sprachstoffes vorgeschlagen und angewandt; dieses ist im Gegensatz zur Fragestellung etwaiger – durch den Wahrscheinlichkeitskalkül zu errechnender – strenger quantitativer Gesetzmäßigkeiten darauf angelegt, lediglich Tendenzen zu erkunden, die sich im Bereich der Korrelationen zwischen Intensitätsgrad, der ‚Quantität' schlechthin, eines unter Beobachtung gestellten Merkmals eines (polydimensionalen) grammatischen Phänomens, und der qualitativen Beschaffenheit dieses Phänomens erkennen lassen. Wir haben dieses Verfahren als ‚grammatische' oder ‚symptomatische Statistik' bzw. einfach ‚Symptomatik' bezeichnet." (1964a: 288 f.).

Die in diesem Sammelband veröffentlichten Artikel tragen zum Gesamtbild des wissenschaftlichen Schaffens des bedeutenden Germanisten und Sprachwissenschaftlers Admoni bei, indem sie dem Leser zu einem Überblick einer 26-jährigen Periode seines wissenschaftlichen Werdegangs (von 1949 bis 1975) verhelfen. Obwohl ihre Entstehung lange Zeit zurückliegt (der älteste Artikel ist vor mehr als 50 Jahren entstanden!), haben sie weder an Aussagekraft noch an Aktualität verloren und sie können immer noch mit in die heutigen Diskussionen über Phänomene der deutschen Grammatik sowie über Probleme der Sprachtheorie einbezogen werden.

Ein ganz besonderes Lob verdient die Übersetzung, da der Text – sowohl was die Terminologie als auch was die sprachliche Geläufigkeit und Formulierung anbelangt – den Eindruck eines Originaltextes entstehen lässt.

Peter Bassola (Szeged)

Ágel, Vilmos; Gardt, Andreas; Haß-Zumkehr, Ulrike; Roelcke, Thorsten: Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 2002. 344 S.

Nur drei Jahre nach Erscheinen des Oskar Reichmann zugeeigneten Sammelbandes „Sprachgeschichte als Kulturgeschichte" von 1999 (vgl. meine Besprechung im letzten Jahrbuch) liegt ein neuerlich Reichmann gewidmeter Band vor, der die Bezeichnung „Festschrift" nun auch im Titel anführt. Entsprechend den Erkenntnisinteressen und dem Betätigungsfeld des Jubilars kreisen die Überlegungen um das Wort und dessen strukturelle und kulturelle Funktion. Dabei kommen Vertreter verschiedener Disziplinen zu Wort, die naturgemäß auch

unterschiedliche Perspektiven einbringen. Ebenso wie in der vorigen Festgabe liegt der Akzent der meisten Beiträge auf der Kulturgeschichte, was auch der in der Sprachwissenschaft allgemein beobachtbaren Verschiebung der Interessen von intra- zu extralinguistischen Fragestellungen entspricht.

Nach einem Abschnitt zur Biographie und zum wissenschaftlichen Werk des Jubilars mit einem Verzeichnis der vom Jubilar betreuten Dissertationen und Habilitationsschriften folgen 18 Beiträge, die in gegenwartsbezogene und die Historie betreffende eingeteilt werden, wobei sich aber (z.B. bei den Beiträgen von *Jochen Bär*, *Stefan Sonderegger* und *Hartmut Schmidt*) Überschneidungen ergeben.

Eröffnet werden die gegenwartsbezogenen Beiträge mit dem anregenden Aufsatz von *Vilmos Ágel* und *Roland Kehrein*, die der Frage nachgehen, ob das Wort ein Sprech- und/oder ein Schreibzeichen ist bzw. ob Wortarten als Klassen von Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen einzustufen sind. Die Autoren kommen zu dem Ergebnis, dass die Frage „in abstracto nicht zu entscheiden" ist und Status bzw. Einteilung der Wortarten „von der konzeptionell, pragmatisch und sprachsoziologisch zugrunde gelegten ‚Empirie'" (S. 22) abhängt. Im Beitrag wird u.a. eine Fülle an Fragen zur Wortidee in oralen und literalen Kulturen aufgeworfen, die die Grenze der Germanistik und auch die Möglichkeiten der Autoren, wie sie selbst eingestehen (vgl. S. 7), teilweise weit überschreiten. Sehr interessant und lesenswert erscheint mir insbesondere der Abschnitt mit der phonetischen Analyse der Partikel *ja* (Kap. 2).

Das weite Feld diachroner Onomasiologie bewandert *Dirk Geeraerts* unter Einbeziehung eigener Arbeiten und unter Ausklammerung onomasiologischer Wörterbücher. Der englischsprachige Artikel enthält auch eine Forschungsübersicht, in dem ein Überblick geboten wird über die prästrukturalistische Semantik, die strukturalistische Semantik, die (neo)generativistische Semantik und die kognitive Semantik.

Möglichkeiten und Grenzen empirischer Lexikologie am Beispiel der Korpuslinguistik zeigt *Ulrike Haß-Zumkehr* in ihrem Beitrag „Das Wort in der Korpuslinguistik", wobei sich die Ausführungen auf die öffentlich zugänglichen Korpora des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache beziehen. Es lassen sich, um nur einige Anwendungsbeispiele zu nennen, mithilfe der Korpuslinguistik relativ rasch Informationen gewinnen zu Aufkommen, Frequenz und Graphie von Lexemen, zu Kookurrenzpartnern einzelner Lexeme (Kookurrenzanalyse), zur polysemen Struktur von Lexemen u.a.m. Abhängig ist der Umgang mit Korpuslinguistik aber, wie *Haß-Zumkehr* gut herausarbeitet, von der Tauglichkeit der Recherchesoftware für spezifische Zwecke und nicht zuletzt vom interpretierenden Subjekt und dessen Fragestellungen.

Aus der Werkstatt des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs stammen *Anja Lobenstein-Reichmanns* Betrachtungen zur Syntagmenangabe in der Bedeutungslexikographie, wobei ‚Syntagmen' verstanden werden als „durch Segmentierung aus einem Text gewonnene, zu einem lexikographischen Zweck strukturierte, d.h. in und mit ihrem syntaktisch relevanten Kontext wiedergegebene

Belegausschnitte, die aufgrund der Tatsache, dass sie das Lemmazeichen in seinem Aussagezusammenhang darstellen, weitergehende bedeutungs- und pragmatikrelevante Aussagen ermöglichen" (S. 73). Durch Syntagmenangaben im Wörterbuch werden nicht nur dem Leser wertvolle Informationen über die Verwendungsweise von Bezeichnungen in einer Epoche geliefert, Syntagmen dienen auch dem Lexikographen bei der Bedeutungserschließung, was die Autorin am Beispiel der Polysemie von *Petschaft* (1. 'Siegelstempel'; 2. 'im Siegelring eingraviertes Muster'; 3. 'Siegelabdruck') aufzeigt.

Insiderwissen aus dem Deutschen Rechtswörterbuch vermittelt uns *Heino Speer* in seinem Artikel „Rechtssprachlexikographie und neue Medien". Der Verfasser konfrontiert uns zunächst mit dem hermeneutischen Problem einer Rechtssprachlexikographie, die es mit schriftlichen historischen Belegen zu tun hat, die aus einer Zeit stammen, in der Rechtskultur weitgehend im Bereich des Mündlichen ihre Ausprägung fand. Als Beispiel für die Nutzung neuer Medien präsentiert der Autor das gemeinsam mit dem Jubilar betriebene Projekt HDHS (Heidelberger Hypertextserver), das sich die Einbettung von Wörterbuchbelegen in digitale Kontexte zum Ziel gesetzt hat.

Um Formen der Bedeutungserschließung von Wort und Text geht es *Andreas Gardt* („Wort, Text und Bedeutung"), der zunächst unterschiedliche Formen der Bedeutungserschließung in den Bereichen Rechtswissenschaft, Theologie sowie Literatur- und Sprachwissenschaft beschreibt. Besonders eindringlich wird hier der Gegensatz zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft vor Augen geführt (vgl. S. 122 f.), was nicht nur mit der unterschiedlichen Wissenschaftstradition und unterschiedlichen Textsorten als Untersuchungsgegenständen, sondern auch mit dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse zusammenhängt. Literaturwissenschaft zielt verstärkt auf Individuelles bzw. Besonderes, Sprachwissenschaft weitgehend auf Überindividuelles. Im Anschluss an Saussure und Gardt könnte man sagen: Literaturwissenschaft ist (vorwiegend) *parole*-orientiert, Sprachwissenschaft (vorwiegend) *langue*-orientiert. Für die Sprachwissenschaft wurde, wie *Gardt* (S. 121) ausführt, die Bedeutungserschließung von Texten überhaupt erst seit dem Aufkommen der Textlinguistik zum wissenschaftlichen Gegenstand. Vorher habe sich der strukturalistische Bedeutungsbegriff hinderlich ausgewirkt, demzufolge Wörter gelten als so etwas wie „kleine, feste Bedeutungskugeln, die von den Sprechern in der Kommunikation auf den Weg zum Gegenüber gesandt werden, in der Hoffnung, sie mögen im Bewusstsein des Angesprochenen in die passenden Bedeutungslöcher fallen" (S. 121). Den Funktionen von Wörtern bei der Erschließung von Textbedeutungen widmet sich *Gardt* im zweiten Abschnitt seines Beitrags, in dem u.a. Beispiele aus der Literatur gebracht werden und schließlich auch die Leistungen und Grenzen strukturalistischer Merkmalsemantik kurz umrissen werden.

Mit zahlreichen Beispielen aus der Literatur reichert auch *Jochen Bär* seinen Beitrag „Das Wort im Spiegel der Sprachkritik" an. Bär legt seinen Ausführungen das adaptierte und erweiterte Bühlerische Zeichenmodell zugrunde,

indem er bei der Einteilung der Wortkritik die Unangemessenheit der Wortwahl nicht nur in Bezug setzt zum Sprecher bzw. Schreiber, zum Adressaten und zum Gegenstand, sondern auch zum Sprachsystem.

Weitere Beiträge des ersten Blocks stammen von *Peter Wiesinger* („Austriazismen als Politikum"), *Anne Betten* und *Peter Mauser*, die sich der deutschen Sprache von Exilanten annehmen, *Stefan Sonderegger*, der den Prolog des Lukas-Evangeliums zum Ausgangspunkt für Betrachtungen philologischer Probleme der deutschen Bibelübersetzung nimmt, und *Gerhard Rau* („Zur Funktionalität der Wort-Gottes-Theologie im 20. Jahrhundert").

An der Spitze des „historischen Blocks" stehen *Klaus-Peter Wegeras* Beobachtungen und Überlegungen zur Wort- und Begriffsgeschichte von mhd. *âventiure*, eines Zentralbegriffs der Artus-Literatur. Unter Zugrundelegung mehrerer Mittelhochdeutsch-Korpora geht es *Wegera* weniger um die isolierte Darstellung von Bedeutungsvarianten dieses hochgradig polysemen Begriffs, sondern um die Frequenz der Verwendungsweisen und die Symptomwerte sowie um die konzeptuelle Verknüpfung der einzelnen Bedeutungsvarianten. Zum gemeinsamen semantischen Kern von Bedeutungsvarianten von mhd. *âventiure* wird die semantische Nähe von *âventiure* zum christlichen Begriff *adventus* ausgewiesen. Von dieser Gemeinsamkeit ausgehend werden die Bedeutungsvarianten in „Geschehen" und „Wiedergabe eines Geschehens" unterteilt und schließlich weiter in zahlreiche untergeordnete Varianten ausdifferenziert.

Texte von Paracelsus (Theophrast von Hohenheim) und Paracelsisten werden in den folgenden zwei Beiträgen von *Wilhelm Kühlmann* und *Joachim Telle* zum Untersuchungsgegenstand gewählt, wobei es *Kühlmann* um die Diskussion von Fachsprache und Lexikographie im Umkreis der Paracelsisten des 16. Jh.s geht und *Telle* um die Alchemikerrätsel.

Mit unterschiedlichen Ablauftypen in der Beseitigung von Lexemkonkurrenzen in der Lutherbibel einerseits und der Zürcher Bibel andererseits (jeweils vom 16. Jh. bis zum 20. Jh.) beschäftigt sich *Werner Besch*. Die Zürcher Bibel steht dabei „für den letztlich gescheiterten Versuch, eine eigenständige schweizerdeutsche Bibelsprache zu schaffen" (S. 292).

Die Präfigierung von Simplexverben im Frühneuhochdeutschen ist Gegenstand von *Joachim Schildts* kurzem Beitrag. Dabei zeigt sich, dass Präfixbildungen Simplicia nicht einfach ablösen. Vielmehr gehen bloß einzelne Verwendungsweisen und nicht das gesamte Simplexverb in die Präfigierung ein, wobei es zu einer Einschränkung der Polysemie der Grundverben kommt, keineswegs aber zu deren Monosemie. Eine Ausweitung der Materialbasis wäre, so *Schildt*, notwendig, um detailliertere Fragen (z.B. Welche Grundverben bzw. welche Bedeutungsvarianten polysemer Grundverben sind davon betroffen?) zu klären.

Mit dem Stellenwert, den das Niederländische in der deutschen Sprachreflexion des Barock und der Aufklärung einnimmt, setzt sich *Thorsten Roelcke* auseinander, der gemeinsam mit Andreas Gardt und dem Jubilar das Heidelberger

lexikographische Projekt „Sprachtheorie in Barock und Aufklärung" leitet. Dabei zeigt sich u.a., dass das Niederländische im 17. Jh. noch weitgehend als deutsche Mundart betrachtet wurde, während es im 18. Jh. überwiegend als eigenständige Sprache anerkannt wurde.

Beim abschließenden Beitrag von *Hartmut Schmidt* („Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen") stellt sich die Frage, ob er nicht besser in den ersten Block zu stellen gewesen wäre, denn referiert werden Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache, deren Variantenvielfalt mit den frühnhd. Zuständen verglichen wird.

Im Vergleich zur vorigen Festgabe für Oskar Reichmann enthält dieser Sammelband etwas weniger Beiträge, die auf Grundsätzliches bzw. Methodologisches abzielen und zur Diskussion herausfordern, dafür aber mehr, in denen die souveräne Handhabung solider Philologie zum Ausdruck kommt. Beiden Sammelbänden gemeinsam ist aber, die kulturgeschichtliche Dimension sprachwissenschaftlicher Bemühungen um das Wort deutlich werden zu lassen. Es lohnt sich, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Richard Reutner (Wien)

Ahadi, Shahram: Verbergänzungen und zusammengesetzte Verben im Persischen. Eine valenztheoretische Analyse. Wiesbaden: Reichert, 2001 (= Iran-Turan, Band 3). 296 S.

Angesichts der Popularität der Valenztheorie und ihrer Anwendung auf verschiedene europäische Sprachen, darunter auch auf das Ungarische, sind Arbeiten zu Sprachen wie die vorliegende Untersuchung von Ahadi zum Persischen von erheblichem theoretischen und methodologischen Interesse für (aufmerksame) Valenzforscher des Deutschen, des Ungarischen und anderer Sprachen. Die umfassende Arbeit Shahram Ahadis zur persischen Gegenwartssprache setzt sich zwei Ziele: Einerseits möchte sie einen adäquaten Ergänzungssatz für das Persische entwickeln, andererseits dient sie „der besseren Vermittlung des Persischen als Fremdsprache" (S. 1). Das Buch gliedert sich in drei Hauptkapitel, die von der Einleitung und der Zusammenfassung eingerahmt werden. Überdies ergänzt ein sehr hilfsreiches Abkürzungs- und Symbolverzeichnis die Lektüre.

Kapitel 2, der erste der größeren Teile des Buches, zielt darauf ab, den Leser in Grundbegriffe und die wichtigsten Ideen der Dependenz-Verb-Grammatik einzuführen. Von dem Erbe Tesnières ausgehend werden Konnexion und die zwei zu ihrer Beschreibung verwendeten konkurrierenden Prinzipien ‚Konstituenz' und ‚Konkomitanz', definiert. Die Trias Dependenz-Rektion-Valenz wird auf der Grundlage von Engel ^{3}1996 (Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos) dargestellt: Es bleibt leider unklar, wodurch und wie diese drei Erscheinungen miteinander verbunden sind und was der Zusammenhang zwischen ihnen ist. Die Beschreibung von Konkomitanz – und damit auch von Dependenz – scheint hier ein Diagramme (also

Darstellungsweisen) betreffendes Problem zu sein, wobei *das Wesen* dieser Phänomene zu kurz kommt. Was (oder was nicht) hat Valenz mit Konkomitanz und Dependenz zu tun? Diese Frage bleibt hier unbeantwortet, ganz zu schweigen von Rektion, zu der ja Valenz einen „Spezialfall" darstellt.

Von den verschiedenen Valenzansätzen wird auf drei, auf die von Tesnière, Helbig und Engel detailliert eingegangen. Besonders aufschlussreich ist die Beschreibung der semantischen Valenz, bei der auf die semantischen Unterschiede zwischen dt. *verlieren* und seinen persischen Entsprechungen (*bāxtan*, *gom kardan* und *az dast dadān*) aufmerksam gemacht wird. Bezüglich der morphosyntaktischen Valenzstruktur gibt es in diesem Fall keine wesentlichen Unterschiede zwischen Deutsch und Persisch, aber während das deutsche Verb in vielen unterschiedlichen Kontexten immer *verlieren* ist, muss man im Persischen drei verschiedene Verben verwenden, abhängig von den semantischen Merkmalen des Zweitaktanten und von der Art des Vorgangs, des Verlorengehens (S. 35 f.).

Aufgrund der beiden Kriterien ‚Verbspezifik' und ‚Obligatheit' werden insgesamt elf Ergänzungen etabliert. Ihre Klassifizierung erfolgt zwar in Anlehnung an Engels Valenzansatz, es werden aber wesentliche Änderungen vorgenommen: Da es im Persischen keine Kasus gibt, fehlen die für das Deutsche typischen kasusmarkierten Ergänzungen (AKK, DAT und GEN), dafür finden wir aber Kategorien wie ‚Direkt-Ergänzung', ‚Eżāfe-Ergänzung', ‚postpositionale Eżāfe-Ergänzung' und ‚Enklitivergänzung'. Ferner werden die Engel'schen Klassen ‚Situativergänzung'- und ‚Direktivergänzung' zu ‚Lokativergänzung' zusammengefasst.

Im zweiten Hauptteil (Kapitel 3) werden die einzelnen Ergänzungen der Reihe nach behandelt. Da eine detaillierte Analyse jedes einzelnen Unterkapitels den Rahmen dieser Rezension sprengen würde, gehe ich im Folgenden nur auf Phänomene ein, die sich m.E. als besonders interessant erweisen.

Was das Subjekt anbelangt, sind in erster Linie Kongruenz und Impersonalia zu erwähnen. Regelmäßige Kongruenz herrscht zwischen belebten Subjekten und dem finiten Verb. „Ist das Subjekt dagegen unbelebt und steht im Plural, so ist die Kongruenz fakultativ; das finite Verb kann im Singular oder Plural stehen" (S. 55). Zu Nullwertigkeit kommt es in der persischen Sprache nicht, unpersönlichen Konstruktionen mit festem *es* (*es regnet*; *es donnert* usw.) entsprechen hier Strukturen mit „herkömmlichem" Subjekt, vgl. ‚Hanuz *bārān* mi-bār-ad?' (= Noch *Regen* regnet?). Erwähnenswerte Parallelen bestehen zwischen Persisch und Ungarisch: 1. Das unbestimmte Subjekt *man* wird meistens derart übersetzt, dass das finite Verb in die dritte Person Plural gesetzt wird, vgl. ‚mi-guy-*and*, ke...' (= sagen-*sie*, dass...) und ‚azt mond*ják*, hogy...' (= es sagen-*sie*, dass...) vs. ‚man sagt, dass...'; 2. Pronominale Subjekte erscheinen im Normalfall mikrovalenziell ins Verb inkorporiert, vgl. ‚bud-*am*' und ‚volta*m*' vs. ‚*ich* war'. Dies bezieht sich nicht nur auf das Subjekt, sondern auch auf das direkte Objekt, das ähnlich wie im Ungarischen am Verb realisiert werden kann, vgl. ‚man diruz did-am-*aš*' (= ich gestern sah-ich-*sie*) und ‚látta*m*

tegnap' (= sah-ich-*sie* gestern) vs. ‚ich sah *sie* gestern'. Wenn es um zusammengesetzte Verben (Funktionsverbgefüge) geht – diesen kommt im Persischen eine außerordentlich wichtige Rolle zu -, wird das direkte Objekt dem nominalen Teil angehängt, vgl. ‚Ali tahdid-*aš* kard' (= Ali Bedrohung-*sie* machte) vs. ‚Ali bedrohte sie' (S. 66 f.).

Die Markierung des direkten Objekts (= Direktivergänzung) erfolgt im Persischen in den meisten Fällen mit Hilfe von *rā*. Der Status dieses Elementes ist umstritten, es wird entweder als Suffixmorphem (auch als Akkusativsuffix, dies wahrscheinlich nach deutschem Muster) oder als Postposition bezeichnet. Diese Schwankung spiegelt sich auch in der Rechtschreibung wider: Obwohl die heute geltenden Regeln Getrenntschreibung vorschreiben, begegnet man häufig der Bindestrich-Form. Es dürfte sich hierbei um einen Grammatikalisierungsprozess handeln, während dessen aus der Postposition ein enklitisches Segment und später vielleicht ein Flexiv entsteht.

Die traditionelle Unterscheidung zwischen transitiven und intransitiven Verben ist nur bedingt brauchbar und reicht nicht aus, um die verschiedenen Ausdrucksformen der Direktergänzung im Persichen adäquat zu erschließen. Es empfiehlt sich, von einem Kontinuum mit den beiden Polen ‚maximale Transitivität' und ‚maximale Intransitivität' auszugehen. Je näher wir uns dem intransitiven Pol befinden, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit des Wegfalls von *rā*: ‚u *nāme rā* nevešt' (= er schrieb *den Brief*), ‚u *nāme-'i rā* nevešt' (= er schrieb *einen gewissen Brief*), ‚u *nāme-'i* nevešt' (= er schrieb *einen Brief*) und ‚u *nāme* nevešt' (= er schrieb *Briefe*).

Im Falle von pronominalen Direktergänzungen hat man die Möglichkeit, statt *rā* enklitische Pronomina zu verwenden, die den ungarischen mikrovalenziellen Realisierungen (Flexiven) ähnlich sind (vgl. oben). Diese Technik lässt sich auch auf Präpositivergänzungen anwenden, wo dann ein enklitisches Pronomen der Präposition angeschlossen wird, vgl. ‚Mina *az u* talāq gereft' (= Minā *von er* Scheidung nahm) und ‚Minā *az-aš* talaq gereft' (= Minā *von-er* Scheidung nahm) 'Mina ließ sich von ihm scheiden'. Meiner Meinung nach wäre es sinnvoll, der Frage nachzugehen, was für Klitika im Persischen anzutreffen sind bzw. welche Funktion ihnen zukommt. Dies ist umso wichtiger, als das funktionale Spektrum persisher Klitika sehr breit ist. Ihre Polyfunktionalität lässt sich am Beispiel von *-am* gut demonstrieren: *-am* ist im Stande, Possessivität auszudrücken, vgl. ‚pedar-*am*' (= Vater-*mein*), wie Personalendungen zu fungieren, vgl. ‚nemidān-*am*' (= nicht-weiß-*ich*) oder auf das logische Subjekt hinzuweisen, vgl. ‚(az ān) xoš-*am* āmad' (= (von dem) wohl-*ich* kam) 'es gefiel *mir*' (S. 120). Überdies gibt es eine kleine Gruppe von Funktionsverbgefügen, die die sog. Enklitivergänzung erfordern. Der verbale Teil steht immer in der 3. Person Singular. Nach Ahadi handelt es sich bei solchen Strukturen – vgl. ‚az ān xoš-*aš* āmad' (= von jene wohl-*er* kam) 'sie gefiel *ihm*' – nicht um unpersönliche Konstruktionen, sondern „um implizit-persönliche Verben, da sich das mit dem FVK [Funktionsverbkomplement, D.C.] verbundene enklitische Pronomen (meistens als Personalsuffix bezeichnet) immer auf eine Person [...] bezieht" (S. 116).

Besonders informativ ist der Exkurs zu persischen Präpositionen im Zusammenhang mit der Präpositivergänzung. Das Persische verfügt hier über eine enorm hohe Form- und Ausdrucksvarianz. Es werden einfache und zusammengerückte Präpositionen unterschieden. Erstere wie z.B. *az* 'von' oder *bā* 'mit' sind „Stammwörter und in ihrer Zahl begrenzt" (S. 71), bei den zusammengerückten gibt es vier unterschiedliche Formvarianten, von denen an dieser Stelle nur eine erwähnt werden soll, nämlich die Kombination aus einem Substantiv und dem Verbindungsmorphem *-e*, vgl. *kenār* ('Rand') + *-e* → *kenār-e* ('neben').

Der deutschen Genitivergänzung ähnlich ist die sog. Eżāfe-Ergänzung (EZ) (*Eżāfe* = 'Hinzufügung'), die mit den phonetisch bedingten Allomorphen *-e/-ye* markiert wird. Neben der possessiven Funktion dieses Morphems gibt es zahlriche Substantive und Adjektive, die eine Eżāfe-Ergänzung regieren, vgl. ‚man montazer-*e* Maryam šod-am' (= ich wartend-*EZ* Maryam wurde) 'ich wartete auf Maryam'. Eine eigene Ergänzungsgruppe bildet die postpositionale Variante von Eżāfe, wo neben *-e/-ye* ein zusätzliches *rā* erscheint. Dies kommt ausschließlich bei Funktionsverbgefügen vor, vgl. ‚Ali liyāqat-*e* Minā *rā* na-dārad' (= Ali Würdigkeit-*EZ* Minā nicht-hat) 'Ali verdient Minā nicht'.

Bei der Behandlung von Verbativergänzungen wird den Hilfsverben (hier nach Engel Nebenverben (NV) genannt) besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es werden drei Untergruppen unterschieden: ‚Auxiliarverben', ‚Modalverben' und ‚Konjunktivverben'. Was Modalverben anbelangt, können diese sowohl epistemisch wie auch deontisch gebraucht werden und das hat auch formale Konsequenzen: Bei der epistemischen Verwendungsweise steht das vom Modalverb regierte Verb im Konjunktiv, bei der deontischen im Indikativ.

Auch im Persischen besteht die Möglichkeit, Ergänzungen zu satzförmigen Ergänzungen auszubauen. Hierbei lohnt sich ein Blick auf Korrelate, denn es können Strukturen produziert werden, die im Deutschen nicht vorkommen, vgl. ‚*In* ke bā ānhā harf be-zan-i lāzem na-bud' (= *Es* dass mit sie Wort schlagest nötig nicht-war) 'Es war nicht nötig, dass du mit ihnen redest'. Ähnliche Sätze lassen sich auch im Fall von Objekt- und Präpositivsätzen problemlos bilden (S. 209 f.).

Im letzten Hauptteil (Kapitel 4) der Arbeit befasst sich der Autor mit den zusammengesetzten Verben (ZV), die im Persischen von außerordentlich großer Bedeutung sind. „Während die Zahl der tatsächlich benutzten einfachen Verben im heutigen Persisch schätzungsweise zwischen 150 und 200 liegt, gibt es mehrere Tausend zusammengesetzte Verben, deren Zahl ständig wächst" (S. 215). Zur Veranschaulichung sollen hier einige Ausdrücke mit *kardan* 'machen' dienen: *bāzi kardan* (= Spiel machen), *zendegi kardan* (= Leben machen), *salām kardan* (= Gruß machen), *movāfeqat kardan* (= Zustimmung machen), *eğāze kardan* (= Erlaubnis machen). Entgegen der gängigen Auffassung betrachtet Ahadi das Funktionsverb (FV) in ZV nicht als völlig bedeutungsleere, sondern eher als auf FVK angewiesene Verben mit unvollständiger Bedeutung. Sie verfügen über ein größeres semantisches Potenzial, was sich

auch darin zeigt, dass die Wahl des FV in einem ZV auch semantisch bedingt sein kann (S. 262). Der nominale Teil (das FVK) kann durch Substantive, Adjektive, Adverbien und sogar Präpositionen repräsentiert werden. Besonders interessant sind ZV mit adverbialen FVK, in denen aus ehemaligen Substantiven abgeleitete Ortsadverbien als FVK auftreten und einen fließenden Übergang zu Präfixverben bilden, vgl. ‚Doulat bahā-ye benzin rā *bālā bord*' (= Regierung Preis-EZ Benzin *hoch trug*) 'Die Regierung erhöhte den Benzinpreis'. Die Nicht-Anaphorisierbarkeit stellt die wichtigste Eigenschaft von FVK dar, sie spricht für die Annahme, dass FVK nicht als Ergänzungen zum FV anzusehen sind (S. 261).

Aus valenztheoretischer Sicht besonders interessant ist die Attribuierung des FVK, da sie Valenzreduktion bewirken kann. Dies ist sogar dann möglich, wenn das FVK in den Plural gesetzt und mit einem Indefinitheitssuffix (INDET) versehen wird, vgl. ‚*Hads* mi-zad ke man emruz vaqt na-dār-am.' (= *Vermutung* schlug-er dass ich heute Zeit nicht-hab-ich) 'Er vermutete, dass ich heute keine Zeit habe.' vs. ‚*Hads-ha-'i* mi-zad vali...' (= *Vermutung-en-INDET* schlug-er aber...) 'Er vermutete so mancherlei...'. Im zweiten Beispielsatz darf keine satzförmige Direkt-Ergänzung erscheinen und das FVK wird dabei fokussiert. Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch die Passivierung von FV, die in den meisten Fällen „durch die Substitution des Funktionsverbs realisiert wird" (S. 66), vgl. ‚Ali Minā rā *tahdid kard*' (= Ali Minā *Bedrohung machte-er*) 'Ali bedrohte Minā' → 'Minā *tahdid šod*' (= Minā *Bedrohung wurde-sie*) 'Mina wurde bedroht'.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Der Engel'sche Valenzansatz wird – um auch den typologischen Eigentümlichkeiten des Persischen Rechnung zu tragen – stark modifiziert. Die Abschnitte zu den einzelnen Ergänzungsklassen sind klar strukturiert und führen zahlreiche Beispiele an, die samt den Bemerkungen und Erklärungen in hohem Maße zum Verständnis beitragen. In dem insgesamt sehr ausführlichen und gründlich erarbeiteten Exkurs zu NV hätten jedoch vielleicht auch andere Auffassungen in die Analyse mit einbezogen werden können, um die funktional-semantische Vielfalt von NV etwas „flexibler" behandeln und erklären zu können. Eine große Stärke der Arbeit von Ahadi ist sein praxisnaher, auch didaktische Überlegungen berücksichtigender Aufbau, der uns dabei sicherlich hilft, dieser selbst für uns Ungarn vielleicht „exotischen" Sprache – wenn man als Linguist so etwas überhaupt sagen darf – näher zu kommen.

Dániel Czicza (Budapest)

Demske, Ulrike: Merkmale und Relationen. Diachrone Studien zur Nominalphrase des Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter, 2001 (= Studia Linguistica Germanica 56). 344 S.

Für die Beschreibung der internen Struktur der Nominalphrase (NP) erschienen in den achtziger Jahren die ersten funktional orientierten Ansätze im Rahmen der generativen Grammatik. Seitdem wird unter Linguisten zunehmend die Ansicht vertreten, dass Nominalphrasen nicht als Projektionen der lexikalischen Kategorie ‚Nomen', sondern als Projektionen einer funktionalen Kategorie ‚Determinator' (D) verstanden werden müssen. Dieser funktionalgrammatische Ansatz liegt auch der vorliegenden Arbeit zu Grunde, in der bisher nicht geklärte bzw. kontrovers diskutierte Fragen der deutschen Nominalphrase thematisiert werden. Ziel der Autorin ist es, durch Einbeziehung und Analyse älterer Sprachstufen der deutschen Sprachgeschichte sowie durch kontrastive Vergleiche mit anderen Sprachen zu einer Neubewertung der heutigen Verhältnisse im Bereich der NP zu gelangen. Ausgangspunkt für die Untersuchung bildet die ‚Determinansphrase-Hypothese' (DP-Hypothese), über deren Forschungsschwerpunkte und Forschungsdesiderata die Autorin eine umfassende Darstellung leistet. Außerdem werden andere bestehende Modelle zur Erklärung von diachroner und synchroner Variation in der NP auf ihre Adäquatheit hin kritisch überprüft, und es wird erzielt, aufgrund des historischen Befundes ein eigenes Modell zu entwickeln.

In der Einleitung wird der Theorie von Vater (Vater, Heinz 1986: Zur NP-Struktur im Deutschen. In: ders. (Hg.): Zur Syntax der Determinantien. Tübingen, 123-145.) über die hierarchische Struktur der NP die DP-Hypothese gegenübergestellt, es werden Vorteile und Schwächen der Theorien beschrieben. Grundgedanke der DP-Hypothese ist die Einführung der funktionalen Kategorie D(eterminator), der als funktionaler Kopf einer DP „eine NP als Komplement selegiert" (S. 1). Diesem funktionalen Kopf werden grammatische Merkmale – Definitheitsmerkmal, Kongruenz- und Kasusmerkmale – zugeschrieben, die durch geeignete Trägerelemente realisiert werden können. Das typische Trägerelement für grammatische Merkmale sei das Artikelwort. Wie es sich aber dann mit Possessivpronomina und pränominalen Genitiven verhält, ob diese linken Erweiterungen auch mögliche Trägerelemente grammatischer Merkmale darstellen, wird in den folgenden Kapiteln diskutiert.

Gegenstand des zweiten Kapitels sind die grammatischen Merkmale und Relationen der NP, sowie ihre mögliche Repräsentation in Form funktionaler Kategorien. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Kongruenzphänomene bzw. die Distribution flexivischer Merkmale in der NP vom Althochdeutschen bis zur Gegenwart. Anhand der Analyse wird festgestellt, dass die Markierung von Kongruenzmerkmalen im Deutschen stabil bleibt – Artikelwörter und Adjektive kongruieren mit dem Bezugsnomen hinsichtlich Genus, Kasus und Numerus. Die Relation zwischen

Artikelwort und Adjektiv ist laut Demske durch sprachlichen Wandel gekennzeichnet; die diachrone Untersuchung der Distribution von starken und schwachen Adjektivflexiven lässt sie darauf schließen, dass sich die einst semantisch begründete Relation zwischen Artikel und Adjektiv (im Ahd: starke Adjektivflexion – Indefinitheit, schwache Adjektivflexion – Definitheit) durch die Ausweitung des Gebrauchs des bestimmten Artikels bis zum Ende der frnhd. Zeit morphologisch etabliert hat. Erst dann ist die Grammatikalisierung des einfachen Demonstrativpronomens zum bestimmten Artikel vollzogen, wenn die Steuerung der Adjektivflexion nicht mehr semantisch, sondern morphologisch begründet ist.

Kapitel 3 thematisiert die problematische Kategorisierung der Possessivpronomina im Deutschen, deren Status in der einschlägigen Fachliteratur äußerst umstritten ist. Demske argumentiert gegen gängige Auffassungen, die die Possessivpronomina entweder den Pronomina oder den Adjektiven zuordnen, und äußert sich auch gegen die Theorie, die diese sowohl den Artikelwörtern als auch den Adjektiven zurechnet. Die Autorin vertritt die Position, dass Possessivpronomina in der Gegenwartssprache gar keine Pronomina sind, sondern aufgrund ihrer Eigenschaften und Funktionen in der NP vielmehr als „Possessivartikel" bezeichnet werden sollten, wobei zwischen dem Possessivpronomen im eigentlichen Sinne (*meiner/meine/meines*) und dem Possessivartikel (*mein/meine/mein*) strikt zu unterscheiden ist. Dass es aber nicht immer so war, geht aus der diachronen Untersuchung hervor: Im Ahd. und Mhd. hatte das Possessivpronomen noch adjektivische Eigenschaften, daraus entwickelt sich nach Demske im Verlauf des Frnhd. der Possessivartikel, was auf die veränderte Relation zwischen Artikelwort und Adjektiv zurückgeführt wird. Als Beweise für den Artikel-Status werden folgende gemeinsame Eigenschaften angeführt, die Possessivpronomina mit Artikelwörtern des Gegenwartsdeutschen teilen: Sie kookkurrieren nicht mit anderen Artikelwörtern, steuern die Flexion eines attributiven Adjektivs und flektieren wie andere Artikelwörter (*ein, kein*).

Kapitel 4 beschäftigt sich mit attributiven Genitivphrasen und verfolgt den Stellungswandel genitivischer Attribute – vom Ahd., wo sie noch ihrem Bezugsnomen vorangingen bis zur Gegenwart, wo sie diesem zunehmend nachgestellt sind – mit dem Ziel, durch historische Fakten eine neue Perspektive auf die heutigen Daten zu gewinnen. Aufgrund ihrer Stellung und ihrer Einschränkungen in der NP unterscheidet Demske drei Stadien in der Entwicklung von attributiven Genitiven. Wie aus der diachronen Untersuchung hervorgeht, gehen attributive Genitive im ersten Stadium ihrer Entwicklung dem Kopfnomen ohne Einschränkungen voraus und können gleichzeitig mit Artikelwörtern in einer NP erscheinen. Nach etwa 1500 folgen dann Genitive zunehmend dem Kopfnomen; Ausnahme bildet nur noch eine beschränkte Klasse von Genitiven, die auch pränominal erscheinen kann. Die Erklärung für diesen Wandel sieht Demske im schon beschriebenen Umbau des Artikelsystems, der Auswirkungen

auf die ganze NP mit sich zog. Laut dieser Theorie erlebte der vorangestellte Genitiv eine Reinterpretation als Artikelwort mit dem Ergebnis, dass Genitivkomplemente seit dieser Zeit dem Kopfnomen nachgestellt wurden, und zwischen Artikelwort und vorangestelltem Genitiv keine Kookkurrenz mehr bestand. Nach Demske wurde demnach auch der vorangestellte Genitiv wie das Possessivpronomen als Artikelwort reanalysiert, und die pränominale Position ist seitdem auf solche Genitive beschränkt, die sich possessiv interpretieren lassen. Nach dieser Hypothese ist also die possessive Relation zum Kopfnomen (bzw. Ersetzbarkeit durch Possessivpronomina) das ausschlaggebende Kriterium für die Voranstellung von Genitiven. Die Entstehung des sog. adnominalen possessiven Dativs in der frnhd. Zeit, die hier auch umgehend diskutiert wird, lässt sich auch in diesen Zusammenhang stellen. Kontrastive Analysen anderer germanischer Sprachen veranlassen die Autorin zur Annahme, dass die Umstrukturierung des pränominalen Genitivs im Deutschen im Vergleich zu den anderen untersuchten Sprachen noch einen Schritt weiter geht, und seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr phrasal, sondern als Kopf interpretiert werden soll. Dass die Genitivmarkierung dieses „vermeintlichen Genitivs" sich von der Markierung postnominaler Genitivkomplexe in vieler Hinsicht unterscheidet, wird so gedeutet, „dass es sich nur bei letzterem Genitiv um syntaktisch zugewiesenen Genitivkasus handelt, während im Fall der vorangestellten vermeintlichen Genitivformen ein Possessivaffix vorliegt, das sich historisch aus einem Genitivsuffix entwickelt hat" (S. 266). Auch im Bereich der postnominalen Genitive lässt sich die allgemeine Tendenz der deutschen Sprache zu einem analytischen Sprachbau beobachten: Die Präpositionalphrase (*von* + NP) setzt sich in vielen Kontexten anstelle des Genitivs durch, und ist bei Nachstellung von Eigennamen sogar obligatorisch. Über den adnominalen Genitiv wird des Weiteren behauptet, dass dieser sich – ebenso wie der verbale Genitiv – deutlich auf dem Rückzug befindet.

Dieses Kapitel liefert außerdem eine umfassende Darstellung über das diskontinuierliche Auftreten von Nominalphrasen im Deutschen, was sich in früheren Sprachstufen als ein äußerst produktives Phänomen erwies, im Gegenwartsdeutschen dagegen auf wenige Konstruktionen beschränkt ist. Darüber hinaus wird noch über die Entstehung von Genitivkomposita diskutiert, wobei die Autorin dafür plädiert, dass dieses Wortbildungsmuster erst im Frnhd. aufgekommen ist, und dass ältere Belege nicht als Genitivkomposita, sondern als „lexikalisierte syntaktische Strukturen" (S. 299) zu bezeichnen sind.

Im letzten Kapitel werden Sprachwandelmodelle – wie z.B. die ‚HPSG-Theorie' (Head-Driven Phrase Structure Grammar Theory) und das ‚Prinzipien- und Parameter-Modell' – daraufhin überprüft, inwieweit sie die diskutierten Veränderungen in der deutschen NP in angemessener Weise erfassen und erklären können, und es wird ein dynamisches Modell vorgeschlagen, das diachroner und synchroner Variation gleichermaßen gerecht werden soll. Der Grundgedanke dieses Modells und dieser Arbeit ist es, die angeführten diachronen Veränderungen in der NP auf einen einzigen

Wandel, auf die Reinterpretation der Relation zwischen Artikelwort und Nominalphrase, zurückzuführen. Der Wechsel von einer semantisch begründeten zu einer morphologisch gesteuerten Relation hat nach dieser Theorie Auswirkungen auf andere linke Erweiterungen des Kopfnomens.

Für diese sehr logisch aufgebaute und veranschaulichende Beispielanalysen vorführende Arbeit liefern eigene Korpusanalysen die empirische Grundlage, die durch Daten aus einschlägigen historischen Grammatiken ergänzt werden. Demskes Arbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der NP im Gegenwartsdeutschen, wobei dem dynamischen Moment, der diachronen Entwicklung in der NP bei der Untersuchung und Erklärung der heutigen Verhältnisse eine entscheidende Rolle zugesprochen wird.

Judit Gaál (Budapest)

Grinda, Klaus R.: Enzyklopädie der literarischen Vergleiche. Das Bildinventar von der römischen Antike bis zum Ende des Frühmittelalters. Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöning, 2002. LXIII + 1338 S.

Eine klassische Feststellung der experimentellen Chemie ist, dass man die Eigenschaften einer neuen Verbindung am deutlichsten *in statu nascendi* erkennen kann. Dieser unausgeführte, *implicite* Vergleich (ein Terminus des Buches) eignet sich zum Auftakt einer Würdigung dieser von Klaus R. Grinda, emeritiertem Professor der mediävistischen Anglistik an der Göttinger Universität, zusammengestellten „Enzyklopädie". Dieses Handbuch erfasst und systematisiert die Mosaiksteine der literarischen Bildersprache der westlichen Schriftkultur von der Entstehungszeit der alttestamentischen Bücher der Bibel sowie von der Antike bis zum frühen Mittelalter (11. Jh.). Die Belege entstammen überaus heterogenen kulturellen Kontexten und veranschaulichen einen weitgespannten Bogen literarischer Tradition, aber auch Innovation. Zu bemerken sind eher die Kontinuität als markante Abweichungen in der Verwendung und Auslegbarkeit der Gleichungen. Die Ausarbeitung dieses Entwicklungsprozesses bleibt Aufgabe der weiteren Forschung, zu der dieses Handbuch Anstöße liefert.

In den letzten Jahrhunderten dieser Periode haben die beiden germanischen Sprachen – die englische früher als die deutsche – den Weg zum Pergament, d.h. zur Verschriftlichung bereits begonnen und die ersten Textzeugen ihres Anschlusses an die von der Latinität getragene schriftliche Hochkultur des westlichen Europas geliefert. Der Germanist – um es hier gleich zu sagen – bedauert es, dass diese Zeitspanne nicht um etwa hundert Jahre erweitert wurde, denn dann könnte ein großer Teil jener ‚Sprachdenkmäler' berücksichtigt werden, die verschieden etikettiert (‚Geistlichendichtung', ‚Dichtung der clunyazensischen Reform', ‚Dichtung der salischen Kaiserzeit', ‚Dichtung der Frühromanik') von einer vielseitigen Aneignung

ideologischer und poetischer Einflüsse zeugen, die in erster Linie durch die lateinische Schulbildung vermittelt wurden. Von dieser Gruppe blieben leider auch die Texte unreflektiert, die noch im 11. Jh. entstanden sind.

Die Fertigkeit des Lesens und Schreibens war im Mittelalter, bis in die frühe Neuzeit hinein, nur durch das Medium der lateinischen Sprache anzueignen. Bei einer adäquaten Einschätzung des deutschen mittelalterlichen Schrifttums sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht sollte man der Ausführungen Max Wehrlis über die ‚Bilinguität' der mittelalterlichen Literaten eingedenk sein, (Literatur im deutschen Mittelalter. Eine poetologische Einführung. Stuttgart 1987, S. 29-32) nach denen jeder, der im Mittelalter schreiben und lesen konnte, zweisprachig ‚dachte'. Die Lektüre der Bibel und der Autoren, die zum Kanon der Kloster- und Kapitelschulen gehörten, vermittelte die rhetorischen Figuren, die – nach dem Hexameter über die Disziplinen der ‚septem artes liberales' – ‚die Worte schmücken'. Auch der klügste, gebildetste Kopf arbeitete im literarischen Schaffensprozess, weil er ‚belesen' war, mit übernommenen Ideen und Formen.

Aus den Werken von etwa 500 Autoren und aus etwa 300 anonymen Werken und Textgruppen (etwa ‚Viten') wurden die Bilder in ‚schmückenden' literarischen oder ‚sympathielenkenden' rhetorischen Kurzvergleichen, aber auch in breiter ausgeführten epischen Gleichnissen gesammelt und in 40 durch Majuskeln des Alphabets (A-Z, dann AA etc.) bezeichneten thematischen Gruppen (z.B. „Zeit", „Feuer"), oft in zusammengesetzten Gruppeneinheiten (z.B. „Eis, Glas, Spiegel, Lichtbrechungen", mit manchmal bedenklich heterogenen Inhalt: „Tier, Mensch, Schrift") dargestellt. Die Gruppen wurden noch oft in durch Minuskeln unterteilte Abschnitte gegliedert. Bei einer großen Fülle der Belege werden zuerst Zitate aus antiken, dann aus christlichen Texten aufgeführt. Dadurch entsteht ein thematisch gruppiertes Florileg aus diversen Texten. Beim Durchsehen des immensen Schriftguts wurden, wie das einleitende Kapitel „Gegenstand, Ziel, Verfahren" (S. 1-85) referiert, nicht alle Textsorten in gleicher Breite berücksichtigt. „Dürftig herangezogen" wurden die exegetischen und seelsorgerisch-homiletischen Schriften der Patristik (S. 4) sowie die historisch-erzählende Prosa, die naturwissenschaftlich-medizinische Fachliteratur und Werke der hagiographischen und epistolaren Literatur (S. 5). Natürlich ist die Schriftmasse immens, was aber die erste, nur selektiv ausgeschöpfte homiletische Textgruppe betrifft, so dürfen wir ihre Bedeutung nicht unterschätzen, da sie den Weg einer ersten Begegnung der Latinität mit der Volkssprachigkeit ebnete. Nicht nur Karl der Große, auch der erste christliche König Ungarns, Stephan I. verordneten, betonten in zahlreichen Kapitularien bzw. Synodalbeschlüssen oder ließen betonen, dass die Geistlichen die Predigttätigkeit nicht vernachlässigen und zum Volke verständlich reden sollten. Manche Bischöfe verboten den ungebildeten Priestern eigene Ansprachen zu fabrizieren und gestatteten ihnen nur die Vorlesung, d.h. das Dolmetschen alter Homilien. Diese Praxis tadelte zwar

Alkuin, ihr Vorteil aber war, dass sie den Zuhörern Texte von höherem Niveau vermittelte.

Unter den Autoren- Oeuvres, die die Belege zu diesem wertvollen Handbuch lieferten, sind uns die Männer besonders wichtig, die am Kulturprogramm Karls und Alkuins beteiligt waren: die Franken Angilbert und Amator vonTrier, der Ostgote Theodulf, die Langobarden Paulinus von Aquileia und Paulus Diaconus (der dritte, Petrus von Pisa, wurde nicht aufgenommen); alle waren eine Zeit lang Mitglieder der ‚Hofakademie' Karls. Dann die etwas jüngeren: Hrabanus Maurus, Abt von Fulda, aus dessen Scriptorium bereits die ersten großen deutschaltsächsischen Übersetzungswerke hervorgegangen sind, sowie Haymo von Halberstadt, Williram von Ebersberg, der deutsche Klosterreformer vor Cluny, die beiden Notkers (Labeo ‚der Deutsche' und der von Sankt Gallen). Unter ihnen verfassten Paulus, Hraban und Haymo Homiliarien, d.h. Handbücher mit Musterpredigten für die Volksgeistlichen. Eine gleiche Sammlung Alkuins kennen wir nur dem Titel nach. Diese Sammlungen fußten natürlich hauptsächlich auf Homiliensammlungen der Patristik (Hieronymus, Augustin), aber auch auf der des Angelsachsen Bedas, dessen Autorität noch Bonifaz der neuen christlichen Generation der Festlandgermanen vermittelte. In Kenntnis dieser lateinischen Textkorpora entstanden die ersten deutschen Predigtsammlungen im 12. Jh., das sog. „Speculum ecclesiae" und die „Leipziger Predigten", von denen Bruchstücke in Ungarn entdeckt wurden. (Vizkelety, András: Ein neuer Fund zu den „Leipziger Predigten" aus Ungarn. In: Durch abenteuer muess man wagen vil. Festschrift für Anton Schwob zum 60. Geburtstag. Hg. von Wernfried Hofmeister und Bernd Steinbauer. Innsbruck 1997 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 57, S. 513-519)

Die Belege der „Enzyklopädie", die aus deutschsprachigen Texten stammen, sind – der geringen Zahl der aufgenommenen Textzeugen entsprechend – selten. Relativ reich sind die „Wiener Genesis", das Evangelienbuch Otfrids von Weissenburg und der altsächsische „Heliand" vertreten. Die Bedeutung der (lateinischen) Dichtersprache der Hrotsvitha von Gandersheim veranschaulichen die vielen Zitate aus ihren Werken.

Obwohl auf S. 7 als *terminus ante quem* der Sammlung das Ende des 11. Jahrhunderts angegeben wird, finden sich keine Belege aus der „Memento mori"-Dichtung „Nokers" (z.B. der implicite Vergleich ‚Tod als Dieb': „ter tod ter bezeichint ten tieb"), aus dem „Ezzolied" oder dem „Annolied", obwohl eben in Ezzos Gesang (um 1063) die ersten deutschsprachigen Belege für die Bildelemente der weltliterarischen Schiffahrts-Metapher stehen (z.B. ‚Kreuz als Segelmast' etc.), die unter den Schiffahrts-Vergleichbildern (S. 414 ff.) aufgenommen werden könnten. Zwar wird als Sammelprinzip der Ausschluss metaphorischer Bezeichnungen als eine Notlösung bezeichnet (S. 57). Die in einer alten Traditionskette stehenden und bis heute wirksamen, erstmals deutsch artikulierten Bilder fielen ihm jedoch zum Opfer.

András Vizkelety (Budapest)

Hahn, Marion: Die Synonymenlexikografie vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Historische Entwicklung und kommentierte Bibliografie. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2002 (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik 21). 363 S.

Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, die deutschen Synonymwörterbücher unter die Lupe zu nehmen und die Lücken auf diesem Forschungsgebiet zu schließen. In der Fachliteratur gibt es natürlich detaillierte Untersuchungen sowohl über ältere als auch moderne Synonymiken, aber keine von ihnen strebt an, sämtliche Werke in einem Band darzustellen. Gegenstand der Untersuchungen von Hahn sind dagegen alle Wörterbücher, „die sich als monolinguale deutschsprachige Synonymenwörterbücher der Neuzeit beschreiben lassen" (S. 14). Dementsprechend sind die lateinischen und die zweisprachigen Synonymenwörterbücher (darunter auch die lateinisch-deutschen aus dem 16. Jh.) aus der Untersuchung ausgeschlossen.

In dieser Arbeit werden die Wörterbücher – im Gegensatz zu der in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. üblichen Benennung – nicht als ‚Synonymwörterbuch' sondern mit einem Fugenelement als ‚Synonymenwörterbuch' bezeichnet. Die Autorin behält den älteren Terminus (verwendet vom 18. bis zu Beginn des 20. Jhs.) aus Gründen der Einheitlichkeit bei.

Das Werk, das auf der Dissertation der Autorin basiert, gliedert sich in drei Teile. In der Einleitung wird zuerst das Arbeitsvorhaben mit zwei Schwerpunkten formuliert: „Ziel der Arbeit ist es, die historische Entwicklung der lexikographischen Gattung ‚Synonymenwörterbuch' nachzuzeichnen und den Synonymenbegriff herauszuarbeiten, der den frühesten lexikographischen Werken zur Synonymik bis zu heutigen Synonymenwörterbüchern zugrunde liegt" (S.14). Dementsprechend dienen die folgenden Unterabschnitte der Grundlegung der Terminologie und der Erörterung der Arbeitsmethode. Behandelt werden dabei die wichtigsten Begriffe wie z.B. ‚Wörterbuch', ‚Synonymie', ‚Synonymenwörterbuch', ‚Makrostruktur', ‚Mikrostruktur' usw. Zwei aus der Liste der geklärten Begriffe sollen an dieser Stelle hervorgehoben werden: der Untersuchungsgegenstand ‚Synonymenwörterbuch' und der ‚Synonymbegriff', der dieser Gattung zugrunde liegt.

Für diese Arbeit hält die Autorin „eine zu enge Auslegung des Begriffs ‚Synonymenwörterbuch' für nachteilig, da die Genese eines Wörterbuchtyps untersucht werden soll, zu der auch theoretische Abhandlungen über Synonymie und kleine Synonymensammlungen, die nicht als Wörterbücher beschrieben werden können, ihren Beitrag geleistet haben" (S. 20). Es ist aber erforderlich, das Synonymenwörterbuch gegenüber anderen onomasiologisch ausgerichteten Wörterbüchern – wie Begriffswörterbücher, Übungsbücher zur Synonymie, Stilwörterbücher usw. – abzugrenzen. Eines der wichtigsten Typologisierungskriterien der Synonymwörterbücher, das Fehlen oder Vorhandensein des semantischen Kommentars wird eingehend behandelt. Die auf diese Weise

ermittelten drei Typen: der distinktive, teil-distinktive und kumulative spielen bei der Beschreibung der neueren Synonymiken eine bedeutende Rolle.

Nach einem kurzen Bericht über den Forschungsstand kommt es zur Erörterung der Synonymieproblematik. Leider werden die wichtigsten Probleme nur angedeutet und ganz kurz zusammengefasst, obwohl dem Synonymbegriff – laut der Zielsetzung des Bandes – besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es wird festgestellt, dass es sehr schwierig sei, eine allgemein gültige Definition zu geben, und bis auf zwei Beispiele wird auf die Darstellung einschlägiger Definitionsversuche verzichtet. Neben der Behandlung der allgemeinen Definierbarkeit der Synonymie und der Skizzierung der Diskussion über „totale und partielle" Synonymie werden Synonyme typologisiert und von anderen semantischen Relationen wie Wortfelder, Hyperonymie, Paraphrasen, Heteronymie und Wortbildungssynonymen abgegrenzt. Darüber hinaus wird zwischen einem enger und einem weiter gefassten Synonymenbegriff in der Lexikografie, der Rolle der Synonymie in der Lexikologie, Grammatik und Stilistik, ferner zwischen kontextueller und lexikalischer Synonymie unterschieden.

Die Autorin stützt sich dabei auf eine Fachliteratur, die zwar grundlegend ist, doch kann sie die Forschungstendenzen der heutigen Zeit nicht mehr widerspiegeln. Es fehlen z.B. Modelle, die auf kognitive Grundlagen zurückgreifen, auf der Prototypentheorie basieren und versuchen, die Synonymie als eine graduelle Erscheinung aufzufassen. Eine mögliche Erklärung für diese Vorgehensweise wäre vielleicht die Gattung des Werkes selbst: Kommentierte Bio-Bibliographie von Synonymwörterbüchern, in der nicht nur die Werke, sondern auch ihre Autoren vorgestellt werden, und dass das Hauptanliegen einer Arbeit dieser Art nicht die Auseinandersetzung mit der Synonymieproblematik auf theoretischer Ebene ist. Im Hauptteil wird zwar mit der Untersuchung des Artikelaufbaus Aufschluss über den Synonymbegriff des jeweiligen Wörterbuchs gegeben, wodurch man ein genaueres Bild von dem Verständnis von Synonymie der Wörterbuchautoren bekommt. Trotzdem wäre es wünschenswert gewesen, den Lesern einen tieferen Einblick in die Synonymieforschung bereits in diesem einführenden Kapitel zu geben.

Im zweiten Teil werden die Synonymiken und die theoretischen Abhandlungen, die in der Entwicklung der deutschen Synonymenlexikografie eine besondere Rolle gespielt haben, in chronologischer Reihenfolge ausführlich beschrieben. Die Periodisierung erfolgt nach Jahrhunderten, und diese Gruppierung ist – nach der Beurteilung der Autorin – nicht nur numerisch, sondern auch sachlich begründet: „Sie folgt den in der jeweiligen Epoche vorherrschenden Methoden und Zielsetzungen der Wörterbuchschreibung, die es erlauben, die Synonymiken schwerpunktmäßig zu Gruppen zusammenzufassen, die jeweils in etwa einen Zeitraum von hundert Jahren umfassen" (S. 15).

Die wichtigsten 23 Titel werden nach den folgenden Gesichtspunkten untersucht: Makrostruktur – mit dem verzeichneten Wortschatz –, Mikrostruktur, Adressatenbestimmung und Zweckhypothese, Synonymbegriff, Quellen sowie

weitere Veröffentlichungen des Autors/der Autoren. Die Analyse erfolgt jedoch nicht mechanisch nach diesem Schema, sondern sie richtet sich nach dem jeweiligen Werk und wird eventuell durch weitere Aspekte erweitert. Die Feststellungen werden reichlich mit Beispielen untermauert. Die Werke der Zeitperiode zwischen dem 16. und 19. Jh. werden rein chronologisch dargestellt, die des 20. Jhs. dagegen – wie bereits oben angedeutet – nach dem Typ „distinktiv – teildistinktiv – kumulativ" gruppiert und aufgrund dieser Gruppenzugehörigkeit bearbeitet.

Zusammenfassend zu diesem Hauptteil stellt die Autorin fest, dass die deutsche Synonymik im Laufe ihrer 500-jährigen Geschichte „eine in sich völlig konsequente und kontinuierliche Entwicklung durchlaufen hat. Von den distinktiven Synonymenwörterbüchern des 18. und 19. Jhs. mit ihren sehr ausführlichen Bedeutungsexplikationen [...] ging der Trend zu handlicheren, weniger umfangreichen [...] einbändigen Synonymenwörterbüchern. [...] Die quantitative Reduzierung erreicht man mit einem Verzicht auf ausführliche Beispiele und umfangreiche Bedeutungsbestimmungen. Die Explikation der semantischen Differenzen tritt mehr und mehr in den Hintergrund" (S. 186). Am Ende dieses Prozesses erscheint der Typ des kumulativen Synonymwörtebuches, das auf (fast) jede Art von Kommentar verzichtet. Statt dessen bietet es eine große Auswahl an Ausdrucksmöglichkeiten, aus der der Benutzer den richtigen, treffenden, angemessenen Ausdruck selbst auswählen muss.

Der dritte Teil beinhaltet die kommentierte Bio-Bibliografie der Synonymenwörterbücher und Synonymensammlungen von Beginn des 16. Jhs. Die im Textteil detailliert behandelten Synonymiken werden hier nur zusammenfassend erwähnt, die übrigen dagegen werden in diesem Teil in Bezug auf Inhalt und Aufbau ausführlich analysiert. Die Autorin unternimmt dabei den Versuch, die Exemplare der Gattung möglichst lückenlos zu dokumentieren. Allerdings konnten in manchen Fällen einige Werke trotz der Bemühungen der Autorin aus Gründen der Beschaffungsschwierigkeiten nicht eingesehen werden.

Infolge der Abgrenzungsschwierigkeiten zu anderen onomasiologisch aufgebauten Wörterbüchern, Synonymenlisten und theoretischen Arbeiten – wie es in dem Einleitungskapitel erörtert wurde – zeigen sich einige Unterschiede zwischen dem bearbeiteten Material dieser Arbeit und der aufgelisteten Werke anderer Bibliographien, wie z.B. der von Kühn (Kühn, Peter 1978: Deutsche Wörterbücher. Eine systematische Bibliographie. Tübingen: Max Niemeyer Verlag). „Im Zweifelsfall wurde großzügig verfahren und für die Aufnahme des fraglichen Werks entschieden. Beispiele hierfür sind die Schriften der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim, die in erster Linie theoretische Abhandlungen (mit praktischen Beispielen) zum Thema Synonymie, jedoch keine Wörterbücher darstellen, aber dennoch für die Entwicklung der Synonymik von großer Bedeutung sind" (S.190). Dementsprechend wurden –

neben den Synonymenwörterbüchern, die sich explizit als solche bezeichnen oder sich durch ihren Aufbau eindeutig in diese Gattung einordnen lassen – auch die Synonymenlisten der Texte zur Rhetorik des 15/16. Jhs. und die Synonymensammlungen, die keinen Wörterbuchcharakter aufweisen, mit aufgenommen.

Die Bio-Bibliografie gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil findet sich eine Zusammenstellung von frühen Synonymiken des 15. und 16. Jhs., die als selbstständige Veröffentlichungen erschienen sind, entstehungsgeschichtlich aber als separierte Textteile von Formularbüchern oder Rhetoriken gelten. Der zweite Teil beinhaltet die Synonymenwörterbücher und Synonymensammlungen ab Mitte des 16. Jhs. Die 74 Werke sind nach dem Datum der Erstausgabe chronologisch geordnet und werden nach dem folgenden Kriterienkatalog kommentiert: Name des Autors/der Autoren; Titel der ersten Ausgabe mit Erscheinungsort, Verlag und Erscheinungsjahr, Seitenzahl und Anzahl der Bände; weitere Auflagen, ebenfalls mit Erscheinungsort und Erscheinungsjahr; Umfang und Format; Standort – wichtige Information besonders bei älteren Synonymiken –; Werkbeschreibung in Form einer inhaltlichen Analyse, wenn möglich der Erstausgabe; Angaben zur Biografie des Verfasser/der Verfasser und weitere Publikationen; Angaben zur Sekundärliteratur, die für das jeweilige Werk von Bedeutung sind. Im dritten Teil der Bibliografie werden einige Titel genannt, die sich nicht in die zwei genannten Abteilungen einordnen lassen, die aber trotzdem Gemeinsamkeiten mit Synonymiken aufweisen. Diese Grenzfälle sollen dokumentieren, „dass die Beschäftigung mit der Synonymik in zahlreichen, verschiedenartigen Werken ihren Niederschlag fand." Außerdem zeigen sie die Schwierigkeiten der Zuordnung des jeweiligen Werks zu einem bestimmten Wörterbuchtyp. In der oben erwähnten Bibliografie von Kühn wird diese Gruppe der Wörterbücher als „Bezeichnungswörterbücher" bezeichnet, und sie enthält auch Titel, die in der Arbeit von Hahn keine Berücksichtigung fanden. Zwei Beispiele sollen hier genannt werden: Sanders, Daniel: Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks. Ein stilistisches Hülfsbuch für jeden Deutsch Schreibenden. 2 Bde. Hamburg 1873-77; und Dornseiff, Franz: Der deutsche Wortschatz, synonymisch geordnet. Berlin und Leipzig 1933-34. (Letzte Auflage: Dornseiff, F.: Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. 7. Aufl. 1970.) Die Titel im dritten Teil sind ebenfalls mit bibliografischen Angaben und einer kurzen Charakterisierung versehen.

Das Buch schließt mit dem alphabetischen Verzeichnis der Wörterbuchautoren, mit einem Anhang und einer Literaturliste. Der Anhang beinhaltet eine historische Übersicht über die deutschsprachigen Synonymwörterbücher und eine grafische Darstellung für die Ermittlung der Ähnlichkeiten zwischen ihnen in Konzeption und Aufbau. Diese Zusammenstellung soll einen Einblick in die Genese der Synonymiken verschaffen. Zur Veranschaulichung des

strukturellen Aufbaus der Wörterbuchartikel werden Ausschnitte aus zehn Synonymiken mit dem Stichwort „abenteuerlich" dargeboten.

Als Fazit lässt sich über die Relevanz der Arbeit Folgendes festhalten: Trotz der erwähnten Mängel bekommt der Leser einen sorgfältig zusammengestellten Band in die Hand. Die eingehenden Analysen arbeiten nicht nur die bisherigen Erkenntnisse der Forschung auf, sondern sie bringen neue – oft mit den alten polemisierende – Ergebnisse. Die Orientierung wird für den Leser durch das oben erwähnte alphabetische Verzeichnis der Autoren und die historische Übersicht der Werke wesentlich erleichtert. Das Buch leistet somit allen Interessenten – seien es Lexikografen, Semantiker, Lehrer oder Studenten –, die sich mit Synonymie und Lexikografie beschäftigen, und Informationen über schwer erreichbare Synonymwörterbücher brauchen, eine große, wenn nicht gleich eine unentbehrliche Hilfe.

Csilla Stockbauer (Budapest)

Hárs, Endre: Singularität. Lektüren zu Botho Strauß. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001 (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, 361). 224 S.

Wenn Theoriedebatten in der Auslandsgermanistik tatsächlich nur eine marginale Rolle spielen, wie es etwa Willi Huntemann unlängst im Blick auf die polnische Germanistik konstatiert hat („Ist die Literaturwissenschaft (noch) eine Kunstwissenschaft?" In: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen 2001, S. 267-288, S. 283 ff.), stellen Endre Hárs' Botho-Strauß-Lektüren eine radikale Umkehrung der Verhältnisse dar. In dem aus seiner Szegeder Dissertation hervorgegangenen Text kommt literatur- und vor allem interpretationstheoretischen Fragestellungen ein solches Gewicht zu, dass Hárs vorsichtshalber explizit darauf hinweist, dass es sich bei dieser Arbeit (die immerhin den Autornamen ‚Botho Strauß' im Untertitel führt und ein Bild von Strauß auf dem Umschlag zeigt) auch um einen „Beitrag zur Strauß-Forschungsliteratur" (S. 9) handele. Während die Kapitel II bis V den Strauß-Texten „Der junge Mann", „Kongreß", „Beginnlosigkeit" und „Anschwellender Bocksgesang" gewidmet sind, entwickelt Hárs im ersten Viertel des Buches seine Interpretationstheorie der ‚Singularität' (Vorarbeiten dazu waren: Die Singularität der literarischen Lektüre. Entwurf eines methodenkritischen Lektüre-Begriffs. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1998, S. 51-73).

Hárs' Ansatz zielt weniger darauf, der Vielzahl literaturtheoretischer Entwürfe einen weiteren hinzuzufügen, als vielmehr eine „Selbstüberwindung der Theorie" (S. 201) theoretisch zu fundieren. Basierend auf einer Verschränkung von hermeneutischen und dekonstruktivistischen Gedankengängen wirbt

Hárs für eine ‚radikal undogmatische' (vgl. S. 49) Lektüre, die sich jeder methodischen Vorentscheidung enthält und insofern singulär bleibt. Es wird also nicht prinzipiell gegen die Verwendung theoretischer Ansätze argumentiert (Hárs' eigene Textanalysen sind gelegentlich bis an den Rand der Lesbarkeit theoriegesättigt), sondern gegen die Festlegung auf *einen* theoretischen Rahmen. Für das literaturwissenschaftliche Arbeiten sind damit zumindest drei Konsequenzen verbunden. Zum einen spricht sich der Verfasser für ein offenes Eingeständnis der Subjektivität auch wissenschaftlicher Textanalysen aus. Assoziative Nebengedanken und Zufälligkeiten künden nach Hárs von einer allenfalls zu verschleiernden, letztlich aber unhintergehbaren anthropologischen Dimension der Textarbeit. Angesichts dieser Privatheit der Interpretation, so der zweite und vielleicht wichtigste Aspekt, verliert der Anspruch eines „Zu-Ende-Interpretierens" (S. 49) seine Berechtigung. Damit pflichtet Hárs nicht nur der verbreiteten Skepsis bezüglich eines ‚Gesamtsinns' von Texten bei, sondern wendet sich darüber hinaus gegen jedwede „Ausschließlichkeiten" sowie „Entweder/oder-Prozeduren (ver)wissenschaftlich-(t)er Textarbeit" (S. 55). In einer Art ‚close-reading' soll das Augenmerk auf Widersprüchliches gerichtet und damit einer vorschnellen teleologischen Thesenbildung entgegengearbeitet werden (ohne dabei allerdings blind für die eigenen Sinnbildungsprozesse zu sein). Da eine singuläre Lektüre ihre Beobachtungen somit nicht mehr auf die Konsistenz von Autor-, Textsubjekt- oder Erzählerpositionen bezieht, kann sie sich drittens problemlos auf „Einzel- und Binnenanalysen" (S. 51) beschränken und etwa einzelne Kapitel aus dem Gesamtzusammenhang eines Romans herausgreifen.

Natürlich stellt sich die Frage, ob dieses offene Lektüremodell in den Rahmen einer intersubjektiv nachvollziehbaren Wissenschaft integriert werden kann. Dass seine Ausführungen nur um eine „Modifizierung des Anspruchs der literaturwissenschaftlichen Lektüre" (S. 46) bemüht seien und sich „von den gewöhnlichen Praktiken der Textanalyse im allgemeinen" (S. 45, ähnlich S. 49) nicht abhöben, ist sicher einigermaßen untertrieben – und wird später auch vom Verfasser selbst bezweifelt, wenn er die Singularitätstheorie für unvereinbar mit einer „methodischen Wissenschaft im klassischen Sinn" (S. 52) erklärt. Interessanter und letztlich aussagekräftiger als die Frage nach ihrer prinzipiellen Berechtigung scheint mir nun aber diejenige nach dem Nutzen der singulären Lektüre für das Verständnis der interpretierten Texte zu sein.

Dem methodentheoretischen Ansatz folgend sind die Kapitel II bis V (die zum Teil in kürzeren Fassungen schon separat veröffentlicht wurden) weniger inhaltlich als vielmehr aufgrund ähnlicher Interpretationsverfahren miteinander verbunden – wobei durchaus angezweifelt werden darf, ob es sich bei der Singularitätsthese tatsächlich so „eindeutig [um] keine Methode" (S. 201) handelt, wie es der Verfasser glauben machen will. Denn bereits zu Beginn des Kapitels „Diskurse (‚Der junge Mann', ‚Anschwellender Bocksgesang')" findet eine mehrfach begegnende

Lektürestrategie Verwendung (vgl. S. 93, 129 und 135 f.), bei der Hárs die Richtung einer aus der Forschung bekannten Argumentationsführung umdreht. So ist in der Forschung zum Essay „Anschwellender Bocksgesang" von 1993 des Öfteren auf Parallelstellen im neun Jahre älteren Roman „Der junge Mann" hingewiesen worden, um auf die schleichende ‚Rechtswendung' in Strauß' Denken hinzuweisen. Wurde dabei der narrative, fiktionale Diskurs des Romans zur „Wahrheit seines Autors gemacht", probiert Hárs „umgekehrt eine Verschmelzung auf Kosten des auktorialen (nicht-fiktionalen) Diskurses" (S. 63) aus und liest den Essay so, als handele es sich um einen Abschnitt aus dem Roman. Der Erkenntnisgewinn dieses anachronistischen Vorgehens ist schon deshalb beträchtlich, weil er die Lektüre des Essays von der Suche nach einer kommunizierbaren Botschaft befreit und den Blick für dessen „inhomogene Vielfalt" (S. 106) öffnet. In seiner akribischen Lektüre weist Hárs nach, dass sich im Essay die Stimmen eines antiaufklärerischen Apokalyptikers und einer ‚rechten' Selbstaufklärung der Aufklärung überschneiden und widersprechen. Doch noch dieser Differenzierung liegt eine Vereinfachung zugrunde, wenn selbst der vermeintlich ‚Rechte' in seiner Kritik an Linksintellektuellen und Medienwelt auf Argumentationsmuster der kritisierten Positionen zurückgreift und deshalb nach Hárs allenfalls als ein „rechter ‚Linke[r]'" (S. 96) charakterisiert werden darf. So bestätigt sich im Essay eine Konstellation, die der Verfasser zuvor im Roman herausgearbeitet hat. Auch die politische Kontroverse zwischen dem ‚konservativen Metaphysiker' Reppenfries und dem ‚modernen' Hanswerner in „Der junge Mann" zeichnet sich nach Hárs dadurch aus, dass der Diskussionsgegenstand „in der Textur ihres Gesprächs befangen" (S. 90) bleibt. Hat sich die Forschung hinlänglich damit befasst, welche Position sich am Ende des Gesprächs durchsetzt bzw. welcher die Sympathie des Autors/Textsubjekts zufällt, vertritt Hárs die Meinung, dass in dieser Passage nicht nur keine „Klärung entgegengesetzter Standpunkte" (S. 89) vorgeführt werde, sondern die Figuren selbst bereits eine so große interne Diskrepanz aufwiesen, dass es dem Text zuwiderlaufe, überhaupt „festschreiben zu wollen, was die eine und die andere Figur meint" (S. 88). Widersprüchlichkeit entsteht bei Strauß somit nicht deshalb, weil der Text „eine Position außerhalb des Textes einnimmt" (Stefan Willer: Botho Strauß zur Einführung. Hamburg 2000, S. 90), sondern weil er selbst über keine ‚eigentliche' Position verfügt. Gleichwohl will sich Hárs die dekonstruktive Rede von einem ‚Text ohne Bedeutung', die nur wieder einen festen, wenn auch negativen Sinnzusammenhang konstruieren würde, nicht zu Eigen machen. Ihm geht es vielmehr darum, die Interpretation vor einer „allzu schnellen Abrundung zu bewahren" (S. 74) und die Vielstimmigkeit von Texten anzuerkennen.

Indem der Verfasser literarische, essayistische und wissenschaftliche Texte gleichsam gegen sich selbst wendet, gelingt es ihm immer wieder auf plausible Weise, deren „vermeintliche Sinnkonsistenz [...] zu destabilisieren"

(S. 106). Allerdings: So originell dieses Verfahren zweifellos ist, so scheint es doch nicht nur eine heuristische Methode zu begründen (was Hárs ja ausdrücklich *nicht* intendiert), sondern gelegentlich auch primär einer Lust an der Inszenierung der eigenen Unkonventionalität geschuldet zu sein.

Ganz undogmatisch gebrochen wird Hárs' gelegentlich etwas dogmatisch anmutende Undogmatik dann aber im letzten Kapitel des Buches, das dem Prosatext „Beginnlosigkeit. Reflexionen über Fleck und Linie" gewidmet ist. Zwar findet sich auch hier eine (in diesem Fall extrem produktive) destabilisierende Lektüre: Der Verfasser argumentiert gegen eine sich beim ersten Lesen des Textes aufdrängende und von der Forschung bestätigte Präferenz des Erzählers für die Fleckmetapher und zeigt auf, dass die Linienmetapher in „eminenter Weise mit dem Menschen in Beziehung steht" (S. 181) und deshalb vom Text keinesfalls marginalisiert werde. Auf diesem Umweg gelingt es, die Poetik des Flecks letztlich doch zu bestätigen. Denn erst die herausgearbeitete Gleichwertigkeit von Fleck und Linie vermag dem heterogenen Charakter des Flecks ganz zu entsprechen – und damit eine „neue[] ästhetische[] Engstirnigkeit [...], nun auf Mandelbrot-Basis" (Botho Strauß: Beginnlosigkeit. München 1997, S. 69), zu verhindern. Die Pointe dieses Kapitels zu dem wahrscheinlich kompliziertesten Text aus Strauß' Oeuvre besteht dann aber darin, dass sich Hárs (ganz entgegen seiner sonstigen Gewohnheit) mit einigem Erfolg um eine Strukturierung des unübersichtlichen Werkes bemüht. Wo andere Forschungsliteratur vor der Zusammenhangslosigkeit der Textblöcke kapituliert und etwas hilflos eine Überforderung des Lesers zur Wirkungsabsicht erklärt (in Hárs' Richtung wies bisher nur Susanne Lämmermann: ‚Für unser Werk, mein Liebster!' Die Thematisierung von Produktion im Erzählwerk von Botho Strauß. Frankfurt/M. u.a. 1996, S. 63 f.), konzentriert sich der Verfasser auf den Nachweis, dass auch der Erzähler dieses Textes „in eine Geschichte verstrickt" (S. 196) ist. Während die Erzählinstanz auf diskursiver Ebene Phänomene der Beginn- und Endlosigkeit umkreist, bleibt ihr Erzählen, so Hárs' Ergebnis, gleichwohl von Anfang, Mitte und Ende und damit von der „Unaufhebbarkeit des Narrativen" geprägt – so dass „Beginnlosigkeit" als ein „unterschwelliges Plädoyer fürs narrative Prinzip" (S. 198) verständlich wird.

Spätestens an dieser Stelle zeigt sich schließlich doch eine inhaltliche Verbindung zwischen den singulären Strauß-Lektüren in Hárs' Buch: Deutlich wird, dass Strauß' Texte insgesamt – und besonders dort, wo sie sich von konventionellen Erzählstrategien abzusetzen versuchen – „im Narrativen [...] stärker verwurzelt" (S. 202) sind, als es zunächst den Anschein hat. Zwar wird mit dieser übergreifenden Beobachtung der radikalen Singularitätsthese des Eingangskapitels widersprochen, damit aber gleichzeitig verhindert, dass sich jener im Namen einer Offenheit gegenüber dem Text geforderte Verzicht auf eine „verallgemeinernde Zusammenschau" (S. 51) selbst verabsolutiert.

Während sich Hárs an mehreren Stellen darum sorgt, ob sein theoretischer Ansatz und die Textanalysen womöglich

„einander verfehlen" (S. 7) könnten, ließe sich zum Schluss in einer ‚hárs-schen Kehre' fragen, ob der Zusammenhang zwischen beiden nicht größer ist, als es dem Verfasser lieb sein sollte. Denn mindestens ebenso evident wie der Einfluss der Singularitätsthese auf die Strauß-Lektüren scheinen die Auswirkungen der Strauß-Lektüren auf das theoretische Modell zu sein. Mit anderen Worten: Wenn die von Hárs konstatierte Selbstwidersprüchlichkeit und Uneinheitlichkeit tatsächlich in den straußschen Texten angelegt ist (und dafür spricht einiges), ist eine Interpretationstheorie, der es auf eben solche Attribute ankommt, für die Analyse *dieser* Texte zweifellos besonders geeignet. Ob die Theorie damit aber der Lektüre wirklich vorgängig und vor allem: Ob die Singularitätsthese tatsächlich „nicht Strauß-spezifisch" (S. 9) und als eigenständige Theorie auf beliebige Texte anderer Autoren mit Gewinn anwendbar ist, bleibt deshalb mit vielen Fragezeichen versehen. Doch was immer man gegen die singuläre Lektüre prinzipiell auch einwenden mag: Strauß-Interessierte sollten sich weder vom theoretischen Vorlauf noch vom bisweilen etwas hermetischen Stil des Buches abschrecken lassen. Die zahlreichen, durchweg überraschenden Lektürefrüchte dieser inspirierenden Arbeit dürfen der Strauß-Forschung nicht entgehen.

Torsten Hoffmann (Göttingen)

Harweg, Roland: Situation und Text im Drama: eine textlinguistisch-fiktionsanalytische Studie am Beispiel von Friedrich Dürrenmatts tragischer Komödie ‚Der Besuch der alten Dame'. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2001 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 182). 374 S.

Der Leser von Roland Harwegs Buch sieht sich mit einer zweifachen Herausforderung konfrontiert. Obwohl es sich bei diesem Buch natürlich nicht um einen fiktionalen Text handelt, drängt sich ihm fast der – in Harwegs Konzeption zentrale – um das Adjektiv „allmählich" ergänzte Begriff „Sich-Fiktivisieren" auf, will man den viel Konzentration und Aufmerksamkeit verlangenden Prozess charakterisieren, den der Leser angesichts des vom Autor gepflegten Stils durchlaufen muss. Andererseits muss sich insbesondere jener Leser, der sich in erster Linie mit Literaturwissenschaft beschäftigt, tiefer und tiefer in eine Welt vorwagen, die zwar seine gewohnte Welt nicht in Frage stellt, aber doch aus einer spezifisch-anderen Perspektive beleuchtet. Wer sich aber sowohl auf den Stil als auch auf die – von den üblichen Ansätzen sich wesentlich unterscheidende – Perspektive Harwegs einlässt, wird in ein textlinguistisch begründetes Denksystem eingeführt, das – trotz der vom Autor angesprochenen „Radikalität seiner Dramenkonzeption" (S. xi) – von einer strengen argumentativen Disziplin und Logik beherrscht wird.

Doch worin besteht die erwähnte Radikalität? Im Vorwort listet Harweg einige Aspekte auf, die eine Neudeutung der Ebenen und Bestandteile, aber auch des Phänomens „Drama" überhaupt begründen sollen. So unterscheidet er zwei Existenzformen des Dramas, nämlich die „Buchform" und die „Bühnenform", die im dritten bzw. vierten Kapitel ausführlich analysiert werden. Wie schon der Titel des Buches zeigt, wird auch zwischen „Situation" und „Text" unterschieden. Der erstere der Begriffe hängt mit dem – von Harweg ebenfalls „radikal" verstandenen und konsequent applizierten – Prinzip der „Fiktivweltlichkeit" der Bühnenform des Dramas zusammen: Diese Bühnenform des Dramas wird nicht als symbolisch chiffrierte Kommunikation zwischen Dramenautor/Regisseur und Publikum betrachtet, sondern als eine autonome fiktive Welt, der lediglich eine werkimmanente, „sich-fiktivisierte" Betrachtungsweise entsprechen kann. Dieser Standpunkt erlaubt keine Mischung von Fiktivem und Nichtfiktivem und fordert einerseits die Trennung vom sie schöpfenden Dichter, andererseits eine Betrachtung ausschließlich aus dem Blickwinkel derer, die der fiktiven Welt nicht durch Versetzung, sondern durch „Geburt" angehören. Damit aber auch die Zuschauerperspektive nicht zu kurz kommt, werden die Dramentexte auch mit den Augen des Publikums beobachtet, jedoch meint dieses Publikum in Harwegs Theorie einen, wenn auch nicht genuinen, aber ebenfalls fiktiven, d.h. fiktivisierten, ideellen Zuschauer.

Der Begriff „Text" deutet ebenfalls auf eine Besonderheit des Buches hin, nämlich darauf, dass Dürrenmatts Komödie mit einem textlinguistischen Instrumentarium untersucht und letztendlich unter dem Gesichtspunkt der multitextuellen Struktur des Dramas befragt wird.

Im ersten Kapitel werden die Unterschiede zwischen den beiden Existenzformen ausgearbeitet. Obwohl die Buchform – dank der von der Literaturwissenschaft „Nebentext" genannten Bühnen- und Regieanweisungen – textuell umfangreicher ist, impliziert das nicht die Zweitrangigkeit der Bühnenform, weil deren textuelles Defizit durch Wirklichkeit und Verdinglichung, also durch ihre Unmittelbarkeit und Konkretheit ausgeglichen wird. Um die Übersichtlichkeit und die allgemeine, über das konkrete Drama hinausgehende Geltung der späteren Untersuchungen zu sichern, abstrahiert Harweg von der Vielfalt der konkreten Aufführungen des Stückes und er setzt eine abstrakte Bühnenform – „Bühnen-Urform" genannt – voraus, die als eine Art Urbild jeder konkreten Realisierung zugrunde liegt und zugleich als das semantische Korrelat der Buchform fungiert.

Im zweiten Kapitel werden die Merkmale fiktionaler Erzähltexte behandelt. Im Vergleich zu den zwei Existenzformen des Dramas sind fiktionale Erzähltexte situations- und textebenen-typologisch „einfachere" Texte, die nur eine Existenzform aufzeigen. Somit eignen sie sich sehr gut als Folie für die Analyse dramatischer Texte. Dieses Kapitel ist von grundlegender Bedeutung für das Verstehen der späteren Ausführungen, denn hier werden erstens solche zentralen Begriffe wie „Fiktionalität" vs.

„Fiktivität" definiert und zweitens deren sprachliche Manifestation im Bereich der „fiktionalen Erzähltexte" behandelt. Auf Grund der Fiktionalität sieht Harweg diese Texte auf zwei Ebenen angesiedelt; eine These, die auf einem konsequenten Weiterdenken der wohlbekannten Dichotomie „Autor-Erzähler" beruht.

In seiner Auffassung sind die fiktionalen Erzähltexte als Fiktionen „Erfindungen und Setzungen" (S. 2) und gehören unserer nicht-fiktiven Welt an, d.h. sie sind fiktional, aber nicht fiktiv. Ihre sog. „Fiktionsfunktion" besteht darin, eine fiktive Welt zu schaffen. Die nicht-fiktiven Dichter und Leser, also die Produzenten und Rezipienten der fiktionalen Erzähltexte als Fiktionen, gehören ebenfalls unserer nicht-fiktiven Welt an. Die fiktionalen Erzähltexte als Erzählungen sind nach Harweg Wiedergabe von Geschehenem und gehören einer fiktiven Welt an, d.h. sie sind nicht fiktional, aber fiktiv. Der „Fiktionsfunktion" der Fiktionen entspricht in diesem Fall die „Erzählfunktion", die darin besteht, dass die fiktionalen Erzähltexte als Erzählungen Bestandteile der fiktiven Welt sind und eine Geschichte derselben fiktiven Welt erzählen. Die Produzenten und Rezipienten dieser Erzählungen sind einerseits der fiktive Erzähler, andererseits die (genuin oder nicht-genuin) fiktiven Leser oder Hörer. Was die sprachliche Manifestation des Produktes des Zusammenspiels der zwei Ebenen, also des fiktionalen Erzähltextes, anbelangt, stellt Harweg fest, dass darin ausschließlich die sprachliche Form der Erzählung präsent ist, während die sprachliche Form der Fiktion nicht mehr zu fassen ist. Die Fiktionsfunktion wird nicht im eigentlichen Erzähltext sprachlich rekonstruierbar, sondern in den Texten, die dem Erzähltext vorausgehen oder folgen, also entweder in Inhaltsentwurfsmitteilungen oder in Inhaltswiedergaben.

Diese Unterscheidung von Fiktion und Erzählung erweist sich im dritten Kapitel als eine praktische und gut brauchbare Konstruktion. Hier wird die Buchform des Dramas neben die fiktionalen Erzähltexte gestellt, um die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den beiden aufzeigen zu können. Die zentrale Frage dabei ist die nach der buchdramatischen Entsprechung des fiktiven Erzählers in fiktionalen Erzähltexten. Wenn man den Erzähltext als Rede der narratologischen Instanz, also des fiktiven Erzählers auffasst, stellt sich die Frage, wessen Rede die Buchform des Dramas sein kann, da das Drama auch ein fiktionaler Text ist. Da es sich offenbar nicht um die Rede eines fiktiven Erzählers handeln kann, muss man nach einer anderen, ebenfalls fiktiven Instanz suchen, in die sich nach Harweg der Dramenautor spätestens im Augenblick der Niederschrift des Rahmentextes verwandelt. Bei der Beantwortung dieser nicht einfachen Frage erweist sich ebenfalls das Tempus der zwei Texte als entscheidend. Da im Gegensatz zum Präteritum der Erzähltexte die Buchform des Dramas vom Präsens beherrscht wird, soll auch die entsprechende fiktive dramatische Instanz jemand sein, der Gegenwärtiges schildert, also „im Verhältnis der Gleichzeitigkeit zum Akt [seiner] Beschreibung" (S. 6) steht. Dafür entwickelt Harweg verschiedene Modelle, die eine solche Instanz begründen

können: Das „Reportage- und das Protokollmodell", das „Inhaltswiedergabe-Modell" und schließlich ein „multiples Modell", das eine Verschmelzung der beiden ersteren repräsentiert, in dem jedoch das zweite die Hauptrolle spielt. Nach einer ausführlichen Darstellung der Vor- und Nachteile der einzelnen Modelle, die die diskutierten Punkte auch für den Leser gut nachvollziehbar machen, erweist sich das Inhaltswiedergabe-Modell als produktivstes, indem es die Buchform des Dramas als eine Art Inhaltsangabe definieren lässt, deren Objekt Harweg in der Bühnenform, genauer in der abstrakten Urform aller konkreten Inszenierungen situiert. Diese Urform als eine bereits objektivierte Idee des Autors liegt der Buchform zugrunde, die ihrerseits eine „integrale und originäre Inhaltsangabe" (S. 13) von etwas bereits Existierendem und Geschehenem ist. Dieser Gedankengang ermöglicht auch die Folgerung, dass – ähnlich wie der im Akt des Schreibens geschaffene fiktive Erzähler und nicht der nicht-fiktive Autor der Produzent der Erzählform eines fiktionalen Erzähltextes ist – der Produzent der Buchform eines Dramas ebenfalls nicht der nicht-fiktive Dramatiker ist, sondern ein Inhaltserzähler oder -deskribent. Als letzte zu entscheidende Frage bleibt, ob dieser Deskribent eine fiktive oder nicht-fiktive Gestalt ist. Da die als Inhaltswiedergabe definierte Buchform des Dramas ein fiktionaler, aber nicht-fiktiver Text ist, kann auch der Produzent nur diese Merkmale haben, eine Feststellung, die die These zu erschüttern scheint, dass der „Inhaltsdeskribent" die dramatologische Entsprechung des fiktiven Erzählers sei. Als Kompromisslösung schlägt Harweg deshalb den Begriff „(Selbst-)Investierung" (S. 15) vor: Der mit dem Deskribent personalidentische Dramenautor schlüpft in diese Rolle wie in ein Kleid, wobei er die Welt – also seine und auch unsere nicht-fiktive Welt – nicht wechselt.

Nach der Sicherung der theoretischen Grundlage steht der komplexen textorientierten Untersuchung nichts mehr im Wege. Im dritten bzw. vierten Kapitel findet der Leser eine bis ins kleinste Detail gehende und mit bewundernswerter Disziplin durchgeführte Dekonstruktion und Rekonstruktion sowohl des – nach Harweg auch den Titel bzw. das Personenverzeichnis beinhaltenden und somit nicht erst mit der ersten Regieanweisung beginnenden – Buchtextes als auch der Bühnen-Urform. Bei der textlinguistischen Untersuchung der Buchform dominieren die Aspekte der Textkonstitution: Mit schier unermüdlicher Ausdauer beschreibt Harweg die texteinleitenden bzw. textsubsequentialen Ausdrücke; darauf folgt die exemplarische Beschreibung von drei Textabschnitten. Sie zu lesen ist deshalb spannend, weil man hier die Gelegenheit hat, bei der Übertragung der ausgearbeiteten Begriffe auf den Dürrenmatt'schen Text nicht nur Harwegs Konsequenz, sondern auch das eigene Verständnis zu überprüfen.

Wegen der zahlreichen und sich immer weiter verzweigenden Kapitel und Unterkapitel fühlt man sich am Anfang wie in einem Labyrinth. Dieses Gefühl verschwindet aber wie auf einen Schlag, wenn man schließlich feststellt, dass diese komplexen textologischen und

strukturellen Untersuchungen zur Buchform eine erfolgreiche Beweisführung zur Anfangsthese darstellen, nach der der von den Bühnenanweisungen gebildete Rahmentext den Auseinanderfall des Haupttextes in eine Vielzahl von selbständigen Texten verhindert. Im vierten Kapitel, dessen Gegenstand sowohl die genuin-fiktive (d.h. die aus der Sicht der fiktiven Personen der Handlung betrachtete) als auch die nichtgenuin-fiktive (d.h. die aus der Sicht der sich fiktivisiert habenden ideellen Zuschauer betrachtete) Bühnen-Urform ist, gelangt Harweg, was die Anzahl der „Texte" dieser Existenzform betrifft, durch die Untersuchung der nichtsprachlich-situationellen als auch der sprachlich-textuellen Bestandteile der beiden Bühnen-Urformen zum umgekehrten Ergebnis: Obwohl der Rahmentext der Buchform, der den Zusammenhang des Buchtextes gesichert hat, auch in der Bühnenform – „durch seine Denotate ersetzt, also in nichtsprachlich-situationelle Wirklichkeit übersetzt" (S. 163) – präsent ist, bilden „die alleinigen Sprachbestandteile des Dramas", d.h. „die Äußerungen der Personen der Handlung [...] keinen zusammenhängenden Text" (S. 163), da „die Äußerungsfolge der Personen der Handlung eines Dramas in der Regel [...] an zahlreichen Stellen syntagmatisch substitutionell unverbunden ist und somit aus einer Mehr-, ja Vielzahl emischer Texte besteht" (S. 164). Dadurch wird das für die Interpretation der Buchform als Folie verwendete Modell der fiktionalen Erzähltexte im Falle der Bühnenform zu einer Kontrastfolie.

Aus der Perspektive des eher der Literaturwissenschaft verpflichteten Lesers bietet Roland Harwegs Buch aus mehreren Gründen eine spannende Lektüre: Die Konzentration auf das textuell Gegebene und die Akribie der Untersuchung, die letztendlich die Frage beantworten soll, wie die Sprache in einer bestimmten – sei es auch der dramenweltlichen – Situation funktioniert, soll nicht im Kontrast zur literaturwissenschaftlichen Fragestellung stehen. Die textlinguistische Perspektive kann als Grundlage dienen, um die auf die symbolische Ebene der literarischen Texte ausgerichteten Interpretationen auf ihre Exaktheit hin zu überprüfen und zu ergänzen. In dieser Hinsicht bilden jene Stellen in Harwegs Buch, an denen im „Rekonstruktion" genannten Prozess sogar einige Sätze des Dramenautors Dürrenmatt „korrigiert" werden, echte Highlights. Weiterhin kann man Harweg nur darin zustimmen, dass das zufällig ausgewählte Stück „Der Besuch der alten Dame" „alles andere als ein unglückliches Beispiel" (S. xiii) ist, weil dessen textlinguistische Interpretation unsere Vorstellungen über den Entstehungsprozess und die allgemeinen Regeln der Dramenschreibung zu ergänzen vermag. Insbesondere in ihrer Präzision und Konsequenz sei Harwegs textlinguistisch-fiktionsanalytische Studie der literaturwissenschaftlichen Dramenanalyse zur Nachahmung empfohlen.

Lehel Sata (Pécs)

Hoberg, Rudolf; Hoberg, Ursula: Német nyelvtan. [Deutsche Grammatik.] Hg. von Csaba Földes. (Aus dem Deutschen übersetzt von Mária F. Horváth). Budapest – Mannheim: Akadémiai Kiadó – Dudenverlag, 2002. 434 S.

Die ungarische Fassung der kleinen Duden-Grammatik (Der kleine Duden. Deutsche Grammatik. Bd. 4, Mannheim, 1997) entstand im Rahmen einer langjährigen Kooperation zwischen den germanistischen Lehrstühlen der Universität Darmstadt in Deutschland und der Universität Veszprém in Ungarn. Die ungarische Ausgabe, die nach der rumänischen (*Gramatica limbii germane*, 1996), serbischen (*Gramatika nemačkogo jezika*, 1999), litauischen (*Vokiečiu kalbos gramatika*, 1999) und portugiesischen (*Gramática de Alemão*, 2001) Ausgabe nunmehr die fünfte Umsetzung in eine fremde Sprache darstellt, will diejenigen Leser ansprechen, die auf eine leicht verständliche, aber dennoch niveauvolle Darstellung der deutschen Grammatik Wert legen. Die Zielgruppe der hier rezensierten Ausgabe sind vor allem Studierende (Abiturienten vor der Reifeprüfung, Studenten der Germanistik, aber auch Studierende anderer philologischer Richtungen). Zudem können ungarische Germanisten und Deutschlehrer im DaF-Bereich sie als eine Art Grammatik-Kompendium verwenden.

In der vorliegenden Rezension geht es nicht um eine Charakterisierung der deutschen kleinen Duden-Grammatik, dies geschah bereits an anderen Stellen. Wir wollen vor allem Problemstellungen unter die Lupe nehmen, die bei der sprachlichen Adaption einer Grammatik unvermeidlich auftauchen. Die Diskussion betrifft dabei weder die sprachliche Korrektheit noch die Stilistik. Dies wird gewiss noch von besseren Kennern der ungarischen Sprache in Angriff genommen. Wir wollen uns vor allem auf konzeptionelle, terminologische und kontrastive Problemkreise konzentrieren bzw. auf einige strittige Punkte in der ungarischen Version hinweisen.

Der grammatische Begriffsapparat, mit dessen Hilfe die gegenwärtigen indoeuropäischen und finnougrischen Sprachen beschrieben werden, geht bekanntlich auf die griechisch-lateinische Tradition zurück. Im zwanzigsten Jahrhundert gab es aber Bemühungen, statt der lateinischen Formen endemische Fachausdrücke zu bilden. Seit etwa den 60er Jahren kann man in der Germanistik einerseits eine Rückkehr zur alten Terminologie beobachten, andererseits entstehen neue grammatische Theorien bzw. ältere bereits existierende Konzeptionen erleben einen großen Aufschwung. In den neueren Duden-Grammatiken hat dieser Trend seine Spuren hinterlassen. Man bevorzugt Termini lateinischer Herkunft; der Duden-Tradition getreu verwendet man aber doch einige deutsche Begriffe. Gelegentlich werden Termini aus neueren Konzeptionen, vor allem aus der Dependenzgrammatik und teilweise der generativen Grammatik verwendet.

Moderne Grammatiktheorien haben eigene terminologische Ausdruckssysteme entwickelt, die nicht selten sogar

„innerhalb" einer Theorie (und Sprache) diskrepant sein können. Diese Ungleichheit betrifft nicht nur den formalen Gebrauch der Termini und ihre Systemhaftigkeit, sondern auch gewisse inhaltliche Fragestellungen. Für ein und dieselbe grammatische Erscheinung gibt es bekanntlich nicht selten mehrere Bezeichnungen, aber oft bezieht sich auch eine Bezeichnung auf divergente Erscheinungsformen der Sprache. Der kleine Duden hat zwar eine nüchterne Kompromisslösung gefunden, die in der deutschen Sprache reibungslos funktionieren kann, aber bei der Umsetzung der Terminologie in ein anderes sprachliches Milieu können ab und zu Schwierigkeiten auftreten. Dies betrifft mehrere Sachverhalte, u.a. die im Ungarischen nicht vorhandenen sprachlichen Phänomene sowie die Tatsache, dass das ungarische terminologische System an bestimmte Traditionen gebunden und in vieler Hinsicht konservativ ist. Ungarische „Generativisten" können dies bestimmt bestätigen. Für die Übertragung deutscher Fachbegriffe bieten sich mehrere Möglichkeiten an: Man kann neutrale lateinische Ausdrücke oder den bereits im Ungarischen vorhandenen Begriffsapparat verwenden (dabei muss man sich stets der Gefahr bewusst sein, dass bestimmte sprachliche Erscheinungsformen im Ungarischen anders zum Vorschein kommen, bzw. u.U. nicht vorhanden sind). Eine brauchbare und einleuchtende Lösung ist, dass man neben dem im Ungarischen vorhandenen oder neu konzipierten Begriffsapparat die gängigen deutschen Bezeichnungen angibt. Der Herausgeber der ungarischen Fassung verwendet die bestmögliche Lösung: Bei der Behandlung der einzelnen Schwerpunkte werden (wenn auch nicht immer konsequent) die deutschen Bezeichnungen verwendet und die ungarischen Termini in Klammern angegeben oder umgekehrt. Oft waren die Bearbeiter der ungarischen Version gezwungen, die deutschen Bezeichnungen ins Ungarische zu übertragen und dadurch einige im Ungarischen nicht vorhandene oder nur selten gebrauchte Bezeichnungen zu kreieren. Hier nur einige Beispiele: Hauptverb = ‚főige', Funktionsverb = ‚funkciós ige', Ergänzung = ‚kiegészítő', Partikel = ‚partikula' usw. Dabei ist der Begriff ‚főige' eine elegantere Lösung als die herkömmliche Bezeichnung ‚teljes jelentésű ige'; mit den ‚Ergänzungen' tut sich der Leser etwas schwerer, da der Ausdruck schon in den verschiedenen deutschen Duden-Ausgaben nicht immer eindeutig ist. Ergänzungen sind in der kleinen Grammatik die traditionellen Satzglieder (Subjekt, Objekt und einige notwendige Adverbialbestimmungen) außer dem Prädikat. Hier gerät selbst der kleine Duden in eine terminologische Verwirrung, die die Aufnahme des dargestellten Stoffes seitens des dependentiell nicht geschulten Lesers erschweren kann.

Herausgeber und Übersetzer der ungarischen Fassung standen also vor einer nicht leichten Aufgabe: Die deutsche Vorlage in eine kultivierte und für den ungarischen Leser verständliche Sprache zu übertragen, den Stoff den neueren Anforderungen anzupassen, einen angemessenen terminologischen Apparat zu finden (oder – wo nötig – herauszuarbeiten) und dabei sogar dem „Geist der Duden-Reihe" treu zu bleiben.

Die ungarische Fassung ist mit dem deutschen Original nicht immer identisch. Einiges wurde begrüßenswerterweise aktualisiert, modernisiert, erweitert oder weggelassen. So wurde z.B. die ursprünglich etwas karge Darstellung der Vokale (Duden S. 58) erweitert und den Erwartungen und den vorausgesetzten Vorkenntnissen des ungarischen Lesers angepasst. Vielleicht hätte man dabei einige krasse Unterschiede im deutschen und im ungarischen Vokalsystem noch stärker hervorheben können. Das deutsche kurze offene [ɛ] wird beispielsweise von ungarischen Muttersprachlern fast ausschließlich als ein sehr offenes (breites) [æ] ausgesprochen – ein signifikantes Merkmal, um einen Deutsch sprechenden ungarischen Muttersprachler leicht identifizieren zu können. Das schwachtonige [ə] kommt in der ungarischen Fassung erst auf Seite 74 vor, ohne davor erklärt zu werden.

Die Behandlung des Konsonantensystems bedürfte ebenfalls einiger weiterer Erklärung. Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit sind in beiden Sprachen unterschiedliche phonetische Erscheinungsformen. Hier hätte man vielleicht kurz auf die Behauchung einiger Konsonanten oder auf die Auslautverhärtung eingehen können. Inwieweit eine Adaption vom Original abweichen kann, bedarf sicherlich einer Absprache zwischen Verfasser und Herausgeber bzw. Übersetzer der Adaption, wir lassen daher diese Frage offen.

Die ungarische Adaption ist an den meisten Stellen eine minuziöse Wiedergabe des Originals. Ein Problem kann u.U. dort auftauchen, wo man mit der Darstellung neuerer Forschungsergebnisse konfrontiert wird. In den neuesten deutschen Grammatiken werden Ergebnisse der Partikelforschung immer mehr berücksichtigt, der Begriff ‚Partikel' aber wird in der deutschen Fachliteratur nicht einheitlich behandelt. In den ungarischen Grammatiken ist der Begriff eigentlich unbekannt, man verwendet für sprachliche Phänomene, die mit den deutschen Abtönungspartikeln vergleichbar sind, lediglich den Terminus ‚módosítószó'. Die ungarischen Bearbeiter mussten für die in der ungarischen Fachterminologie nicht vorhandenen bzw. konträr bezeichneten sprachlichen Erscheinungen entsprechende ungarische Begriffe finden bzw. vorschlagen. Einige Vorschläge sind nicht nur brauchbar, sondern sogar sprachlich elegante Lösungen, z.B. ‚válaszpartikula' (‚Antwortpartikel') neben den im Ungarischen gängigen Begriffen ‚módosítószó' (‚Abtönungspartikel') und ‚tagadószó' (‚Negationspartikel'), andere hingegen mögen mitunter etwas schwerfällig wirken, z.B. ‚modalitást kifejező partikula' (‚Modalpartikel') oder ‚fokmérő partikula' (‚Gradpartikel'). Eine weitere Kategorie bilden die spezifischen Duden-Begriffe, für die Herausgeber und Übersetzer passende ungarische Bezeichnungen haben finden müssen. Zwei erfolgreiche Beispiele mögen genügen: ‚azonosító (állítmányi) kiegészítő' (‚Gleichsetzungsergänzung'), ‚határozói kiegészítő' (‚Adverbiale Ergänzung').

Die Duden-Ausgaben wollen einen breiten Leserkreis (nicht nur Germanisten oder an Deutsch interessierte Hungarologen) ansprechen. Dies zwingt die Verfasser zu vielen terminologischen

Kompromisslösungen zwischen Wissenschaftssprache und Alltagssprache. Dieses den Erwartungen des Adressatenkreises sonst vernünftige Entgegenkommen kann sich in einer anderen sprachlichen Umgebung etwas zuspitzen und gelegentlich zu umständlichen Formulierungen führen. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen: „A *ge-* kiesik, ha az igének két igekötője van: Wir haben die Zeitung abbestellt." (S. 104); „[...] a *ge-* és a *zu* az összetétel tagjai közé kerül" (S. 109); „A *von*-t akkor használjuk, ha [...]" (S. 151).

Obwohl die vorliegende ungarische Fassung manche Stellen der deutschen Vorlage den Erwartungen seitens des ungarischen Lesers angepasst hat, haben es die Herausgeber nicht gewagt, bereits vorliegende Ungeschicklichkeiten zu beheben. Unberührt bleibt die etwas strittige Darstellung der deutschen Syntax. Obwohl syntaktische Beziehungen mit dem Ausdruckssystem der herkömmlichen (Schul)grammatik behandelt werden, konnten die Verfasser des kleinen Duden der Versuchung nicht widerstehen, den dependenziellen Ansatz in die Beschreibung hineinzubringen. Dies hat die Adaption erheblich erschwert, da man neben dem bereits vorhandenen Begriffssystem einen minimalen Begriffsapparat der Dependenzgrammatik erstellen musste. Eine zweisprachige terminologische Wortliste könnte die Arbeit des in der deutschen Grammatik wenig kundigen Lesers wohl erleichtern. So muss man gelegentlich nach anderen bereits vorhandenen zweisprachigen Wortlisten greifen.

Das äußere Bild der Textgestaltung ist im Vergleich zum deutschen Original in gewisser Hinsicht weniger überschaubar, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, dass der Verlag statt *Desktop Publishing* ein *Office-Paket* verwendet hat.

Insgesamt: Allein schon die Tatsache, dass der interessierte ungarische Leser eine leicht verständliche und brauchbare Beschreibung der deutschen Grammatik in die Hand bekommt, ist eine anerkennenswerte Leistung. Wer Systemzusammenhänge und Konzeption in der Duden-Terminologie erkennt, dem kann die vorliegende Taschenausgabe, die einfach und bequem nachzuschlagen ist, als ein treuer Begleiter dienen.

Stefan Pongó (Nitra)

Jonas, Hartmut; Rose, Kurt: Computerunterstützter Deutschunterricht. Frankfurt: Lang, 2002 (= Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 48). 186 S.

Seit etwa 1980 wird der Einsatz des Computers als Unterrichtsmedium in der Fachliteratur diskutiert, in der Praxis erprobt und entweder euphorisch befürwortet oder ablehnend kritisiert. Der Computer hält auch allmählich Einzug in den Deutschunterricht, und so erweist sich diese Monographie, die eine ausgewogene Position zwischen Befürwortern und Gegnern einnimmt, als eine willkommene Lektüre für Deutschlehrer und Lehramtsstudierende. Auch Deutschlehrende, die den Computer als eine ihre Existenz gefährdende Konkurrenz be-

trachten, haben nicht die Möglichkeit, sich wie Maschinenstürmer zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu wehren, sondern müssen sich damit sukzessive anfreunden, dass sie ihren Lernern z.B. Gerhart Hauptmanns „Die Weber" oder Heinrich Heines Gedicht „Die schlesischen Weber" in Zukunft multimedial präsentieren müssen.

Schon der Titel „computerunterstützter" Unterricht impliziert, dass der Lehrer durch den Computer nicht ersetzt wird, sondern ihm ein neues Medium zur Verfügung steht, das wiederum seinen Unterricht unterstützt. Die Bezeichnung „computerunterstützt" wird in der Monographie auch konsequent verwendet, wodurch die in der Fachliteratur übliche Attribuierung „computergestützt" abgelöst wird. Der Terminuswechsel ist nachvollziehbar, denn die Anforderung an den Computer heißt nicht, den Unterricht generell zu stützen, sondern ihn stellenweise zu unterstützen.

Diese Unterstützungsfunktion wird von den Autoren in sechs Kapiteln dargestellt, die sich in drei übergreifenden Teilen zusammenfassen lassen. Im ersten, geschichtlichen Hauptteil wird die einschlägige Literatur, d.h. übergreifende, eher theoretisch angelegte Monographien und Aufsätze, die Erfahrungen mit dem Computereinsatz im Deutschunterricht reflektieren, referiert und mit Kommentaren versehen. Darüber hinaus bekommen wir von der Entwicklung des Medieneinsatzes im Deutschunterricht zu Beginn des vorigen Jahrhunderts über die Lage in der ehemaligen DDR und BRD bis zum aktuellen Medienverhalten in Deutschland einen Überblick.

Im zweiten, theoretischen Teil werden zum einen Lerntheorien (behavioristische, kognitive, konstruktivistische) als mögliche Software-Konzepte dargestellt. Während behavioristische Lerntheorien die ersten, technisch noch stark beschränkten Umsetzungsversuche computerunterstützten Lernens abdeckten und zugleich theoretisch legitimierten, tragen gegenwärtige Multimediaanwendungen vermehrt konstruktivistischen Lerntheorien Rechnung. Zum anderen erfahren wir hinsichtlich der angestrebten Medienkompetenz von Lernern auch wissenschaftsgeschichtliche sowie unterrichtsspezifische Überlegungen zum Kompetenzbegriff.

Im dritten, praxisorientierten Teil finden wir Anregungen und unterrichtspraktische Beispiele für den Einsatz des Computers im Sprach- und Literaturunterricht. Ein reiches Angebot an nützlichen Internetadressen erhöht den Praxisbezug. Exemplarisch sollen hier zwei Adressen als Fundgruben für den Literaturunterricht stehen: http://www.netzliteratur.de und http://www.literaturcafe.de.

Es ist unumstritten, dass ein zusätzliches Medium im Unterricht neue Wege eröffnet. Das berechtigt aber nicht zur Annahme, dass das neue Medium, der Computer, einen größeren Lernerfolg gewährleisten würde. Es gibt auch Softwares, in denen man z.B. altbekannte und herkömmliche Übungen „neu verpackt" vorfindet, ohne dass die Programme die spezifischen Möglichkeiten des Computers wahrnehmen würden. So bleibt natürlich auch der erhoffte zusätzliche Lerneffekt aus.

Welche Möglichkeiten bieten sich denn überhaupt an? Der Computer kann im Unterricht verschiedene Funktionen haben. Er kann z.B. als Lerngegenstand,

als Schreibwerkzeug, als Veranschaulichungsmittel, als Informationsträger, als Lernmedium, als Kommunikationsmedium, als Recherche-Instrument fungieren. Als Lerngegenstand kann er im Deutschunterricht aufgegriffen werden, indem über seine Möglichkeiten und Grenzen diskutiert wird, sowie durch die Behandlung literarischer Werke, die den Computereinsatz thematisieren. Auch das Vokabular im Zusammenhang mit dem Computer, das jeder Benutzer, so auch die Deutschlerner gebrauchen, kann im Deutschunterricht linguistisch analysiert und z.B. auf den starken Einfluss des Englischen hin beschrieben werden. Als Korpora können dabei Bedienungsanleitungen zu Hard- und Software oder Computerzeitschriften dienen. Der Computer wird als Schreibwerkzeug gebraucht, wenn der Lerner anstatt mit Bleistift oder Kugelschreiber mit dem Computer Texte schreibt und bearbeitet. Die Autoren machen den Leser darauf aufmerksam, welche Änderungen sich dabei im motorisch gestützten Gedächtnis des Lerners vollziehen müssen. Der Computer als Veranschaulichungsmittel kann im Unterricht z.B. Bücher, Bilder und Filme ergänzen oder ersetzen, da immer mehr CD-ROMs und DVDs zur Verfügung stehen. So eignet sich u.a. die multimediale Aufbereitung der CD-ROM mit dem Titel „Goethe in Weimar" zur Veranschaulichung von Goethes Lebenssituationen. Der Computer als Informationsträger bietet dem Lerner das Lesen elektronischer Literatur oder das Nachschlagen analog zum Nachschlagewerk, aber mit einigen Vorteilen. So sind z.B. in digitalen Wörterbüchern Lemmata miteinander verlinkt und gewährleisten dadurch Zugriffsschnelligkeit und -sicherheit. Die Autoren plädieren dafür, dass der Computer als Lernmedium nicht mehr in Frage gestellt werden sollte, sondern ein Kriterienkatalog hinsichtlich der Software zur Vermittlung und zum Einüben neuer Lerninhalte erstellt werden sollte. Es reicht z.B. nicht aus, sich bei der Software mit dem Vorteil einer sofortigen Auswertung der Lernerleistungen zufrieden zu geben, sondern ein Programm soll auch weiteren Anforderungen gerecht werden, wie der Ergänzbarkeit der Übungssequenzen zwecks Anpassung der Übungsinhalte an die Lernergruppe oder dem Übungsangebot zur Binnendifferenzierung für leistungsschwächere und -stärkere Schüler. Die Beweisführung, dass sich der Computer als Kommunikationsmedium im Deutschunterricht effektiv einsetzen lässt, liefert ein Bericht über virtuelle Rollenspiele in einem didaktisch aufbereiteten Chat-Raum. Wir erfahren, dass sich an dieser Kommunikation auch jene Lerner aktiv beteiligt haben, die sich als leistungsschwache und sozial isolierte Schüler herkömmlichen Wortmeldungen eher entziehen.

Beim Lesen dieses Buches wird man zum einen dazu ermutigt, das eigene Repertoire an Medien im Unterricht durch den Computer zu ergänzen, zum anderen wird man aber auch gleichzeitig realistisch daran erinnert, welche Schwierigkeit die notwendigen technischen Voraussetzungen bereiten können. In der Regel werden nämlich Deutschstunden nicht in Computerräumen gehalten, und im Klassenraum gibt es oft keinen Computer. In diesem Fall kann der Lehrer,

falls vorhanden, auf einen Laptop mit einem Bildprojektor ausweichen. Die zweite grundlegende Bedingung für den Computereinsatz bilden die Computerkenntnisse des Deutschlehrers. Diese können z.B. auf der terminologischen Ebene auch durch das Durchlesen des besprochenen Bandes erweitert werden. Der Leser wird mit Begriffen, wie *Browsing*, *Hypertext*, *Newsgroup* oder *Edutainment*, vertraut gemacht. Das Wort *Edutainment* entstand durch die Kontamination von zwei englischen Wörtern, nämlich *Education* und *Entertainment* und bedeutet so viel wie „unterhaltsames, spielerisches Lernen" (S. 84). Zum Verständnis von solchen neuen oder schon gehörten, aber nicht ganz vertrauten Begriffen wäre gewiss ein Sachregister hilfreich gewesen. Ich vermisse sogar ein Glossar – wie das in letzter Zeit oft in Einführungsbüchern als Anhang zu finden ist – als eigenständigen Teil des Buches, der unabhängig vom restlichen Text als Informationsquelle für Termini zum computerunterstützten Unterricht konsultiert werden kann.

Auch computerscheue, medial unerfahrene Deutschlehrer werden von diesem Buch angesprochen. Für sie gibt es nämlich den Vorschlag, sich auf computerbewanderte Schüler zu verlassen. Einerseits kann man bei technischen Pannen auf ihre Hilfe zurückgreifen. Andererseits können computerinteressierte Lerner beauftragt werden, einzeln oder in Gruppen Themen multimedial vorzubereiten und zu präsentieren und dadurch ganze Phasen der Unterrichtszeit eigenverantwortlich zu gestalten. Der Lehrer muss dabei eine umgekehrte Sozialisation (Lehrer lernt vom Lerner) durchleben, während er dennoch die Unterrichtstunde moderiert und koordiniert.

Dadurch ergeben sich neue Möglichkeiten und Veränderungen im Berufsbild einer Lehrkraft. Lehrer, deren Schwerpunkt mehr auf der Unterstützung und Förderung von Kompetenzen liegt als auf der Vermittlung von Faktenwissen. Das interaktive Lernmedium Computer eröffnet individuelle Wege, die dem Lernenden die Souveränität über die Zeit und den Ort zurückgeben und einen höheren Lernerfolg versprechen. Das soll aber nicht zum ständigen Computereinsatz im Unterricht führen, denn Berechtigung haben vor allem Übungs- und Präsentationsformen, die mit anderen Medien nicht realisiert werden können. Es ist aber unumstritten, dass der Computer beim Einüben und Erlernen von reproduzierbarem Wissen ein wichtiges Hilfsmittel sein und Lehrkräfte zum großen Teil auch entlasten kann. Exemplarisch wird von den Autoren eine Software aufgeführt, die sich bei der Rechtschreibschulung gut bewährt hat. Im Gegensatz dazu ist die Auswertung durch den Computer bei freien schriftlichen Eingaben eher unbefriedigend. Der Computer hat seine Grenzen, auch in der Vermittlung von sozialer Kompetenz. Verhaltensweisen und Handlungsmuster können mithilfe des Computers nicht eingeübt werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die technologischen Entwicklungen, die gesellschaftliche Kommunikationsstrukturen nachhaltig prägen, neue Perspektiven für den Deutschunterricht eröffnen. Sie ermöglichen

erstens neue Zugänge zu Inhalten, zweitens neue Lehr- und Lernmethoden und drittens neue Organisationsformen des Deutschunterrichts. Die Zeiten, in denen zeitaufwendige Arbeitsblätter für den Deutschunterricht mit Schreibmaschine, Schere und Klebstoff erstellt wurden, gehen allmählich zu Ende. Wer die Vorteile des neuen Mediums Computer für den Sprachunterricht ausnutzen möchte, steht vor einer spannenden Herausforderung und wird durch das Lesen des „Computerunterstützten Deutschunterrichts" gut beraten: Diese Arbeit hilft einem zwischen den zwei extremen Polen, Medienfaszination und Medienfurcht, einen gemäßigten, neutralen Platz einzunehmen und den Computer als ein Arbeitsmittel neben anderen zu betrachten.

Anna Reder (Pécs)

Kalász, Márton; Kovács, József László; Balogh, F. András; Komáromi, Sándor: Fejezetek a magyarországi német irodalom történetéből [Kapitel aus der Geschichte der ungarländischen deutschen Literatur]. Budapest: Lucidus Kiadó, 2002. (= Kisebbségkutatás könyvek). 447 S.

Die Titelwahl ist insofern berechtigt, da der Leser keine einheitlich konzipierte Darstellung einer regionalen Literaturgeschichte in der Hand hält, sondern eine bunte Auslese der Forschungsbereiche und -ergebnisse sowie der Arbeitsmethoden von József László Kovács (Károli-Gáspár-Reformierte-Universität, Budapest; Kapitel 2, 3 und 4), András F. Balogh (Eötvös-Loránd-Universität, Budapest; Kapitel 1, 5, 6, 7, 9 und 10) und Sándor Komáromi (Fremdsprachige Bibliothek, Budapest; Kapitel 8 und 11) mit einem kenntnisreichen Vorwort des Vorsitzenden des Ungarischen Schriftstellerverbandes Márton Kalász. Der Letztere wird im Band auch als Autor des Romans „Téli bárány" [Winterlamm], eines interessanten Beispiels ungarndeutscher Literatur in ungarischer Sprache aus den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, namentlich genannt.

Da der Band keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, wollen wir die einzelnen Kapitel nicht in der chronologischen Reihenfolge, sondern nach den Autoren gruppiert besprechen. Über die Anfänge der ungarländischen deutschen Literatur bzw. über das Mittelalter gibt *András F. Balogh* einen kurzen Überblick. An Werken fehlt es nicht, aber Balogh zweifelt daran, ob man von einer kontinuierlichen literarischen Entwicklung sprechen kann (S. 17). Die Autoren lebten am königlichen Hof (des Öfteren nur ein paar Jahre in Ungarn), als privilegierte Bürger auf dem sächsischen Königsboden in Siebenbürgen oder (vor allem) als Kleriker im In- oder Ausland. Zu Kontakten untereinander kam es kaum.

In weiteren fünf Aufsätzen beschäftigt sich *Balogh* mit seinem engeren Forschungsbereich: mit der Literatur der

Siebenbürger Sachsen. Im Mittelpunkt des ersten Aufsatzes steht der Romanschriftsteller Josef Marlin (1824-1849) bzw. dessen Vorstellungen über die anderen Nationen Siebenbürgens. Balogh stellt fest, dass Marlin zwar des Öfteren in seinen Werken an die Stereotypen und Vorurteile seiner Zeitgenossen anknüpft, sein Gesamtbild über die Ungarn und Rumänen weicht dennoch erheblich von dem gängigen ab. Es geht nicht einfach um eine Heraufbeschwörung des friedlichen Zusammenlebens der drei ständischen Nationen (nämlich das der Ungarn, der Szekler und der Sachsen). Die Ungarn – bzw. in seinen historischen Romanen die Hunnen als deren Vorväter – tragen barbarische Züge, ihre Zerstörungswut und Urkraft haben aber eine Mission: „die Bestrafung der verweichlichten antiken Zivilisation" und bieten die Chance „eines neuen Anfangs" (S. 222). Noch merkwürdiger ist, dass Marlin diese Rolle auch den Rumänen zuspricht, einer Nation, die damals sowohl von der europäischen Öffentlichkeit als auch von der ungarischen Intelligenz kaum wahrgenommen wurde. (Vgl. S. 221 ff.)

Die sogenannte „Blütezeit", die traditionsgebundene Literatur der Siebenbürger Sachsen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird von Balogh in erster Linie unter dem Aspekt der Identität analysiert. Dies entspricht auch den Zielsetzungen der „Blütezeit" selbst: Eine sächsische Identität der Landbevölkerung und des Kleinbürgertums zu schaffen und zu stärken. (Vgl. S. 237) Sie stützt sich nicht mehr auf die Idee der mittelalterlichen ständischen ‚natio' sondern auf die moderne, sprach- und kulturgebundene Nation. In diesem Sinne wird Sachsentum und Deutschtum gleichgesetzt und hochgewertet. Die Ungarn erscheinen in den historischen Romanen der „Blütezeit" als Gegenpol, also als etwas Negatives, und die Sachsen können sich nicht von der Königstreue lösen, ohne ihre eigene Selbstlegimitation zu gefährden. Diese basiert auf dem ‚Diploma Andreaneum', also auf den Privilegien, die sie vom König Andreas II. im 13. Jahrhundert erhalten hatten (S. 240-241). Nach dem Ausgleich im Jahre 1867, als die Autonomie der Sachsen aufgehoben wurde, blieben nur noch die Sprache und Kultur als identitätsstiftende Faktoren, meint Balogh in seinem nächsten Aufsatz (S. 264). Deshalb wird die Sprache selbst in den literarischen Werken thematisiert: Sprachliche Differenzen und Interferenzen veranschaulichen das vielschichtige Verhältnis der Figuren zur Sprache.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts erlebte die sächsische Literatur eine Erneuerung. Die Entfernung von den didaktischen Zielsetzungen der „Blütezeit" und die Suche nach neuen ästhetischen Normen brachte auch eine Umgestaltung des Ungarnbildes mit sich. Balogh stellt aber fest, dass die alten Vorurteile noch lange weiterleben und erst das Erlebnis der Kriegskameradschaft im Ersten Weltkrieg ungarnfreundliche Äußerungen hervorrufen kann. Eine tiefgreifende Umstrukturierung erfolgt jedoch in den 1920er Jahren, innerhalb des staatlichen Rahmens des neugebildeten Groß-Rumäniens also. Der neuentdeckte Transylvanismus, die historische Schicksals- und Kulturgemeinschaft der Siebenbürger Völker, wird als tolerantes Zusammenleben und ständiger

Kulturtransfer in die ergangenheit verlegt und mythisiert – die Zukunft verlief allerdings ganz anders. (Vgl. S. 365 f.)

Seinen letzten Aufsatz widmet Balogh dem „vorletzten siebenbürgisch-sächsischen Schriftsteller", Adolf Meschendörfer (1877-1963) – ein schönes und nicht ganz unrechtes Kompliment in Richtung von Joachim Wittstock, dem angeblich „letzten" (S. 393). Meschendörfer rechnet mit dem (Zwangs)optimismus der „Blütezeit" ab, verzichtet auf die für identitätstragend gehaltene Gattung des historischen Romans. Er knüpft an die neuen ästhetischen Stilrichtungen (z.B. den Naturalismus) an und prophezeit die Auflösung des Siebenbürger Deutschtums. Während des Krieges und der kommunistischen Diktatur lebt er zurückgezogen, da seine Prophezeiung bereits – wie Balogh meint – in Erfüllung ging (S. 410).

József László Kovács erforscht in drei Kapiteln eine andere Region: die Stadt Ödenburg (Sopron) und das westliche Transdanubien. Weder das gewählte Forschungsgebiet noch die bearbeitete Zeitperiode (16-19. Jahrhundert) gestattet, von einer *deutschen* Literaturgeschichte zu sprechen. Die Bevölkerung der Stadt Ödenburg war zwar bis zum 20. Jahrhundert vorwiegend deutschsprachig, aber diese Region hatte – im Gegensatz zum sächsischen Königsboden – eine politische Autonomie, bildete keine wirtschaftliche Einheit und bildete dementsprechend auch keine eindeutige und explizit deutsche Identität aus. Im Aufsatz über das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation (16.-17. Jahrhundert) werden z.B. beim Thema der Emblematik die ungarischsprachigen Werke von Ferenc Wathay und die deutschsprachigen von Christoph Lackner nebeneinander besprochen, von den lateinischen der beiden ganz zu schweigen. Kovács schreibt Kulturgeschichte im erweiterten Sinne: Der Leser erfährt etwas über die Kämpfe für die Reformation, die Organisation der konfessionellen Schulen, den ausländischen Universitätsbesuch der Ödenburger Jugend, die städtischen Chroniken und die Struktur der örtlichen Mäzenatur.

Ähnlich strukturiert Kovács seinen Aufsatz über die Ödenburger Aufklärung im 18. Jahrhundert. Der Titel „Aufklärung" scheint nicht ganz treffend zu sein, da die Kirchenreden von Abraham a Santa Clara und Abraham Aegidius Dobner von Kovács selbst als Barockwerke eingestuft werden. (Vgl. 149 f.) Besonderen Wert legt er auf die Darstellung der deutsch-ungarischen Kulturkontakte. Dazu gehören die Peregrination an deutschländische Universitäten, der Versuch zur Gründung einer literarischen Zeitschrift in Gottscheds Manier sowie Briefe von Ödenburger Studenten an deutsche Persönlichkeiten wie Schiller und Gellert. Die Identifizierung des vermutlich unter einem Pseudonym korrespondierenden Schöngeistes ist zwar nicht ganz überzeugend (vgl. 157 ff.), die Bedeutung solcher Kontakte kann aber nicht hoch genug geschätzt werden. Fast gleichzeitig begannen die deutschsprachige Therese Marie von Artner (Theone) und die ungarischsprachige Judit Dukai Takách ihre literarischen Laufbahnen in den 1770er Jahren: Hier kann man jedoch nicht mehr über *eine* Literatur in mehreren Sprachen sprechen. Kein Zufall, dass sich die beiden Dichterinnen vermutlich nie trafen. Kovács berichtet im

Weiteren auch über die kulturelle Leistung von Ödenburger Topographen, Ärzten, Botanikern und einfachen familiären Chronisten.

Der dritte Aufsatz über die Periode 1800-1850 ist leider kürzer und weniger detailliert. Das ist umso bedauernswerter, da in dieser Zeit bereits ästhetisch gebildete und talentierte Literaten mit Qualitätswerken nachzuweisen sind. Der ungarischsprachige János Kis wurde zu einem der gefeiertesten Dichter seiner Epoche, eine Tatsache, die wegen seiner Orientierung an deutschen Mustern und seiner Vermittlungsrolle betont werden muss. Der deutschsprachige Leopold Petz wurde bloß durch seinen peripheren Herkunftsort daran gehindert, am binnendeutschen literarischen Geschehen aktiven Anteil zu haben. Der produktivste Schriftsteller von Ödenburg, Moritz Kolbenheyer, trat bereits vor der Märzrevolution mit seinen Frühwerken an die Öffentlichkeit – und zwar nicht nur mit Predigten, die auch Kovács erwähnt, sondern auch mit seinen ersten Übersetzungen ungarischer Lyriker. Die Personennamen werden von Kovács fast immer in der ungarischen Form angegeben, was nicht immer berechtigt zu sein scheint.

Anders als Balogh und Kovács versucht *Sándor Komáromi*, eine kleine „Epochenmonographie" über die Zeit zwischen dem Freiheitskampf 1848-1849 und dem Ersten Weltkrieg zu geben. Dementsprechend bleibt weniger Platz für ästhetische Analyse, und einzelne Autorenporträts werden nicht herausgearbeitet. Stattdessen skizziert Komáromi die wichtigsten Tendenzen und untermauert sie mit einer Unmenge von literaturhistorischen Daten. Seiner Darstellung nach gab es nach 1848, und noch mehr nach 1867, drei Alternativen für die ungarndeutsche Literatur. (Vgl. S. 280) Budapest als kulturelles Zentrum brauchte bilinguale Kommunikation und ermöglichte einen regen Kulturtransfer, d.h. journalistische und Bühnengattungen bzw. die Übersetzung aus dem Ungarischen ins Deutsche. Eine traditionsgebundene und bewusst lokale Literatur konnte in den deutschsprachigen Randregionen, also im westlichen Transdanubien, in der Zips und in der sich neugestaltenden Region des Südens (Banat und Woiwodina) weiterleben. Schließlich stand auch die Möglichkeit der Auswanderung offen, die umso verlockender war, da Wien und Österreich kaum als Ausland zu bezeichnen waren. Diese Alternativen vermischen sich sogar in einzelnen Lebenswerken.

Als Abschluss des Bandes steht Komáromis Aufsatz über die Gegenwart seit der Erneuerung in den 1970er Jahren. Hier gibt es kaum miteinzubeziehende Sekundärliteratur, so geht Komáromi auch eher auf ästhetische Analysen ein. Die Tendenzen der Gegenwart zu erfassen ist immer schwieriger, aber man kann Komáromi zustimmen, dass es nach Krieg und Vertreibung um die nackte Existenz der ungarndeutschen Literatur ging. Die Kette der aufeinanderfolgenden Schriftstellergenerationen wurde mehrmals zerrissen, muttersprachliches Lesepublikum ist fast gänzlich verschwunden. Neben dem als tragisch erlebten Festhalten an der Sprache und Tradition boten sich die Auswanderung und der Sprachenwechsel als „Lösung" an.

Die einzelnen Kapitel des Bandes erfassen nicht nur verschiedene Regionen und Epochen, sondern gehen mit verschiedenen Methoden ans Werk. Balogh integriert des Öfteren auch ästhetische Analysen, seine Fragestellung ist aber im Allgemeinen imagologisch angelegt: Ihn beschäftigt vor allem das Ungarnbild der Sachsen bzw. das Verhältnis der beiden Kulturen. Kovács kann als Lokalhistoriker die Freude über seine Funde und den Stolz auf seine Heimat nicht verbergen, deshalb ist er auch nicht bereit, kulturhistorisch engere Grenzen um sein Forschungsfeld zu ziehen. Komáromi zeigt zwei Gesichter, das des fleißigen Positivisten und das des mitfühlenden Analytikers. Vielleicht führt diese Vielfalt auch dazu, dass die Auswahlbibliographie des Bandes nicht einheitlich gestaltet werden konnte.

Szabolcs Boronkai (Budapest)

Kleist-Archiv Sembdner (Hg.): Käthchen und seine Schwestern. Frauenfiguren im Drama um 1800. Heilbronn: Stadtbücherei, 2000. 198 S.

Rechtzeitig zu seinem zehnten Geburtstag im Jahr 2001 hat das Kleist-Archiv Sembdner der Stadt Heilbronn sich selbst und die interessierte Öffentlichkeit mit zwei Sammelbänden beschenkt, welche die Vorträge der beiden bis dato veranstalteten Kleist-Kolloquien „Käthchen und seine Schwestern. Frauenfiguren im Drama um 1800" (Kleist-Kolloquium I vom 12. bis 13. Juni 1997) sowie „Erotik und Sexualität im Werk Heinrich von Kleists" (Kleist-Kolloquium II vom 22. bis 24. April 1999) in schriftlicher Form vorlegen.

Vom lokalhistorischen Bezug des populärsten aller Kleistschen Stücke ausgehend und eine Anregung des Vorsitzenden der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft Prof. Dr. G. Blamberger aufgreifend, dürften für das Veranstalterteam unter der Leitung des engagierten Archivdirektors Günter Emig beim ersten Kleist-Kolloquium drei Zielsetzungen im Vordergrund gestanden haben. Neben dem Anliegen, einen Überblick über einen aktuellen Aspekt der Kleistforschung zu ermöglichen, handelt es sich um das Ansinnen der Stadt Heilbronn, wissenschaftliches Stadtmarketing zu betreiben und sich auf diese Weise von einer in der Vergangenheit eher folkloristisch inspirierten Aneignung des „Käthchen von Heilbronn. Ein großes historisches Ritterschauspiel" (1808) zu lösen. Bei der Auswahl der Vortragenden ist außerdem das Bemühen erkennbar, die jüngste, im Jahr 1990 durch den Ankauf der Arbeitsbibliothek des Kleist-Forschers Helmut Sembdner (1914-1997) begründete Forschungseinrichtung als dritte außeruniversitäre Säule – neben der Kleist-Gedenkstätte in Frankfurt/Oder und der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft in Berlin/Brandenburg – in der Forschungslandschaft zu etablieren.

Die Gesamtkonzeption des ersten Sammelbandes bestätigt diese Annahmen. Das Inhaltsverzeichnis weist die Vorträge von acht Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus, die ausgehend von der zentralen Figur des Käthchens von Heilbronn den inhaltlich wie methodisch variantenreichen Versuch unternehmen, Verbindungslinien zwischen den unterschiedlichsten Frauenfiguren im Drama um 1800 zu ziehen. Diese – im besten Sinne – grenzüberschreitende Arbeitsweise manifestiert sich gleich auf mehreren Ebenen: Zunächst handelt es sich um die geographische Grenzen überschreitende Einladung von Vortragenden aus Deutschland (G. Neumann, S. Doering, S. Kufner), Österreich (S. P. Scheichl), der Schweiz (G. Brandstetter), Frankreich (G.-L. Fink), den USA (W. Wittkowski) und Ungarn (I. Kurdi). Hinzu kommt das bemerkenswerte Altersspektrum der drei weiblichen und fünf männlichen Gäste, das von den Jahrgängen 1925 bis 1961 reicht und damit nicht nur mehrere Forschungsgenerationen repräsentiert, sondern auch unterschiedliche Bekanntheitsgrade der Referentinnen und Referenten in Fachkreisen umfasst. Die durchdachte Auswahl der Gäste, die Offenheit für randständige Inhalte und die sorgfältige Konzeption des Sammelbandes, die durch die paarweise Anordnung der Beiträge gleichsam den Eindruck eines partnerschaftlichen – möglicherweise sogar geschwisterlichen – Dialogs suggeriert, deuten darauf hin, dass das Kleist-Archiv Sembdner mit seiner Fokussierung auf die sog. ‚Frauenthematik' bereit ist, bislang eher weniger beachtete Grenzbereiche der Kleistforschung aufzugreifen und gleichzeitig ein Forum für den fruchtbaren wissenschaftlichen Dialog zu bieten.

Obgleich der Titel des ersten Kleist-Kolloquiums „Käthchen und seine Schwestern" zunächst Verbindungslinien zwischen den Frauenfiguren der acht Kleist-Dramen nahe legen mag, haben sich die Beitragenden nicht auf diese engeren Grenzen des Kleistschen Werks beschränkt, sondern eher den Untertitel der Veranstaltung eingelöst und eine Ausweitung auf „Frauenfiguren im Drama um 1800" vorgenommen. Diese Vorgehensweise impliziert nicht nur ein breiteres zeitliches Spektrum von 1750 bis 1850 und einen erweiterten Autorenkreis von Lessing bis Grillparzer, sondern auch eine Ausweitung der fiktiven Verwandtschaftsgrenzen zwischen den Frauenfiguren, das von einem engeren Verständnis der Schwesternschaft bis hin zu weiblichen Verwandtschaftsverhältnissen über mehrere Generationen und Beziehungsgrade hinweg reichen kann.

Und so sieht sie im Einzelnen aus, die matrilineare Familienordnung der Einzelbeiträge: Neben der Ausgangsfigur Katharina Friedeborn (Fink, Doering) finden sich im engeren Familienkreis die literarischen Kleist-Verwandten Kunigunde von Thurneck (Fink, Doering), Penthesilea (Neumann, Brandstetter), Eve (Kurdi) und die Marquise von O... (Kurdi). Der Kreis erweitert sich um die Schiller-Cousinen Thekla aus „Wallenstein" (Wittkowski), Johanna von Orléans (Doering) und Elisabeth/Eboli aus „Don Carlos" (Kufner).

Ebenfalls den Rang einer Cousine dürfte Goethes „Iphigenie auf Tauris" (Neumann) einnehmen; entferntere ältere Verwandte wie Nathans Adoptivtochter Recha (Kurdi) fehlen ebenso wenig wie die jüngere, weitgehend unbekannte weitläufige Verwandte Gräfin Erny aus Grillparzers „Treuer Diener Seines Herrn", die von Scheichl explizit als „entfernte ungarische Kusine des Käthchens von Heilbronn" bezeichnet wird.

Was verbindet nun diese so unterschiedlichen Frauenfiguren, was ist ihr gleichsam „Einigend-Schwesterliches", das es legitimiert, gemeinsam in den Blick genommen zu werden? Die Antworten der Referentinnen und Referenten auf diese Frage sind recht unterschiedlich, alle Frauenfiguren scheint jedoch eine eigentümliche Ambivalenz zu verbinden, sei es nun die ambivalente Zeichnung der Frauenfigur selbst, eine gegensätzliche Figurenkonstellation innerhalb eines Dramas oder aber die Zuordnung zwischen den männlichen und den weiblichen Protagonisten unterschiedlicher Werke. Während *Fink* der gängigen Interpretation der beiden Frauenfiguren Käthchen und Kunigunde als Gegenspielerinnen bzw. Kontrastfiguren folgt und damit eher bekannte Erkenntnisse vorstellt als neuere Betrachtungsweisen ermöglicht, eröffnen die übrigen Autorinnen und Autoren teilweise recht überraschende und interessante Einsichten in intertextuelle Zusammenhänge. Besonders *Neumann*, der den Opferbegriff zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen von Goethes „Iphigenie auf Tauris" und Kleists „Penthesilea" gewählt hat, verbindet Iphigenie und Penthesilea über den Begriff des Opfers zu „Schwestern der Humanität bzw. des Barbarentums" und erschließt damit einen überzeugenden intertextuellen Interpretationshorizont für die beiden Werke und ihre Protagonistinnen. Auch in den Beiträgen von *Doering* und *Kurdi* lässt sich mit dem Begriff des Transzendentalen ein gemeinsamer Bezugspunkt ausmachen. Während Doering die Motive von Himmelstochter und Höllenbraut am Beispiel der Johanna von Orléans entfaltet, reflektiert Kurdi die männlichen Pendants. Die männlichen Figuren in den von ihm besprochenen Werken treten zunächst als rettende Engel auf und erweisen sich letztendlich als potentielle Verführer und Vergewaltiger. Mit dem Beitrag Kurdis verlagert sich der Schwerpunkt der Betrachtungen von den „Schwestern" zu den „Brüdern", d.h. bei *Kufner* und vor allem in *Wittkowskis* Beitrag gewinnt die Betrachtung der Männergestalten im Drama um 1800 immer mehr an Gewicht. Während Kufner eine Würdigung der Eboli und der Elisabeth aus dem „Don Carlos" versucht, wobei die männliche Titelfigur einen sehr breiten Raum der Betrachtungen einnimmt, dient Wallensteins Tochter Thekla in Wittkowskis Aufsatz gleichsam nur als Folie der Rehabilitierungsversuche zugunsten der Figur des Octavio Piccolomini. *Scheichl* schließt den Bogen seiner Betrachtung der Grillparzerschen Gräfin Erny, die im Spannungsfeld zwischen kindlicher Naivität und kühner Berechnung steht und an deren Beispiel die Ambivalenz eines weiblichen Charakters gleichsam in das Innere einer einzelnen Figur verlagert wird.

Diese Ambivalenz, die in allen acht Beiträgen des Sammelbandes immer wieder und mehr oder weniger deutlich thematisiert wird, scheint nicht zufällig eine Gemeinsamkeit der Frauenfiguren zu sein. Auch wenn diese Erkenntnis innerhalb des Bandes nicht explizit formuliert wird, so könnte sie vielleicht dennoch als Unterstützung der These herangezogen werden, dass in den Dramen um 1800 eine spezielle historische und soziale Schwellensituation der Frau zwischen ihrer Beschränkung auf die Sphäre des Privaten und der Bewegung hin zum Bereich der Öffentlichkeit künstlerisch verarbeitet wird. Dies würde bedeuten, dass es sich bei den Bühnenwerken – nicht nur, aber auch – um eine in aller Regel indirekte Positionierung der männlichen Intellektuellen innerhalb des zeitgenössischen anthropologischen Geschlechterdiskurses handeln könnte, der im Kontext der Aufklärungsbewegung bzw. der weitreichenden gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse im Umfeld der Französischen Revolution zu einer ersten Entfaltung auf breiterer intellektueller und politischer Ebene gelangt ist. Dass die Haltung der einzelnen Autoren hierbei durchaus zwischen Faszination und Abscheu schwanken konnte, ist in den vergangenen Jahren in mehr als einem Fall von der germanistischen Forschung nachgewiesen worden.

Insgesamt bieten die Einzelaufsätze gute Impulse, sich mit den Frauenfiguren im Drama um 1800 intensiver auseinanderzusetzen und zu weiteren Überlegungen anzuregen, so etwa im Hinblick auf die sog. weiblichen Nebenfiguren oder auch hinsichtlich nicht kanonisierter dramatischer Werke. Der Rezensentin besonders fruchtbar erscheint die gleichsam dialogische Konzeption der Beiträge, die sich möglicherweise auch noch fortsetzen könnte in der Ausweitung auf einen wirklichen ‚gender-Dialog', der sich gerade bei der gewählten Frauenthematik des vorliegenden Bandes mit Gender-Forscherinnen und -Forschern durchaus anbieten würde.

Für das Publikum dürfte es sich aus mehreren Gründen lohnen, den Namen des Heilbronner Kleist-Archivs Sembdner weiterhin im Gedächtnis und seine Publikationen im Auge zu behalten. Zum einen sind weitere Tagungen geplant, zum anderen verfolgen regelmäßig erscheinende Publikationen und vor allem auch die Kleist-Homepage www.kleist.org, die seit 1996 besteht und mit dem Internet-Award 2001 für eine der besten Internet-Auftritte ausgezeichnet worden ist, die selbst formulierte Aufgabe des Archivs, Kleist und sein literarisches Gesamtwerk einer breiteren Öffentlichkeit ansprechend und kompetent zu vermitteln, besonders überzeugend. Auf diese Weise ermöglicht die Forschungsstätte an der Schwelle zum dritten Jahrtausend eine respektvolle, umfassende und zugleich anschauliche Begegnung mit dem eher unzugänglichen Autor Kleist.

Marion Woloszyn (Tübingen)

Kókai, Károly: Im Nebel. Der junge Georg Lukács und Wien. Wien: Böhlau, 2002. 272 S.

Man kann der Einschätzung, die Károly Kókai in den seinem Buch vorangestellten Forschungsthesen gibt, weitestgehend zustimmen: Das gegenwärtige Schicksal der Lukács-Forschung hängt tatsächlich davon ab, ob es gelingt, die Probleme so zu formulieren, dass sie für unsere Gegenwart sinnvolle Antworten ermöglichen (S.14). Mit der Wahl des bisher eher als peripher angesehenen Themas „Der junge Lukács und Wien" scheint so etwas geglückt.

Der Haupttitel, „Im Nebel", mag auf den ersten Blick irritieren, er eröffnet aber für den zum Verweilen bereiten Leser einen höchst beziehungsreichen Kontext. Zunächst verweist er auf die dem ungarischen Fachpublikum bekannte Debatte zwischen Mihály Babits und Georg Lukács aus dem Jahre 1910. Babits hatte in der Zeitschrift „Nyugat" Lukács' Essayband „A lélek és a formák" [Die Seele und die Formen] rezensiert – im Grundtenor durchaus respektvoll – dabei aber dem Verfasser „deutsche Geistesrichtung", „typisch deutsche oder eher wienerische Bildung" und einen zwar subtilen, aber unklaren, nebelhaften Stil attestiert. (Nyugat. Jg. 1910, H. 21, S. 1565, Übersetzung A. O.) Lukács antwortete und verteidigte entschieden die Metaphysik, den Eigenwert und die Unverzichtbarkeit des von der konkreten Erfahrung und Erkenntnis unabhängigen, abstrakten Denkens. (Arról a bizonyos homályosságról. [Über jene Nebelhaftigkeit]. In: Nyugat. Jg. 1910, H. 23, S. 1749-1752)

Die Babits-Lukács-Debatte ist für das Thema „Der junge Lukács und Wien" von grundlegender Bedeutung, und nicht zufällig analysiert sie Kókai auch gründlich, sogar unter Einbeziehung bisher unveröffentlichten Briefmaterials. In seiner Entgegnung wies Lukács nämlich jede Verwurzelung in einer spezifisch Wiener philosophischen Kultur oder literarischen Tradition entschieden zurück. Kókais produktiver Umgang mit diesem Problem besteht darin, dass er im Gegensatz zur einschlägigen Forschungsliteratur – die er in einem umfangreichen und informativen Kapitel kritisch sichtet – Lukács' Zurückweisung nicht als unumstößliche Aussage in der Sache akzeptiert. Er entschließt sich vielmehr zur Gegenthese und postuliert, dass die Wiener Kultur „eine Reihe von Themen, Ideen und Methoden lieferte, die auch Lukács diskutiert hatte." (S. 16) Das Hauptanliegen seiner Untersuchung ist, diese Annahme auf einem breitgefächerten Problemfeld zu beweisen. Als Quelle dienen ihm dazu neben altbekannten auch neue Fakten und Dokumente aus Lukács' Leben, die dann jeweils einem extensiv recherchierten und ausgebreiteten gesellschaftlichen, kulturellen, philosophischen und literarischen Kontext zugeordnet und in Interaktion mit diesem analysiert werden.

Kókais Buch ist das Buch eines Philosophen. Die Stärke des Verfassers liegt eindeutig darin, aus scheinbar Bekanntem neue Probleme herauszuarbeiten und diesen eine Weile gedanklich

nachzugehen, ohne endgültige Lösungen zu beanspruchen. Das lässt sich am Kapitel über das Verhältnis des jungen Lukács zur österreichischen Philosophie demonstrieren. Referiert wird hier zunächst die Position Lukács', der – unter anderem in der Babits-Debatte – bezweifelt hatte, dass es damals in Wien eine philosophische Kultur überhaupt gab. Dann stellt Kókai diese Aussage grundsätzlich in Frage, indem er die Tendenzen der österreichischen und ungarischen Philosophie um 1900 auf der Grundlage genauer Untersuchungen rekonstruiert, Berührungspunkte beider Bereiche offenlegt und nach möglichen Vermittlern Ausschau hält. In das so aufgezeichnete Feld werden die zeitgenössischen philosophischen Bemühungen Lukács' und seiner Mitstreiter eingerückt. Aus dieser Konfrontation resultiert weiter die Erkenntnis, dass die jungen Leute sehr wohl dieselben Probleme bewegten, die auch in der österreichischen Philosophie der Zeit diskutiert wurden, jedoch konnten sie deren Lösungen nicht annehmen, sie suchten nach anderen Lösungen.

Ähnlich schlüssig ist die Beweisführung im zweiten Kapitel, das sich mit den Heidelberger ästhetischen Schriften von Lukács befasst. Durch genaues Einrücken dieses Werkes in die ästhetischen Diskussionen der Zeit gelingt es Kókai überzeugend, die inhaltlich begründete Anlehnung Lukács' an die Wiener Schule der Kunstgeschichte um Alois Riegel nicht nur nachzuweisen, sondern auch deren systematischen Ort im Werk zu bestimmen. Ausführlich befasst sich Kókai mit Lukács' Beziehungen zur österreichischen Literatur. Die Passagen über das Verhältnis des jungen Literaturkritikers zu Autoren wie Hofmannsthal, Beer-Hoffmann oder Kassner – der Leitfigur seiner Essayistik – sind für das Thema grundlegend, gehen aber nicht wesentlich über bisher Bekanntes hinaus und sind auch in den Problemstellungen nicht sehr originell.

Je weiter man in der Lektüre voranschreitet, um so dringender stellt sich die Frage nach dem Bild des jungen Lukács, das sich vor dem reich heraufbeschworenen Panorama der Wiener Kultur, oder besser in Auseinandersetzung mit dieser, abzeichnet. Es wird ein widersprüchliches Bild skizziert, mit unklaren Konturen, gleich alten Fotos. Auch der Titel „Im Nebel" deutet an: das Bild ist auch so gewollt. Dieser junge Lukács ist ständig auf der Suche nach seiner Identität: Einer Identität innerhalb einer Familie von ungarischen und österreichischen Vorfahren, einer Identität innerhalb der jüdischen Kulturtradition, einer Identität als Bildungsbürger innerhalb der als höchst krisenhaft und kritikwürdig empfundenen bürgerlichen Kultur sowie einer Identität zwischen Tradition und rapider Modernisierung. Aus Kókais Sicht hat Lukács den Kampf gegen die Moderne verloren. Alle Wege, die er beschritt, um die von ihm kritisierte bürgerliche Kultur zu überwinden, mündeten in Niederlagen, sein Versuch der Vertiefung der ästhetischen Kultur zu einer philosophischen Kultur ebenso wie sein Projekt einer philosophischen Ästhetik. Diese Einschätzung ist legitim, solange man wie der Verfasser einräumt, dass sich

dieses Bild aus der gewählten Perspektive so ergibt und dass noch unzählige andere Perspektiven möglich sind.

Es sei schließlich auf eine Grundüberzeugung verwiesen, auf die sich die gesamte Untersuchung stützt und die in der österreichischen Forschung ziemlich verbreitet ist. Für Kókai gibt es einen „bestimmbaren und beschreibbaren geographischen und kulturellen Ort Mitteleuropa" (S. 15) mit Wien als Zentrum. Charakteristisch für das so gedachte Mitteleuropa sei eben ein vielschichtiges Identitätsproblem, ein Schwanken in der Orientierung zwischen West und Ost. Ordnet man Lukács diesem Ort zu, erhält man eine mögliche Erklärung für seinen plötzlichen Frontwechsel 1919, dessen differenzierte Bewertung die Lager der mit ihm befassten Forscher bis in unsere Tage spaltet.

Selbst für einen Leser, der an der Existenz eines so verstandenen Mitteleuropas zweifelt, ist die These anregend, sie lässt sich weiterdenken bis in die Gegenwart. Mit diesem Gedanken hätte die Untersuchung über den jungen Lukács und Wien auch abgeschlossen werden können. Es ist deshalb kaum zu verstehen, warum sich Kókai dann doch veranlasst gefühlt hat, zum Schaden seines Buches, ein weiteres Kapitel über die Wiener Emigrationsjahre zwischen 1919 und 1929 hinzuzufügen und die in der Einleitung selbstgesteckte Grenze von 1918 zu überschreiten. Er bricht hier mit fast allen Prinzipien, die er bis dahin erfolgreich praktiziert hat. Hatte er sich auf Lukács' Verhältnis zur Wiener Kultur konzentriert, äußert er sich nun über eine Zeit, in der sich Lukács' Interessen auf ganz andere Ziele richteten. In diesem Teil verletzt Kókai aber vor allem selbst, was er anderen ins Stammbuch schreiben will: „Um einen Denker zu beurteilen, ist es als Voraussetzung unerläßlich, ihn zu kennen." (S. 254) Nun, den Lukács der zwanziger Jahre kennt er nachweislich nicht. Die Beschreibung der Wiener Lebensumstände des Emigranten fällt dürftig aus, die Charakteristik seiner geistigen Produktion beschränkt sich auf die Aufsätze zur Politik und auf Rezensionen. Das philosophische Hauptwerk der Wiener Zeit, die umfangreiche Studie „Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats", die in den zwanziger Jahren Furore machte und in der der Verfasser das heute noch relevante Problem der Entfremdung diskutiert, wird lediglich gestreift. Selbst dort, wo Kókai interessante Fragestellungen formuliert, wie Lukács' Verhältnis zur österreichischen Politik, zur österreichischen Sozialdemokratie oder das österreichischer Politiker zu Lukács, entsprechen die Ausführungen nicht dem aktuellen Forschungsstand. Kein Wunder, denn das Standardwerk zu diesem Lebensabschnitt, Yvon Bourdets „Figures de Lukács" (Paris: éditions anthropos, 1972), dessen Zusammenfassung auch in deutscher Sprache vorliegt („Georg Lukács im Wiener Exil". In: Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl R. Stadler zum 60. Geburtstag. Wien: Europaverlag 1974, S. 297-329), fehlt in der Bibliographie.

Man muss den Marxisten Lukács nicht akzeptieren, und man muss nicht einmal über ihn schreiben. Wenn man dies aber tut, ist man als Wissenschaftler der Wahrheit verpflichtet. Man kann zum Beispiel nicht behaupten, Lukács habe sein Leben lang „auf der Richtigkeit des

durch die Sowjetunion geprägten Kommunismus" beharrt und sich geweigert, „sich von Josef Stalin zu distanzieren" (S. 235), als gäbe es – um hier nur den wichtigsten Gegenbeleg zu nennen – seine 1968 verfasste und 1985 postum erschienene Schrift „Demokratisierung heute und morgen" (Budapest: Akadémiai Kiadó) gar nicht.

Zum Abschluss sollen noch zwei weniger gewichtige Einwände geltend gemacht werden. Der erste betrifft die Struktur des Buches. Kókai gibt in der Einleitung an, dass einzelne Kapitel auf Konferenzbeiträge, Zeitschriftenaufsätze und Lehrveranstaltungen zurückgehen, was sicher vollkommen legitim ist. Es ist aber leider nicht immer gelungen, die Texte so umzugestalten, dass der Aufbau des Buches auf den ersten Blick zwingend erscheint. Vor allem stören die häufigen Wiederholungen (z.B. der vom Verfasser mit großem Einsatz und viel Akribie erforschten Familiengeschichte oder Bezugnahmen auf die Babits-Lukács-Debatte). Der zweite Einwand – bei dem man zugegebenermaßen verschiedener Meinung sein kann – bezieht sich auf die Zitierweise. Wie bekannt, hat Lukács sowohl in Ungarisch als auch in Deutsch Texte verfasst. Kókai fügt – wie in österreichischen und ungarischen Publikationen üblich – die Zitate in der jeweiligen Originalsprache, also häufig auch ungarisch, in den deutschsprachigen Haupttext ein. Bei etwas längeren Textausschnitten kommt man damit zurecht. Aber selbst der zweisprachige Leser kann dem Gedankengang der Ausführungen nur sehr schwer folgen, wenn er im deutschsprachigen Satz ständig auf ungarische Satzbrocken stößt, die sich in die grammatische Struktur des deutschen Satzes entweder überhaupt nicht oder nur sehr schwerfällig fügen. Wie viele zweisprachige Leser wird jedoch dieses insgesamt anspruchsvolle und für die Lukács-Forschung wichtige Buch überhaupt haben?

Antonia Opitz (Piliscsaba/Leipzig)

Mittelmann, Hanni; Wallas, Armin A. (Hg.): Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 2001 (= Conditio Judaica. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte 35). 329 S.

Im heutigen Kontext, in dem nach Modellen für ein interkulturelles und übernationales Zusammenleben in Europa gesucht wird, ist die jüdische Geschichte Österreichs von besonderer Relevanz. Der Sammelband beleuchtet diese Geschichte aus einer Vielfalt von Perspektiven und erweist sich auch über die spezifisch österreichisch-jüdische Konstellation hinaus als wichtige Publikation auf dem Gebiet der heutigen Kulturwissenschaften. Schon der Titel und das Vorwort des in der hervorragenden Reihe Conditio Judaica des Niemeyer Verlags erschienenen Buchs kündigen eine Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen und Wandlungen der österreichisch-jüdischen Beziehungen an, die

den Kern aktueller Fragestellung über das Miteinander von Kulturen und Nationen, Religionen und Ethnien, Mehr-und Minderheiten in Europa treffen.

Inhaltlich wirft der Sammelband aus verschiedenen Blickwinkeln Licht auf die Komplexität der Wechselwirkungen zwischen österreichischen und jüdischen Selbst- und Fremdbestimmungen und sucht jene Orte auf, an denen scharfe Abgrenzungen hinfällig werden. Die Heterogenität, die mit dieser Haltung einhergeht, findet methodologisch ihre Entsprechung in der Diversität der verschiedenen Beiträge. An der bereichernden Wirkung ihrer interdisziplinären Grenzüberschreitungen lassen sich die Errungenschaften, an der unterschiedlichen Stichhaltigkeit der Beiträge aber auch die Mängel der zunehmend fachübergreifenden Kulturwissenschaften erkennen.

Die ausgezeichnete Einleitung der Herausgeber Armin A. Wallas und Hanni Mittelmann verbindet die Erforschung der Beziehung zwischen österreichischer und jüdischer Identität mit dem Hinweis auf die Gefahr, strenge Trennlinien zwischen „Eigenem" und „Fremden" zu ziehen. Tatsächlich erweisen sich die jüdisch-österreichischen Verhältnisse als Paradebeispiel interkultureller Komplexität. Der Zerfall des Kaiserreichs durch die zentrifugalen, nationalistischen Bestrebungen der einzelnen Völker machte die Ausnahmesituation der zumeist deutsch sprechenden und kaisertreuen Juden deutlich und stellte sie vor die – nicht immer und nicht unbedingt freiwillige – Wahl zwischen einer Vielfalt von Identifikationsmöglichkeiten. Diese reichten von einem Streben nach vollständiger Assimilation bis zu den radikalen Bestrebungen des jüdischen Kultur-Nationalismus und Zionismus. Vorherrschend blieb bei den meisten österreichischen Juden jedoch, Mittelmann und Wallas zufolge, das „Bemühen, dem nationalistischen Prinzip der Ab- und Ausgrenzung Modelle des übernationalen Zusammenlebens und der interkulturellen Synthese entgegenzusetzen." (S. 7) Daraus erwuchs auch die von zahlreichen jüdischen Intellektuellen und Künstlern vertretene Überzeugung, dass „Vielfalt, Mischung und Brechung unterschiedlicher Kulturen und Sprachen eine Quelle des kulturellen Reichtums sein könnten" (ebd.) In den darauf folgenden Beiträgen wird deutlich, wie nachhaltig diese Haltung zu den kreativen und intellektuellen Leistungen der österreichischen Juden beitrug. Die Implikation der Schlussbetrachtung dieser Einleitung, dass Österreich, und vor allem die österreichischen Juden, als paradigmatische Vertreter einer solchen wandelbaren, multikulturellen und in gewissem Sinne schon „postmodernen" Identität betrachtet werden können, wird in den wichtigsten Artikeln des Bands allerdings mit durchaus gerechtfertigter Vorsicht behandelt.

Das Blickfeld der neunzehn Beiträge umspannt die Zeit zwischen dem Erlass Kaiser Franz Josephs von 1867, der den Juden in der österreichischen Hälfte des Habsburgischen Reichs die Bürgerrechte zusicherte (in zwei ausgezeichneten Aufrissen der Assimilationsproblematik im Kaiserreich), bis zum Aufstieg der Rechts-Populisten um 2000 (in einer nuancierten, fast schon apologetisch wirkenden Analyse des „Haider-Phänomens" aus der Feder des israelischen

Historikers *Robert S. Wistrich*). Zwischen diesen eher soziologisch und politisch ausgerichteten Aufsätzen liegt der Schwerpunkt der Beiträge auf kulturellen und künstlerischen Erscheinungen aus zwei Perioden: dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und der Kriegs- und Nachkriegszeit.

Die Beschäftigung mit der Zeit nach dem „Anschluss" setzt sich erwartungsgemäß mit den österreichischen Verfehlungen während der Kriegsjahre und den Versäumnissen der zweiten Republik auseinander. In einem klugen Aufsatz beleuchtet *Albert Berger* die Hintergründe der nationalsozialistischen Sympathien des Heimatdichters Josef Weinheber. *Evelyn Deutsch-Schreiners* informative kulturpolitische Analyse beschreibt die Verleugnungsstrategien der restaurativen österreichischen Theaterlandschaft nach 1945, und *Evelyn Adunka* skizziert in einem etwas trockenen Beitrag den prekären Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde Wiens in derselben Zeitspanne. Dieser Fokus fördert aber auch Unbekanntes ans Licht: So etwa einen kleinen, 1945 im Grazer Antifaschistischen Volksverlag erschienenen Band mit „Gegengedichten" über Österreich, die sich, ästhetisch zumeist misslungen, dem „Strom der Blut- und Boden-Dichtung" und dem „‚wir' des nationalen Kollektivsubjekts" widersetzten (S. 230). Der Respekt, den *Johann Holzner* ihnen durch aufmerksame und sensible Lektüren zollt, lässt Beispiele eines brüchigen Widerstands in der düsteren Landschaft dieser Zeit aufscheinen.

Zweifellos am aufschlussreichsten und aktuellsten sind jedoch jene Beiträge, die den Titel des Bands beim Wort nehmen und, vor allem die Periode des auseinander fallenden Kaiserreichs ins Auge fassend, den vielfältigen Verknüpfungen zwischen österreichischen und jüdischen Identitätsentwürfen nachgehen. Einige Beiträge in diesem Bereich beschränken sich auf minutiös ausgearbeitete Detailfragen, die zweifellos als eigenständige Studien berechtigt und wertvoll sind, die Fragestellung des Bands jedoch nur ansatzweise bereichern und streckenweise nicht einmal berühren. Dies gilt hauptsächlich für die zwei langen und langatmigen Beiträge über Schönberg von *Milly Heyd* und *Ruth Hacohen* in der Mitte des Bands. Ärgerlich ist vor allem das Ende des letzteren Aufsatzes, das eine neue Weltordnung („a New World Order") herbeiwünscht, in der „Leute wie Freud, Loos, und Schönberg nicht länger als lediglich lokale Kulturgrössen anerkannt werden, sondern auch als wertvolle Beiträger zur Weltkultur." (S. 140) Angesichts der seit Jahrzehnten etablierten, weltweiten Anerkennung dieser Österreicher, die gerade im eigenen Land lange verschmäht wurden, scheint dieser Wunsch haarscharf daneben zu treffen. Auch *Jacques le Rider*, der seit seiner Studie „Crises d'identité et modernité viennoise" zu einem bedeutenden Experten der modernen österreichisch-jüdischen Angelegenheiten zählt, beschäftigt sich in diesem Band mit einer Detailuntersuchung, die den Themenbereich des Bands nur streift. So interessant die Frage ist, inwiefern Freuds Moses-Buch als Affirmation des jüdischen Monotheismus gelesen werden kann – mit den im Titel des Bands angekündigten Österreich-Konzeptionen hat sie wenig im Sinn. Nebenbei sei bemerkt, dass Le Riders

Kritik an Jan Assmans gegenläufiger Interpretation des Freudschen Moses überholt ist: In einer Revision seiner früheren Thesen zu diesem Thema geht Assman selbst subtil und souverän über Le Riders Bestimmung der jüdischen Dimension in Freuds Buch hinaus. (Assmann, Jan: Der Fortschritt in der Geistigkeit. Freuds Konstruktion des Judentums. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 56 (2002), 154-171.)

Die eigentliche Bedeutung des Sammelbands liegt in jenen Beiträgen, die die Fragestellung des Titels frontal aufgreifen und sie an konkreten Fallstudien illustrieren. Eine zentrale Rolle spielt in ihnen dann auch die Vorstellung von einer jüdischen „Mission des Übernationalen", die etwa bei Stefan Zweig zur Feier der jüdischen Diaspora-Existenz als „weltbürgerliche, allmenschliche Berufung des Judentums" führte. Die Anziehungskraft, aber auch die Gefahren und Illusionen dieser Vorstellung werden von den wichtigsten Beiträgen dieses Bandes auf unterschiedliche Weise behandelt. Während *Steven Beller* und, in einem originellen, wenn auch nicht ganz schlüssigen Aufsatz, *Allan Janik* vor allem die aus dieser Situation entstandenen jüdischen Kulturleistungen und ihre oft verkannte Teilhabe an einer österreichischen Identität unterstreichen, heben *Andreas Herzog*s und *Armin A. Wallas'* Beiträge – die Kernstücke des Buchs – mit den Verdiensten jüdischer Künstler und Autoren dieser Zeit auch die Brüche und Verluste ihrer Identifikationskonflikte hervor. Vor allem aber vermeiden sie durch eine genaue Kontextualisierung und Auffächerung der unterschiedlichen Möglichkeiten und Positionierungen die Mystifizierung des Juden als Symbolfigur multikultureller Offenheit und transnationaler Beweglichkeit. *Herzog* schließt seine ausgezeichnete Studie des nationalen Selbstverständnisses deutschsprachiger jüdischer Schriftsteller in Prag um die Jahrhundertwende – seine Beispiele sind Fritz Mauthner, Otto Pick, Franz Werfel, Max Brod – mit der wichtigen Bemerkung, dass „der Wunsch nach Völkerverständigung" bei diesen Autoren „weder aus einer österreichischen noch aus einer jüdischen Idee zu verstehen ist, sondern aus lebenspragmatischen Gründen ihrer Stellung zwischen den Völkern." Diese Einsicht reduziert keineswegs die Verdienste dieser Autoren, sondern widersetzt sich lediglich überzeugend jeglichem Ansatz einer – auch noch so positiven – Wesensbestimmung eines Volkes oder einer ethnischen Minderheitsgruppe.

Mit ähnlichen Fragen setzt sich der ebenso eindrucksvolle Beitrag *Wallas'* auseinander. Unter dem Titel „Mythen der Übernationalität und revolutionäre Gegenmodelle" stellt Wallas Stephan Zweigs und Joseph Roths multinationale Österreich-Treue den Revolutionsgesinnungen Hugo Sonnenscheins und Albert Ehrensteins als zwei Mythen einander gegenüber. Wallas' Widerstand gegen die Stilisierung des Diasporajuden zum paradigmatischen Träger von und Modell für Übernationalität und Kulturvermittlung geht etwas andere Wege als jener Herzogs. Zwar betont Wallas, dass solche Haltungen und Einstellungen sich sehr wohl aus der jüdischen Tradition oder jüdischen Lebensformen speisen *hätten können*, dass jedoch bei den von ihm behandelten

Autoren mit der Kritik an der Ideologie des Nationalismus und dem Einsatz für die Idee des Supranationalen auch die Bindung an das Judentum verschwand. So wird deutlich, dass das Einstehen für ein anti-partikularistisches „Allmenschliches" nur schwer mit dem Attribut ‚jüdisch' zu versehen ist. Ein solcher Versuch mündet notgedrungen in ein Paradox ein. Wichtiger ist vielleicht jedoch die Einsicht, dass diese Paradoxa in den flüchtigen Momenten der Übergänge, die gerade die jüdisch-österreichische Moderne kennzeichnen, zu den Schätzen des zwanzigsten Jahrhunderts gehören. Von solchen Widersprüchen zeugt auf mikroskopischer Ebene *Jakob Hessings* feinstimmige Analyse einer „misslungenen" Gedichtstelle von Beer-Hoffmann und einer Fehlleistung in Freuds Deutung seines eigenen Traums. Vor allem aber erscheinen diese Ungereimtheiten in ihrer ganzen Lebendigkeit in den kleinen Texten des in Österreich geborenen Dichters Elazar Benyoëtz, mit denen der Band schliesst. Wenn sie auch nicht explizit das Thema des Bands reflektieren, so lohnt es sich schon um der letzten zehn Zeilen wegen, dieses Buch zu lesen. Respektlos, weise und durchdrungen von spitzfindigem Humor stehen sie in der besten jüdisch-österreichischen Gotteslästerungstradition.

Vivian Liska (Antwerpen)

Musner, Lutz; Wunberg, Gotthart; Lutter, Christina (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien: Turia + Kant, 2001 (kultur.wissenschaft 3). 173 S.

„Ich höre soviel mit dem Wort Cultur herumwerfen. Das Wort sollte man sich verbieten" – bringt der neue Sammelband über die kulturale Wende in völliger Zustimmung das Hofmannsthal-Zitat. Die Themenwahl und die methodische Stoßrichtung der Aufsätze, die dem zunehmenden definitorischen Überdruss und der analytisch-theoretischen Unschärfe auf dem Feld der Kulturwissenschaften entgegenzuwirken berufen sind, verzichten dementsprechend auf die zitatologischen Pflichtübungen der letzten Jahre und versuchen, den nur angedeuteten Fragestellungen der heutigen kulturwissenschaftlichen Tendenzen durch die historische Fundierung des breiten Problemkreises zu begegnen. Der dritte Band in der Reihe kultur.wissenschaft des österreichischen Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur, der in Verbindung mit dem Wiener Internationalen Forschungszentrum für Kulturwissenschaften entstand, führt die mit dem ersten Band (The Contemporary Study of Culture, 1999) eröffnete Diskussion über die wissenschaftsgeschichtliche und methodologische Positionierung der Kulturwissenschaften und Cultural Studies weiter.

Der konzeptuelle Rahmen des Bandes zeichnet sich durch die Verräumlichung und Verzeitlichung der kulturanalytischen Arbeit aus, indem die drei wesentlichen Charakteristika der kulturalen Wende, das gemeinsame gesellschafts- und kulturwissenschaftliche

Interesse, die Selbstreflexivität und die soziale Aufmerksamkeit auf „Zwischen-Räume und Zwischen-Verhältnisse" (S. 9), auf ihre historische Kontextualisierung hin befragt werden. Die Erklärung für den Sichtwechsel liegt zwar v.a. in der „Gefahr von Theorieimporten" (ebd.), aber ebenso in dem Anspruch, einer kontraproduktiven Isolierung vorzubeugen und Schnittstellen von Kulturwissenschaften und Cultural Studies nachzuweisen. Die Beiträge, die einer thematischen oder zeitgeschichtlichen Typologisierung Widerstand leisten, erarbeiten aufgrund der drei zentralen Aspekte der kulturalen Wende die Modi sozialhistorisch bedingter und gleichzeitig selbstreflexiver Wahrnehmungen und Produktionsweisen von „symbolischen Formen und kulturellen Praktiken" (S. 8), die sich jeweils einem breiteren gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext zuordnen lassen.

Die spezifische Formierung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses erfasst *Rolf Linder* in der Prozessualität von „Erfahrungswissen" (S. 12), wobei der anthropologische Kulturbegriff in den „Gründungstexten der Cultural Studies" (ebd.) von Richard Hoggart und Raymond Williams als Mittel zur Erweiterung und Modernisierung des Kanons durch eine neuartige Perspektivierung des Gegenstands verstanden wird. Die Dialogizität und Polyphonie im Prozess der Gegenstandsbestimmung, die hier in erster Linie vor dem biografischen Hintergrund der Theoretiker dargestellt werden, greift *Christoph Brechts* vergleichende Untersuchung von Robert Musils Essayistik und dem „Mann ohne Eigenschaften" mit einer ähnlich akzentuierten Verbindung von sozialem Umfeld und kultureller Aktivität auf. Die Präsenz kulturanthropologischer Überlegungen in den Essays bringt das „Wechselspiel zwischen einer *Autopoetik der Artefakte* und einer *Heteropoetik der Subjekte*" (S. 36) zum Vorschein, indem die kulturelle Sphäre als Eingrenzung des Möglichen durch einen äußerlichen „Repräsentationszwang" (S. 35) erkannt wird, gleichzeitig aber eine affektive, subjektive Multiplizierung und Durchquerung der symbolischen Oberfläche erlaubt. In den Roman gewendet wird eine Art Medialisierung anschaulich, wobei die „Auseinandersetzung mit der kulturellen Dimension" (S. 45) des Textes erst durch die Zusammenschau von repräsentativen, symbolischen und selbstreflexiven Ausdrucksformen denkbar ist – „Kultur wird Text, wo auf Kulturtheorie verzichtet wird" (S. 42).

Die raumzeitliche Dimensionierung des Gegenstands kehrt in den folgenden drei Aufsätzen über die Raumkonstrukte in Form von Ereignishaftigkeit und Materialität zurück. Die von *John Borneman* angeführten Beispiele aus der Sozialanthropologie stellen neue Zugänge zur Bestimmung der Relation von Geschichte und Kultur vor, indem die scheinbare Ereignislosigkeit und Statik der anthropologischen Befunde von dem staatlich verordneten Prozess der „Auslöschung von Gedächtnis" (S. 51) her beleuchtet wird. Der Einblick in die Disposition von offiziellen und subjektiven Erinnerungen in Marokko und Java zeigt sich in der Beziehung vom „öffentlichen und privaten Bereich" (S. 76) in *David Frisbys* Beitrag über Georg Simmels Essay „Die Großstädte und das Geistesleben"

wieder. Die Situierung des Essays unter den thematisch verwandten Schriften Simmels rückt insbesondere die Rolle von kapitalistischer Produktion und Sachkultur in den Vordergrund und stellt das großstädtische Nervenleben durch den Hinweis auf den „dramatischen Anstieg der objektiven Kultur" (S. 83) in den umfassenden Zusammenhang von materiellen Repräsentationstechniken. Eine frühere Phase der Entstehung der von Simmel dargelegten „Interaktionsnetzwerke" (S. 81) wird in *Karin Wilhelms* Aufsatz über die theoretische Arbeit des Wiener Architekten Camillo Sitte dargestellt. Auf das Verschwinden der „Raumzeichen der Gemeinschaft" (S. 98) durch Industrialisierung und architektonischen Funktionalismus arbeitet Sittes Stadtentwurf mit der imaginativ und somit therapeutisch wirksamen Resemantisierung der Räume, wodurch der „Funktionsverlust der Stadt als eines gemeinschaftlichen Handlungsraumes" (S. 101) behoben werden könnte. Die emotive und malerische Stadtkomposition sollte demnach mit den Erinnerungsbildern und der „Seh-Lust des modernen Städters" (S. 104) korrelieren und auf diese Weise mit der Wahrnehmung von zeitlichen und räumlichen Ordnungsmustern einhergehen.

Mit einem bescheideneren Anspruch als Sitte mit der Idee der glückbringenden Stadt tritt die Übersetzerin und Herausgeberin Marie Herzfeld auf. In *Ursula Renners* Studie werden mit Rückgriff auf die von den Cultural Studies propagierte Öffnung „auf randständige Gruppen, Textsorten, populäre kulturelle Ausdrucksformen" (S. 113) die Stadien von Herzfelds Arbeit nach dem Motto „Ethos des Präsentierens und Vermittelns" (S. 115) aufgezeigt. Herzfelds kommentierte Quellenausgaben zur italienischen Kultur waren von dem Vorhaben geführt, das fremde kulturelle Leben in seiner Vielfalt mit der „eigenen Alltagswirklichkeit oder den eigenen Phantasien" (S. 123) der Leser zu verbinden und in der Folge „den Blick auf kulturelle Gegenstände" zu schärfen. Die Herausstellung von Gemeinsamkeiten und die „Aufmerksamkeit für die heterogenen Details" (S. 126) sind somit gleichzeitig am Werk in Herzfelds Herausgebertätigkeit und geben en miniature einen Einblick in die „Wissenschaftsvermittlung und -popularisierung" (S. 150), die in *Günther Sanders* Aufsatz über den Kultur- und Naturbegriff des Austromarxismus im Spannungsfeld von Kultur und Politik erörtert wird.

Der besondere Wert dieser abschließenden Studie liegt – wie der von Brecht und Renner – v.a. in der Modellierung einer umfassenden, interdisziplinär orientierten wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung: Brecht, Renner und Sander entwerfen kulturwissenschaftliche Arbeitsmethoden, die die von dem Vorwort und auch von den weiteren Beiträgen erweckten Erwartungen einzulösen imstande sind, indem sie „synchrone und diachrone Überschneidungen, Gleichzeitigkeiten und Wechselbezüglichkeiten" (S. 10) im raumzeitlichen Kontext ebenso wie in Hinblick auf ihren Stellenwert im kulturwissenschaftlichen Denken vor den Augen führen.

Amália Kerekes (Budapest)

Péteri, Attila: Abtönungspartikeln im deutsch-ungarischen Sprachvergleich. Budapest: Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészettudományi Kara Doktori Tanácsa, 2002 (= Asteriskos. Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészdoktori értekezések 5). 279 S.

Die Fachliteratur über die deutschen Modal/Abtönungspartikeln hat seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts die germanistische Linguistik um viele wertvolle Untersuchungen bereichert; die Partikelforschung hat auch zu kontrastiven Untersuchungen geführt und einige einschlägige monographische Arbeiten hervorgebracht. Es war also zu erwarten, dass früher oder später Modalpartikeln auch in deutsch-ungarischer Relation untersucht werden. Nun liegt das Ergebnis vor: Attila Péteri hat die Partikeln der beiden Sprachen systematisch beschrieben und miteinander verglichen. Sein Beitrag zur Partikelforschung ist umso interessanter, als er in seiner als Dissertation eingereichten Arbeit die Partikelsysteme zweier Sprachen miteinander vergleicht, die weder genetisch noch typologisch miteinander verwandt sind.

Péteri geht von klar umrissenen Grundannahmen aus, dazu gehört zu allererst sein klar formulierter Standpunkt in Bezug auf die Terminologie, wonach diese Sprachzeichen nicht in den Bereich der Modalität gehören, folglich bezeichnet er sie nicht als Modal- sondern als Abtönungspartikeln (AP). Mit ebenso fester Überzeugung widersteht Péteri der Versuchung, eine gängige *kontrastive* Analyse der deutschen und ungarischen AP zu geben, er sucht also nicht nach Übersetzungsäquivalenten deutscher AP in der ungarischen Sprache, sondern *konfrontiert* die Abtönungspartikelsysteme der zwei Sprachen. Dementsprechend sucht er nach lexikalischen Mitteln in den zwei Sprachen, die die gleiche kommunikative Funktion erfüllen: die Signalisierung der Sprechereinstellung in der jeweiligen Sprache. Diese ziemlich abstrakte Funktion musste so definiert werden, dass die Kriterien, die diese Funktion konstituieren, eine verlässliche Vergleichsgrundlage bieten. Péteri wählt zu diesem Zweck eine funktional-semantische Beschreibung der AP im Rahmen der Sprechakttheorie. So ungewöhnlich dieses Herangehen in der gegenwärtigen Partikelforschung auch erscheinen mag, bietet es wohl das einzig adäquate tertium comparationis bei typologisch so unterschiedlichen Sprachen wie dem Deutschen und dem Ungarischen. Umso mehr, da für das Ungarische die im Deutschen angemessenen morphosyntaktischen Kriterien (z.B. das ‚Mittelfeld-Kriterium') nicht relevant sind. Die Ausführung der Analyse wurde auch durch den Umstand erschwert, dass AP in der ungarischen Linguistik bis jetzt noch kaum untersucht und als selbständige Wortart nicht bzw. nur in Ansätzen abgesondert sind.

Die semantische Beschreibung der AP führt Péteri im Rahmen der Sprechakttheorie durch, indem er danach fragt, auf welcher sprachlichen Ebene AP eigentlich wirken. Die Antwort findet er in dem von Rudi Keller entlehnten und nun auf die AP-Semantik adaptierten Begriff der ‚Kollokution'. Die Hand-

lung, durch die der Sprecher seine Haltung zum Ausdruck bringt bzw. durch die er seine Proposition mit den Elementen der Sprechsituation ins Verhältnis setzt, nennt auch Péteri ‚kollokutionären Akt'; dieser sei nach ihm Teil der Illokution und gelte mit dieser zusammen als Begleiter des propositionalen Aktes. Péteri arbeitet also mit einer um die Kollokution ergänzten Sprechakttheorie und folglich mit einem pragmatischen Bedeutungsbegriff. Er unterscheidet ‚propositionale', ‚illokutive' und ‚kollokutive' Bedeutung (S. 66), bei der Beschreibung der AP strebt er nach der Erschließung der sog. kollokutiven Bedeutung. Die Verschiebung der propositionalen Bedeutung in den kollokutionären Bereich verläuft nach Péteri parallel mit der Grammatikalisierung des Sprachzeichens zu einer AP.

Auf die Absteckung des theoretischen Rahmens in den Kapiteln 1-3 (S. 9-81) folgt in Kapitel 4 (S. 82-135) die semantische Einzelbeschreibung der zentralen Gruppe der deutschen AP (*ja, doch, eben, halt, einfach, mal, ruhig, denn, eigentlich, etwa, auch, wohl, bloß, nur, schon, aber, vielleicht*), vorwiegend anhand der deutschen Fachliteratur, aber entsprechend den Zielsetzungen der Arbeit, d.h. unter Berücksichtigung von Illokution, Proposition und Kollokution interpretiert. Allerdings lässt sich selbst in einer so eindeutig pragmatisch ausgerichteten Partikelbeschreibung der Begriff der ‚übergreifenden Bedeutung' des Sprachzeichens (d.h. die gemeinsame Bedeutung der AP und ihres Homonyms) nicht vermeiden, so dass in den meisten Partikelbeschreibungen von Péteri diese auch formuliert wird. Die semantischen Einzelbeschreibungen der Partikeln sind sehr sorgfältig zusammengestellt, unterschiedliche Auffassungen der Fachliteratur über die jeweilige AP werden thematisiert und reflektiert. Einige seiner Feststellungen können allerdings im Lichte der bisherigen Ergebnisse der germanistischen Partikelforschung diskutabel sein: Es ist z.B. nicht ohne Weiteres einzusehen, wieso ein Ausrufesatz mit *aber* (*Du hast aber einen Bart!*) nicht eindeutig zu dem als expressiv bezeichneten Illokutionstyp gehört (S. 133). Vom expressiven Illokutionstyp behauptet der Verfasser, dass er im Deutschen keine AP erlaubt (S. 86); dies scheint jedoch bei *aber* nicht der Fall zu sein. *Aber* wird nämlich in der Fachliteratur gerade in Ausrufen als AP identifiziert. Auch bei der Interpretation der Fachliteratur über *doch* kann ich Péteri nicht zustimmen, wenn er meint: „Im heutigen Deutsch ist die adversative Komponente, die Gegensätzlichkeit, die Gegenüberstellung im Falle der AP schwieriger zu ermitteln. Neben der adversativen Komponente fühlt man nämlich oft auch eine positive, zustimmende Komponente, wie auch bei *ja*." Dem auf diese Sätze folgenden Zitat von Doherty („[...] dass sich der Sprecher mit *doch* auf eine seiner positiven Einstellung entgegengesetzte epistemische Einstellung bezieht") ist, meines Erachtens, diese positive, zustimmende Komponente von *doch* nicht zu entnehmen (S. 94).

Während Péteri bei der Beschreibung der deutschen AP auf reichliche Fachliteratur bauen konnte, betrat er mit diesem Anspruch in der ungarischen Sprachwissenschaft eine terra incognita.

In Kapitel 5 versucht er also die Problematik der AP in die ungarische Forschungstradition einzuordnen. Die bei ihm als AP ausgewiesenen Wörter waren bis jetzt in den ungarischen Grammatiken unter den Modalwörtern erwähnt, Péteri erachtet sie aber auch hier folgerichtig als Sprachzeichen, die nicht im Bereich der Modalität zu beschreiben sind. Seine Auffassung begründet er hier mit der These, dass, während subjektive Modalität einen engen Propositionsbezug zeigt, die AP eher einen engen Situationsbezug aufweisen (S. 149). Sein Anliegen ist es in diesem Sinne, AP von den Modalwörtern abzugrenzen und als selbständige Wortart zu definieren. Diese Wortart bezeichnet Péteri im Einklang mit der neuen ungarischen Grammatik „Magyar grammatika" von Borbála Keszler (2000) als ‚árnyaló partikula'. Dabei verließ er sich auf seine muttersprachliche Kompetenz und auf sein Sprachgefühl (vgl. S. 82) und vor allem auf seine Auswertung eines selbständig zusammengestellten Korpus mit Texten aus der ungarischen Gegenwartsprosa. Die Beschreibung des ungarischen Abtönungspartikelsystems erfolgt nach Péteris deklarierter Absicht „aufgrund der gleichen theoretischen Basis" (S. 166) wie die der deutschen AP.

Die von Péteri für das Ungarische postulierten AP sind *is, hiszen, persze, bezzeg, egyszerűen, ugyan, aztán, ám, még, már, végre, csak, hát, vajon, ugye.* Die semantischen Einzelbeschreibungen der ungarischen AP (Kapitel 6, S. 165-220) unterscheiden sich von denen der deutschen allein darin, dass Péteri hier öfter auf die Übergangsformen und auf Übersetzungsprobleme eingeht, z.B. bei der Beschreibung von *is*, wo er auch über die Gradpartikel schreibt (170 ff.) und bei *hiszen*, wo die Funktionen des Sprachzeichens im Gegenwartsungarisch zwischen Konjunktion und AP oszillieren (S. 180). Die semantischen Einzelanalysen enthalten sehr viele gute Beobachtungen über die in der ungarischen Fachliteratur bis jetzt nicht definierten „Redeteilchen", so dass Péteris Beschreibungen sicherlich für jede weitere ungarische Partikelforschung grundlegend sind.

In Kapitel 7 (S. 221-228) wertet Péteri seine Forschungsergebnisse über den Vergleich des deutschen und des ungarischen AP-Systems aus und kommt dabei zu folgenden Feststellungen:

1. Die Klasse der ungarischen AP ist wesentlich heterogener als die der deutschen, es gibt mehr Übergangsfälle, in denen sich die Funktion der AP von der ihres Spenderlexems noch nicht klar abgesondert hat. Auch das syntaktische Verhalten einiger ungarischer AP zeigt Unterschiede im Vergleich zu den deutschen AP. Während AP im Deutschen auf das Mittelfeld des Satzes beschränkt sind, können manche ungarische AP (z.B. *hiszen*) auch am Satzanfang stehen. Die Erklärung dafür findet Péteri nicht allein in der unterschiedlichen syntaktischen Struktur der zwei Sprachen, sondern auch im unterschiedlichen Grad der Grammatikalisierung der Sprachzeichen. Die besser grammatikalisierten ungarischen AP befinden sich nach Péteri nicht am Satzanfang, sondern in der unmittelbaren Nähe des verbum finitum.
2. Die Klasse der ungarischen AP ist wesentlich offener als die der deutschen. Dies folgt aus den Übergangsfällen und aus den gerade erst sich herausbildenden Kriterien für die Abgrenzung der

Wortart in der ungarischen Grammatikforschung. Dies ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass Péteri in seiner Arbeit mit 15 ungarischen AP rechnet, während in „Magyar grammatika" 26 Wörter als AP vorgeschlagen werden, von denen aber nur 7 auch bei Péteri vorkommen.
3. Gemeinsam ist aber beiden Sprachen, dass die AP im kollokutionären Bereich wirken und im Laufe einer Grammatikalisierung entstanden sind; auch die Spenderlexeme zeigen Gemeinsamkeiten (Adverbien, Konjunktionen, Satzäquivalente, Adjektive).

Péteris Partikel-Monographie ist eine wertvolle Arbeit eines in der Fachliteratur ausgezeichnet bewanderten Verfassers, der eine gut durchdachte eigene Konzeption entwickelt und seine Analysen konsequent durchgeführt hat. Ein besonderes Verdienst von Péteri ist, dass er sich nicht mit Belegen aus der Fachliteratur oder aus Partikelwörterbüchern zufrieden gab, sondern in beiden Sprachen ein eigenes Korpus zusammengestellt und in diesen nach AP recherchiert hat. Die in seiner Arbeit gewonnenen Erkenntnisse werden sicherlich für die Partikelforschung im Allgemeinen, vor allem aber für die ungarische AP-Forschung aufschlussreich sein.

Anna Molnár (Debrecen)

Simanowski, Roberto (Red.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 152, Digitale Literatur, Oktober 2001. München 2001. 137 S.
Schmidt-Bergmann, Hansgeorg; Liesegang, Torsten (Hg.): Liter@tur. Computer-Literatur-Internet. Bielefeld: Aisthesis, 2001. 186 S.
Simanowski, Roberto: Literatur.digital. Formen und Wege einer neuen Literatur. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2002. 194 S.

Die größte Herausforderung, mit denen sich die Literatur in den letzten Jahrzehnten konfrontiert sieht, ist ihr neues mediales Umfeld. Dieses führt zu einer Verschiebung der Kommunikationsverhältnisse und zur weiteren Marginalisierung traditioneller literarischer Bildung. Mit der multimedialen Einbindung digitaler Schrift hat auch die Literaturwissenschaft ein neues Millennium begonnen. Seit dem Jahr 2000 beschäftigen sich Dissertationen und Symposien mit Hyperfiktion, interaktiver Narration oder einer neuen Stellung der Autoren. Immer mehr Veröffentlichungen erfolgen inzwischen auch in renommierten Zeitschriften und Verlagen.

Das 152. Heft von „Text + Kritik" wurde von *Roberto Simanowski* redigiert, der mit www.dichtung-digital.de zum wichtigsten Kritiker einer neuen Literatur geworden ist. Simanowski weiß nicht nur über die Technologie des Web Bescheid, er hat auch einen hervorragenden Überblick über die nur schwer zu überschauenden neuesten Veröffentlichungen. Seine kritischen Kommentare entwirren das Knäuel miteinander vernetzter Termini, erhellen dunkle Begriffe und klären über Sinn und Unsinn der neuen Literaturform auf. Was Simanowski schreibt, können auch Germanisten akzeptieren, die dem neuen Medium mit Skepsis begegnen.

Schon der Titel dieses Heftes ist ein Ergebnis reflektierter Begriffsdifferenzierung: „Digitale Literatur" meint nicht nur „Netzliteratur", „Hypertext" und „Hypermedia". Er bietet einen „tragfähigen Dachbegriff", der eine Medienspezifik benennt, die in ihren technischen Möglichkeiten liegt (S. 4). „Digital" ist eine elektronische Schrift, die durch Computer auf Bildschirmen lesbar wird; durch den gemeinsamen Code wird sie multimedial. Die *neue* Ästhetik digitaler Literatur beruht auf der technischen Möglichkeit direkter Teilhabe (Interaktivität), der Verknüpfung mit Bild, Ton oder Film (Intermedialität) sowie auf der Dynamisierung von Text und Bildern (Inszenierung).

In der Einleitung von „*Text + Kritik*" widmet sich Simanowski vier Formen veränderter „Autorschaften" (S. 3-21). Er relativiert, dass die Leser von Hypertexten zu ihren Mitproduzenten werden: Es lauere oft nur die Gefahr semantischer Orientierungslosigkeit bzw. eines zentrifugalen Lesens, wodurch Autorschaft des ‚Users' unmöglich gemacht wird: Wahlmöglichkeiten seien vom Programmierer gelegt und die Links gezählt. Der semantische Pluralismus verstellt eher die Phantasien der Leser. Durch Verlinkung wird eine „mechanische Intertextualität installiert; die sowohl die äußeren Anschlussmöglichkeiten begrenzt, wie sie die inneren Assoziationsgänge der Leser im drängenden Klick-Gestus ihrer Lektüre zu überlagern droht" (S. 11).

Eine zweite Form neuer Autorschaft – Textgenerierung durch Computerprogramme – verzichtet ganz bewusst auf menschliche Sinnstiftung. Auch hier entsteht das Problem der Lesbarkeit, welche die meisten Leser durchaus weiterhin erwarten würden. Kollaborativen bzw. Mitschreibeprojekten, einer dritten Form – der Autor erscheint „als Initiator" – aber fehle meist die überzeugende Ästhetik. Am ergiebigsten erscheine die letzte und vierte Form: der „Autor als Designer". Es gäbe inzwischen auch semantisch überzeugende Visualisierungen literarischer Texte, die freilich multimediale Kompetenzen voraussetzen würden.

Simanowski hat an diesem Heft deutsche Spezialisten wie Friedrich Wilhelm Block, Florian Cramer, Christiane Heibach, Karin Wenz und Uwe Wirth beteiligt, die auch auf Webseiten wie www.netzliteratur.net/ oder www.cyberfiction.ch/essays.html zu finden sind. Zu Beginn vertritt der Amerikaner *Robert Coover* die These, dass der Text die traditionelle Quelle von Inhalt und Bedeutung bleibe und auch im neuen Jahrtausend unsere Vorstellungskraft erweitern kann. (S. 30) Als Pionier der *literarischen* Postmoderne ist Coover kein Freund von Multimedia. Das „multilineare, hypertextuelle Netzwerk der Textträume" hält er für den originellsten Beitrag des Computers zur Entwicklung der Ästhetik (S. 29), weil es auf der Schriftkultur basiert.

Christiane Heibach plädiert demgegenüber für eine Veränderung unseres Wahrnehmungs- und Handlungsverhaltens („Ins Universum der digitalen Literatur", S. 31-42). Sie erklärt die Ästhetik multimedialer Computerliteratur aus der Technik der Oszillation, welche die Dynamisierung von Text und Bild sowie Transformationen zwischen unterschiedlichen Zeichensystemen ermögliche.

Schwer Verständliches macht sie anschaulich, zum Beispiel wie miteinander verkoppelte „hypermediale Generierungen" erfolgen und Texttransformationen in das Zentrum der Lektüre rücken. Heibach entwirft das Programm einer neuen Epistemologie, das auf Kritik stoßen wird, weil der Maschine Computer eine allzu große Rolle überantwortet wird.

Empirisch gesichert ist die „Lese(r) reise", die *Karin Wenz* unternimmt. „Moving text into e-space" (S. 43-53) ist eine Untersuchung des Leserverhaltens und der Navigationsstrategien im Umgang mit Hypertext, welche die Ergebnisse der Gestalttheorie bestätigt: Hypertextleser bestehen aus ähnlichen Typen, die auch im Umgang mit anderen Medien festzustellen sind. Es gibt die Zapper/Browser, die neugierigen Erkunder und die (noch unerfahrenen) User, welche das Leseverhalten von gedruckten Texten auf Hypertexte zu übertragen versuchen.

Für *Uwe Wirth* bedeutet der „Tod des Autors" die „Geburt des Editors". Am plausibelsten scheint diese These für kollaborative Projekte, an denen viele „Mitschreiber" beteiligt sind. Hier übernimmt ihr Initiator, Moderator oder Administrator – wohl am ehesten der ursprüngliche „Autor" – das „editoriale Framing" (S. 59 ff.).

Einem ganz anderen Thema widmet sich *Michel Chaouli*, nämlich den Möglichkeiten der Archivierung im Cyberspace. Da die Spezifik von Online-Literatur in der „permanenten Mutabilität" ihrer Datenbestände bestehe, entstehe das Problem, inwiefern digitale Kommunikation mit Archivierung verträglich ist. Durch Ausdrucken, Herunterladen oder Verschicken stutze der User das neue Medium im Grunde so zurecht, dass es sich wie das alte verhält: Er versuche den Daten ihre verlorengegangene Permanenz zurückzugeben. Chaouli stellt die Frage, inwiefern es Literatur verkrafte, wenn ihre Schrift an materieller Permanenz einbüßt.

Historisch angelegt ist ein Beitrag, der den Dialog zwischen Autor und Leser und das Spiel mit Textstrukturen schon lange zu den ästhetischen Instrumentarien der Literatur gehören sieht. Ähnlich wie Simanowski bezweifelt *Kurt Fendt*, der über „Offene Texte und Nicht-Lineares Lesen" promoviert hat, ob Hypertext-Leser schon zu „Mitautoren" werden, wenn sie die vorgegebenen Sinnzusammenhänge rekonstruieren. (S. 98)

Friedrich W. Block beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen der technologischen und der ästhetischen Seite digitaler Literatur. Programmatische Begriffe wie Materialität, Interaktivität oder Intermedialität würden zeigen, dass diese Dichtung der experimentellen Literatur entstamme, dabei habe sie diese aber beträchtlich erweitert. Der ‚Hype' des neuen Mediums sei die alphanumerische Codierung, die auch neue künstlerische Möglichkeiten eröffne.

Noch avantgardistischer wird es bei *Florian Cramer*, der Literaturwissenschaftler *und* Programmierer ist. In „sub merge {my S/enses; ASCII Art, Rekursion, Lyrik in Programmiersprachen" vertritt er eine experimentelle Poetologie, die nicht mehr Inhalte präsentieren, sondern über Sprachmaterial reflektieren will. Die neuen Autoren seien die Programmierer, die ihre Texte

ganz unabhängig von den Traditionen der experimentellen Literatur entwickelt hätten (S. 112). Die ‚wirklich neue' Literatur sei auch überhaupt nicht auf Bildschirmen zu lesen, sondern beruhe auf den dahinter stehenden Sprachzeichen, den Kontaminationen mit natürlicher Sprache und dem Textcode von Netzprotokollen. Um die Literatur der Zukunft lesen zu können, müsse man Computersprachen lernen.

Bei allem Respekt vor Programmierkenntnissen – ihr Fehlen erklärt aber wohl noch nicht wirklich, „warum es zuwenig interessante Computernetzdichtung gibt", wie Cramer im zweiten hier besprochenen Buch „*Liter@tur. Computer – Literatur – Internet*" behauptet. Der von Torsten Liesgang und Hansgeorg Schmidt-Bergmann herausgegebene Band präsentiert die Beiträge einer Tagung im Literaturmuseum am Oberrhein, auf der die ästhetischen Dimensionen der neuen Literatur in Beziehung zum ‚Aufschreibsystem' Computer und den neuen Kommunikationsformen im Internet untersucht wurden (S. 7).

Neben Cramer sind vier weitere Autoren beteiligt. *Reinhard Döhl* bezieht sich auf die ästhetischen Neuerungen der experimentellen Literatur der fünfziger und sechziger Jahre, an denen er selbst beteiligt war. Er nutzt das Internet, um vom offiziellen Kulturbetrieb kaum wahrgenommene Arbeiten in Erinnerung zu bringen. Er verwendet den Computer heute aber auch, um seine Literatur technisch wesentlich weiterzuführen. (www.reinhard-doehl.de/)

Erich Maas bietet sehr informative Ein- und Ausblicke über „Verlage, Literatur, erweiterte und neue Publikationsformen und Vertrieb im WWW". *Heiko Idensens* steuert Reflexionen bei, die nicht wesentlich über ältere seiner Veröffentlichungen hinausgehen und mit Recht etwas umstritten sind. (Vgl. http://www.hyperdis.de/) Den grundlegendsten Beitrag bietet aber auch hier *Roberto Simanowski*.

In „Interactive Fiction und Software-Narration. Begriff und Bewertung digitaler Literatur" klärt der Online-Kritiker über eine Reihe oft missverstandener Begriffe auf. Simanowski begründet, warum ästhetische Kriterien für diese Dichtung ausstehen und wie sie gewonnen werden können: Da Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler den Computer meist nur als Schreibmaschine nutzen, können elaborierte Bewertungskriterien nur von den Autoren selbst bzw. im Rahmen entsprechender Wettbewerbe gefunden werden.

Genau dazu versucht das dritte hier besprochene Buch beizutragen, das wiederum von Simanowski herausgegeben wurde. Der im Deutschen Taschenbuchverlag erschienene Band „*Literatur.digital. Formen und Wege einer neuen Literatur*" ist auch deshalb bemerkenswert, weil die großen Verlage die neue Dichtung bisher ignoriert haben. Nach Beat Suters und Michael Böhlers „Hyperfiction. Hyperliterarisches Lesebuch: Internet und Literatur", 1999 bei Stroemfeld erschienen, ist dies die zweite Buchveröffentlichung, die mit einer entsprechenden CD-ROM ausgestattet ist.

„Literatur.digital" präsentiert die Ergebnisse eines Wettbewerbs (Vgl. www.t-online.de/literaturpreis), der zu einer wesentlichen Ausdifferenzierung

der ästhetischen Kriterien beigetragen hat. Die Bewertungen der Jury werden offengelegt, die Arbeiten von Preisträgern und Nominierten kurz, aber grundlegend beschrieben.

In einem einführenden Text wiederholt *Simanowski* Grundbegriffe wie Hypertext, Multimedia oder Netzliteratur, setzt sich aber auch mit den erwähnten Positionen Florian Cramers auseinander. Programmiertexte seien wichtig, weil sie digitalen Medien zugrunde lägen, es komme aber weiterhin auf die wahrnehmbaren Effekte der Bildschirmoberflächen an. (S. 20) Für künstlerische Arbeiten biete sich der Sammelbegriff ‚Interfictions' an, denn er mache die Nähe zur Narration deutlich, unterscheide sich aber von den „Installationen" der Netzkunst. (S. 21) „Interfictions. Vom Schreiben im Netz" heißt auch die neueste Veröffentlichung Simanowskis, die noch Ende 2002 bei Suhrkamp erschienen ist.

Die fünf Aufsätze und vier Interviews, welche dieses Taschenbuch enthält, wenden sich nicht nur an Literatur- und Medienwissenschaftler, sondern versuchen auch Verlage und Schulen auf die neue Literatur aufmerksam zu machen. *Jürgen Daiber*, Literaturwissenschaftler *und* Schriftsteller, hatte mit „Der Trost der Bilder" (http://pweb.de.uu.net/jocmet/pegasus98/#) selbst schon einmal einen Internet-Literaturpreis gewonnen. Sein Versuch, den „medialen Mehrwert digitaler Literatur" zu bestimmen, lässt sich in drei sehr überzeugenden Thesen zusammenfassen: 1. Auch interaktive Literatur basiert auf der schöpferischen Kompetenz ihres Autors, in dessen Händen ihr ‚Bau' bleibt (98 f.). 2. Auch die Lektüre von Hypertexten erfolgt linear; es kommt auf ein „ausbalanciertes Wechselspiel zwischen nicht-linearer, kontingenter und linearer, kohärenter Informationsaufbereitung an" (S. 102). 3. Multimedialität beruht auf der kreativen Koexistenz unterschiedlicher Medien und besteht aus deren wechselseitigen Deutung und semantischen Erweiterung. (S. 108 f.)

Praktiker wie Daiber haben zur Spezifik des neuen Mediums sichtlich Genaueres mitzuteilen als mancher Theoretiker, der sich von faszinierenden Spekulationen hinreißen lässt. Das bestätigen auch die Statements der Wettbewerbsteilnehmer (S. 132-136), die abschließend summiert werden sollen: Die Lektüre digitaler Literatur muss ganz offensichtlich noch erlernt werden. Ihre Multimedialität verlangt Arbeitsteilung, aber auch eine gemeinsame Dramaturgie und Regie. Schließlich müssen unterschiedliche Medien und ihre Gesamtzusammenhänge ver- und entschlüsselt werden. Weil das neue Medium ganz wesentlich von seinen neuen technischen Möglichkeiten bestimmt wird, sind ästhetische Formgebung und Kritik besonders gefordert. Unreflektiert gesetzte Links zerbrechen zum Beispiel nur die Kohärenz; die Gefahr purer Spielereien oder der Ästhetisierung von Bedeutungslosem ist stets gegeben.

Neben ästhetischer Innovation, überzeugender Multimedialität und Bildschirmästhetik war eine sinnvolle Linksemantik wie die sprachliche Qualität für die Bewertung der Wettbewerbsbeiträge entscheidend. Ähnliche Aspekte dürften für literaturwissenschaftliche Untersuchungen wichtig sein, für die

das neue Medium ohne Zweifel eine Herausforderung darstellt. Wenn sich Literatur in die multimediale Umgebung eines ‚interaktiven Kinos' begibt, muss sich die Literaturwissenschaft zu einer multimedialen Kulturwissenschaft entwickeln, sich aber auf ihre philologische Kompetenz stützen.

Andreas Herzog (Budapest/Leipzig)

Stanzel, Franz K.: Unterwegs – Erzähltheorie für Leser. Ausgewählte Schriften mit einer bio-bibliographischen Einleitung und einem Appendix von Dorrit Cohn. Mit 5 Abbildungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002. 398 S.

Es könnte der Gedanke an Franz K. Stanzel gewesen sein, der Umberto Eco zu der Vermutung gelangen ließ, dass Autoren Zeit ihres Lebens unter verschiedenen Titeln eigentlich immer das gleiche Buch schreiben. Seit einem halben Jahrhundert ist Stanzel mittlerweile damit beschäftigt, die Grundideen seiner 1955 erschienenen Untersuchung „Die typischen Erzählsituationen im Roman" auszuarbeiten. In vielen Aufsätzen und den Monographien „Typische Formen des Romans" von 1962 sowie „Theorie des Erzählens" von 1979 hat Stanzel seinen narratologischen Ansatz kontinuierlich weiterentwickelt; dem konzeptionellen Kern seiner „Typischen Erzählsituationen" ist er aber bis heute treu geblieben. Ein eindrucksvolles Zeugnis dieser Beharrlichkeit ist auch Stanzels jüngstes Buch, die Aufsatzsammlung „Unterwegs – Erzähltheorie für Leser". Die Beständigkeit der Stanzelschen Sicht auf die Analyse literarischer Narration zeigt sich dabei nicht allein in den 17 Aufsätzen aus 50 Jahren, die den Hauptteil des Bandes bilden (S. 111-364). In einem umfangreichen Rückblick auf die Evolution seiner narratologischen Positionen unternimmt Stanzel einleitend selbst den Versuch, die Idee von Erzähltheorie herauszuarbeiten, für die er seit einem halben Jahrhundert eintritt (S. 9-109).

Thematisch lassen sich die Aufsätze in „Unterwegs" vier Gruppen zuordnen: Der Band versammelt erstens eine Reihe von Beiträgen, die Vorarbeiten, Nachträge und Ergänzungen zu Stanzels „Theorie des Erzählens" darstellen. Dieser Klasse von Texten sind Aufsätze zuzurechnen wie die Studie „Zur Konstituierung der typischen Erzählsituationen" (1976), die anschaulich machen, wie Stanzel seinen Ansatz der 50er und 60er Jahre in die Erzähltheorie umgestaltet hat, an der er noch immer festhält. Zu dieser ersten Gruppe gehören ferner Betrachtungen zu einzelnen Aspekten des Stanzelschen Modells wie „Teller-Characters and Reflector-Characters in Narrative Theory" (1981) oder Stellungnahmen zur Rezeption und Diskussion seiner Theorie wie „A Low-Structuralist at Bay?" (1990). Die Schriftenauswahl umfasst zweitens einige Untersuchungen zu Fragen, die in Stanzels Büchern nicht oder nur am Rande in den Blick genommen werden. Diese Gruppe besteht einerseits aus Reflexionen zur

linguistischen Analyse narrativer Texte, beispielsweise zum Tempus-Problem oder zu den Techniken der Rede- und Gedankenwiedergabe in der Epik; zu dieser Klasse sind andererseits aber auch verschiedene Aufsätze zu zählen, in denen Stanzel zu erkunden versucht, wie sein narratologischer Ansatz weitergeführt und etwa mit rezeptionstheoretischen Überlegungen verknüpft werden kann. Wiederzuentdecken sind in „Unterwegs" z.B. Stanzels berühmter Beitrag zu der von Käte Hamburger losgetretenen Kontroverse über das ‚epische Präteritum' („Episches Praeteritum, erlebte Rede, historisches Praesens", 1959) oder seine anregende Untersuchung der Rezipientenaktivitäten bei der Deutung von Texten („Die Komplementärgeschichte. Entwurf einer leserorientierten Romantheorie", 1977). Aufgenommen hat Stanzel in seine Aufsatzsammlung drittens eine Gruppe von Arbeiten, in denen er seinen Ansatz in der Praxis zu erproben versucht – sei es als Hilfsmittel für die Interpretation einzelner literarischer Werke wie in dem Beitrag „Wandlungen und Verwandlungen eines Lügners. „‚The Liar' von Henry James" (1986) oder als Bezugsrahmen für die Analyse literarhistorischer Entwicklungen wie in dem Aufsatz „Wandlungen des narrativen Diskurses in der Moderne" (1981). Viertens schließlich enthält „Unterwegs" mehrere metatheoretische Texte, Rekonstruktionen zur historischen Entwicklung der Narratologie und Reflexionen zu ihrem konzeptionellen Zuschnitt. In „Probleme der Erzählforschung 1950-1990" (1992) etwa blickt Stanzel zurück auf vier Jahrzehnte erzähltheoretischer Debatten, in „Linguistische und literarische Aspekte des erzählenden Diskurses" (1984) wirbt er mit Blick auf die Textanalyse für eine Kooperation zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft.

Die ausgewählten Aufsätze des Bandes im Einzelnen zu erörtern, ist im vorliegenden Zusammenhang nicht möglich. Angesichts der kritischen Aufmerksamkeit, mit der Stanzels theoretische Versuche seit den 1950er Jahren begleitet werden, ist eine solche Erörterung aber auch gar nicht nötig. Wesentlich sinnvoller erscheint es, sich den einzigen Beitrag in „Unterwegs" etwas genauer anzuschauen, den Stanzel eigens für den Band geschrieben hat: die erstaunlich umfangreiche Einleitung, die er als seine „letzte Gelegenheit" versteht, „ein paar Dinge [...] wieder ins rechte Lot zu bringen" (S. 11). Begründet ist die ausführliche Vorbemerkung ganz offenkundig in Stanzels Unzufriedenheit mit den Auseinandersetzungen um seine Erzähltheorie. Es leuchtet ihm nicht ein, dass man seinem narratologischen Instrumentarium, obgleich es sich in der Anwendung bestens bewährt hat, so hartnäckig mit theoretischer Kritik begegnet. Mit seiner Vorbemerkung will Stanzel nun einer in seinen Augen adäquateren Rezeption seiner Erzähltheorie den Weg ebnen; zu diesem Zweck liefert er eine Explikation seiner Idee von Narratologie.

Hintergrund der Charakterisierung seiner erzähltheoretischen Positionen ist Stanzels Unterscheidung zwischen zwei grundlegenden Typen narratologischer Theoriebildung: zwischen der ‚dichtungslogisch' interessierten Erzähltheorie, die „als Teil einer allgemeinen

Erkenntnistheorie" anzusehen sei, und der ‚leserorientierten' Narratologie, die man „als Teil der Interpretationslehre" (S. 55) aufzufassen habe. Seine eigenen Arbeiten rechnet Stanzel dieser zweiten Tradition zu. Er habe sich seit seinen Anfängen der Idee einer ‚Erzähltheorie für Leser' verpflichtet gefühlt. Stets sei es ihm darum gegangen, „Begriffe und Theorien bereitzustellen, die sich als ‚discovery tools' am konkreten Werk auf die Weise bewähren, daß sie den Leser zu Einsichten führen, die ihm ohne dieses theoretische Rüstzeug [...] nicht zugänglich geworden wären" (S. 19 f.). Diese Einordnung seiner Erzähltheorie sieht Stanzel zugleich als Entgegnung auf deren Kritiker. Sein Gedankengang lässt sich wie folgt zusammenfassen: Ziel seiner Beschäftigung mit narratologischen Problemen sei schon immer das Projekt einer ‚leserorientierten Erzähltheorie' gewesen. Als Maßstab einer solchen Theorie habe nicht deren systematische Stichhaltigkeit zu gelten, sondern deren praktischer Erfolg. Beurteile man seinen narratologischen Ansatz wie viele Kritiker vor dem Hintergrund theoretischer Anforderungen, so verkenne man die Geltungsansprüche seiner Überlegungen. Messe man seine Theorie an ihrer Brauchbarkeit, so sei ihre Qualität unverkennbar.

So sehr es grundsätzlich einleuchtet, erzähltheoretische Konzepte als ‚discovery tools' und die Narratologie im Ganzen als ‚Interpretationsheuristik' zu verstehen, so wenig überzeugt es, wie Stanzel diese Sichtweise zur Verteidigung seiner Theorie zu nutzen versucht. Obgleich ihm durchaus bewusst zu sein scheint, dass Ansätze der erzählforschung nur in einem sehr allgemeinen Sinn als ‚Theorien' zu verstehen sind (S. 81), geht Stanzel doch offenkundig zugleich davon aus, dass sich narratologische Modelle mit Hilfe von Prozeduren überprüfen und bewerten lassen, wie sie etwa Karl Popper für die Validierung naturwissenschaftlicher Theorien erläutert hat. Stanzel erhebt den Anwendungserfolg zum Maßstab von Erzähltheorien, damit aber fordert er deren Beurteilung nach Kriterien, die wohl für Theorien, nicht jedoch für Heuristiken maßgeblich sind. Die Narratologie als ‚toolkit' zur Entdeckung und Beschreibung von Texten zu verstehen, bedeutet gerade, sie nicht als Theorie, sondern als Menge von Anweisungen für Interpretationsoperationen zu begreifen. Fasst man die Erzähltheorie als Heuristik, so sieht man sie als Arsenal von Begriffen, die sich sinnvoll in Maximen der folgenden Art einsetzen lassen: „Achte in dem vorliegenden Text auf x", „Bestimme den Unterschied zwischen x und y", „Versuche, eine Beziehung zwischen x und y herzustellen", etc. Auf die Frage, anhand welcher Kriterien sich eine interpretationsheuristisch verstandene Narratologie evaluieren lässt, kann hier nicht näher eingegangen werden. Nach dem Gesagten dürfte sich aber zumindest der Hinweis erübrigen, dass die ‚Anwendbarkeit' eines erzähltheoretischen Ansatzes noch wenig aussagt über dessen Eignung als ‚toolkit' für die Textinterpretation.

„Unterwegs – Erzähltheorie für Leser" ist eine interessante Aufsatzsammlung mit einer problematischen Einleitung. Ob es Stanzel mit dem Buch seinen Vorstellungen entsprechend

gelungen ist, seine Beschäftigung mit den Fragen der Erzähltheorie „zu einem guten Abschluß zu bringen" (S. 12), mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, dass er – um es im Anschluss an Ecos eingangs zitierte These zu formulieren – schon bessere Versionen seines Buches geschrieben hat.

Tom Kindt (Hamburg)

Szigeti, Imre: Lehrbuch der deutschen Syntax. Piliscsaba: Katholische Péter-Pázmány-Universität, 2002 (= Linguistik aus dem Ambrosianum 1). 429 S.

Ein neues Syntaxbuch hat derzeit einen schweren Stand. Zum einen sind in den vergangenen Jahren mehrere Einführungen zur Syntax des Deutschen erschienen, so dass sich die Frage stellt, welchen neuerlichen Beitrag ein solches Buch zu leisten vermag. Zum anderen hat die syntaktische Theoriebildung gerade in den 90er Jahren eine beachtliche Entwicklung genommen. Wer also nicht nur datenorientiert vorgehen möchte, sondern die Absicht hat, die Daten zum Deutschen im Rahmen einer ausgewählten Theorie zu analysieren, muss sich für einen bestimmten Theoriestand entscheiden. Der Autor trifft eine solche Entscheidung für den zweiten Teil seines Lehrbuchs. Als theoretischen Rahmen wählt er die Generative Grammatik, als Theoriestand den der 80er Jahre: die Rektions-Bindungs-Theorie (engl. GB-Theorie). Ergänzt wird die Darstellung um knappe neun Seiten, auf denen die neuere Entwicklung der Generativen Grammatik, das Minimalistische Programm, angerissen wird. Eine solche (Ungleich-) Gewichtung erstaunt. Was kann Szigeti dazu veranlasst haben, eine Syntaxeinführung im Rahmen der GB-Theorie vorzulegen, obwohl hierzu bereits in den 80er Jahren gute Einführungen erschienen sind und der Theoriestand ohnehin nicht mehr der aktuelle ist? Eine theorieinterne Begründung wird nicht gegeben. Der Grund liegt vermutlich in der Entstehungsgeschichte des Buches: Wie im Vorwort zu lesen, geht der zweite Teil auf ein knapp 200-seitiges Vorlesungsmanuskript aus dem Jahr 1993 zurück. Zwar wurden anschließend noch Modifikationen vorgenommen, da – so wörtlich – „die Sache damit noch lange ‚nicht gegessen' war" (S. xi), doch betrafen diese nicht solche Änderungen, die sich durch das Minimalistische Programm ergaben. Immerhin gelangte der Autor aber dazu, „dass sich [sic] nach und nach die Vorstellung entstand, dem generativen Teil des entstehenden Lehrbuchs einen anderen voranzustellen, in dem die – nach Möglichkeit theorieneutralen – Grundlagen des zweiten dargelegt werden" (S. xi). So präsentiert sich denn auch das vorliegende Buch:

Es besteht aus einem einführenden Teil zur „Grundlagensyntax des Deutschen" (S. 3-195) und einem zweiten Teil zur „Rektions-Bindungstheorie" (S. 199-364). Im Anhang (S. 367-429) finden sich das Literaturverzeichnis, ein ausführliches Glossar und ein Sachregister. Die beiden Hauptteile sind

parallel aufgebaut. Sie bestehen aus einem didaktisch aufbereiteten Einführungstext, einem umfangreichen Übungsblock und kommentierten Literaturhinweisen. Einleitend werden grundlegende Begriffe rekapituliert (Syntax, Satz, Satzglied, Konstituente u.a.), wichtige Konstituententests vorgestellt, die Verbstellungstypen des Deutschen mit Hilfe des Stellungsfeldermodells beschrieben und pragmatische resp. logisch-semantische Satzanalysen präsentiert. Die Darstellung ist hier sehr informativ, angereichert mit wichtigen Details (so z.B. zur Statusrektion der Verben) und vielen illustrativen Beispielsätzen. Auch die Infinitivkonstruktionen des Deutschen werden in einemseparaten Kapitel behandelt, ebenso die Satzglied- und Wortstellungsproblematik sowie die Unterscheidung der einzelnen Satzglieder. Allerdings finden sich dabei unzulässige Vereinfachungen. So setzt Szigeti Dativobjekte und indirekte Objekte gleich (S. 118), obligatorisch auftretende Adverbiale klassifiziert er kurzerhand als Objekte (S. 123), die Problematik der Abgrenzung von Subjekt und nominalem Prädikativum wird gar nicht erörtert.

Das letzte Kapitel des ersten Teils ist der syntaktischen Struktur der Nominalgruppe gewidmet. Positiv hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass ein Vergleich mit dem Ungarischen vorgenommen wird, der zu interessanten Ergebnissen führt. Eine solch kontrastive Perspektive hätte der Autor auch an anderen Stellen einnehmen und seinem Syntaxbuch damit einen eigenen Schwerpunkt geben können. So aber finden sich sprachvergleichende Bemerkungen nur auf einigen wenigen Seiten und in einigen Übungsaufgaben. Gewünscht hätte man sich außerdem, dass die Literatur, auf die sich Szigeti bezieht, im laufenden Text genannt worden wäre. In der Regel finden sich die Quellenhinweise aber nur am Schluss des Kapitels – abgesehen von einigen Gewährstexten, auf die sehr oft Bezug genommen wird. Andere wichtige Untersuchungen, wie z.B. die Arbeiten von Heide Wegener zum Dativ, fehlen hingegen ganz.

Im zweiten Teil des Buches werden zunächst die kognitiven Grundlagen der Generativen Grammatik vorgestellt, in den anschließenden Kapiteln 12 bis 18 steht der gesamte formale Apparat der GB-Theorie im Mittelpunkt. Ergänzt wird dies um ein Kapitel zur Morphosyntax, in dem zwei Beschreibungsansätze zur Bildung komplexer Wörter vorgestellt werden. Weiter oben war schon gesagt worden, dass der hier referierte Theoriestand nicht der aktuelle ist und sich vieles in älteren Einführungen nachlesen lässt. Worin besteht hier nun die Eigenleistung des Autors? Szigeti gelingt es, die wichtigsten GB-Theoreme (Kasusfilter, Theta-Kriterium, K-Herrschaft, Bindung, NP-Bewegung, Scrambling u.a.) anschaulich darzustellen und den Leser mit einer Vielzahl von Übungen an das selbständige Arbeiten im Rahmen der Generativen Grammatik heranzuführen. Doch sind viele der Übungsaufgaben aufgrund ihres Schwierigkeitsgrads nur mit Hilfe zu bewältigen. Zwar kann man einwenden, dass das Buch als seminarbegleitende Lektüre konzipiert sei, die Aufgaben also

gemeinsam gelöst werden könnten, doch hätte Szigeti zumindest einige der Übungen mit Lösungsvorschlägen versehen können. Seine Erläuterungen zur GB-Theorie sind nämlich so ausführlich, dass das Buch durchaus auch zum Selbststudium geeignet ist. Lösungsvorschläge wären also zur Selbstkontrolle nützlich gewesen.

Noch ein Wort zu Kap. 20: Auf den wenigen Seiten, die hier dem Minimalistischen Programm gewidmet sind, büßt die Darstellung erheblich an Verständlichkeit ein. So findet sich als einzige Erläuterung zu „Spell-Out" die – nichtssagende – Übersetzung „Ausbuchstabierung". Der Unterschied zwischen starken und schwachen Merkmalen wird nicht deutlich; was ein Minimaler Syntaktischer Kopf ist, bleibt unklar. Außerdem gibt es ein konzeptionelles Problem: Szigeti kombiniert die Kurzdarstellung des Minimalistischen Programms mit Änderungsvorschlägen, die in der Literatur vorgetragen wurden. Dass der Leser damit überfordert ist, überrascht nicht. Hinzu kommt, dass ein Schlusswort, in dem das Minimalistische Programm noch einmal reflektiert würde, fehlt – ebenso wie eine abschließende Zusammenfassung zum gesamten Buch.

Auch der Anhang, der mehr als 60 Seiten umfasst, sei kurz kommentiert, obwohl er inhaltlich nichts Neues bietet. Für Studienanfänger stellt dieser Teil wahrhaftig kein Beispiel für sorgfältiges wissenschaftliches Arbeiten dar. Im Literaturverzeichnis fehlen die Angaben zu Arbeiten, auf die im Text – oft auch mehrfach – Bezug genommen wird (Ackema 1999, Lieber 1983, DiSciullo/Williams 1987, Neelemann 1993, Fanselow 1992, Rosengren 1993, Sternefeld 1991 u.a.). Andere Einträge sind unvollständig bzw. fehlerhaft (Haegeman 1991, Geilfuß 1991, Fillmore 1968, Siebert 1999). Bei acht Titeln handelt es sich um Seminar- bzw. Vortragsmanuskripte, die nicht verfügbar sind. Dies ist um so ärgerlicher, als auf einen der Texte immer wieder verwiesen wird (Reis/Geilfuß 1993). Das Glossar ist zwar sehr ausführlich und inhaltlich auch weitgehend korrekt, es enthält aber viele Flüchtigkeitsfehler. Überhaupt findet sich im gesamten Text eine Vielzahl an Rechtschreibfehlern („das dierekte Objekt", „selbsständig", „der heische Modus", „Verwandschaft", „inbezug", „subsummiert" etc.) und Zeichensetzungsfehlern. Auch unangemessene umgangssprachlichen Formulierungen fallen auf (z.B. „Ende der 80er Jahre wurde die syntaktische Idee [...] durch Baker (1988) aufgewärmt", (S. 345)). Das Sachregister schließlich enthält zwar sehr viele Einträge, manche stehen aber doppelt (z.B. Adjektivattribut, Generalisierte Transformation, Kasustheorie). In einigen Fällen gibt es unnötigerweise einen Eintrag für die Singular- und die Pluralform (z.B. Adverbial, Argument, Eigenname, Gliedsatz etc.), einmal sogar für eine fehlerhafte Schreibung („Finitheitsmekmale"). Bei manchen Einträgen stimmen die Seitenangaben nicht (z.B. Determinativphrase, Kopfposition). Fehlerhafte Seitenzuordnungen finden sich im Übrigen auch im Inhaltsverzeichnis (S. 173, S. 185, S. 197 etc.), ebenso auch hier schon ein Schreibfehler („Atrributе").

Als Fazit aus diesem Durchgang durch das gesamte Buch ergibt sich: Richtet man das Augenmerk ausschließlich auf die Frage, wie die Inhalte in fachlicher Hinsicht präsentiert werden, so kann man die Lektüre durchaus empfehlen. Legt man aber Wert darauf, dass ein Studienbuch auch in formaler Hinsicht den Anforderungen genügt, dann kann man Szigetis Buch den Studierenden nicht guten Gewissens an die Hand geben.

Christa Dürscheid (Zürich)

Wallas, Armin A.* (Hg.), unter Mitwirkung von Primus-Heinz Kucher, Edgar Sallager und Johann Strutz: Jüdische Identitäten in Mitteleuropa. Literarische Modelle der Identitätskonstruktion. Tübingen: Niemeyer, 2002 (= Conditio Judaica. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte 38). 325 S.

Anzuzeigen ist ein Sammelband, der die Diskussion über jüdische Selbsterkundungsprozesse im 20. Jahrhundert durch neues Material unter ergiebigen Aspekten wesentlich spezifiziert und bereichert. Die rund zwanzig Beiträge einer Klagenfurter Tagung von Dezember 2000 – in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Kollegen verwandter Fächer herausgegeben von Armin A. Wallas, dem inspirierten Leiter der Forschungsstelle „Jüdische Literatur" am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt und weithin geschätzten Initiator internationaler Dialoge auf diesem Gebiet* – stehen im Kontext mit einer vorangegangenen Konferenz im März jenes Jahres an der Hebräischen Universität Jerusalem. (Mittelmann, Hanni; Wallas, Armin A. (Hg.): Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 2001 (Conditio Judaica 35), 329 S. – Vgl. Vivan Liskas Besprechung im vorliegenden Band)

Ob unterschiedliche Österreich-Konzeptionen oder kulturelle Wunschbilder Mitteleuropas den Fokus der Betrachtungen bilden – es geht um die Frage, wie sich jüdische Literatur- und Geistesschaffende in den Ländern und Mitwelten ihrer Wahl wie ihres Schicksals ideell zurecht- oder wiederzufinden vermochten. Auch der neuere, hier annoncierte Sammelband schlägt den Bogen von der durch die Krisenerscheinungen der europäischen Moderne ausgelösten Neubefragung des Judeseins während der ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts über die fortgesetzte West-Ost-Debatte bis hin zur Radikalbilanz in der Post-Shoah-Epoche. Dementsprechend kommen höchst disparate Identitätsentwürfe zur Sprache. Sie umfassen dezidierte Plädoyers für Akkulturation oder Assimilation ebenso wie die Rückbesinnung auf die religiösnationalen Quellen des Judentums, resoluten Zionismus sowohl wie universalistische Existenzmodelle eines weltbürgerlichen ‚Dazwischen' und nicht zuletzt den unter dem Stigma des Holocaust angestrengten widerständigen und trotzmächtigen Rekurs auf ein (jüdisches) Anderssein.

Was durch die Einzeluntersuchungen, zum Teil schlagend, belegt wird und sich in der Summe als Erkenntniskonstante dieses Bandes herausschält, ist freilich die Einsicht, dass jene Entwürfe nicht nur untereinander heftig kontrastieren, sondern dass wir es häufig auch im Einzelfall selbst mit Mischformen der Selbstbestimmung, mit – so Wallas – „*pluralen* ‚jüdischen Identitäten'" (S. 5, Hervorhebungen im Original), einer „Montage" und „intellektuellen Konstruktion" aus „heterogenen Bausteinen" (S. 6) zu tun haben, Ergebnissen eines dynamischen und letztlich unabschließbaren Prozesses, der in den (Autor-)Subjekten nicht selten merkwürdig geschichtete Ichs hervortreiben half.

Ein Teil der Beiträge kommt in dieser Hinsicht Berichten über zeitgenössische Bildungsromane von großer tragischer Spannung gleich. Was Schriftsteller galizisch-bukowinischer Herkunft betrifft, führt Peter Rychlo am Beispiel von Alfred Gong, dem Jahrgangs- und Dichtungsgefährten Paul Celans und Immanuel Weißglas', eine aufgrund der heillosen Zeitgeschichte beinahe aus dem Ruder laufende, und in diesem Sinne gleichsam proteische, Identitätssuche vor, als deren Stabilisatoren sich ein Judentum „Nathanscher, nicht Shylockscher Prägung" (S. 173) und das der jüdischen Geschichte sich versichernde „genetische Gedächtnis" (S. 177) erweisen.

Andrei Corbea-Hoisie demonstriert an Karl Emil Franzos, dem am klassischen deutschen Kulturideal orientierten jüdische Erzähler und Publizisten des 19. Jahrhunderts, wie früh schon, und zunächst wider Willen, dieser erklärtermaßen germanophile und deutschnationale Autor von der „Empathie" (S. 163) für seine vom Antisemitismus besonders bedrohten ‚Brüder im Herkommen', die nichtassimilierten Juden ‚Halb-Asiens', irritiert worden ist und wie sehr ihn die Dialektik der Aufklärung eingeholt habe. *Hans Otto Horch* legt den Ideengehalt in den Werken von Manes Sperber dar, der beweist, dass Sperbers lang praktizierter Internationalismus kommunistischen Zuschnitts – auch dies war eine denkbare, in den 1920er und 1930er Jahren keineswegs unterrepräsentierte Identitätsoption jüdischer Intellektueller – das Partizipieren an der Gedankenwelt der Väter samt dem Einmünden in einen ‚säkularisierten Messianismus' (vgl. S. 194) nicht ausschloss.

Auch in anderen Beiträgen wird die Vielfältigkeit und Verwickeltheit jüdischen Identitätsbegehrens ausgebreitet. *Armin A. Wallas* stellt die beiden kurzlebigen Zeitschriften „Jerubbaal" (1918/19) und „Esra" (1919/20) in ihrer Leitfunktion für die zionistische respective kulturzionistische Jugendbewegung in Österreich vor, die gleichwohl auch „von politisch-sozialen Strömungen ohne spezifisch jüdische Ausrichtung (Jugendbewegung, Expressionismus, Aktivismus, Sozialismus etc.)" (S. 67) beeinflusst war, und skizziert dort veröffentlichte Diskussionsangebote, in denen die Zusammenführung von jüdischem Nationalismus und Kosmopolitismus bzw. jüdischem Sozialismus und Kosmopolitismus bzw. jüdischem Nationalismus und jüdischem Sozialismus gedanklich erprobt wurde.

Andreas Herzog legt die Berührungsflächen frei, die den Kulturzionisten Ludwig Strauß (1892-1953) und den

böhmischen/mährischen Schriftsteller Ernst Sommer (1888-1955) mit der von Martin Buber propagierten ‚Jüdischen Renaissance' verbanden; deren Bedeutung wiederum sieht er erst dann richtig erkannt, wenn sie über den innerjüdischen Blickwinkel hinaus als Teil einer internationalen modernekritischen Kulturbewegung begriffen wird, „die trotz mancher Unterschiede Deutschen und Juden gemeinsam war" (S. 49).

Die gegensätzlichen Identitätspotenziale zweier repräsentativer Autobiographien aus den 1940er Jahren, nämlich von Stefan Zweigs „Die Welt von gestern" mit dem programmatischen Untertitel „Erinnerungen eines Europäers" und Albert Ehrensteins unvollendetem Memorial „Mißbrauch der Macht", beleuchtet *Hanni Mittelmann*. Dem von Zweig verfochtenen Plädoyer für eine nichtaktivistische übernationale Diaspora-Existenz, die gleichwohl ‚abendländische' Akkulturation und Assimilation einschloss, steht Ehrensteins kämpferisches Einverständnis mit dem Status der Nichtakzeptiertheit, ein Einverständnis aus altem jüdischem Gerechtigkeitsgeist, gegenüber, aber nicht nur das: Auch zwei grundverschiedene Erscheinungsweisen des von Hannah Arendt beschriebenen jüdischen Außenseiters – zum einen der um Zugehörigkeit bemühte ‚Parvenü', zum anderen der Anpassung verweigernde ‚bewusste Paria' – werden hier evident.

Dass ein ungarischer jüdischer Autor, der im KZ Bergen-Belsen gestorbene Károly Pap, auf „Don Quichotte oder Fürst Myschkin wie die Werke des jüdischen Messianismus" (132) rekurrierte und in Anlehnung an den Opfertod Jesu „moralische Verantwortung für die ganze Menschheit" (S. 136) einforderte, erläutert *Tamás Lichtmann*, wobei er eine, allerdings wenig plausible – oder ängstliche? –, Unterscheidung zwischen der Tatsache und Existenz „ungarische[r] jüdische[r] Schriftsteller" und der angeblichen Chimäre oder bloßen Virtualität einer „ungarisch-jüdische[n] Literatur" machen zu müssen glaubt (vgl. S. 129 und 131). Wie einerseits diffus und variabel die Identität ungarischer Juden gewesen ist und wie sie sich andererseits, in der Post-Shoah-Epoche, zumindest ansatzweise in ichbewusste Renitenz gegen die Zumutungen der Umgebung zu verwandeln vermochte, ermittelt *Eva Reichmann* analytisch präzis anhand von Prosatexten János Nyíris, György Konráds und György Dalos'.

Der Band enthält ferner Fallbeispiele zum Identitätsdiskurs im Genre der Ghettogeschichte und zu deren essentieller Fortführung unter anderem bei dem (für die DDR-Literatur sehr wichtigen) Autor Fred Wander, in dessen Buch „Der siebente Brunnen" (1970) KZ-Insassen in dem, was ihnen blieb: dem Erzählen-Können, eine offensive Bewahrung des Eigenen entdecken (*Primus-Heinz Kucher*); er enthält Beobachtungen zur Auseinandersetzung zwischen Tradition und Assimilation im Wiener jiddischen Theater und Film bzw. zu den in diesen Künsten entwickelten Überlebensstrategien angesichts des Antisemitismus (*Brigitte Dalinger*); eine Darstellung des mit Kafka befreundeten Prager Schriftstellers und Judaisten Jiří Mordechai Langer, die zum Identitätskriterium für dessen Wirken eine in sich stimmige und konsistente individuelle Artikulationsweise und

Handlungsart erhebt (*Ivana Vizdalová*), sowie einen Abriss zu Identitätsreflexionen in der deutsch-jüdischen Literatur Mährens, dessen Fazit darauf hinausläuft, dass die diesbezüglichen regionalen Äußerungsformen „das längst abgerundete Bild der größeren Literaturgeschichte" (S. 126) weit mehr bestätigen als aufbrechen (*Ingeborg Fiala-Fürst*).

Allein vier Beiträge widmen sich den Voraussetzungen und Entwicklungen der jüdischen Literatur in der sogenannten Südslavia, also in Ländern wie Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien und Mazedonien, einer Literatur zwischen den Polen integrativen und transnationalen Selbstverständnisses – für den Nichteingeweihten willkommene Einführungen! Einen mit gleichfalls vier Beiträgen bestückten Schwerpunkt bilden schließlich die spektakuläre jüdische Geschichte und Literatur in der einst österreichischen, dann italienischen Bürgertumshochburg Triest. *Edgar Sallager* erörtert in diesem Rahmen das ‚implizite' Judentum, die „Latenz des Jüdischen" (S. 293), bei Italo Svevo. *Renate Lunzer* geht der ‚ethischen Antiselektion' bei Guido und Giorgio Voghera nach, worunter ein bemerkenswerter (und extremer) Moraltraditionalismus antihegelianischer und antinietzscheanischer Stoßrichtung verstanden wird. Es handelt sich um eine ‚Erfolgs'- und ‚Fortschritts'kritik, die nicht nur das Machtstreben und den politischen Pragmatismus attackiert, sondern einer generellen Verzichtsethik des Ent-Haltens oder „idealen Nichthandelns" (S. 309) das Wort spricht. Sie ist der Konzeption eines Antihelden verwandt, wie er in der österreichischen Literatur von Grillparzer bis Kafka immer wieder zutage tritt.

Klaus Werner (Leipzig)

**Prof. Armin A. Wallas ist am 30. 5. 2003 im 41. Lebensjahr verstorben. Mit ihm haben wir nicht nur einen ausgezeichneten Kollegen, sondern einen der besten Kenner der österreichisch-jüdischen Literatur verloren.*

Konferenzberichte

Bericht über die Gründung des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV)

(Dresden, 8.-9. Februar 2002)

Am 8. und 9. Februar 2002 trafen sich auf Einladung von Prof. Dr. Walter Schmitz (Mitteleuropa-Zentrum der TU Dresden) und mit großzügiger Unterstützung des DAAD namhafte Wissenschaftler aus Bulgarien, Deutschland, Lettland, Polen, Rumänien, Tschechien und Ungarn an der TU Dresden; sie leiteten mit einer konstituierenden Sitzung die Gründungsphase des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) ein, die mit einem Gründungskongress im Oktober 2003 abgeschlossen werden soll.

Der Mitteleuropäische Germanistenverband versteht sich als forschungsorientierte Vereinigung; Aufgabe des Verbandes ist die Vernetzung und Koordinierung jener thematisch um den Kulturraum Mitteleuropa zentrierten Forschungsaktivitäten, die in den Jahren seit der politischen Systemwende in den beteiligten Ländern (und darüber hinaus) rapide zugenommen haben. Keineswegs erblickt der MGV seine Aufgabe darin, in einer Konkurrenz zu den nationalen Germanistenverbänden berufsständische Fach- und Interessenspolitik zu betreiben; vielmehr will er eine übernationale Plattform für den wissenschaftlichen Austausch über laufende und bereits abgeschlossene Forschungen, über Archiv- und Bibliotheksbestände und für die Entwicklung und Verwirklichung regionenübergreifender Forschungsprojekte zum gemeinsamen Forschungsgegenstand Mitteleuropa bilden. In diesem Sinne will sich der Verband denn auch nicht als eine quasi offizielle Vertretung der Germanistiken Mitteleuropas begreifen, sondern als eine Vereinigung, die grundsätzlich allen Wissenschaftlern nicht nur aus den Ländern Mitteleuropas (und nicht nur aus der Germanistik) offensteht, die an der systematischen literatur- und kulturwissenschaftlichen Erforschung des Gegenstandes „Mitteleuropa" mitzuwirken interessiert sind.

Insgesamt vier Rahmenprojekte wurden diskutiert und angenommen: Als erstes Verbandsprojekt wurde – auf Anregung von Klaus Garber (Osnabrück) – eine groß angelegte Literaturgeschichte Mitteleuropas beschlossen, die viele einzelne Vorarbeiten (u.a. eine Synthese der spezifischen Forschungen vor Ort) erfordern wird; zudem werden vielfältige Arbeiten im Bereich der archivalischen Grundlagenforschung nötig sein. Weiterhin wäre in einem Lexikon kultureller ‚Schlüsselbegriffe' ‚Mitteleuropa' gleichsam auch als semantischer Raum zu beschreiben und zu erschließen; dabei wäre für den MGV die Perspektive einer deutschen Referenzkultur, die gleichsam den Ausgangspunkt für einen interkulturellen Dialog bildet, gewiss legitim. Schlüsselbegriffe strukturieren – wie Hubert Orłowski (Poznań) ausführte – das Welt- und Selbstverständnis einer Gesellschaft und Kultur und widersetzen sich der Übersetzung; teils fehlen sie in anderen Sprachen und Kulturen völlig, teils funktionieren partiell analoge Begriffe dort völlig anders. Mit drei Arbeitsschritten (Modellbildung und theoretische Klärung in einer kleinen Arbeitsrunde; Korpusklärung: Welche Begriffsfelder sollen behandelt werden?;

Zusammenstellung einer Redaktionsgruppe) soll das Projekt bis zum Herbst 2003 vorbereitet werden. Schließlich ist – in sechs Untersuchungsdimensionen – die Funktion der deutschen Sprache im mitteleuropäischen Kontakt der Kulturen in Mitteleuropa zu bestimmen, und zwar – laut Csaba Földes (Veszprém): 1. Funktionen der deutschen Sprache in Mitteleuropa (Muttersprache, Verkehrssprache, Unterrichtssprache etc.). 2. Kommunikative Praktiken im multikulturellen Raum Mitteleuropa. 3. Prozesse und Resultate beim Kontakt mehrerer Sprachen und Kulturen. 4. Die Normproblematik. 5. Wechselseitige Beeinflussungen mit deutlicher Betonung der verwendungslinguistischen Dimension. 6. Sprache und kulturelle Repräsentation. Für die bisher genannten Arbeitsvorhaben wie für eine zukunftsfähige Verständigung über die ‚Germanistik in Mitteleuropa' ist die fachhistorische Reflexion unverzichtbar; das – von Marek Zybura (Opole) vorgestellte – Projekt einer über die engeren Fachgrenzen hinausblickenden „Mitteleuropäischen Germanistik in Porträts" will leere Stellen in den nationalen Wissenschaftsgeschichten füllen; so zeigt das Beispiel des Strukturalismus gerade in ‚Mitteleuropa' deutlich genug, dass eine Wissenschaftsgeschichte nicht an Fach- oder Nationalgrenzen Halt machen dürfe.

Zur Sammlung, zur Vernetzung und zum Austausch der (nicht nur) für diese Projekte notwendigen Daten und Informationen soll ein Internetportal eingerichtet werden; außerdem wird ein „Jahrbuch für mitteleuropäische Germanistik" gegründet.

Bei den abschließenden Wahlen zum Vorstand wurden einstimmig (mit jeweils einer Stimme Enthaltung) gewählt – als Präsident: Prof. Dr. Walter Schmitz (Dresden); – als Vizepräsident/inn/en: Prof. Dr. Elżbieta Dzikowska (Wrocław) und Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém); – als weitere Vorstandsmitglieder: Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoisie (Iasy), Doc. Dr. Ingeborg Fiala-Fürst (Olomouc), Prof. Dr. Dzintra Lele-Rozentāle (Ventspils), Prof. Dr. Bogdan Mirtschew (Sofia), Doc. Dr. Magdolna Orosz (Budapest) und als Geschäftsführer Dr. Jürgen Joachimsthaler (Dresden).

Der jährliche Mitgliedsbeitrag wurde festgesetzt auf 10 Euro; er kann erlassen werden. Bis zum Gründungskongress im Oktober 2003 wird die Arbeit des Vorstands v.a. darin bestehen, die Verbandsarbeit aufzubauen und die besprochenen und beschlossenen Projekte mit Arbeitsgruppen und tragfähigen Strukturen zu untersetzen. Zu schaffen ist ein funktionierendes Netz aus Partnern und Mitgliedern, die an einer übernational vernetzten Zusammenarbeit und an der Integration ihrer Forschungsergebnisse in den nun im Aufbau befindlichen mittel-europäischen Forschungsverbund interessiert sind. Der Verband wird die Organisation von Arbeitsplattformen und Informationsbörsen, von Kongressen, Tagungen, Publikationen und Publikationsreihen im Dienste dieses Austausches als seine zentrale Aufgabe betrachten. Informationen sind jederzeit erhältlich über den Vorstand, an den auch Beitrittsanträge zu richten sind:

Mitteleuropäischer
Germanistenverband
Dr. Jürgen Joachimsthaler
Mitteleuropa-Zentrum
Technische Universität Dresden
01062 Dresden
e-Mail:
mgv@mailbox.tu-dresden.de
website:
http://www.tu-dresden.de/sulifg/mgv/

Bericht über die Tagung „Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns" (Budapest, 14.-16. November 2002)

Die jüngere Renaissance der Kulturwissenschaften hat das ‚kulturelle Gedächtnis' als Instanz der Identitätsstiftung und Kontinuitätssicherung für Gruppen, Gemeinschaften und Nationen entdeckt. Das Gedächtnis einer Kultur bildet sich aus historischen Stätten, Denkmälern und offiziellen Mythen – Räumen und Zeiten also, denen selbst eine raum- und zeitübergreifende Bedeutung zukommt. Kunst und Literatur spielen für diese Bedeutungsstiftung nicht nur aufgrund ihrer Funktion, in symbolischen Räumen einheitsstiftende Mythen und Bilder zu erzeugen und zu tradieren, eine besondere Rolle. In gleicher Weise erlauben ihre Inszenierungen auch die Kritik der Einheitsmythen. Man muss nur einen Moment lang an Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften" denken, um ein Beispiel für dieses ironische Gedächtnis vor Augen zu haben: Musils monumentales Fragment lässt das ‚Kakanien' der Habsburgermonarchie noch einmal in Gänze auferstehen, nur um zu zeigen, wie jedes einzelne ihrer Elemente die Signatur des Untergangs an sich trägt.

Die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie ist ein besonders geeigneter Gegenstand, um den allenthalben vorherrschenden Optimismus zu dämpfen, in Fragen des kulturellen Gedächtnisses und der kollektiven Symbolstiftung habe man es mit einem Paradigma gelingender Vollzüge zu tun. Einheit war im k.u.k. Staatengebilde von vornherein weder gegeben noch – etwa aus der emanzipatorischen Perspektive Ungarns – gewünscht. Der politischen Einheitssymbolik aus Wien stand die Vielzahl nationaler Subsymboliken entgegen, die sich wechselseitig ersetzten, irritierten und bekämpften. Der Grenzfluss zwischen Cis- und Transleithanien, die Leitha, symbolisiert keinen stabilen Gedächtnisort, sondern ist immer auch ein Fluss des – mitunter absichtsvollen – Vergessens, der Lethe.

Unter dem Titel „Leitha und Lethe" widmete sich eine von *Amália Kerekes*, *Alexandra Millner*, *Peter Plener* und *Béla Rásky* im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen der ELTE Budapest und der Universität Wien im österreichischen FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) Projekt „Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität. Fremd- und Selbstbilder in der Kultur Österreich-Ungarns 1867–1918" organisierte Konferenz der Frage, wie sich ein kulturelles Gedächtnis unter derartigen Bedingungen ausbildet, behauptet und wandelt. Die Einheitlichkeit des Kulturbegriffs stand dabei von vornherein zur Disposition: In seinem Eröffnungsvortrag schlug der Münsteraner Literaturwissenschaftler und Systemtheoretiker *Siegfried J. Schmid* vor, ‚Kultur' nicht als Ansammlung von konkreten Einzelphänomenen zu fassen, sondern als „Problemlösungsprogramm einer Gesellschaft bzw. als der sozial sanktionierte Mechanismus der Verknüpfung, Bewertung und Interpretationen der Unterscheidungssets, die im Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft zur Verfügung stehen."

Die theoretische Latte war damit hoch gelegt. Dass die nachfolgenden Tagungsbeiträge sie nicht rissen, verdankte sich vornehmlich der Tatsache, dass der Absprung doch zumeist vom festen Boden konkreten Untersuchungsmaterials genommen wurde. So zeichneten *Amália Kerekes* und *Peter Plener* anhand der Weltausstellungen in Wien (1873) sowie der Landes- bzw. Millenniumsausstellung in Budapest (1885, 1896) die Konkurrenz zwischen Dualismus, nationalen Stereotypisierungen und Konstruktionen des Fremden nach. Die durch derartige Inszenierungen immer wieder aufwendig konstruierte Versöhnung der Reichsteile schien nach dem verlorenen Weltkrieg und der Neudefinition der Grenzen obsolet. Hatten nationale Stimmen in Ungarn bislang das Habsburgerjoch beklagt, so wurde die Monarchie nun im Angesicht des berüchtigten Trianoner Friedensvertrags nostalgisch verklärt. *Éva Kovács* ging der Konstruktion des Zentralmythos ‚Trianon' nach und setzte ihr eine empirische Analyse des Alltagslebens in den betroffenen Grenzregionen – konkret im geteilten Komárom – entgegen. Während man in der Landesmitte die Opferrolle pflegte, legten die Betroffenen vor Ort Pragmatismus im Umgang mit der neuen Grenze an den Tag.

An solchen Beispielen wird die „Kluft zwischen nackten Tatsachen und der öffentlichen Meinung" deutlich, die *Edit Király* an den verschiedenen Interpretationen und Uminterpretationen der Geschichte von Graf István Széchenyi nachzeichnete. Széchenyi hatte sich 1860 im österreichischen Exil das Leben genommen. Ob dieser Freitod aber Dokument seiner geistigen Umnachtung oder nationales Blutzeugnis war, hing stark von den Interessen der jeweiligen Erinnerungskonstruktion ab. Nicht zuletzt aufgrund dieser konstruktiven Dimension kehrten die Vorträge in Budapest immer wieder zur Literatur als demjenigen Diskursraum zurück, der die Debatten um das Staatengebilde Kakanien in gedächtniskonstitutive Allegorien bündelt: *Stephan Dietrich* analysierte die entgegen der gängigen Moderne-Topoi durchaus strukturierte Großstadtwahrnehmung in Robert Müllers „Tropen", *Wolfgang Müller-Funk* das Wechselspiel zwischen Tradition und Innovation im Roman „Altneuland" des aus Budapest stammenden Zionisten Theodor Herzl und *Clemens Ruthner* decodierte in seiner postkolonialen Lektüre des ‚Traumreichs' aus Alfred Kubins „Die andere Seite" dessen Anleihen bei der kaiserlich-königlichen Realität. Der ungarischen Literatur aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und ihrer Artikulation einer paradoxen „monarchischen Identität" widmete sich *Endre Hárs*, während *Alexandra Millner* an Wilhelm von Warteneggs Festspiel „Alt-Österreich" erinnerte, in dem sich die Allegorie ‚Austria' mit ihren traditionsreichen Schwestern Fama, Klio und Fabel auf die wichtigsten Toten der Monarchie zu einigen versucht.

Für eine solche „allmähliche Verfertigung der nationalen Geschichte beim Begraben" (*Edit Király*) gab es in Budapest somit reichlich Anschauungsmaterial. *Siegfried J. Schmidt* mahnte in der vorbildlich strukturierten und systematisierten Abschlussdiskussion aber dennoch an, die Auswahl dieses Materials stärker zu reflektieren. Warum man sich ausgerechnet an die schöne Literatur wende, um kollektive Identitätsbildungen zu beobachten, verdiene eine Rechtfertigung auf

der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung. In diesem Sinne betonte *Magdolna Orosz* den Aspekt der Interdisziplinarität, während *Peter Stachel* für die Berücksichtigung der Medienvielfalt warb und außerdem anmerkte, dass viele Gedächtnisorte erst durch die kulturwissenschaftliche Beschäftigung – und also *ex post* – zu solchen werden.

Es kann hier nicht auf alle Beiträge ausführlich eingegangen werden. Zu den Vorträgern, unter denen auch zahlreiche Gäste waren, die nicht Mitglied des FWF-Projekts sind, zählten: Béla Bacsó, Emil Brix, Klaus Ebner, Gábor Gyáni, Andreas Herzog, Zsolt K. Horváth, Noémi Kiss, Berthold Molden und Katalin Sinkó. (Vgl. http://www.kakanien.ac.at/beitr/-materialien/-FWF_P147273.pdf/abstract – das Gesamtprogramm ist unter „Download Beitrag" abrufbar.)

Ohne die Qualität der Vorträge im mindesten schmälern zu wollen, verdient als Höhepunkt der Konferenz die Exkursion „Verwischtes Budapest – Dunkle Erinnerungen" genannt zu werden. Die Veranstalter führten die Tagungsteilnehmer zu all den Budapester Stätten, an denen die Denkmäler und Spuren der Geschichte *nicht* mehr zu sehen sind, wo aber – davon konnte man sich durch einen Blick in den vorzüglich gestalteten Katalog überzeugen – vor 13, 46 oder 55 Jahren noch Wegmarken der ungarischen Hauptstadtgeschichte standen: die Kirche am Rand des Stadtwäldchens, die Rákosi zerstören ließ, Stalins 1956 geschliffene Statue gleich nebenan, die Gedenkstätte für den Räteführers Béla Kun auf der geschichtsträchtigen Budaer Blutwiese oder das Ostiapenko-Denkmal, das westliche Touristen bis 1989 im Namen der sowjetischen Besatzer in Budapest willkommen hieß. In der kollektiven Erinnerung sind diese und andere Gedächtnisorte nach wie vor präsent, realiter sind sie inzwischen im großen Freilichtmuseum „Szoborpark" im Süden Budapests versammelt, einem wahrhaft symbolischen Raum für die Geschicke des kulturellen Gedächtnisses in Mittelosteuropa.

Nicolas Pethes (Stanford)

Bericht über die Tagung „Was wird aus der Erforschung der gesprochenen Sprache?" (Szeged, 19.-23. Februar 2003)

Die Erfassung bzw. Beschreibung der Erscheinungen und Tendenzen der gesprochenen Sprache rückten in den letzten Jahren immer mehr ins Zentrum linguistischer Forschungen. Dieser Forschungsbereich blickt auf eine etwa 40-jährige Tradition zurück, und kann somit – im Vergleich zur Erforschung der geschriebenen Sprache – als verhältnismäßig jung betrachtet werden. Die Organisatoren, *Vilmos Ágel* und *Mathilde Hennig*, hatten zur Tagung eingeladen, um einerseits zum Nachdenken über einen möglichen theoretischen Rahmen für die bereits in durchaus stattlichem Umfang empirisch erforschten Details der Grammatik der gesprochenen Sprache anzuregen und andererseits eine Diskussion über weitere

bisher kaum im Blickfeld stehende, aber möglicherweise auch relevante Fragestellungen wie die Integration der gesprochenen Sprache in die Grammatikschreibung oder die historische Erforschung gesprochener Sprache zu eröffnen.

Die Tagung wurde von *Péter Bassola*, dem Lehrstuhlleiter des Gastgeber-Instituts, eröffnet. Der erste Vortragende, *Reinhard Fiehler* (Mannheim), präsentierte als zukünftiger Autor des Kapitels „Gesprochene Sprache" der Dudengrammatik (7. Aufl.) seine Überlegungen zur Struktur einer Grammatik der gesprochenen Sprache. In seinem Ansatz ging er auf die Unterschiede der gesprochenen und geschriebenen Sprache in ihren grundlegenden Einheiten ein, wobei der funktionalen Einheit, dem Gesprächsbeitrag und dem Gespräch als „spezielle" Einheiten der gesprochenen Sprache große Bedeutung zugesprochen wurde. Mit dem Vorschlag der Etablierung eigener Grundeinheiten der gesprochenen Sprache (die ‚funktionale Einheit' etwa als Pendant zum ‚Satz' konzipiert) versuchte Fiehler der ‚Schriftlastigkeit' bisheriger Grammatikschreibung zu begegnen. Als besondere Charakteristika der gesprochenen Sprache, die eine an Mündlichkeit orientierte Grammatik thematisierten sollten, erwähnte Fiehler die Interaktion und die Prozessorientierung der mündlichen Kommunikation. Er forderte die Entwicklung eines eigenständigen Kategorieninventars und machte auf das Problem der Heterogenität der gesprochenen Sprache aufmerksam.

Peter Eisenberg (Potsdam) ging in seinem Vortrag der Frage nach, inwieweit zwischen Grammatiken für geschriebene bzw. gesprochene Sprache überhaupt unterschieden werden soll oder darf. Er argumentierte gegen getrennte Grammatiken für das „Geschriebene" und das „Gesprochene", da dies seiner Meinung nach eine Zweiteilung der Sprache implizieren würde. Eisenberg vertritt die Ansicht, dass Spezifika der gesprochenen und geschriebenen Sprache am besten von einer gemeinsamen Basis ausgehend zu erfassen sind.

Peter Auer (Freiburg) plädierte in seinem Beitrag gerade für eine syntaktische Beschreibung, die darauf ausgerichtet ist, explizit die mündliche Realisierung von Sprache zu erfassen. Die Notwendigkeit eines solchen Ansatzes ergibt sich nach Auer vor allem aus den Unterschieden geschriebener und gesprochener Sprache in ihren Produktions- und Rezeptionsformen. Um diesen Rechnung tragen zu können, sollte eine solche Syntax den „Online-Charakter" und den dialogischen Aufbau der gesprochenen Sprache sowie die Verfestigung bestimmter Elemente zu ‚constructions' berücksichtigen. Anhand veranschaulichender Beispiele wurden die Projektionsmöglichkeiten der gesprochenen Sprache dargestellt, so beschrieb Auer beispielsweise das betonte *so* in seiner korrelativen und konsekutiven Funktion und die nach ihm als eine eigene Konstruktion zu betrachtenden *es* + Kopula + *so*-Verbindungen.

Mit der Begründung, dass sprachliches Handeln von vornherein auf Interaktion ausgerichtet ist, hält *Margret Selting* (Potsdam) es für unerlässlich, bei grammatischer Beschreibung der gesprochenen Sprache von empirischen Analysen natürlicher Gespräche auszugehen. In ihrem Ansatz kommt der Prosodie eine wichtige Rolle zu, die prosodische Kontextualisierung der Sprache gehört nach ihr notwendig zu den Gebieten einer Grammatik des Gesprochenen. Anhand einiger Beispiele hat sie veranschaulicht, dass Einheiten der mündlichen Kommu-

nikation Resultat des Zusammenspiels von Syntax und Prosodie sind.

Der letzte Vortragende des Tages, *Benjamin Stoltenburg* (Münster), befasste sich mit Beschreibung und Funktion von Parenthesen in der gesprochenen Sprache. Ausgehend von Peter Auers interaktiv orientierter Online-Syntax, erörterte er die Frage einer möglichen Definition dieses Phänomens. Die prosodischen, funktional-grammatischen sowie syntaktischen Merkmale der Parenthesen in einem Korpus der gesprochenen Sprache überprüfend, gelang er zur Bestimmung der Parenthesen als Unterbrechungen emergenter syntaktischer Strukturen.

Am nächsten Tag eröffneten *Vilmos Ágel* und *Mathilde Hennig* die Vortragsreihe mit einem Beitrag über Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. Als Ausgangspunkt der Überlegungen diente das Modell von Koch/Oesterreicher. In der diesen Ansatz einerseits aufgreifenden, andererseits präzisierenden Darstellung des Nähe/Distanzsprechens ging es den Vortragenden vor allem um eine klarere theoretische Transparenz durch eine Modellierung der hierarchischen Verflechtung der universalen Parameter der Kommunikation und der Diskursgestaltung einerseits sowie von Diskursverfahren und sprachlichen Merkmalen andererseits. Zur genaueren Beschreibung dieser Ebenen wurden fünf Parameter (‚Rollen-', ‚Zeit-', ‚Situationsparameter' sowie ‚Parameter des Codes' und des ‚Mediums') ausgearbeitet. Für die praktische Anwendung der Theorie wurde ein Punktesystem vorgeschlagen und das Punktgebungsverfahren gleich an einem Beispieltext veranschaulicht.

Die nächste Vortragende des Tages, *Ildikó Hegedűs* (Szeged), schloss sich der Problematik der Untersuchung von Nähesprache an, und prüfte die Anwendbarkeit des Konzeptes von Ágel und Hennig auf historisches Sprachmaterial. Nach dieser veranschaulichenden Analyse wurde der Korrelatgebrauch in Subjekt- und Objektsätzen an Nähe- und Distanztexten des 18. Jh. sowie der Gegenwartssprache untersucht, um dadurch die Möglichkeit und Notwendigkeit der Erforschung historischer Nähesprachlichkeit zu demonstrieren.

Wolfgang Imo (Münster) betonte in seinem Vortrag die Wichtigkeit eines übergreifenden, systematischen Grammatik- und Sprachkonzeptes der Gesprochenen-Sprache-Forschung. Ein geeignetes Konzept sieht er in der „Construction Grammar", die es durch die Einbeziehung von Diskursfaktoren in die Analyse ermöglicht, sowohl „Kompetenz"- als auch „Performanz"-Konstruktionen zu beschreiben. Veranschaulicht wurde die Anwendbarkeit dieses Konzeptes anhand einer gesprächsanalytischen empirischen Studie von „ich mein"-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch.

Als letzter Vortragender thematisierte *Péter Kappel* (Szeged) das Verhältnis von Dialektologie und GSPS-Forschung, wobei er auf die überwiegende Orientierung an der Standardsprache aufmerksam machte. Er plädierte dafür, der diatopischen Dimension in der GSPS-Forschung mehr Interesse zu schenken, da Dialekte als Repräsentanten prototypischer Mündlichkeit für die Untersuchung der Nähesprache besonders geeignet sind.

Mit abschließenden Resümees zu den Ergebnissen der Tagung und mit Diskussionen über die Zukunft der Gesprochenen-Sprache-Forschung schloss die Tagung.

Gaál Judit (Budapest)

Dokumente zur Geschichte der ungarischen Germanistik

László Sarolta

Gondolatok[1]

Mivel – úgy látszik – változatlanul képtelen vagyok arra, hogy első nekifutásra papírra vessek valamit, éspedig német nyelven, úgy döntöttem, hogy megpróbálom teljesen kötetlen formában leírni mindazt, ami a témával kapcsolatban egyáltalán eszembe jut – hátha az átsegít a holtponton.

A holtpont persze egyáltalán nem véletlen. Egy év a könyvtárban[2] megtanított arra, hogy egy tudomány művelésének alfája és omegája a tájékozódás, a megfelelő tájékozottság: Csak ennek birtokában van esélye valakinek arra, hogy sikerül megfogalmaznia valami érdekeset, aktuálisat, továbbvezetőt. Saját bölcsessége kútfejéből erre senki sem képes. Én viszont ezt kezdettől fogva sajnálatos módon elhanyagoltam, s különösen elhanyagoltam az utóbbi öt évben. Általában azzal mentegettem magamat önmagam előtt, hogy az átkos tanítástól nem jut semmire idő s energia. Volt is ebben valami igazság, de a döntő, attól tartok, mégiscsak az volt, hogy nem szoktattam már kezdettől rá magamat, hogy beidegződéssé vált volna, mint a napi újságolvasás az emberek többségénél (nálam sajnos az sem). Nem az lett volna a lényeg, hogy mindent nagy nekikészülődéssel alaposan elolvassak és kijegyzeteljek, hanem hogy átfussam rendszeresen pl. a „Germanistik" beérkező köteteit, a folyóiratok tartalomjegyzékét, lássam, hogy mivel van „elfoglalva" a szakma, beleolvassak egyik-másik írásba, s végül elolvassam azt, ami különösen fontosnak és érdekesnek tűnik. Milyen kár, hogy a tanszék nem bízta ránk, fiatalokra, a nyelvészeti anyag szerzeményezését! Milyen más hozzáállás alakult volna ki bennünk mindjárt a szakirodalomhoz! Ugyanilyen hasznos lett volna, ha időnként megbíztak volna bennünket bibliográfiák összeállításával. Hogy elsajátítottuk volna a tájékozódás technikáját, megismertük volna az egyáltalán létező lehetőségeket. És sok minden jó előgyakorlat létezhetett volna még: folyóiratszemle, „Forschungsbericht", recenziók.... De nem, nem ez a döntő. A döntő az, hogy nem jöttem rá időben a felületes tájékozódás elengedhetetlen szükségességére a mai világban. Én sohasem futottam csak úgy át valamit, sohasem lapoztam bele csak úgy felületesen egy könyvbe – én mindig mindent betűről betűre el akartam olvasni, kijegyzetelni, iktatni stb., stb., stb. – s végül nem csináltam semmit.

Most meg már süthetem a bölcsességemet. Túl régen elvesztettem a fonalat ahhoz, hogy felvehetném anélkül, hogy pótolnék valamit abból, amit elmulasztottam. De hogyan pótoljak bármit is, és hogyan kövessem azután folyamatosan az irodalmat, ha egyszer a rendelkezésemre álló csekély időben egyfolytában produkálnom kell

---

[1] Az (eredetileg cím nélküli) írás 1985-ben keletkezett. A kiadó Ágel V. köszönetet mond László Sarolta férjének, László Zoltánnak, hogy hozzájárult a megjelentetéshez. Az írás címe – László Zoltán beleegyezésével – a kiadótól származik. A csillaggal jelölt lábjegyzetek László Sarolta eredeti lábjegyzetei. A kiadói kommentárokat a számozott lábjegyzetek tartalmazzák. A szögletes zárójelben található részek a szerkesztő kiegészítései.

[2] László Sarolta 1984 és 1988 között a Gorkij Könyvtárban dolgozott.

– produkálnom, fehér a feketén, bármi áron, különben elvész még az az egy nap is, ami pillanatnyilag a rendelkezésemre áll. Másfelől meg hogyan tudhatnék állandóan produkálni, ha egyszer soha sincsen módom töltekezni? Nem látom a kiutat ebből az ördögi körből.

Itt van ez az előadás is.[3] Utoljára 1980-ban, a frankfurti előadás[4] idején volt némi hézagos áttekintésem a téma irodalmáról. Mi történt azóta a valencia-kutatásban? Milyen trendek uralkodnak jelenleg? Mihez kellene kapcsolódnom, mivel kellene polemizálnom? Milyen összehasonlító kutatások folytak azóta, íródtak-e kétnyelvű valenciaszótárak? Az eredményekből, problémákból mi fogalmazódott meg? Mi az, amit átvehetnék, s mi az, amivel újat mondhatnék?

Októberben lenne a konferencia. Látszólag messze van, az én körülményeimhez képest viszont nagyon is közel. Nem kezdhetek el olvasni, mert akkor nem marad időm írni. Először írnom kell valamit, bármit, s azután nézhetek csak utána egynek-másnak, ha van még idő. Hát ezért ontom itt most magamból a zavaros dolgokat, válogatás nélkül, mintha csak naplót írnék, mert remélem, hogy így nem fojtja belém a szót a vákuum, amiben mozgok. Itt most nem számít semmi, se a trivialitás, se a tisztázatlanság, se a megfogalmazás hiányosságai. Hátha kijön belőlem mégis néhány használható gondolat.

Elkezdtem én írni először az „igazit". Azzal indítottam, hogy az előadás egy magyar-német igevonzat szótár tapasztalatain alapszik, amely ez év elején jelent meg a Tankönyvkiadónál.[5] Ezután nekiláttam megindokolni, hogy miért is volt szükség egy ilyen szótárra. Itt azonban elakadtam. Valóban indoklásra szorul ez? Végeredményben mi más egy valenciaszótár, mint egy általános szótár potenciális része, a lexika egy – a mondatalkotás szempontjából, igaz, kiemelt jelentőségű – osztályának lexikográfiai feldolgozása? Ha ez igaz – márpedig igaz* –, akkor kétnyelvű valenciaszótárakra pontosan ugyanazért van szükség, amiért kétnyelvű szótárakra általában, ezt indokolni pedig – nem trivialitás? Hogy ilyen szótárakra szükség van, az mindenki számára *evidens*, mégha nem is tudná ezt az evidenciát minden további nélkül szavakba önteni. Én sem tudom minden további nélkül szavakba önteni, de ez nem változtat azon, hogy voltaképpen nincs is szükség rá.

---

[3] Egy 1985 októberére tervezett konferencia-előadásról van szó, melyre Franciszek Grucza, a Varsói Egyetem Alkalmazott Nyelvészeti Intézetének professzora hívta meg László Saroltát. A konferencia témája a kontrasztív nyelvészet volt. László Sarolta "Äquivalenzprobleme eines zweisprachigen Verbvalenzwörterbuchs" címmel tervezett előadást, de végül lemondta a konferencia-részvételt.

[4] Arról az előadásról van szó, melynek szövege jelen kötetben olvasható.

[5] László, Sarolta/Szanyi, Gyula: Magyar-német igevonzatok. Budapest: Tankönyvkiadó 1985.

* v.ö. ehhez [Juhász] János kedvelt szövegét is: Ha lennének megfelelően szerkesztett általános szótárak, nem lenne szükség valenciaszótárakra. Megfelelően szerkesztett: a lexémák szintaktikai egység mivoltát kellőképpen figyelembe vevő, mondatbeli használatuk feltételeit kellőképpen explikáló szótárak. Ilyen szótárak azonban még váratnak egy ideig magukra, részben anyagi, részben személyi okokból

Mindegy, ha már ide lyukadtam ki, próbáljuk meg. Persze megint itt van ez az átkozott tudatlanság, az érzés, hogy teljesen magamra vagyok utalva, elejétől kell megpróbálnom végiggondolni a „világot" – holott ténylegesen nyilván nem kéne, mert okos emberek ezt réges-régen megtették már.

A régi igazságokat persze újra át kell gondolni ahhoz, hogy szellemileg birtokba vehessük őket, de nem ‚noch einmal herausfinden', hanem ‚noch einmal nachvollziehen' értelemben. Goethe is csak erre gondolhatott.

És mit gondolhatnék én újra ebben a témában? Írtam egy kétnyelvű szótárt, anélkül, hogy olvastam volna valaha is valamit a kétnyelvű szótárakról – talán az egy Baldinger-cikk[6] kivételével, amire már elég homályosan emlékszem. Pedig biztosan van irodalma, talán friss irodalma is, hisz most olyan divatossá vált a lexikográfia.

Szóval miért is van szükség kétnyelvű szótárakra? Nyilván azért, mert egy ismeretlen nyelvet csak egy ismert felől lehet megközelíteni, beszélőként és hallgatóként egyaránt. Az „anyanyelv-idegennyelv" típusú szótár a használót, mint beszélőt (írót), az „idegennyelv-anyanyelv" típusú mint hallgatót (olvasót) veszi számításba.

Az első esetben az anyanyelv segítségével találja meg a közlési szándékának megfelelő idegennyelvi kifejezést; a második esetben az anyanyelv segítségével értelmezi azt. No ez jócskán zavaros és pontatlan. Mindenesetre úgy tűnik nekem, hogy az anyanyelv szerepe a két esetben nem ugyanaz – de nem töröm rajta tovább a fejem.

Ez itt pl. egy olyan pont, ahol nem ártana olvasni. Mindenesetre az biztos, hogy a nyelvtanulás kezdeti szakaszában a tanuló nem lehet meg kétnyelvű szótárak nélkül, ha valami minimális sikerélményre vágyik beszélőként és hallgatóként egyaránt.

Most jut eszembe: Lehetne talán úgy fogalmazni, hogy a kétnyelvű szótárak mintegy „meghosszabbítják" a nyelvet tanuló beszélői és hallgatói kompetenciáját – az anyanyelv segítségével?

Ez azért jó megfogalmazás, mert érzékelteti, hogy bizonyos nyelvtudási szintre mindenképpen szükség van ahhoz, hogy valaki szótárt tudjon használni – az idegen nyelv nem lehet már tabula rasa.

[...][7]

Voltaképpen milyen nyelvtudási szintet előfeltételeznek a kétnyelvű szótárak? S vannak ebben lényeges eltérések? Ránézésre úgy tűnik, mintha leginkább az alapvető nyelvtan ismeretét feltételeznék. (= A szófajok általános sajátságainak ismeretét ill. a mondatalkotás általános szabályainak ismeretét.)

---

[6] Feltehetően a következő cikkről van szó: Baldinger, Kurt: Semasiologie und Onomasiologie im zweisprachigen Wörterbuch. In: Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka. Hgg. v. Karl-Richard Bausch/Hans-Martin Gauger. Tübingen: Niemeyer 1971, 384-396.

[7] Ezen a helyen az eredetiben egy rövid, személyesebb jellegű bekezdés található, mely László Zoltán kérésére nem került be a nyomtatott változatba.

Mindenesetre, hogy visszatérjek témámhoz, kiindulhatnánk abból, hogy a nyelvet tanulóknak – különösen a tanulás kezdeti szakaszában, de kisebb mértékben még sokkal később is – szükségük van kétnyelvű szótárakra, amelyek – anyanyelvüket használva közvetítőként -, mintegy „meghosszabbítják" már megszerzett idegen nyelvi kompetenciájukat, a közlés és a megértés terén egyaránt. Végeredményben ez a szerepe a kétnyelvű valenciaszótáraknak is, amelyek mégis kiemelt jelentőséggel bírnak azáltal, hogy nem csupán egyes szegmentumok, hanem teljes mondatszerkezetek produkcióját ill. értelmezés[é]t teszik lehetővé.

Na ez így talán már valami használható, bár az anyanyelv szerepét nem tudom világosan és plasztikusan megfogalmazni.

A következő kérdés: Miért fontosabb – általában is, de egy valenciaszótár esetében különösen – az anyanyelv-idegennyelv típusú szótár?

Itt megint nyelv- és tanuláspszichológiai okok játszanak szerepet, amelyeket én oly igen kevéssé ismerek.

Mindenesetre biztos, hogy a megértés képessége az idegen nyelvben – de talán még az anyanyelvben is – összehasonlíthatatlanul gyorsabban fejlődik, mint a beszédkészség.

A nyelvtanulás egy adott pontján a megértés lehetősége sokszorosa a ténylegesen ismertnek, a beszédben viszont még az ismert is csak részben, s csak tökéletlenül manifesztálódik.

A megértés nagyobb lehetőségeit nyilvánvalóan a szituáció ill. szövegösszefüggés magyarázza, amely elég információt tartalmazhat ahhoz, hogy egy teljes egészében ismeretlen elemekből álló közlés jelentését szintétikusan, egy részben ismert elemekből állóét pedig analitikusan is megértsük. A beszédben ezzel szemben csak az ismertre „számíthatunk", s még az sem ugrik be mindig, amikor szükség lenne rá. Az emlékezet mindenki számára ismert kihagyásain kívül ennek feltétlenül az anyanyelv is az oka, amely előtérbe tolakszik az idegen nyelven beszélni próbáló tudatában, s „trotz besseren Wissens" analóg kifejezést produkáltat vele. (Ú.n. interferencia.)

Summa summárum: az egész probléma azt hiszem elintézhető egy mondatban: A két szótártípus közül az anyanyelvből kiinduló iránt nyilvánul meg a nagyobb gyakorlati igény, ami tökéletesen érthető, hiszen a nyelvet tanulónak általában a kifejezés terén vannak nagyobb nehézségei, mint a megértés terén, s az anyanyelv interferáló hatása is itt érvényesül elsősorban.

Hogyan tovább?

Azt hiszem arra kéne rátérnem, hogy miben áll a nehézség.

Nagyon hatásos lenne arra utalni, hogy a kétnyelvű valenciaszótárak szükségességét milyen korán felismerték (v.ö. Helbig/Schenkel 1969[8] előszava), s hogy mégis alig íródtak eddig ilyen szótárak.

A kérdés csak az, hogy ez igaz-e? Íme, valami, aminek feltétlenül utána kell járni.

---

[8] Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig: Bibliographisches Institut 1969.

De akárhány szótárt írtak is az utóbbi években, az mindenesetre biztos, hogy a feladat a gyakorlatban elég bonyolult.

Kérdés: Hitte-e valaha is valaki, hogy egyszerű? Ha nem hitte senki, akkor miből induljak ki?

Itt már akuttá válik a tájékozottság hiánya. Mindegy, azért én feltételezem átmenetileg, hogy hitték, Páll Erna is ezt tette a beszámolójában.[9] Kiindulhatnék pl. abból, hogy a német, mint célnyelv vonatkozásában Helbigék szótára teremtette meg a kétnyelvű valenciaszótárak lehetőségét. Más nyelvekben ugyanakkor ilyen szótár még nem létezett. Nem létezett – és nem létezik – a magyarban sem.

Eleinte nagy jelentőséget tulajdonítottunk ennek a körülménynek, azonban a munka során kiderült, hogy nem ez a voltaképpeni nehézség. Kicsit eltúlozva akár azt is mondhatnám, hogy ha lett volna, az sem jelentett volna lényeges különbséget, hiszen úgyis át kellett volna írni.

S ezzel elérkeztem előadásom voltaképpeni témájához:

(Zárójelben: Nagyon csökkenti a téma attraktivitását ez a heurisztikus megközelítés, szót sem tudok ejteni a két nyelv közötti tipológiai eltérésekről, a közös valencia-fogalom kialakításának nehézségeiről. Legalább az összevethetőség általános feltételeiről pedig csak kellene valahol szólni?)

Mindegy, most már megyek tovább ebben az irányban. Szóval – ebből mindenképpen ki lehetne indulni, akárhány szótár született is azóta – eleinte, tehát Helbigék első szótárának megjelenése után, a hason jellegű szótárak hiányát tekintették az egyik legnagyobb nehézségnek kétnyelvű szótárak kidolgozásánál. Azt hiszem Wotjak is említi ezt első cikkében. (Wotjak azóta különben még írt ebben a témában, azt hiszem, a román vonatkozásában – el kéne olvasni.)[10]

Ebben az „aggodalomban" végeredményben a konfrontatív nyelvészetnek az a sokáig uralkodó tévhite tükröződik, hogy a leírás megelőzheti az összevetést, sőt, meg kell előznie az összevetést (v.ö. Sternemann-ék bevezetését: „Es ist müßig, ..." stb.[11]).

---

9 Páll Erna russzista nyelvész, az ELTE egykori Orosz Tanszékének (ma: Keleti Szláv és Balti Filológiai Tanszék) nyugalmazott docense. Páll Erna elmondta, hogy nem tudja pontosan, László Sarolta milyen beszámolóra gondolhatott, de ez bizonyosan a következő munkájához kapcsolódott: J. D. Apreszjan/Páll Erna: Orosz ige – magyar ige. Vonzatok és kapcsolódások. 2 kötet. Budapest: Tankönyvkiadó 1982.

10 Gerd Wotjak romanista nyelvész, a Lipcsei Egyetem Alkalmazott Nyelvészeti és Transzlatológiai Intézetének professzora. 1972 óta publikál (kontrasztív) valenciaelméleti munkákat.

11 Reinhard Sternemann akkoriban a berlini Humboldt Egyetem Germanisztikai Intézetének docense volt. Számtalan tanulmány és egy monográfia szerzője a konfrontatív nyelvészet tárgyköréből. Itt a következő kötetről van szó: Einführung in die konfrontative Linguistik. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Reinhard Sternemann. Leipzig: Enzyklopädie 1983.

Ténylegesen a gyakorlat azt bizonyítja, hogy az egymástól függetlenül keletkezett egyes nyelvi leírások – álljanak bár ugyanazon koncepció jegyében – a nyelvek eltérő strukturáltsága következtében ritkán vonatkoztathatók közvetlenül egymásra. Az egymásra vonatkoztathatóság feltételeinek megteremtése az összevetés eminens feladata.

Ez azonban mindenképpen az eredeti leírások átstrukturálásával (adott esetben pontosításával, kiegészítésével is) jár, tehát mindenképpen leíró jellegű mozzanatokat visz az összevető nyelvész munkájába.

Szóval visszatérve a kétnyelvű szótárakhoz és ezen belül a kétnyelvű valenciaszótárakhoz, a kiindulónyelvi valenciaszótár hiánya természetesen nem könnyíti meg a szótáríró dolgát, de a megléte sem mentesíti a kiinduló nyelvvel kapcsolatos leíró jellegű feladatoktól. Az egynyelvű szótár címszavai u.i. nem képezhetik változtatás nélkül a kétnyelvű szótár kiinduló címszavait, többségüket át kell strukturálni – a célnyelv lexematikus viszonyainak megfelelően.

Ide kívánkozik mindjárt egy kitérő. Tévedés lenne azt hinni, hogy ez egyet jelent az egynyelvű szótár „immanens", „nyelvadekvát" ábrázolásának átalakításával a másik nyelv képére. A jelentésszerkezetek tagolására, az egyes jelentések (szemémák) elhatárolására pillanatnyilag nem rendelkezünk megbízható módszerekkel – és ez bizonyára nem is véletlen. Anélkül, hogy a poliszémia nyilvánvaló tényét tagadni akarnám, azt hiszem, mégis elmondható, hogy a szavak jelentésárnyalatai, jelentésváltozatai nem jól elhatárolt egységekként állnak szemben egymással, hanem szinte észrevehetetlen átmenetek révén egyfajta kontinuumot alkotnak.

Szinte minden disztribúció más jelentésárnyalatot „konstruál", s ha a jelentéseltolódásnak nincs szintaktikai mutatója, jobbára a szótáríró megítélésén múlik, hol von két „jelentés" között határt.

V.ö. pl. a német *wachsen* ige következő disztribúcióit:

Das Gras wächst.
Das Haus wächst.
Das Vermögen wächst.
Die Einwohnerzahl wächst.
Die Unruhe wächst.

A magyar *nő* ige egyébként ugyanolyan jó példa lenne. Megfigyelhető, mint távolodik el az ige jelentése az első mondatban realizált, „főjelentésnek" érzékelt, konkrét, szemléletes, aspektusgazdag jelentéstől, hogyan veszíti el a 'biológiai növekedés' ill. 'lineáris növekedés' jegyeket, míg végül csak a mennyiségi/számbeli gyarapodás ill. a fokozódás absztrakt fogalma marad.

Sarolta László
Gedanken[1]

Da ich, wie es scheint, immer noch unfähig bin, etwas gleich im ersten Anlauf – und noch dazu in Deutsch – zu Papier zu bringen, habe ich mich entschlossen, alles, was mir zum Thema einfällt, in zwangloser Form niederzuschreiben – in der Hoffnung, dass ich so die innere Stille überwinden kann.

Natürlich ist diese innere Stille nicht von ungefähr entstanden. Ein Jahr in der Bibliothek[2] hat mich gelehrt, dass das A und O wissenschaftlichen Arbeitens die zähe, regelmäßige Orientierung im Fach ist. Denn nur im Besitze entsprechender Informationen hat man überhaupt die Chance, etwas Interessantes, Aktuelles und Weiterführendes vorzulegen. Die eigene Weisheit reicht nicht.

Doch ich habe die Orientierung von Anfang an sträflich vernachlässigt, besonders in den letzten fünf Jahren. Ausreden hatte ich dabei immer genügend parat: Zumeist hieß es, dass ich vor lauter Unterricht zu nichts kommen würde. Was gewissermaßen auch stimmte, aber ich fürchte, das Entscheidende war doch, dass ich mich nicht gleich von Anfang an zur regelmäßigen Lektüre gezwungen hatte. So hätte diese zur Gewohnheit werden können wie bei den meisten Menschen (leider aber nicht bei mir) die tägliche Zeitungslektüre. Man hätte ja nicht alles lesen und zu allem Notizen machen müssen, nein, es hätte gereicht, regelmäßig etwa die frisch eingetroffenen Hefte der „Germanistik" und das Inhaltsverzeichnis der Zeitschriften zu studieren, um zu wissen, was „in" ist, den einen oder anderen Aufsatz anzulesen und schließlich das zu lesen, was einem besonders wichtig und interessant vorkam. Schade, dass der Lehrstuhl nicht uns jungen Leute beauftragt hat, uns um die Bestellungen in Linguistik zu kümmern. So hätten wir eine ganz andere Einstellung zur Fachliteratur entwickelt. Genauso nützlich wäre es gewesen, wenn man uns ab und zu die Zusammenstellung von Bibliographien anvertraut hätte. So hätten wir uns die Technik der Orientierung angeeignet und die Möglichkeiten, die es überhaupt gibt, kennen gelernt. Auch andere nützliche Übungen für den Nachwuchs hätte man sich sehr wohl vorstellen können: Zeitschriftenschau, Forschungsbericht, Besprechungen... Aber das ist nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist vielmehr, dass ich nicht rechtzeitig begriffen habe, wie wichtig eine oberflächliche Orientierung in der heutigen Welt ist. Ich habe nie in einem Buch nur so herumgeblättert, habe keinen Text nur angelesen, ich wollte immer alles Wort für Wort, Silbe

---

[1] Der (ursprünglich titellose) Text ist im Jahre 1985 entstanden. Für die Möglichkeit der Veröffentlichung dankt der Hg. und Übersetzer V. Ágel dem Ehemann Zoltán László. Der Titel stammt - in Übereinstimmung mit ihm - vom Hg. Die mit einem Sternchen indizierten Anmerkungen stellen Originalfußnoten von Sarolta László dar, die durchnummerierten enthalten Erläuterungen des Hg. Ergänzungen des Hg. stehen in eckigen Klammern.

[2] Sarolta László arbeitete zwischen 1984 und 1988 in der Maxim-Gorki-Bibliothek in Budapest.

für Silbe, Buchstabe für Buchstabe lesen, wollte immer Notizen machen, das Gelesene in einem System erfassen und auswerten und archivieren etc. etc. etc. – und am Ende habe ich gar nichts gemacht.

Und nun ist alles zu spät. Dass ich den Faden verloren habe, liegt viel zu lange zurück, als dass ich was von dem Versäumten nachholen könnte. Und wie sollte ich das Versäumte auch nachholen und dann noch dem neuesten Stand auf den Fersen bleiben, wenn ich in der wenigen Zeit, die mir zur Verfügung steht, publizieren muss – schreiben auf Teufel komm raus, sonst geht selbst dieser eine Tag, der mir die Woche augenblicklich zur Verfügung steht, in die Binsen. Andererseits: Wie könnte ich auch ständig veröffentlichen, wenn ich nie dazu komme, mich zu orientieren? Ich sehe keinen Ausweg aus diesem Teufelskreis.

Ein gutes Beispiel ist dieser Vortrag.[3] Einen – eher bescheidenen – Überblick über die einschlägige Fachliteratur hatte ich zuletzt zur Zeit des Frankfurter Vortrags gehabt.[4] Was aber ist seit jener Zeit in der Valenzforschung passiert? Was sind die aktuellen Trends? Wo müsste ich mich anschließen, womit müsste ich mich auseinander setzen? Was gibt's Neues in der kontrastiven Valenzforschung? Sind neue zweisprachige Valenzwörterbücher entstanden? Was hat sich an wichtigen Ergebnissen und Problemen herauskristallisiert? Was davon könnte ich übernehmen, wo könnte ich selber was Neues hinzufügen?

Die Tagung soll im Oktober stattfinden. Scheinbar noch in weiter Ferne, doch für meine Begriffe und Umstände sehr-sehr nahe. Wollte ich jetzt zu lesen anfangen, bliebe mir keine Zeit mehr für das Schreiben übrig. Geht also nicht. Zuerst muss ich was schreiben, egal was, und erst hinterher, wenn ein bisschen Zeit doch noch übrig bleiben sollte, würde ich mich zusätzlich ein wenig orientieren können. Wenn...

Dies ist auch der Grund, warum ich hier viel dummes Zeug rede – wahllos, als würde ich für ein Tagebuch schreiben, da ich so vielleicht hoffen kann, dass mich das Vakuum, in dem ich mich bewege, nicht ganz erstickt. Nun zählt aber nichts mehr: keine Trivialitäten, keine Unklarheiten, keine Mängel der Ausformulierung. Hauptsache, dass dabei vielleicht einige brauchbare Gedanken herauskommen.

Ja, ich habe mich schon darangemacht, an dem „Eigentlichen" zu schreiben. Einleitend habe ich erwähnt, dass der Vortrag auf den Erfahrungen mit einem ungarisch-deutschen Verbvalenzwörterbuch fußt, das am Jahresanfang im Tankönyvkiadó [= Lehrbuchverlag] erschienen ist.[5] Dann habe ich versucht zu begründen,

---

[3] Es handelt sich um einen für den Oktober 1985 geplanten Konferenzbeitrag, zu dem Sarolta László von Prof. Franciszek Grucza vom Institut für Angewandte Linguistik der Universität Warschau eingeladen wurde. Die Tagung war „eine multilaterale Konferenz zum konfrontativen Sprachvergleich" (Zitat aus Gruczas Einladungsschreiben). Sarolta László plante einen Vortrag mit dem Titel „Äquivalenzprobleme eines zweisprachigen Verbvalenzwörterbuchs", hat aber schließlich die Teilnahme abgesagt.

[4] Es handelt sich um den Vortrag, dessen Wortlaut zuerst im vorliegenden Jahrbuch erscheint.

[5] László, Sarolta/Szanyi, Gyula: Magyar-német igevonzatok [Ungarisch-deutsche Verbvalenzen]. Budapest: Tankönyvkiadó 1985.

warum ein solches Wörterbuch notwendig war. Doch an dieser Stelle bin ich stecken geblieben. Muss denn das wirklich begründet werden? Denn was ist schon ein Verbvalenzwörterbuch, wenn nicht ein potenzieller Bestandteil eines allgemeinen Wörterbuchs? Was, wenn nicht die lexikografische Aufbereitung einer – wenn auch aus syntaktischer Sicht zentralen – lexikologischen Klasse? Und wenn dem so ist – und dem ist nun mal so* –, dann brauchen wir zweisprachige Verbvalenzwörterbücher genau aus dem Grund, aus dem wir auch zweisprachige allgemeine Wörterbücher brauchen, was zu begründen wohl trivial wäre, oder? Dass man allgemeine Wörterbücher braucht, ist für jedermann evident, auch wenn man unter Umständen nicht in der Lage ist, diese Evidenz in Worte zu kleiden. Mir geht es genauso: Ich kann diese Evidenz ebenfalls nicht in Worte kleiden, doch das ändert nichts daran, dass es im Grunde auch gar nicht nötig ist.

Wie auch immer: Wenn ich schon hier gelandet bin, könnte ich es versuchen. Leicht gesagt! Denn sofort starrt mich wieder dieses verdammte Nichtwissen an, dieses Gefühl, dass ich allein auf mich gestellt bin, dass ich die „Welt" ganz allein von vorne aufzurollen habe. Obwohl es klar ist, dass ich das nicht müsste, da es genügend kluge Menschen vor mir gab, die das schon getan haben.

Natürlich muss über die alten Wahrheiten von Zeit zu Zeit neu nachgedacht werden, um sie in unseren geistigen Besitz nehmen zu können, aber nicht im Sinne von ‚noch einmal herausfinden' [Original in Deutsch], sondern im Sinne von ‚noch einmal nachvollziehen' [Original in Deutsch]. In diesem Sinne musste es auch Goethe gemeint haben.

Was aber sind die alten Wahrheiten auf diesem Gebiet, über die ich neu nachdenken könnte? Ich habe ein zweisprachiges Wörterbuch verfasst, ohne je was über zweisprachige Wörterbücher gelesen zu haben – vielleicht mit Ausnahme eines Baldinger-Beitrags, an den ich mich nur noch recht vage erinnern kann.[6] Obwohl ich mir sicher bin, dass eine einschlägige, womöglich auch aktuelle Literatur existiert, schließlich ist die Lexikografie mittlerweile richtig modisch geworden.

Aber kommen wir nicht vom Thema ab: Wozu also braucht man eigentlich zweisprachige Wörterbücher? Offensichtlich, weil man – ob Sprecher oder Hörer – sich einer unbekannten Sprache nur von einer bekannten her nähern kann. Der Wörterbuchtypus „Muttersprache-Fremdsprache" zielt auf den Benutzer als Sprecher (Schreiber), der Wörterbuchtypus „Fremdsprache-Muttersprache" dagegen auf den Hörer (Leser) ab. Im ersten Fall findet man den passenden fremdsprachlichen Ausdruck, im zweiten interpretiert man ihn mit Hilfe der Muttersprache.

---

* Vgl. hierzu auch den Lieblingsspruch von János [Juhász]: „Gäbe es brauchbare allgemeine Wörterbücher, brauchten wir gar keine Valenzwörterbücher." „Brauchbar" heißt dabei: Wörterbücher, die den syntaktischen Status der Lexeme und deren Gebrauchsbedingungen im Satz gebührend berücksichtigen bzw. explizieren. Solche Wörterbücher lassen allerdings noch eine Weile auf sich warten – teils aus finanziellen, teils aus personellen Gründen.

6 Vermutlich handelt es sich um den Aufsatz: Baldinger, Kurt: Semasiologie und Onomasiologie im zweisprachigen Wörterbuch. In: Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka. Hgg. v. Karl-Richard Bausch/Hans-Martin Gauger. Tübingen: Niemeyer 1971, 384-396

Na, das klingt ganz schön chaotisch und ungenau. Auf jeden Fall scheint mir, dass die Rolle der Muttersprache unterschiedlich ist. Aber lassen wir das! Ich will mir den Kopf nicht weiter darüber zerbrechen.

Das hier ist z.B. ein Problem, das ohne weitere Lektüre kaum zu bewältigen ist. Klar ist allerdings, dass der Lerner der Grundstufe, wenn er bestrebt ist, als Produzent und auch als Rezipient wenigstens minimale Erfolge verbuchen zu können, ohne zweisprachige Wörterbücher nicht auskommt.

Grade fällt mir ein: Könnte man vielleicht so formulieren, dass die produktiven und rezeptiven Kompetenzen des Lerners durch zweisprachige Wörterbücher – mit Hilfe der Muttersprache – „verlängert" werden?

Dies ist deshalb eine angemessene Formulierung, weil sie unmissverständlich macht, dass die Fremdsprache bereits bis zu einem gewissen Grade beherrscht werden muss, um Wörterbücher erfolgreich benutzen zu können. Die Fremdsprache darf keine Tabula rasa mehr sein.

[...][7]

Welche Art der fremdsprachlichen Kompetenz wird durch eine erfolgreiche zweisprachige Wörterbuchbenutzung eigentlich vorausgesetzt? Und gibt es dabei wesentliche Unterschiede?[8] Auf den ersten Blick scheint es, dass in erster Linie elementare grammatische Kenntnisse – Einsichten in das Wesen der Wortarten und die Grundregeln der Syntax – notwendig sind.

Um auf das eigentliche Thema zurückzukommen: Wir könnten davon ausgehen, dass die Lerner – insbesondere in der Anfangsphase, aber in geringerem Maße auch noch viel später – der zweisprachigen Wörterbücher durchaus bedürfen, da durch diese – mit Hilfe der Muttersprache – die produktiven und rezeptiven Kompetenzen quasi „verlängert" werden. Dies gilt im Grunde auch für die zweisprachigen Valenzwörterbücher, die jedoch dadurch besonderes Gewicht erlangen, dass sie einem zu produktiven und rezeptiven Kompetenzen bezüglich nicht nur einzelner Segmente, sondern ganzer Satzstrukturen verhelfen.

Na endlich, eine einigermaßen brauchbare Formulierung! Obwohl: Ich bin noch immer nicht in der Lage, die Rolle der Muttersprache klar und deutlich herauszustellen.

Die nächste Frage lautet: Warum ist der Wörterbuchtypus „Muttersprache-Fremdsprache" sowohl im Allgemeinen als auch im besonderen Fall eines Valenzwörterbuchs wichtiger?

Hier spielen schon wieder sprach- und lernpsychologische Gründe, die ich so wenig kenne, eine Rolle. Sicher ist, dass sich in der Fremdsprache – aber vielleicht auch in der Muttersprache – die Verstehenskompetenz schneller entwickelt als die Sprechkompetenz. In einer beliebigen Lernphase stellen die Potenzen des Verstehens

---

[7] An dieser Stelle befindet sich im Original eine kurze, persönlichere Passage, die auf Wunsch von Zoltán László in die Druckfassung nicht eingegangen ist.

[8] Gemeint ist vermutlich: ‚Unterschiede je nach zweisprachigem Wörterbuchtyp'.

ein Mehrfaches der erworbenen Verstehenskompetenz dar, während für die Sprechkompetenz das Umgekehrte gilt: Das Erworbene kann im aktuellen Sprechen nur teilweise und bruchstückhaft umgesetzt werden.

Die größeren Potenzen des Verstehens sind ganz offensichtlich durch den Beitrag von Kontext und Situation zu erklären, die genügend Informationen enthalten können, um die Bedeutung einer aus vollkommen unbekannten Elementen bestehenden Mitteilung synthetisch und die einer aus partiell unbekannten Elementen bestehenden Mitteilung analytisch zu verstehen. Im aktuellen Sprechen sind wir dagegen voll auf das „Bekannte" angewiesen, und selbst dieses fällt uns nicht immer ein, wenn wir es brauchen. Der Grund hierfür sind nicht nur die uns allen bekannnten Gedächtnisausfälle, sondern auch die Muttersprache, die sich im Bewusstsein des Fremdsprachenbenutzers vorschiebt und diesen „trotz besseren Wissens" [Original in Deutsch] einen analogen Ausdruck produzieren lässt (sog. Interferenz).

Resümierend kann, glaube ich, das ganze Problem mit einem Satz erledigt werden: Der praktische Bedarf an dem Wörterbuchtypus „Muttersprache-Fremdsprache" ist größer, was vollkommen verständlich ist, da die Schwierigkeiten des Lerners eher das Sprechen als das Verstehen betreffen und da sich auch die Interferenz der Muttersprache eher im Sprechen als beim Verstehen geltend macht.

Und nun? Wie soll es weitergehen?

Ich denke, ich müsste die Schwierigkeiten explizieren.

Wirksam wäre es darauf hinzuweisen, wie früh die Bedeutung zweisprachiger Valenzwörterbücher erkannt wurde (s. das Vorwort von Helbig/Schenkel 1969[9]) und dass derartige Wörterbücher trotzdem bisher kaum verfasst wurden.

Es fragt sich allerdings, ob das wahr ist. Na bitte, etwas, was man unbedingt überprüfen muss.

Aber wie viele Wörterbücher in den letzten Jahren auch geschrieben worden sind, steht fest, dass die Aufgabe in der Praxis recht kompliziert ist.

Frage: Hat man je gedacht, dass sie einfach wäre? Wenn nicht, wovon sollte ich ausgehen?

An diesem Punkt wird der Orientierungsmangel wirklich akut. Egal! Vorläufig nehme ich an, dass man es gedacht hat. Auch Erna Páll ist so in ihrem Bericht verfahren.[10] Ich könnte beispielsweise davon ausgehen, dass es das Wörterbuch von Helbig und Schenkel war, das bezogen auf die Zielsprache Deutsch die Voraussetzung für zweisprachige Valenzwörterbücher geschaffen hat. Ein vergleichbares Wörterbuch existierte und existiert in anderen Sprachen (immer noch) nicht. Im Ungarischen auch nicht.

---

[9] Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang: Wörterbuch zur Valenz und Distribu-tion deutscher Verben. Leipzig: Bibliographisches Institut 1969.

[10] Erna Páll, russistische Linguistin, ist emeritierte Dozentin des Russischen Lehrstuhls (heute: Lehrstuhl für Ostslavische und Baltische Philologie) der ELTE Budapest. Sie teilte dem Hg. mit, dass sie nicht genau weiß, an welchen Bericht Sarolta László hat denken können, dass aber dieser mit Sicherheit im Zusammenhang mit dem folgenden russisch-ungarischen Verbwörterbuch steht: J. D. Apreszjan/Páll Erna: Orosz ige – magyar ige. Vonzatok és kapcsolódások. 2 kötet. [Russisches Verb - ungarisches Verb. Rektionen und Wahlverwandtschaften. 2 Bde.] Budapest: Tankönyvkiadó 1982.

In der Anfangsphase der Arbeit hatten wir diesem Umstand große Bedeutung beigemessen. Doch es hat sich herausgestellt, dass die Schwierigkeiten woanders lagen. Wenn ich ein wenig übertreiben wollte, könnte ich behaupten: Die Existenz eines vergleichbaren ungarischen Wörterbuchs hätte keinen Unterschied gemacht, da wir es eh hätten umarbeiten müssen.

Damit wäre ich beim eigentlichen Vortragsthema angelangt.

(In Klammern: Die Attraktivität des Themas wird durch diese heuristische Herangehensweise deutlich gemindert, da ich keine Möglichkeit habe, auf die typologischen Unterschiede zwischen den beiden Sprachen und die Schwierigkeiten, ein Valenztertium zu etablieren, einzugehen. Wenigstens die Grundvoraussetzungen der Vergleichbarkeit müssten aber doch kurz angesprochen werden, oder?)

Wie auch immer, ich gehe schon in dieser Richtung weiter. Also man könnte, egal, wie viele Wörterbücher seitdem auch erschienen sein mögen, davon ausgehen, dass anfangs, d.h. nach dem Erscheinen des Wörterbuchs von Helbig und Schenkel, der Mangel an vergleichbaren Unternehmen als das größte Handicap für die Erarbeitung zweisprachiger Wörterbücher angesehen wurde. Ich glaube, dass dieser Umstand auch in dem ersten Aufsatz von Wotjak zur Sprache kommt. (Mittlerweile hat Wotjak übrigens auch etwas Neues zum Thema veröffentlicht, wenn ich mich nicht irre, in rumänischer Beziehung – ich müsste es lesen.)[11]

In dieser „Besorgnis" spiegelt sich der langjährige Irrglaube der konfrontativen Linguistik wider, dass die Beschreibung dem Vergleich vorausgehen könnte, ja müsste (vgl. die Einleitung von Sternemann et al.: „Es ist müßig,..." usw.[12]).

Die Praxis zeigt dagegen sehr eindrucksvoll, dass sich die voneinander unabhängig entstandenen Beschreibungen von Einzelsprachen wegen der strukturellen Unterschiede der Vergleichssprachen nur in den seltensten Fällen aufeinander beziehen lassen. Das gilt selbst dann, wenn sie auf demselben Ansatz basieren. Folglich besteht die fundamentale Aufgabe des Vergleichs darin, die Bedingungen für die Aufeinanderbeziehbarkeit zu schaffen. Dies wiederum geht mit der Umstrukturierung – gegebenenfalls: mit der Präzisierung und Ergänzung – der Originalbeschreibungen einher, was der Arbeit des vergleichenden Sprachwissenschaftlers notwendigerweise aueh einen beschreibenden Charakter verleiht.

Aber kommen wir zurück zu den zweisprachigen Wörterbüchern und darunter zu den zweisprachigen Valenzwörterbüchern: Durch das Fehlen eines quellsprachigen Valenzwörterbuchs wird die Arbeit des Lexikografen selbstverständlich nicht leichter, umgekehrt wird dieser durch das Vorhandensein eines quellsprachigen Valenzwörterbuchs der beschreibenden Aufgaben auch nicht enthoben. Denn die

---

[11] Gerd Wotjak ist Professor für romanistische Sprachwissenschaft am Institut für angewandte Linguistik und Translatologie der Universität Leipzig. Er veröffentlicht seit 1972 Arbeiten zur (kontrastiven) Valenztheorie.

[12] Reinhard Sternemann, damals Dozent am Fachbereich Germanistik der Humboldt-Universität zu Berlin, verfasste zahlreiche Aufsätze und eine Monographie zum Thema ‚konfrontative Linguistik'. Die Gemeinschaftsarbeit, die hier gemeint ist, ist: Einführung in die konfrontative Linguistik. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Reinhard Sternemann. Leipzig: Enzyklopädie 1983.

Stichwörter des einsprachigen Wörterbuchs können nicht unverändert übernommen werden, die Mehrheit muss umstrukturiert, den lexematischen Verhältnissen der Zielsprache angepasst werden.

Zur Klarstellung: Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass damit die Aufopferung der „immanenten", „sprachadäquaten" Darstellung der Quellsprache auf dem strukturellen Altar der Zielsprache gemeint ist. Zurzeit verfügen wir über keine zuverlässigen Methoden für die Gliederung von Bedeutungsstrukturen, die Abgrenzung der Einzelbedeutungen (Sememe), was gewiss kein Zufall ist. Denn ohne die offensichtliche Existenz von Polysemie ableugnen zu wollen, bin ich fest überzeugt davon, dass die Lesarten und Einzelbedeutungen der Wörter nicht wohlbestimmt sind, sondern ein Kontinuum von kaum wahrnehmbaren Nuancen bilden.

Durch fast jede einzelne Distribution wird eine neue Bedeutungsnuance „konstruiert", und wenn die Bedeutung syntaktisch nicht markiert ist, ist es meistens dem Ermessen des Lexikografen überlassen, wo er die Grenze zwischen zwei „Bedeutungen" zieht. Vgl. etwa die folgenden Distributionen des deutschen Verbs *wachsen*:

Das Gras wächst.
Das Haus wächst.
Das Vermögen wächst.
Die Einwohnerzahl wächst.
Die Unruhe wächst.

(Im Übrigen würde auch das ungarische Verb *nő* ['wachsen'] ein passendes Beispiel abgeben.)

Es lässt sich gut beobachten, wie sich die Bedeutung des Verbs von der in dem ersten Satz realisierten, als „Grundbedeutung" wahrgenommenen konkreten, anschaulichen und aspektreichen Bedeutung entfernt, wie sie die Merkmale 'biologisches Wachstum' bzw. 'lineares Wachstum' einbüßt, bis am Ende nur noch der abstrakte Begriff der quantitativen/zahlenmäßigen Zunahme bzw. der Steigerung übrig bleibt.

Berichte der Institute 2002

Loránd-Eötvös-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

18.-20. April
„Hermann Hesse: Humanist und Europäer". Konferenz, Veranstalter: Orsolya Erdődy, Gábor Kerekes
14.-16. November
„Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns". Internationales Symposium. Veranstalter: Béla Rásky, Amália Kerekes, Alexandra Millner, Magdolna Orosz, Peter Plener

VORLESUNGEN

16. September
Prof. Dr. Hans-Dietrich Dahnke (Internationale Goethe-Gesellschaft Weimar): „Goethes Faust"
23. September
Dr. Otto Neudeck (Ludwig-Maximilians-Universität München): „Der höfische Roman in mittelalterlicher deutscher Literatur – Wolfram von Eschenbachs Parzival"
28. November
Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin) „Laokoon-Beschreibungen in der Goethezeit"

WORKSHOPS

20.-23. September
„Theorie und Praxis interkulturellen Erzählens" (in Kooperation mit der Universität Hamburg)
2.-25. Oktober
„Erfahrungswandel und neue Formen in der deutschen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (in Kooperation mit der Universität Paderborn)
8.-9. November
„Regionalität und Fremdheit in der Literatur und im literarischen Leben" (in Kooperation mit der Humboldt-Universität)
November
Workshop von Prof. Dr. Pierre Béhar (Saarbrücken)

NEUE DISSERTATIONEN

Orsolya Erdődy: „Frauenbilder und Geschlechterzuweisungen bei Hermann Hesse"
Katalin Somló: „Die gattungsspezifischen Merkmale des Hörspiels"
Zoltán Szabó: „Grillparzers Tagebücher"
János Zoltán Tóth: „Lyrische Dramen in der österreichisch-ungarischen Monarchie der Jahrhundertwende"

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Theorie und Praxis interkulturellen Erzählens". Gemeinsames Projekt mit der Universität Hamburg. Laufzeit: 2002-2003, Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz, Prof. Dr. Jörg Schönert
„Regionalität und Fremdheit in der Literatur und im literarischen Leben". Gemeinsames Projekt mit der Humboldt-Universität. Laufzeit: 2002-2003, Leitung: Prof. Dr. Erhard Schütz, Prof. Dr. László Tarnói
„Erfahrungswandel und neue Formen in der deutschen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts". Gemeinsames Projekt mit der Universität Paderborn. Laufzeit: 2002-2003, Leitung: Dr. Imre Kurdi, Prof. Dr. Norbert Otto Eke
Lexikon deutschsprachiger Autoren aus Südosteuropa (MNEKK 2000). Laufzeit: 2000-2004, Leitung: Prof. Dr. Antal Mádl, Organisation: Dr. András Balogh
„Deutsche Regionalliteratur in Verbindung mit der ungarischen Literatur" (OTKA). Laufzeit: 2001-2004, Leitung: Prof. Dr. László Tarnói
„Das Selbstbild und die Fremden in der älteren deutschen Literatur" (OTKA). Laufzeit: 1999-2003, Leitung: Dr. András Balogh
„Theorie der Erzähltextanalyse" (Buchprojekt – OTKA). Laufzeit: 2001-2002, Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz

PERSONALIA
Dr. Magdolna Orosz – Ernennung zur Universitätsprofessorin
Dr. Péter Varga – Ernennung zum Universitätsdozenten
Dr. András Balogh – Ernennung zum Universitätsdozenten

SONSTIGES
7. Oktober
Studentischer Workshop mit der Universität Eichstätt unter der Leitung von Dr. Gábor Varga über Fremdheitskonzepte in der älteren deutschen Literatur

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN
April – Mai
Prof. Dr. Gertrude Greciano (Straßburg): Blockveranstaltungen in den Bereichen Valenz und Kasus bzw. Phraseologie
April
Prof. Dr. Ruth Reiher (Humboldt-Universität Berlin): „Gespaltene Sprache Ost-West" (Vortrag)
8. Juni
Festveranstaltung und Übergabe der Festschrift für Prof. Dr. Karl Manherz anlässlich seines 60. Geburtstags
Veranstalter: Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi, Dr. Maria Erb

NEUE DISSERTATIONEN
Szilvia Kiss: „Siedlungsgeschichte und Dialekt in vier Dörfern des Bakony-Gebirges"

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Koloman Brenner: „Plosive der deutschen Dialekte in West-Ungarn"
Ilona Feld-Knapp: „Textsortenspezifische Merkmale und ihre Relevanz für Spracherwerbsprozesse" (DaF)

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Sprachwechselprozesse bei den Deutschen in Ungarn" (Teilprojekt von NKFP 5/126/2001). Laufzeit: 2001-2004, Leitung: Dr. Maria Erb, Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi.
„Metonymie im Sprachvergleich". Laufzeit: 2002-2005, Leitung: Dr. Rita Brdar-Szabó

PERSONALIA
Dr. Rita Brdar-Szabó – Ernennung zur Dozentin
Dr. Attila Péteri – Ernennung zum Dozenten
Mónika Kiss – Ernennung zur wissenschaftlichen Assistentin
Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi – Forschungsaufenthalt am IDS Mannheim im Rahmen eines DAAD-Stipendiums (Februar – März 2002)

Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche (KRE) Budapest
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

Oktober

Prof. Dr. August Stahl (Universität des Saarlandes): „Die deutschsprachige Literatur der Reformationszeit". (Vorlesungen in Blockform)

Dezember

Prof. Bernd Auerochs (FSU Jena): „Paul Celans Gedicht *Psalm*" (Vorlesung)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Isabella Kesselheim: „Werden und Vergehen einer Legende. Kapitel aus der mitteleuropäischen Theatergeschichte. Kritische Untersuchung zu Max Reinhardt und Ungarn"

PERSONALIA

Dr. Anita Czeglédy – Ernennung zur Dozentin

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

April

Prof. Dr. Bernard Kelle (Freiburg): Doktorandenseminar: Gesprächsanalyse

September

Prof. Dr. Jürgen Pafel (Stuttgart): Doktorandenseminar: Einführung in die Pragmatik. „Metapher und kontrafaktische Rede" (Vortrag)

September - Oktober

Prof. Dr. Reinhard Fiehler (IDS Mannheim): Doktorandenseminar: Konversationsanalyse für Fortgeschrittene; Angewandte Gesprächsforschung am Beispiel des Problems der ‚kundenorientierten Gesprächsführung' (Vortrag); „Was sind die Grundeinheiten gesprochener Sprache? Ein altes Problem und ein neuer Lösungsversuch" (Vortrag)

Oktober

Prof. Dr. Peter Finke (Universität Bielefeld): Doktorandenseminar (1): Humboldt, Saussure, Chomsky (Ein Seminar zur Geschichte der Sprachwissenschaft); Doktorandenseminar (2): Linguistik und Wissenschaftstheorie. Ein Seminar zur Zukunft der Sprachwissenschaft; „Linguistik – quo vadis? Physikalische, chaostheoretische und ökonomische Aspekte der Sprachtheorie" (Vortrag)

18. September und 2. 16. Oktober

Prof. Dr. Günter Radden (Hamburg): „Die Metapher ZEIT als RAUM" (Vortrag); „Towards a Theory of Metonymy" (Vortrag); „How Metonymic are Metaphors?" (Vortrag)

14. November

Feierliche Übergabe der Festschrift für Lajos Némedi, anlässlich seines 90. Geburtstags

NEUE DISSERTATIONEN

Gizella Boszák: „Relativpronomina im Deutschen, verglichen mit dem Ungarischen und Rumänischen"

Márta Faragó: Kausalität

Andrea Horváth: „Frauenliteratur, weibliches Schreiben in den Werken von B. Frischmuth"

Orsolya Koskai: Ökolinguistik

Nóra Máté: „Die Untersuchung der sozialen Kategorisierung mit konversationsanalytischen Methoden"

Erzsébet Molnár: Textlinguistik

Csilla Szabó: Gesprächsanalyse

Csilla Rákosi: „Argumentationstheoretische Analyse linguistischer Theoriebildung"

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Orsolya Farkas: „Textverstehen bei ungarischen Deutschlernern. Empirische Untersuchungen und theoretisch-methodologische Überlegungen zur fremdsprachlichen Leseforschung"
Péter Maitz: „Sprachverhalten im Sprachkonflikt. Ein sozialpsychologisches Erklärungsmodell für den deutsch-ungarischen Sprachkonflikt in der Donaumonarchie (1867-1918)"
Éva Szabó: „Die kognitive Theorie der poetischen Metapher im Spiegel einer empirischen Untersuchung"
Marianna Gosert-Medve: „‚Werden' als Tempusaffix und als Hypothesenfunktor"
Zsuzsanna Radványi: „Dramapädagogischer Fremdsprachenunterricht"

HABILITATIONEN
Dr. Jiří Pilarský: „Arealtypologische Beschreibung des Donausprachbundes" (30. April 2002)
Dr. Zsuzsanna Iványi: „Ausweitung der methodologischen Grenzen der linguistischen Konversationsanalyse" (7. Februar 2002)

FORSCHUNGSPROJEKTE
„Közép-európai zsidó művelődéstörténeti kutatás és szak" [Forschung und Lehre mitteleuropäischer jüdischer Kulturgeschichte] (SOROS). Laufzeit: 1999-2002, Leitung: Tamás Lichtmann
„Participation and the Dynamics of Social Positioning" (Rahmenprogramm No. 5 der Europäischen Union). Teilnehmer: Dr. Zuszsanna Iványi, Prof. Dr. András Kertész, Nóra Máté.
Die ungarische Akademie der Wissenschaften (MTA) genehmigte die Gründung einer Forschungstelle für ‚Theoretische Linguistik' unter der Leitung von Prof. Dr. András Kertész

PERSONALIA
Dr. Anna Molnár – Ernennung zur Dozentin
Dr. Péter Maitz – Ernennung zum wissenschaftlichen Assistenten

PERIODIKA
Sprachtheorie und germanistische Linguistik 12 (2002), Debrecen & Münster. (Hg. Prof. Dr. András Kertész)

Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

NEUE DISSERTATIONEN
Tamás Csehó: „Rechtschreibung und Syntax" (PhD-Programm der Universität Debrecen)
Éva Varga Kovácsné: „Lehrwerkanalyse" (PhD-Programm der Universität Veszprém)
dr. Márta Zagyvai Dr. Murányiné: „Fachlexikographie der Chemie" (PhD-Programm der Universität Debrecen)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Éva Kalocsai Varga: „Magyar, bajor és NDK olvasókönyvek összehasonlító tartalomelemzése 1946-1987" [Vergleichende Inhaltsanalyse von Lesebüchern aus Ungarn, Bayern und der DDR 1946-1987]

PERSONALIA
Tamás Csehó – Ernennung zum Hochschulassistenten
Dr. Mihály Harsányi – Ernennung zum Hochschuldozenten

SONSTIGES
Studienaufenthalte von Egerer Germanistikstudenten an der Universität Erfurt (ERASMUS, DAAD)

Universität Miskolc (ME)

Lehrstuhl für deutsche Literatur

PERIODIKA

Modern Filológiai Közlemények 2002. IV/7.

SONSTIGES

Lesung: Robert Steinle und Ralf B. Korte: „Pesti diaries"

Universität Pécs (PTE)

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

September-Oktober

Prof. Dr. Ulrich Waßner (IDS-Mannheim): Blockseminare zu den Themen „Kausalität im Deutschen" bzw. „Die Konnektoren des Deutschen"

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Judit Péntek-Muráth: „Zweisprachige Fachlexikographie in Theorie und Praxis"

FORSCHUNGSPROJEKTE

Ungarndeutsche Dialektforschung, Ethnographie der Ungarndeutschen, Kontaktlinguistik. Leitung: Prof. Dr. Katharina Wild

Textlinguistik, kontrastive Grammatik, Flexionsmorphologie, Sprachtheorie. Leitung: Dr. Peter Canisius

Zweisprachigkeit der Ungarndeutschen, Soziolinguistik, Sprachgebrauch und Identitätsbildung. Leitung: Dr. Zsuzsanna Gerner

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

9.-11. Mai

„Identität und Sprache. Über Verantwortung und Chancen von Literatur und Literaturvermittlung für die Ausbildung des Identitätsbewusstseins junger Ungarndeutscher. Kritische Standortbestimmung und Ausblick." Symposium. Organisation: Doz. Dr. Horst Lambrecht

5.-8. September

DAAD-Workshop „Germanistik in Ungarn: Gegenwart und Zukunft". Veranstalter: Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg; Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur der Universität Pécs

2.-6. Oktober

„Brückenschlag. Die deutschsprachige Literatur in Südost- und Ostmitteleuropa zwischen kulturellem Identitäts- und Differenzbewusstsein". Internationale literaturwissenschaftliche Tagung. Organisation: Doz. Dr. Horst Lambrecht, Krisztina Soós

GASTVORTRÄGE

4.-14. März

Prof. Dr. Anton Schwob (Graz): „Die deutsche Literatur des Mittelalters von ihren Anfängen bis zur höfischen Zeit" (Blockvorlesung)

8.-19. April

Prof. Dr. Beatrix Müller-Kampel (Graz): „Österreichische Komödie im 18. Jahrhundert" (Blockvorlesung)

22.-30. April
Prof. Dr. Dietmar Goltschnigg (Graz): „Georg Büchner und die Moderne" (Blockvorlesung)

22.-30. April
Prof. Dr. Gerhard Wanner (Feldkirch): „Der Nationalsozialismus und seine Literatur". (Blockseminar)

Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba
Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

12. September-12. Dezember
Einführung in die modernen Kulturwissenschaften – Ringvorlesung im Rahmen der Spezialisierung „Pragmatische Kulturwissenschaft", mit GastdozentInnen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz. Veranstalter: Dr. Barbara Mariacher, Dr. Márta Nagy

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Ungarisch-deutsche Beziehungen im 20. Jh. – I. Um die Jahrhundertwende im Spiegel ungarischer Zeitschriften; II. Zwischen 1933 und 1945 im Spiegel ungarischer und deutscher Zeitschriften" (OTKA 035276). Laufzeit: 2001-2004, Leitung: Dr. Zsuzsa Bognár

PERSONALIA

Dr. Henriett Lindner – Ernennung zur Oberassistentin

SONSTIGES

11.-15. April
RzePiLing – Linguistischer Workshop ungarischer und polnischer StundentInnen. Leitung: Dr. Imre Szigeti, Pawel Karnowski (PPKU, Germanistisches Institut)

Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

21.-22. März
„Verflechtungsfiguren: Annäherungen an den ‚kulturellen Text' Österreich-Ungarns". Veranstalter: Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur

16.-18. Juli
„Von Paracelsus bis Böhme. Über deutsche spiritualistische Texte". Ein Workshop unter Mitwirkung von Prof. Dr. Andrew Weeks (USA), Mitarbeitern des Germ. Inst. der Univ. Pázmány und der ELTE. Veranstalter: Institut für Germanistik und der Lehrstuhl für Ältere Ungarische Literatur der Universität Szeged

NEUE DISSERTATIONEN

Hilda Schauer: „Denkformen und Wertsysteme in Wolfgang Koeppens Nachkriegstrilogie"

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Az 1999-es Frankfurti Könyvvásár és annak Magyarország-képe" [Die Frankfurter Buchmesse und das Gastland Ungarn in Spiegel der deutschen Presse] (NKFP-5/057/2001). Laufzeit: 2001-2004, Leitung: Prof. Dr. Árpád Bernáth

PERSONALIA

Dr. Géza Horváth – Ernennung zum Dozenten; Paul-Celan-Stipendium (April - Juni 2002), Széchenyi-Professoren-Stipendium (ab September 2002)

SONSTIGES
März - April
Ausstellung: Hermann Hesse in Ungarn. (Institut für Germanistik)
15-30. November
Zweiwöchiger Musiktheater-Workshop
29. November
„Különös anyag – Seltsame Materie". Furcsa magyar-német nyelvű beszéd-kamaraopera Mora Terézia könyve alapján – Eine skurrile ungarisch-deutsche Sprech-Kammeroper nach dem Buch von Terézia Mora

PERIODIKA
Ge-Ma Germanistisches Magazin – Studentenzeitung des Instituts für Germanistik Jg.2, 1/2002, 2/2002
WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,

Gyula-Juhász-Hochschulfakultät für Lehrerausbildung (JGYTFK) Szeged
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

KONFERENZEN, SYMPOSIEN
29.-30. Oktober
„Deutsch als Nationalitätensprache an den Universitäten der Euroregion Donau-Kreisch-Mieresch-Theiß". Internationaler Workshop mit der Teilnahme von ungarischen, rumänischen und jugoslawischen Germanisten

GASTPROFESSUREN, GASTVORTRÄGE
Dr. Günter Rudolph (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel): Verfahren zur Ermittlung grammatischer Kategorien für den Schüler; Übungen zum Umgang mit Sachtexten; Didaktische Überlegungen zu einem Vergleich von künstlerischen Texten und Sachtexten; Linguistisches und Didaktisches zur Getrennt- und Zusammenschreibung oder zu anderen Orthogrammen.
Dr. Hans-Diether Grohmann (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel): Lehrtätigkeit in den Bereichen Literaturdidaktik und Übersetzungswissenschaft
Hansjörg Landkammer: Lehrtätigkeit im Bereich Landeskunde Deutschlands
Klaus Samac und Johann Resch (Pädagogische Akademie der Diözese St. Pölten Krems): Blockveranstaltung zur Erlebnispädagogik

NEUE DISSERTATIONEN
Edit Dékány: „Übersetzungstheoretische und -didaktische Aspekte der Vermittlung von Übersetzungskompetenz im Rahmen einer hochschulischen Übersetzungslehre in der Deutschlehrerausbildung"
Erika Grossmann: „Landeskunde im Fremdsprachenunterricht. Geschichtliche Aspekte, Landeskunde als interkulturelle Disziplin"
Eszter Propszt: „Wandlungen der Identitätskonstruktion in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur"
Tünde Szalai: „Prozessorientierte Förderung der fremdsprachlichen Schreibkompetenz"

FORSCHUNGSPROJEKTE
Ausarbeitung eines Curriculums von Primarschullehrern für das Fach Deutsch als Fremdsprache mit besonderer Rücksicht auf das Modul „Landeskunde". Koordination: Erika Grossmann, Tünde Sárvári

PERSONALIA
Andrea Molnár – Ernennung zur wissenschaftlichen Oberassistentin
Tünde Szalai – Ernennung zur wissenschaftlichen Oberassistentin

Dániel-Berzsenyi-Hochschule (BDF) Szombathely
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN
Petra Szatmári: „Das heterogene *sich lassen*. Zu syntaktischen und funktional-semantischen Aspekten passivisch interpretierbarer *sich-lassen* Konstruktionen."

PERSONALIA
Mónika Cseresznyák – Stipendium der Goethe-Gesellschaft in Weimar, 9.04.-1.08. 2002

SONSTIGES
Österreichische Literatur-Lesungen:
5. März: Petra Ganglbauer
22. April: Christine Huber
8. Oktober: Christian Futscher
ERASMUS – Studentenmobilität: Studenten der Hochschule studieren an den Universitäten von Graz und Innsbruck sowie der Pädagogischen Akademie in Stams; Studenten aus Österreich (Stams) absolvieren ihr Schulpraktikum (1.-31. März) an Schulen in Szombathely und Budapest
Leitung: Dr. Mária Barota

János-Kodolányi-Gesamthochschule (KJF) Székesfehérvár
Lehrstuhl für Deutsch als Fremdsprache

GASTVORTRÄGE
19. und 26. September
András Horn (Basel/Székesfehérvár): „Umberto Eco über die Interpretation"; „Die Dissoziation des Ästhetischen in der Moderne"

PERSONALIA
Prof. András Horn – neu angestellt ab WS 2002

SONSTIGES
Studentenaustausch mit der Lehramtsschule Aarau

PERIODIKA
Nyelvinfo – Chefredakteurin: Dr. Magdolna Bartha

Universität Veszprém (VE)
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN
24.-25. Mai
„Kontakte". Wissenschaftliche Konferenz des Lehrstuhls und Vollversammlung der Gesellschaft ungarischer Germanisten (GUG). Veranstalter: Prof. Dr. Csaba Földes
27.-28. September
Germanistische Nachwuchskonferenz der Literaturwissenschaftler. Veranstalter: Prof. Dr. Csaba Földes

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Methodenprobleme im interkulturellen Kontext". Germanistische Institutspartnerschaft (GIP). Laufzeit: 2000-2004, Leitung: Prof. Dr. Csaba Földes und Prof. Dr. Gerd Antos (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg)

PERSONALIA

Prof. Dr. Csaba Földes – mit Wirkung vom 1. Juli 2002 zum Dekan der Fakultät berufen
Dr. Alojzia Mihalovics wiss. Oberassistentin – vollamtliche Dozentur

SONSTIGES

Studentenmobilität: Studienaufenthalte von Germanistikstudenten an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Dr. Pál Huszár, wiss. Oberassistent – Auszeichnung *Pro Comitatu* (18. Oktober 2002); Das Wörterbuchprojekt von Prof. Dr. Csaba Földes und Dr. Pál Uzonyi wurde von der Ung. Akad. der Wissenschaften mit dem *Niveau-Preis* ausgezeichnet.

PERIODIKA

Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis – Zeitschrift des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur in Zus. mit dem Verlag Edition Praesens (Wien), (Hg. Csaba Földes) – JG. 6 (2002) Heft 1/ Heft 2

Jahresbibliographie 2002

Ágel, Vilmos; Herzog, Andreas (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001. Budapest, Bonn: GuG, DAAD, 2002. 488 S.

Ágel, Vilmos; Kehrein, Roland: Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen? Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik. In: Ders.; Gardt, Andreas; Haß-Zumkehr, Ulrike; Roelcke, Thorsten (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 2002, S. 3-28.

Ágel, Vilmos; Gardt, Andreas; Haß-Zumkehr, Ulrike; Roelcke, Thorsten (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 2002.

Albrecht, Terry: „Böhmen am Meer". Volker Brauns Dramatik der 1990er Jahre. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 127-138.

Árkossy, Katalin: Die Bedeutung und die heutigen Möglichkeiten der Kulturtradierung am Beispiel des ungarndeutschen Volkslieds. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 459-466.

Bajkó, István Zsigmond; Pintér, Márta: Német hallás utáni szövegértés, középfok, felsőfok [Deutsches Hörverstehen, Mittelstufe, Oberstufe]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2002. 117 S. (mit Hörkassette).

Bajkó, István Zsigmond: Syntaktische Notizen zu deutschen Werbeslogans. In: Cothran, Bettina Kluth; Gramberg, Anne-Katrin (Hg.): The Global Connection: Issues in Business German. Waldsteinberg: Heidrun Popp Verlag, 2002, S. 142-165.

Balázs, Ildikó: Christl Greller lírája. Utószó [Die Lyrik von Christl Greller. Nachwort]. In: Greller, Christl: Törések. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von I. B. Miskolc: Felsőmagyarország Kiadó, 2002, S. 72.

Balogh, F. András: Begriffsbildung zwischen zwei Nationalliteraturen. In: Ders.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 9-14.

Balogh, András F.: „Csak Isten szele fúj örökké" – Adolf Meschendörfer írói útja nemzetek és nemzetiségek határán [Nur Gottes Wind weht immerzu – Adolf Meschendörfers literarische Gratwanderung zwischen Nationen und Nationalitäten]. In: Limes. Társadalom, természet, történelem, művészet, művelődés, irodalom. A Komárom-Esztergom Megyei Önkormányzat Tudományos Szemléje. Tatabánya 15 (2002), Nr. 1, S. 99-110.

Balogh, F. András: Die deutschsprachige Literatur in Ungarn. Ein historischer Rückblick. In: Deutscher Kalender 2003. Jahrbuch der Ungarndeutschen. Hg. v. Schuth, Johann. Budapest: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, 2002. S. 246-267.

Balogh, András F. (Hg.): Deutschsprachige Literatur und Kultur im Raum Ödenburg/Sopron (1790-1900). Textedition. Auswahl und Nachwort v. Szabolcs Boronkai. Budapest: Argumentum, 2002 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 4. Hg. v. András F. Balogh u. László Tarnói). 560 S.

Balogh, András F.; Kalász, Márton; Kovács, József László; Komáromi, Sándor: Fejezetek a magyarországi német irodalom történetéről [Kapitel aus der Geschichte der deutschen Literatur aus Ungarn]. Budapest: Lucidus, 2002 (Kisebbségkutatás könyvek). 447 S.

Balogh, F. András: Die Flugschriften vom Anfang des 16. Jahrhunderts als Vermittlungsmedien. Eine statistische und inhaltsbezogene Bestandsaufnahme. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 319-329.

Balogh, András F.: Informationsfluss und Textedition. Die Ungarnbezüge der deutschen Flugschriften des frühen 16. Jahrhunderts. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 5: Mediävistik und Kulturwissenschaften. Bern et al.: Lang 2002 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A Kongreßberichte 57), S. 189-194.

Balogh, András F.: Die Kontexte der ungarndeutschen Dramendichtung am Anfang des 19. Jahrhunderts. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 233-243.

Balogh, András F.: „A Te segédleteddel betegek ezrei győzik le a halált." A tokaji bor a magyarországi német irodalomban [„Mit seiner Hilfe drängen Tausend Kranke Den mächt'gen Tod zurück." Der Tokajer Wein in der deutschen Literatur aus Ungarn]. In: Sturm, László (Hg.): Tokaj a magyar irodalomban. Tanulmányok és művek. Miskolc: Felsőmagyarország Kiadó, 2002, S. 45-53.

Balogh, András F.: Ungarn als Grenzgebiet in der deutschen Literatur um 1200. In: Lange, Tanja; Schönert, Jörg; Varga, Péter (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2), S. 25-34.

Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41). 192 S.

Balogh, Éva: Inwieweit wird deutsche Literatur, insbesondere Lyrik, in ungarischen Lehrwerken für den DaF-Unterricht berücksichtigt? In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 351-358.

Barabás, László; Laczik, Mária; Mihalovics, Árpád; Répási, Györgyné; Révay, Valéria; Székely, Gábor; Szerencsi, Katalin (Hg.): Hétnyelvű politikai és diplomáciai glosszárium [Politisches und diplomatisches Glossar in sieben Sprache]. Budapest: Aula Kiadó, 2002. S. 516.

Barabás, László: A nyelvvizsga-akkreditáció rendszere, működése és fejlesztése [System und Entwicklung der staatlichen Anerkennung von Sprachprüfungen]. In: II. Országos Neveléstudományi Konferencia. Budapest: MTA Pedagógiai Bizottság, 2002, S. 208.

Barna, Katalin; Majorosi, Anna: Ein Dokument für die Schublade oder doch etwas mehr? *Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*. In: DUfU, 2002/1-2, S. 21-32.

Barna, Katalin; Majorosi, Anna: Die Relevanz des *Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen* und des *Europäischen Sprachenportfolios* für Ungarn. In: Glatz Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht. Budapest, 2002 (Begegnungen. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, 14), S. 123-130.

Barota, Mária: R. M. Rilke kornétása a szentgotthárdi csatában [R. M. Rilkes Cornet in der Schlacht von St. Gotthard]. In: Földes, Csaba (Hg): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. MTA VEAB – Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2002, S. 189-197.

Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7).

Barota, Mária: Zur Bühnenwirkung des „beredten Schweigens" – am Beispiel R. M. Rilkes Dramenskizze *Das tägliche Leben*. In: Dies.; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 243-252.

Bassola, Péter: Adjektive mit passivischen Infinitivkonstruktionen und konjunktional eingeleitete passivische Infinitivkonstruktionen in einem historischen Korpus. In: Haß-Zumkehr, Ulrike; Kallmeyer, Werner; Zifonun, Gisela (Hg.): Ansichten der deutschen Sprache. Festschrift für Gerhard Stickel zum 65. Geburtstag. Tübingen: Narr, 2002 (Studien zur deutschen Sprache. Forschungen des Instituts für Deutsche Sprache 25), S. 1-19.

Bassola, Peter: Deutsche Schriftlichkeit in Ungarn – in frühneuhochdeutscher Zeit mit besonderer Rücksicht auf die Zeit bis 1526. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 374-387.

Bassola, Péter: Erweiterungsverben mit passivischen Infinitivkonstruktionen in einem historischen Korpus. In: Wiesinger, Peter (Hg.) Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 2: Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Bern et al.: Lang, 2002 (Jahrbuch für Internationale Germanistik Reihe A, 54), S. 87-94.

Bassola, Péter (u.a.): Linguistische Grundlagen von DaF in Unterricht und Lehrerausbildung (Zweitveröffentlichung). In: Diephuis, Henk; Herrlitz, Wolfgang; Schmitz-Schwamborn, Gabriele (Hg.): Deutsch in der Welt. Chancen und Initiativen. Amsterdam, New York: Rodopi, 2002, S. 57-70.

Bassola, Péter (Hg.): Rendszerező német nyelvtan és gyakorlatok [Deutsche Grammatik im System und Übungen]. 4., verbesserte Auflage. Szeged: Grimm, 2002.

Becker, Melitta: Ödön von Horváth wird postmodern. Rezeptionsgeschichtliche Reflexionen zum 100. Geburtstag des Autors. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 47-61.

Bernáth, Árpád: Arisztotelész Poétikája mint a szövegtani kutatások ősforrása [Aristoteles' Poetik als Urquell textwissenschaftlicher Forschungen]. In: Andor, József; Benkes, Zsuzsa; Bókay, Antal (Hg.): Szöveg az egész világ. Petőfi Sándor János 70. születésnapjára. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2002, S. 56-61.

Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Frankfurt '99. Magyarország vendégszereplése a könyvvásáron a német sajtó tükrében [Frankfurt '99. Das Gastland Ungarn auf der Buchmesse im Spiegel der deutschen Presse]. Szeged: Grimm, 2002. 303 S.

Bernáth, Árpád: Goethe és a Teremtő [Goethe und der Schöpfer]. In: Simai, Mihály (Hg.): Szegedtől Szegedig. 2002. Antológia. A Tisza hangja. Szeged: Bába és Társa – Szegedi Írók Társasága, 2002, S. 331-344.

Bernáth, Árpád: Handlungsmodelle zur Erklärung poetischer Werke. Eine Untersuchung des Romans *Und sagte kein einziges Wort* von Heinrich Böll. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdol-

na; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 245-262.

Bernáth, Árpád: Über Nietzsches Begriff der Metapher in seinem Essay „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne". Komponenten einer terminologischen Untersuchung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 15-32.

Bernáth, Csilla; Hessky, Regina (Hg.): Magyar-német kéziszótár [Ungarisch-deutsches Handwörterbuch]. Budapest, Szeged: Nemzeti Tankönyvkiadó, Grimm, 2002. 1211. S.

Bindorffer, Györgyi: Die Rolle der Geschichte im Leben der Ungarndeutschen. Das Beispiel von Dunabogdány. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 467-480.

Bódy-Márkus, Rozália: Fiktionalität in den erzählenden Prosatexten in den Beiblättern der Preßburger und Pest-Ofener deutschsprachigen Zeitungen. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 127-143.

Bognár, Zsuzsa: „Geist als Handwerk". Versuch eines Porträts von Michael Josef Eisler. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 273-286.

Bognár, Zsuzsa (Hg.): Michael Josef Eisler. Eine Werkauswahl. Piliscsaba: Katholische Péter-Pázmány-Universität, 2002.

Bernáth, Árpád; Bombitz, Attila (Hg.): Frankfurt '99. Magyarország vendégszereplése a könyvvásáron a német sajtó tükrében [Frankfurt '99. Das Gastland Ungarn auf der Buchmesse im Spiegel der deutschen Presse]. Szeged: Grimm, 2002. S. 303.

Bombitz, Attila (Hg.): Osztrák történetek II. Esszé és elbeszélés a kilencvenes évek osztrák irodalmában [Österreichische Geschichten II. Essay und Erzählung in der österreichischen Literatur der 90er Jahre]. In: Tiszatáj 56 (2002), H. 6.

Bombitz, Attila (Hg.): A regény kora? Esszék és tanulmányok az ezredvégi regényről [Zeit des Romans? Essays und Studien über den Roman am Ende des Jahrtausends]. In: Forrás, 2002, H. 6.

Bonn, Klaus: Heines Begegnungen – zur Romantischen Schule. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 93-104.

Bonn, Klaus: Robert Walsers Entdeckung als Schaf. In: Ders.; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 19-26.

Boronkai, Szabolcs: Ein Grenzfall der ungarndeutschen Literatur: Die Übersetzung ins Deutsche. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 103-113.

Boronkai, Szabolcs (Hg.): Literatur im Raum Ödenburg/Sopron im 19. Jahrhundert. Texte. Budapest: Argumentum, 2002 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 4. Hg. v. András F. Balogh u. László Tarnói). 560 S.

Boronkai, Szabolcs: Welches Vaterland? Was für ein Vaterland? Die Begriffe des Vaterlandes und des Patriotismus in den deutschsprachigen Predigten aus dem Grenzraum Ödenburg/Sopron im 19. Jahrhundert. In: Lange, Tanja; Schönert, Jörg; Varga, Péter (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2), S. 49-62.

Boross, Marietta: Die Pester deutsche Gärtnerzunft. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 481-490.

Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: Indirect speech act metaphtonymies and diagrammatic iconicity. In: Strani jezici (Zagreb) 31 (2002), H. 1-2, S. 45-54.

Brdar, Mario, Rita Brdar-Szabó: Lexikalische Amalgamierung aus kontrastiv-typologischer Sicht. In: Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz – 25.-26. Oktober 2001. Hg. von Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó . Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 41-52.

Brdar-Szabó, Rita, Mario Brdar: Manner-for-activity metonymy in a cross-linguistic perspective. In: Cognitive Linguistics Today. Ed. by Barbara Lewandowska-Tomaszczyk, Kamila Turewicz. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Łodź Studies in Language 6), S. 225-246.

Brdar-Szabó, Rita: Quo vadis, Kontrastive Linguistik? Aufgaben einer Disziplin im Spannungsfeld von Deskription, Sprachtypologie und Theoriebildung. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 15-30.

Brdar-Szabó, Rita: Referentielle Metonymie im Sprachvergleich. In: Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz – 25.-26. Oktober 2001. Hg. von Barota, Mária; Petra, Szatmári; József, Tóth; Anikó, Zsigmond. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 53-65.

Brenner, Koloman: Affrikaten konfrontativ – ein Vergleich ungarndeutsch vs. ungarisch. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 31-41.

Brenner, Koloman: Plosive der deutschen Dialekte in West-Ungarn. Diss. Budapest 2002. 171 S.

Brenner, Koloman: Die sprachliche Situation der deutschen Minderheit in West-Ungarn. In: Ruda, Gábor (Hg.): Nemzetiségi Iskolák – Kétnyelvű Oktatás/Narodnostne Šole – Dvojezièno Izobraževanje/Minderheitenschulen – Zweisprachiger Unterricht. Pilisvörösvár/Graz 2002, S. 241-247. A nyugat-magyarországi német kisebbség nyelvi helyzete (ungarische Übersetzung), S. 247-251, Jezikovna situatija nemške manjšine na zahodnem Madžarskem (slowenische Übersetzung), S. 252-256.

Brenner, Koloman: Sprachgebrauch der Ungarndeutschen in Ödenburg. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 37), S. 127-135.

Brenner, Koloman: Sprachgebrauch der Ungarndeutschen: Ödenburg und Agendorf. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n)

und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 129-134.

Brenner, Koloman: Die Verwendungsbereiche von instrumentalphonetischen Methoden in der Sprachinselforschung. In: Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), S. 11-20.

Canisius, Peter: Zwei Probleme mit zweisilbigen Pronomina. Zugleich eine Bemerkung zur Transitivität und Intransitivität von Determinantien. In: Rapp, R. (Hg.): Sprachwissenschaft auf dem Weg in das dritte Jahrtausend. Akten des 34. Linguistischen Kolloquiums in Germersheim 1999. Teil I: Text, Bedeutung, Kommunikation. Frankfurt a.M.: Lang, 2002, S. 301-308.

Canisius, Peter: Point of View, Narrative Mode and the Constitution of Narrative Texts. In: Graumann, C. F. & Kallmeyer, W. (eds.): Perspective and Perspectivation in Discourse. Amsterdam: Benjamins, 2002 (Human Cognitive Processing 9), S. 307-319.

Csatár, Péter: Zoltán Kövecses: Metaphor and Emotion: Language, Culture, and Body in Human Feeling. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 12 (2002), H. 2, S. 185-190.

Cseresznyák, Mónika: Goethe und die englische Kunst. Oder wie Goethe durch die englische Kunst auf die Moderne traf. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 277-282.

Czeglédy, Anita: Beheimatung durch Spracherwerb: Peter Handkes Wanderjahre in der slowenischen Sprache. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 301-310.

Czirják, József: Hoffnungen über den Menschen. Einige Aspekte aus geistesgeschichtlicher Sicht. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 9-21.

Dávid, Ágnes: Codeswitching, Entlehnung und sprachliche Integration. Englisch im Kontakt mit dem heutigen Deutsch. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 145-152.

Dávid, Ágnes: Englische Elemente in der gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. Soziolinguistische Ergebnisse einer korpusbasierten Analyse. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 43-59. Auch in: Glatz, Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht. Budapest, 2002 (Begegnungen. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, 14), S. 73-87.

Dékány, Edit: A fordítás idegennyelv-oktatásban betöltött szerepéről [Zur Rolle des Übersetzens im Fremdsprachenunterricht]. In: Nyelvi Mérce 2 (2002), H. 1-2, S. 40-44.

Dékány, Edit: Nyelvi-stilisztikai forrásnyelvspecifikus kifejezőeszközök a fordításban [Sprachlich-stilistische ausgangssprachspezifische Ausdrucksmittel in der Übersetzung]. In: Fóris, Ágota; Kárpáti, Eszter; Szűcs, Tibor (Hg.): A nyelv nevelő

szerepe. A XI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásainak válogatott gyűjteménye. 2001. április 17-19. Pécs: Lingua Franca Csoport, 2002, S. 450-457.

Dékány, Edit: Übersetzen lehren und lernen im Rahmen der sprachpraktischen Ausbildung von Lehrerstudenten des Deutschen. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Szombathely: BDTF 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 165-171.

Dombi, Márta: Das Wort „zurückkehrende" – das zurückkehrende Wort in Jean Pauls *Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch*. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 11-16.

Dotzauer, Diane: Motive des Jugendstils in Thomas Manns Novelle *Tristan*. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 23-38.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Argumentative Strukturen und Strategien in Presseinterviews: Beiträge deutsch-, polnisch- und ungarischsprachiger Interviewer im Vergleich. (Teil I). In: Lüger, Heinz-Helmut (Hg.): Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 2001, H. 39, S. 25-46.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Argumentative Strukturen und Strategien in Presseinterviews: Beiträge deutsch-, polnisch- und ungarischsprachiger Interviewer im Vergleich. (Teil II). In: Lüger, Heinz-Helmut (Hg.): Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 2002, H. 40, S. 19-45.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: „Der Außenminister hat erklärt..." – Metakommunikation in ausgewählten Textsorten der Presse im interlingualen Vergleich. In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002, S. 47-60.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Deutsch-, polnisch- und ungarischsprachige Presse-Interviews im Vergleich – unter dem Aspekt der medienspezifischen Erscheinung. In: Pohl, Inge (Hg.): Semantische Aspekte öffentlicher Kommunikation. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Sprache 44), S. 231-266.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Gibt es eine deutsch-, eine polnisch- bzw. eine ungarischsprachige Argumentationsweise? In: Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses, Wien 2000. Bd. 4: „Lehr- und Lernprozesse des Deutschen als Fremdsprache in kognitiver Perspektive" und „Sozialkulturelle Aspekte des Deutsch-als-Fremdsprache-Unterrichts". Bern et al.: Lang, 2002, S. 205-212.

Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung: Ein Blick von außen. In: Meier, Jörg; Ziegler, Arne (Hg.): Deutsche Sprache in Europa: Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Ilpo Tapani Piirainen zum 60. Geburtstag. Wien: Edition Praesens, 2001, S. 241-265.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Topik und rhetorische Stilfiguren im kommunikationskulturellen Vergleich. In: Deutsche Sprache 29 (2001), H. 3, S. 195-222.

Drewnowska-Vargáné, Ewa: Zur Entwicklung der Schreibkompetenz bei ungarischsprachigen Germanistikstudenten – Vorschläge aus der Sicht der Textlinguistik. In: Zielsprache Deutsch 31 (2000), H. 2-3, S. 21-38.

Droste, Wilhelm: Zehn Gründe, Walser zu lieben. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 17-18.

Ecsedy, Judit: Chaos und Ordnung im *kopf des vitus bering*. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen.

Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 95-102.

Erb, Maria: Akkulturációs folyamatok és interetnikus kapcsolatok a magyarországi németeknél 1945-ig a magyar jövevényszók tükrében [Akkulturationsprozesse und interethnische Beziehungen bei den Ungarndeutschen bis 1945 im Spiegel der ungarischen Lehnwörter]. In: Kisebbségkutatás 11 (2002), H. 3, S. 693-700.

Erb, Maria: Ausbildung von Minderheitenpädagogen für das Fach Deutsch am Germanistischen Institut der ELTE – Das Programm *Sprache und Literatur der Ungarndeutschen*. In: Heinek, Otto (Hg.): Deutschunterricht der Ungarndeutschen um die Jahrtausendwende: Sprache und Identitätsbildung. Wissenschaftliche Tagung am 7.-8. Januar 2000. Budapest, 2001, S. 50-54.

Knipf, Elisabeth; Erb, Maria: Überlegungen zu den Sprachfunktionen bei Sprachinselminderheiten. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 47-57.

Erb, Maria: Zugewinn oder Abbau? – Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinselmundarten Ungarns bis 1945. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 27-42. Auch in: Glatz, Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht. Budapest, 2002 (Begegnungen. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, 14), S. 143-160.

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39). 566 S.

Erdődy, Orsolya: Winterlamm/Téli bárány. Der Roman von Márton Kalász zwischen zwei Sprachen. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 184-191.

Fanta, Walter: Literatur(wissenschaft) und Computer. Entwicklung und Beziehung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 73-89.

Fata, Márta: „Das längere geschäftslose Herumgehen hab ich satt": Typologie der deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen im 19. Jahrhundert. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 491-503.

Fekete-Csizmazia, Zsuzsanna: Frauengestalten in Volksmärchen. In Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 259-364.

Fenyves, Miklós: Eltérítés. Thomas Bernhard *Beton* című regényéről [Entführung. Über Thomas Bernhards Roman *Beton*]. In: Üzenet 2002. Frühling. S. 118-123.

Forgács, Erzsébet: Arbeitsmaterialien zur germanistischen Linguistik I.-II. Szeged: JGYTF Kiadó, 2002. 181 S.

Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen

germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002. 296 S.

Forgács, Erzsébet: Einführung in die Sprachwissenschaft. Ein Studienbuch für ungarische Germanistikstudenten. Szeged: JGYTF Kiadó, 2002. 231 S.

Forgács, Erzsébet: A német nyelvészeti szakterminológia oktatásáról [Über den Unterricht der deutschen sprachwissenschaftlichen Fachterminologie]. In: Módszertani Közlemények 42 (2002), H. 2, S. 49-54. Auch in: Fóris, Ágota; Kárpáti, Eszter; Szűcs, Tibor (Hg.): A nyelv nevelő szerepe. A XI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásainak válogatott gyűjteménye. Pécs: Lingua Franca Csoport, 2002, S. 376-382.

Forgács, Erzsébet: Das Deutsche als Weltsprache, Fremdsprache und Minderheitensprache an der Jahrtausendwende. In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002, S. 8-28.

Forgács, Erzsébet: Deutsche Printwerbung als multimediale Kommunikation an der Jahrtausendwende. Ihre verbalen und nonverbalen Strategien. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 3. Bern et al.: Lang, 2002 (Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A, Kongressberichte 55), S. 381-388.

Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002. VIII + 205 S.

Földes, Csaba: Deutsch als Sprache mit mehrfacher Regionalität: Die diatopische Variationsbreite. In: Muttersprache. Wiesbaden 112 (2002), H. 3, S. 225-239.

Földes, Csaba: Deutsch in Ostmittel-, Ost-, Nordost- und Südosteuropa – als eine Herausforderung für die Sprachenpolitik. In: Deutsche Sprache 29 (2001), H. 4, S. 349-369.

Földes, Csaba: Deutsch und Englisch: Ein Sprachnotstand? Befunde und Anmerkungen aus einer ostmitteleuropäischen Perspektive. In: Hoberg, Rudolf (Hg.): Deutsch-Englisch-Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag, 2002 (Thema Deutsch 3), S. 341-367.

Földes, Csaba: Grammatik-Typologie und Grammatikographie. Überlegungen anhand einer „fremdsprachlichen Gebrauchsgrammatik" des Deutschen. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 3-24.

Földes, Csaba: Az idegen nyelvek oktatása, ismerete és használata Magyarországon – a nyelvpolitika tükrében [Unterricht, Kenntnis und Gebrauch von Fremdsprachen in Ungarn – im Spiegel der Sprachpolitik]. In: Magyar Tudomány 48 (2002), H. 2, S. 184-197.

Földes, Csaba: Kontaktologische Studien als Gegenstand einer interkulturell orientierten Germanistik. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 32 (2002), Nr. 127, S. 128-143.

Földes, Csaba: Kontaktsprache Deutsch: Das Deutsche im Sprachen- und Kulturenkontakt. In: Haß-Zumkehr, Ulrike; Kallmeyer, Werner; Zifonun, Gisela (Hg.): Ansichten der deutschen Sprache. Festschrift für Gerhard Stickel zum 65. Geburtstag. Tübingen: Narr, 2002 (Studien zur deutschen Sprache. Forschungen des Instituts für Deutsche Sprache 25), S. 347-370.

Földes, Csaba: Lehrerausbildung für Deutsch als Nationalitätensprache – am Beispiel der Universität Wesprim. In: Otto, Heinek (Hg.): Deutschunterricht der Ungarndeutschen um die Jahrtausendwende.

Sprache und Identitätsbildung. Wissenschaftliche Tagung am 7.-8. Januar 2000. Budapest: LDU, 2001, S. 44-49.

Földes, Csaba: Linguistische Fachsprache im bilingualen Wörterbuch: Probleme, Erfordernisse und Möglichkeiten. In: Canisius, Peter; Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael (Hg.): Sprache – Kultur – Identität. Festschrift für Katharina Wild zum 60. Geburtstag. Pécs (Studien zur Germanistik 7). 2001, S. 105-118.

Földes, Csaba; Halász, Előd; Uzonyi, Pál (Hg.): Magyar-német szótár. Ungarisch-Deutsches Wörterbuch. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2002; XLIV + 819 S.

Földes, Csaba; Halász, Előd; Uzonyi, Pál (Hg.): Német-magyar szótár. Deutsch-Ungarisches Wörterbuch. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2002. LII + 967 S.

Földes, Csaba (Hg.): Hoberg, Rudolf und Ursula: Német nyelvtan [Deutsche Grammatik]. Mannheim, Budapest: Dudenverlag, Akadémiai Kiadó, 2002. 434 S.

Földes, Csaba; Drewnowska-Vargáné, Ewa: Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung: Ein Blick von außen. In: Meier, Jörg; Ziegler, Arne (Hg.): Deutsche Sprache in Europa: Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Ilpo Tapani Piirainen zum 60. Geburtstag. Wien: Edition Praesens, 2001, S. 241-265.

Földes, Csaba: Sprachkontaktforschung Deutsch-Ungarisch. Erkenntnispotenzial, Forschungsgeschichte und Gegenwartsaspekte. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 29-46.

Földes, Csaba: Die westeuropäischen Leitsprachen und Russisch im Kontext der Schulfremdsprachenpolitik Ostmitteleuropas. In: Weydt, Harald (éd.): Langue – Communauté – Signification. Approches en Linguistique Fonctionelle. Actes de XXVeme Colloque International de Linguistique Fonctionelle. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002, S. 58-65.

Földes, Csaba: Zum bilingualen Sprech- und Gesprächsstil der Ungarndeutschen. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 43-61.

Földes, Csaba; Pongó, Stefan (Hg.) in Zusammenarbeit mit Hans-Werner Eroms und Hana Borsuková: Sprachgermanistik in Ostmitteleuropa. Beiträge der Internationalen germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch IV" in Nitra, 19.-20. Oktober 2001. Wien: Ed. Praesens, 2002. 362 S.

Földes, Csaba; Pongó, Stefan (Hg.) in Zusammenarbeit mit Hans-Werner Eroms und Hana Borsuková: Deutschdidaktik und Germanistische Literaturwissenschaft in Ostmitteleuropa. Beiträge der Internationalen germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch IV" in Nitra, 19.-20. Oktober 2001. Wien: Ed. Praesens, 2002. 183 S.

Frank, Tibor: Die Amerikanisierung Berlins nach dem Ersten Weltkrieg. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 505-512.

Fried, István: Johann Nepomuk Vogl és a kelet- és közép-európai népek nép- és mondaköltészete [Johann Nepomuk Vogl und die Volks- und Sagendichtung der ost- und mitteleuropäischer Völker]. In: Ders. (Hg.): „Lelkek a pányván" (Osztrák-magyar-közép-európai művelődési kapcsolatok). Szeged: SZTE, 2002, S. 19-30.

Fried, István: Karl Georg Rumy. Ein „Deutschungar" an der Grenze zweier Epo-

chen. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 303-307.

Fried, István: A közép-európai szöveguniverzum [Das mitteleuropäische Textuniversum]. In: Ders. (Hg.): „Lelkek a pányván" (Osztrák-magyar-közép-európai művelődési kapcsolatok). Szeged: SZTE, 2002, S. 95-106.

Fried, István (Hg.): „Lelkek a pányván" (Osztrák-magyar-közép-európai művelődési kapcsolatok). [Seelen an der Koppel. Österreichisch-ungarisch-mitteleuropäische Kulturkontakte]. Szeged: SZTE, 2002. 106 S.

Gaál-Baróti, Márta: Die Bildersprache des Traumes in Novalis' Heinrich von Ofterdingen. In: Kiss, Attila; dies.; Szőnyi, György E. (Hg.): The Iconography of the Fantastic: Eastern & Western Traditions of European Iconography 2. Szeged: JATEPress, 2002 (Papers in English & American Studies X.; Studia Poetica 11), S. 247-255.

Gaál-Baróti, Márta; Kiss, Attila; Szőnyi, György E. (Hg.): The Iconography of the Fantastic: Eastern & Western Traditions of European Iconography 2. Szeged: JATEPress, 2002 (Papers in English & American Studies X.; Studia Poetica 11).

Gaál-Baróti, Márta: Die romantische und die Heinesche Ironie. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), 123-138.

Gaál-Baróti, Márta: Sprachskepsis und Sprachenthusiasmus in der Frühromantik. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 6: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten. Bern et al.: Lang, 2002 (Jahrbuch für internationale Germanistik: Reihe A, Kongressberichte 58), S. 171-176.

Gaál-Baróti, Márta: Der Weg nach Innen: Entdeckung des Berginneren in der deutschen Frühromantik. In: Bibok, Károly; Ferincz, István; Kocsis, Mihály (Hg.): Cirill és Metód példáját követve. Tanulmányok H. Tóth Imre 70. születésnapjára. Szeged: JATEPress, 2002, S. 137-144.

Gaál-Baróti, Márta: Wertverlust als Grundlage des Identitätsverlustes in Erika Mitterers Drama „Verdunkelung". In: Erika Mitterer: Eine Dichterin – ein Jahrhundert. Hg. v. der Österreichischen Gesellschaft für Literatur u. Martin G. Petrowsky. Wien: Edition Doppelpunkt, 2002, S. 51-70.

Gaál Gyulai, Elisabeth von: Heinrich Heines „Über die französische Bühne" – Etappen auf dem Weg zu einer „Horizontverschmelzung"? In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 6 (2002), H. 2, S. 97-109.

Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), Wien: Edition Praesens, 2002. 324 S.

Gerner, Zsuzsa: Zur Entwicklung der mhd. einfachen Vokale und Diphthonge in den deutschen Mundarten zweier Gemeinden Südungarns. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 61-83.

Gerner, Zsuzsanna: Zur Sprache der Anzeigewerbung in der Fünfkirchner Zeitung des Jahrganges 1878. In: Dies.; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr

Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), S. 171-189.

Gerstner, Károly: Deutsche Dialekterscheinungen in ungarndeutschen geographischen Namen. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 63-69.

Gerstner, Károly: Karl Mollay und die ungarische Lehnwortforschung. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 120-126.

Glauninger, Manfred Michael: Zu pronominalen Wortformen in Lujo Pleins Essekerischer Sprechart. In: Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), S. 191-210.

Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11). 324 S.

Gosert-Medve, Marianna: Werden als Modalverb? In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 12 (2002), H. 2, S. 103-147.

Gönczy, Gabriella: Der Weg der Schwarzen in die weiße Welt. Zum Kolonialdiskurs in Kleists *Die Verlobung in St. Domingo*. In: Lange, Tanja; Schönert, Jörg; Varga, Péter (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2), S. 35-48.

Grossmann, Erika: Mögliche Perspektiven des Faches Landeskunde. In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002, S. 219-228.

Hammer, Erika: „Etwas Dummes im Kopf". Poetik des Blödelns in den Prosastücken Robert Walsers. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 39-70.

Harmat, Márta; Lázár, Emőke: Goethes „Werther" und Foscolos „Jacopo Ortis". In: Italienisch. Zeitschrift für italienische Sprache und Literatur. 24 (2002), H. 2., S. 44-50.

Harmat, Márta: „Heldenlehre" unter kultur- und mentalitätsgeschichtlichem Aspekt. Typologische Untersuchungen des Vater-Sohn-Kampfes in der deutschen und russischen Literatur. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 5: Mediävistik und Kulturwissenschaften. Bern et al.: Lang 2002 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A Kongreßberichte 57), S. 195-202.

Harmat, Márta: „Madame Bovary", „Anna Karenina" und „Effi Briest": Frauenschicksale im Spiegel der europäischen Kultur- und Mentalitätsgeschichte. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 115-121.

Harmat, Márta: Goethe und Plenzdorf aus heutiger Sicht. Zur Aktualität des Werther-Textes. In: www.inst.at/trans/14Nr/harmat 14.htm.

Harsányi, Mihály: Strukturelle Entwicklung mehrgliedriger Nebensatzprädikate im Ödenburger Deutsch. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 85-96.

Hennig, Mathilde: Das Phänomen des Chat. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 215-239.

Herzog, Andreas: Auguste Hauschners *Die Familie Losowitz* (1908/1910). Ein jüdischer Roman als Dokument von nationalen und innerkulturellen Konflikten. In: Lange, Tanja; Schönert, Jörg; Varga, Péter (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2), S. 73-81.

Ágel, Vilmos; Herzog, Andreas: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001. Budapest, Bonn: GuG, DAAD, 2002. 488 S.

Herzog, Andreas: Die Krisen des Mannes als Krisen des Juden. Otto Weininger, Ludwig Jacobowski und Ernst Sommer. In: Tebben, Karin (Hg.): Abschied vom Mythos Mann. Kulturelle Konzepte der Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002, S. 155-170.

Herzog, Andreas: Ludwig Strauß und Ernst Sommer als Vertreter der Jüdischen Renaissance. Ein Beitrag zur Buber-Rezeption. In: Wallas, Armin A. (Hg.): Jüdische Identitäten in Mitteleuropa. Literarische Modelle der Identitätskonstruktion. Tübingen: Max Niemeyer, 2002, S. 47-60.

Herzog, Andreas: ‚Transkulturalität' als Perspektive der Geschichtsschreibung deutschsprachiger Literatur. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 23-35. Zweitveröffentlivhung: http://www. kkanien.ac.at/beitr/theorie/Atterzog1.pdf

Hessky, Regina: Deutsch als Fremdsprache und ‚Auslandsgermanistik'. In: Altmayer, Claus; Forster, Roland (Hg.): Deutsch als Fremdsprache: Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche – Bezugsdisziplinen. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002, S. 87-108.

Hessky, Regina: Die deutsch-ungarischen Sprachkontakte als Forschungsfeld – Ergebnisse und Aufgaben. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 9-15.

Hessky, Regina: Der Kontakt von Sprachen – eine Herausforderung an die Sprachforschung. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 11-22.

Bernáth, Csilla; Hessky, Regina (Hg.): Magyar-német kéziszótár [Ungarisch-deutsches Handwörterbuch]. Budapest, Szeged: Nemzeti Tankönyvkiadó, Grimm. 2002. 1211. S.

Hessky, Regina: Vorüberlegungen zu einem Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 83-95.

Horváth, Géza: Hermann Hesse meséi. Utószó [Die Märchen Hermann Hesses. Nachwort]. In: Hermann Hesse: A varázsló gyermekkora. Mesék. Budapest: Cartaphilus, 2002, S. 317-324.

Horváth, Géza: Utószó Hermann Hesse *Gyermeklélek* c. kötetéhez [Nachwort zu Hermann Hesse: Kinderseele]. Budapest: Cartaphilus, 2002, S. 261-268.

Horváth, Géza: Utószó Hermann Hesse *Narziss és Goldmund* c. regényéhez [Nachwort zu Hermann Hesses Roman: Narziss und Goldmund]. Budapest: Cartaphlius, 2002, S. 371-380.

Horváth, Mária: Német jövevényszavaink kutatásáról [Über die Untersuchung unserer deutschen Lehnwörter]. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 101-108.

Horváth, Márta: ‚Umkehrung' als Methode der Moralkritik bei Nietzsche und Musil. In:www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/MHorvath1.pdf.

Horváth, Márta: Der Weg des Wanderers. Wahrnehmung in Robert Walsers Mikrogrammen. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 37-42.

Hutterer, Claus Jürgen: Die deutsche Mundart von Gestitz im Schildgebirge. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 173-229.

Iványi, Zsuzsanna: Konversationsanalytische Untersuchung von Wortsuchprozessen. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 3 (2001), S. 261-287.

Iványi, Zsuzsanna; Kertész, András; Máté, Nóra: A társadalmi kategorizálás nyelvi eszközei a ‚Grüne Gentechnik' c. korpuszban [Sprachliche Mittel der sozialen Kategorisierung im Korpus ‚Grüne Gentechnik']. In: Andor, József; Benkes Zsuzsa; Bókay Antal (Hg.): Szöveg az egész világ. Emlékkönyv Petőfi S. Jánosnak. Budapest: Tinta Kiadó, 2002, S. 269-292.

Joó, Etelka: Kogníció és fordítás [Kognition und Übersetzung]. In: Szűcs, Tibor (Hg.): A nyelv nevelő szerepe. A XI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásainak válogatott gyűjteménye. Pécs: Lingua Franca Csoport, 2002, S. 476-480.

Joó, Etelka: Párhuzamos szövegek vizsgálata [Untersuchung von Paralleltexten]. In: Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): Nyíregyházi Főiskola Doktorandusz Füzetek 3. Diszciplínák találkozása. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2002, S. 53-58.

Kappel, Péter; Németh, Attila: Sprachkontakterscheinungen ungarndeutscher Mundarten in Transdanubien. Abnehmende Mundartkompetenz oder systemlinguistische Notwendigkeit? In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Szeged: Grimm, 2002, S. 87-100.

Kékesi, Zoltán; Kerekes, Amália: Über den Begriff des Symbols / A szimbólum fogalmáról. In: Orosz, Magdolna; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 173-181.

Kerekes, Amália: Angewandte Landeskunde mit Abend- und Morgenausgabe. Anmerkungen zur Verortung der Publizistik in der kulturwissenschaftlich orientierten

Imagologie. In: Müller Funk, Wolfgang; Plener, Peter; Ruthner, Clemens (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen, Basel: Francke, 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz 1), S. 193-198.

Kerekes, Amália: Literatur und Publizistik / Irodalom és publicisztika. In: Orosz, Magdolna; Dies.; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 313-322.

Kékesi, Zoltán; Kerekes, Amália: Über den Begriff des Symbols / A szimbólum fogalmáról. In: Orosz, Magdolna; Dies.; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 173-181.

Orosz, Magdolna; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13). 411 S.

Kerekes, Gábor: Erich Maria Remarques Deutschlandzyklus. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 323-331.

Kerekes, Gábor: Ungarn in den Werken Ingeborg Bachmanns. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens 2002, S. 123-131.

Kerekes, Gábor: Das Vorbild Heine – Stefan Heym und Heinrich Heine. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 285-294.

Kertész, András: Darüber, wie ich darüber denke, wie man darüber denkt, wie Quine denkt. Bemerkungen zum Umgang mit Interpretationen von philosophischen Werken. In: Sprachtheorie und germanistiche Linguistik 12 (2002), H 1, S. 169-184.

Kertész, András; Pethő, Gergely Tamás: Ferenc Kiefer wird 70. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 11 (2001), S. 123-128.

Kertész, András: On the Contribution of Metascience to Cognitive Linguistics: A Case Study [Über den Beitrag der Metawissenschaft zur Kognitiven Linguistik: Eine Fallstudie]. In: Linguistische Berichte 190 (2002), S. 207-228.

Király, Edit: Die unsichtbare Metropole: Wien in ungarischen Reiseführern der Jahrhundertwende. Ein Problemaufriss. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 93-109.

Király, Edit: „Vom Podium der Landstraße herab". Zur Rhetorik des Zu-Fuß-Gehens in Robert Walsers Bleistiftgebiet. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 27-35.

Kiséry, Eszter: Sensation, Diskussion und Gedenkjahre. Stefan Zweig in der ungarischen Presse. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 269-276.

Kispál, Tamás: Deutsche und ungarische Idiome in der kognitiven Metaphemtheorie. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 97-102.

Kispál, Tamás: Seminar zur Wörterbuchbenutzung an der Universität Szeged. In: Deutschunterricht für Ungarn 17 (2002), H. 1-2, S. 56-65.

Kispál, Tamás: Sprichwörter im onomasiologischen Wörterbuch. In: Rapp, Reinhard (Hg.): Sprachwissenschaft auf dem Weg in das dritte Jahrtausend. Akten des 34. Linguistischen Kolloquiums in Germersheim 1999. Teil II. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2002 (Linguistik international 8), S. 589-597.

Kiss, Endre: Előszó (Vorwort). In: Ders.; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine. (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002, S. 3-7.

Kiss, Endre: „...eine grosse Stadt, der Mittelpunkt eines Reiches..." oder: Kommt das Licht aus Königsberg? In: Königsberger Beiträge. Von Gottsched bis Schenkendorf. Hg. v. Joseph Kohnen. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002, S. 119-138.

Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26). 334 S.

Kiss, Endre: Heine – Marx – Universalgeschichte. In: Ders.; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine. (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 43-53.

Kiss, Endre: A herbarti pedagógiai filozófiai alapjairól [Über die philosophischen Grundlagen der Herbartschen Pädagogie]. In: Iskolakultúra 5/2002, S. 44-52.

Kiss, Endre: A hermeneutika születése a pozitivizmus tudományelméletének szellemében. Wilhelm Dilthey-ról [Die Geburt der Hermeneutik aus dem Geiste der Wissenschaftstheorie des Positivismus. Über Wilhelm Dilthey]. In: Pedagógia és hermeneutika. Hg. v. András Buda. Debrecen: Egyetemi Kiadó, 2002, S. 15-18.

Kiss, Endre: Homo Ideologicus und Homo Chaoticus. Person und persönliche Identität im österreichischen philosophischen Roman. In: Personen. Ein interdisziplinärer Dialog. Beiträge des 25. Internationalen Wittgenstein Symposiums. Kirchberg am Wechsel, 2002, S. 106-108.

Kiss, Endre: Die Kunst vor dem Horizont der Gesellschaft. Georg Lukács: Die Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas. Arbeitspapier 2002-4. Institut für Sozialwissenschaften. Lukács-Institut (LIS) e.V. an der Universität Paderborn, S. 1-15.

Kiss, Endre: Die Neukonstitution der philosophischen Wissenschaften in Friedrich Nietzsches mittlerer Periode. In: Nietzsche und die Kultur – ein Beitrag zu Europa? Herausgegeben von Georges Goedert und Uschi Nussbaumer-Benz. Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2002, S. 278-300.

Kiss, Endre: Philosophie und Literatur des negativen Universalismus. Intellektuelle Monographie über Hermann Broch. Cuxhaven-Dartford: Trude Junghans, 2001. 351 S.

Kiss, Endre: La variabilitá della concetto di „gesinnung" nel pensiero hegeliano. In: Rinascita della Scuola, 2002, H. 1, S. 35-44.

Kiss, Jenő: Karl Mollay und die ungarische Sprachwissenschaft. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 24-28.

Kiss-Béres, Mónika: Zur Problematik der Nulläquivalenz in der zweisprachigen Lexikographie. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im

Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 85-95.

Knipf-Komlósi, Erzsébet: Inkorporierende Wortbildungsverfahren. Bemerkungen zu Herleitung und Wesen des Begriffs. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 33-40.

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Methodologische Überlegungen zur Analyse von Wortbildungserscheinungen in der Mundart. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 111-121.

Erb, Maria, Knipf, Elisabeth: Überlegungen zu den Sprachfunktionen bei Sprachinselminderheiten. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 47-57.

Koch, József: Erich Fromm heute. Reflexionen zur Aktualität seines Lebenswerkes. Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 93-100.

Kocsány, Piroska: Miniatűr szövegek és tipológiájuk [Miniaturtexte und ihre Typologie]. In: Andor, József; Benkes, Zsuzsa; Bókay, Antal (Hg.): Szöveg az egész világ. Emlékkönyv Petőfi S. Jánosnak. Budapest: Tinta Kiadó, 2002, S. 329-339.

Kocsány, Piroska: Szöveg, szövegtípus, jelentés: a mondás mint szövegtípus [Text, Texttyp, Bedetung: Spruchweisheiten als Texttypen]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2002 (Nyelvtudományi Értekezések 151). 147 S.

Kocziszky, Éva: Ein-Leib-Sein. Lavaters Dialog mit Hamann. In: Seminar. A Journal of Germanic Studies, 2002/1. S. 2-18.

Komáromi, Sándor: Heines frühe Lyrik als Textgrundlage für Liedkomposition. Zu Problemen der musikalischen Rezeption und der Rezeptionskritik. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 151-170.

Komáromi, Sándor: Die ungarische Liteatur zwischen dem Vormärz und der Jahrhundertwende im Spiegel der ungarndeutschen Kultur. Ein Beitrag zum Identitätswandel einiger Vermittlergenerationen. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 114-126.

Kopasz, Filoméla: Aus der Vorgeschichte des 300-jährigen Preußen: Der Deutsche Orden in Ungarn (1211-1225). In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002, S. 246-253.

Kopasz, Filoméla: A német mint kisebbségi nyelv helyzete a magyarországi oktatásügyben [Die Position des Deutschen als Minderheitensprache im ungarischen Unterrichtswesen]. In: Gadányi, Károly; Pusztay, János (Hg.): Közép-Európa: Egység és sokszínűség. A Nyelvek Európai Éve 2001 zárókonferenciájának előadásai. Szombathely: Balogh és Tsa, 2002, S. 109-117.

Korencsy, Ottó: Phonopolitisch korrekt. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest:

ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 388-394.

Korencsy, Ottó: Verbale Doppelpräfigierungen im Frühneuhochdeutschen und in der Gegenwartssprache. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 123-133.

Kósáné Oláh, Júlia: Interkulturális kommunikáció és idegennyelvoktatás [Interkulturelle Kommunikation und Fremdsprachenunterricht]. In: Vass, Lajosné (Hg.): A nyelv szerepe Európa kultúrájában. Vorstellung der Referate der Konferenz zum Tag der ungarischen Wissenschaft 2001. Nyíregyháza: Szabolcs-Szatmár-Bereg megyei Tudományos Közalapítvány Füzetei. 15. 2001, S. 74-75.

Kósáné Oláh, Júlia: Irodalom és nyelvoktatás. Keresztény irodalmi szövegek a német nyelv oktatásában [Literatur und Fremdsprachenunterricht. Christliche literarische Texte im Deutschunterricht]. In: Tóth, Szergej (Hg.): Nyelvek és kultúrák találkozása. Összefoglalók kötete. XII. Kongress der angewandten Linguistik. Szeged: Szegedi Tudományegyetem Juhász Gyula Tanárképző Főiskolai Kar, 2002, S. 105.

Kovács, Edit: Prolepsis, Katalepsis, Epilepsis. Reisen in der Zeit in Konrad Bayers der kopf des vitus bering. In: Bonn, Klaus; Dies.; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 43-55.

Kovács, László: Zur Situation der Fremdsprachenlehrerausbildung in Ungarn. In: Zur Ausbildung von Fremdsprachenlehrern in Südosteuropa – Situation und Perspektiven: Tagungsdokumentation zum regionalen Symposium in Belgrad, 13.-16. Dezember 2001. Belgrad 2002. S. 81-86.

Kovácsné Varga, Éva: A hallás utáni értés fejlesztésének gyakorlati kérdései [Praktische Aspekte der Entwicklung des Hörverstehens]. In: Bárdos, Jenő; Garaczi, Imre (Hg.): Nyelvpedagógia az ezredfordulón. Háttérkönyv a nyelvpedagógia oktatásához. Veszprém, 2002, S. 239-253.

Kricsfalusi, Beatrix: Die Ent-Deckung des Körpers. Gedanken zu der Materialität theatraler Kommunikation. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 135-148.

Lambrecht, Horst: Das unrettbare Ich. Über die modernen Leiden des jungen W. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 101-130.

Láng, Gusztáv: Ady és Freud. In: Fried, István (Hg.): „Lelkek a pányván" (Osztrák-magyar-közép-európai művelődési kapcsolatok). Szeged: SZTE, 2002, S. 59-70.

Langanke, Ulrich: Dialogische Mikrostrukturen in hypermedialen Online-Wörterbüchern: ein neues Verhältnis zwischen Lexikograph, Wörterbuch, Benutzer. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 243-255.

Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40). 272 S.

Langanke, Ulrich: Das linguistisch-semantische Phänomen „außersprachliche Wirksamkeit" und die Biologie der Realität. In: Ders. (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 97-118.

Harmat, Márta; Lázár, Emőke: Goethes „Werther" und Foscolos „Jacopo Ortis". In: Italienisch. Zeitschrift für italienische

Sprache und Literatur. 24 (2002), H. 2., S. 44-50.

Lénárd, Tibor: A ‚deutsch' népnév mint nyelvtörténeti probléma [Der Volksname ‚deutsch' aus der Sicht der Sprachgeschichte]. In: Földes, Csaba (Hg.): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. Veszprém: MTA VEAB – Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2002, S. 21-37.

Lénárd, Tibor: Zu syntaktischen Funktionen des gotischen Dativs als Verbergänzung und Angabe. In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Szeged: Grimm, 2002, S. 101-108.

Lichtmann,Tamás (Hg.): Goethe. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie – Német Filológiai Tanulmányok XXV). 164 S.

Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26). 334 S.

Lichtmann, Tamás: Judentum und Antisemitismus in der Literatur Österreichs und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (Forschungen in Ungarn). In: Stimulus. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik. 2001/2. Wien: Edition Praesens, S. 42-49.

Lichtmann, Tamás: Jüdische Identitätsfragen und -konflikte in der ungarischen Literatur – am Beispiel von Károly Pap. In: Wallas, Armin A. (Hg.): Jüdische Identitäten in Mitteleuropa. Literarische Modelle der Identitätskonstruktion. Tübingen: Max Niemeyer, 2002, S. 135-158.

Lichtmann, Tamás: Kafka über Goethe. Eine Auswahl aus Kafkas Tagebüchern und Briefen. In: Ders. (Hg.): Goethe. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie – Német Filológiai Tanulmányok XXV), S. 153-164.

Lichtmann, Tamás: Vergessen als Flucht – Erinnern als Erschaffung und/oder Veränderung der Wirklichkeit in Soyfers Dramen. In: Erinnern und Vergessen als Denkprinzipien. Hg. Herbert Arlt. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2002, S. 154-177.

Lindner, Henriett: Schnöde Kunststücke gefallener Geister. E. T. A. Hoffmanns Werk im Kontext der zeitgenössischen Seelenkunde. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2001. 320 S.

Loránd, Gábor: Individuelle und soziale Kontakte in den Werken des jungen Heine. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 171-185.

Lőkös, Péter: Der Umgang mit antiken Zitaten in einem katechetisch-erbaulichen Werk des 15. Jhs. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 109-119.

Mader, Ernst T.: Ist es, was ist? Mutmaßungen über die Sprache bei Martin Walser und Arno Holz. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 297-300.

Mádl, Antal: Drei Dichter des europäischen Vormärz: Heine, Lenau, Petőfi. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 79-91.

Mádl, Antal: Lenau und der Tokajer Wein. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 353-362.

Majorosi, Anna: A 2000/2001-es tanév nyelvtanárok számára akkreditált továbbképzéseinek összefoglaló elemzése [Zusammenfassende Analyse der akkreditierten Weiterbildungen für Sprachlehrer im Studienjahr 2000/2001]. In: Nyelv*Infó 10 (2002), H. 1, S. 3-9.

Majorosi, Anna: A pedagógusok mint pedagógus-továbbképző szakemberek [Die Pädagogen als Experten für die pädagogische Weiterbildung]. In: Nyelv*Infó 10 (2002), H. 2, S. 15-20.

Barna, Katalin; Majorosi, Anna: Ein Dokument für die Schublade oder doch etwas mehr? *Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen.* In: DUfU, 2002/1-2, S. 21-32.

Barna, Katalin; Majorosi, Anna: Die Relevanz des *Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen und des Europäischen Sprachenportfolios* für Ungarn. In: Glatz Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht. Budapest, 2002 (Begegnungen. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, 14), S. 123-130.

Manherz, Károly (Hg.): Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 19. Budapest: Mikszáth Kiadó, 2002. 153 S.

Manherz, Károly: Bemerkungen zur Position der deutschen Sprache im Hochschulbereich. In: Glatz Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht. Budapest, 2002 (Begegnungen. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, 14), S. 117-122.

Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38). 394 S.

Manherz, Karl: Vorwort. In: Ders. (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 7-8.

Manherz, Károly; Wild, Katharina: Zur Sprache und Volkskultur der Ungarndeutschen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Ungarndeutsches Archiv: Schriften zur Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn 3). 184 S.

Márkus, Éva: Besonderheiten im Deklinationssystem des Bairischen (Nomina, Determinative, Adjektive) – am Beispiel der donaubairischen Mundart der Ungarndeutschen. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 119-137.

Filó, Csaba; Marlok, Zsuzsa; Pohl, Pálma: Handbuch für den Unterricht. Hörmaterialien zu „Zwischen den Pausen 2". München: Hueber, 2002.

Marlok, Zsuzsa: Vokabelkartei – einmal anders. In: Fremdsprache Deutsch. Motivation. H. 26. Klett International, 2002, S. 46-48.

Menus, Borbála: Mollay Károly (1913-1997) élete és munkássága. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 291-374.

Méhes, Márton: Im Spannungsfeld von Leere und Fülle. Versuch einer Integration klassischer Namentheorien in eine komplexe theoretische Auffassung vom Nomen Proprium. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 139-152.

Mihalovics, Alojzia: A német nyelv és a gimnáziumi iskolakultúrában oktatott idegen nyelvek elterjedése és szerepe [Die Verbreitung und Rolle des Deutschen und der in der gymnasialen Schulkultur unterrich-

teten Fremdsprachen]. In: Földes, Csaba (Hg.): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. Veszprém: MTA VEAB/Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2002, S. 139-147.

Molnár, Anna: Die Grammatikalisierung deutscher Modalpartikeln. Fallstudien. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (MetaLinguistica 12). 129 S.

Muráth, Judit: Fachsprache(n) im Kontakt. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 135-143.

Muráth, Judit: Fachwissen – eine Kernfrage bei fachlexikographischen Entscheidungen. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE 2002 Germanistisches Institut, (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 153-161.

Nagy, Enikő: Die rumäniendeutsche Kurzgeschichte in den 1960-70er Jahren. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 111-125.

Németh, Attila; Kappel, Péter: Sprachkontakterscheinungen ungarndeutscher Mundarten in Transdanubien. Abnehmende Mundartkompetenz oder systemlinguistische Notwendigkeit? In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Szeged: Grimm, 2002, S. 87-100.

Opitz, Antonia: Georg Lukacs und Rosa Luxemburg. In: Kinner, Klaus; Seidel, Helmut (Hg.): Rosa Luxemburg. Historische und aktuelle Dimensionen ihres theoretischen Werkes. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2002, S. 238-247.

Jung, Werner; Opitz, Antonia (Hg.): Sozialismus und Demokratie. Georg Lukács' Überlegungen zu einem ungelösten Problem. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, 2002. 166 S.

Orosz, Magdolna: Analyse littéraire et intertextualité. Aspects sémiotiques. In: Degrés. Revue de synthese a orientation sémiologique 30 (2002), no. 109-110, d/1-15.

Orosz, Magdolna; Plener, Peter: Das belletristische Ich / A szépirodalmi Én. In: Dies.; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 355-368. (Zweitveröffentlichung: http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/MOrosz_PPlener1.pdf)

Orosz, Magdolna: „Das fremde Eigene". Identität und Identitätssuche in der Literatur der Jahrhundertwende. In: Müller-Funk, Wolfgang; Plener, Peter; Ruthner, Clemens (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen, Basel: Francke, 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz 1), S. 137-156.

Orosz, Magdolna: Geld und Gold. „Magische Metamorphosen in der Literatur der Goethezeit. In: Bernard, Jeff; Withalm, Gloria (Hg.): Money, Meaning, and Mind / Geld, Geist, Bedeutung. Semiotische Berichte 25 (2001), No. 1-4, S. 177-196.

Orosz, Magdolna: Heine und die deutsche Romantik. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 105-122.

Orosz, Magdolna: Images and Pictures as Models and Metaphors in Literary Narratives. In: Gaál-Baróti, Márta, Kiss, Attila, Szőnyi, György E. (Hg.): The Iconography of the Fantastic: Eastern & Western Traditions of European Iconography 2.

Szeged: JATEPress, 2002 (Papers in English &American Studies X.; Studia Poetica 11), S. 213-231.

Orosz, Magdolna: Meg nem történt események: történet – történelem – elbeszélés [Ungeschehene Ereignisse: Geschichte – Historie – Erzählung]. In: Világosság 43 (2002), H. 4-7, S. 137-145.

Orosz, Magdolna: Reiseabenteuer und intertextuelle Spurensuche: Die Auflösung vorgegebener Erzählmodelle um die Jahrhundertwende. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Dies.; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 377-388. (Zweitveröffentlichung: http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz3.pdf)

Orosz, Magdolna: Über den Begriff der Metapher / A metafora fogalmáról. In: Dies.; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 95-112. (Zweitveröffentlichung: http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/MOrosz2.pdf)

Orosz, Magdolna: Über das Problem des Sprachgebrauchs / A nyelvhasználat problémájáról. In: Dies.; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 235-248. (Zweitveröffentlichung: http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz1.pdf)

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39). 566 S.

Orosz, Magdolna; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13). 411 S.

Paál, Vince: Nationale Identität und Minderheitenpolitik: Gustav Gratz. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 259-272.

Papp, László: Egy készülőben lévő új német alapszókincs-gyűjtemény problémái [Probleme einer potentiellen Grundwortschatzsammlung]. In: Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): Nyíregyházi Főiskola Doktorandusz Füzetek 3. Diszciplínák találkozása. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2002, S. 73-78.

Papp, László; Kiss, Judit (Hg.): Lerne gerne Deutsch! 2. Olvasott szöveg értése, irányított fogalmazás, levélírás. A német írásbeli nyelvvizsgákhoz 1. [Leseverstehen und schriftlicher Ausdruck]. Debrecen: Panoráma Nyelvstúdió, 2001. 121 S.

Petneki, Katalin: Az idegen nyelvi kerettantervek problematikája [Problematik der Rahmenlehrpläne für den Fremdsprachenunterricht]. In: Kárpáti, Eszter; Szűcs, Tibor (Hg.): Nyelvpedagógia. Pécs: Iskolakultúra, 2002 (Iskolakultúra-könyvek 12), S. 181-188.

Petneki, Katalin: Az idegen nyelv tanításának helyzete és fejlesztési feladatai [Die gegenwärtige Lage und Aufgaben des Fremdsprachenunterrichts in Ungarn]. In: Új Pedagógiai Szemle 52 (2002), Juli-August,

S. 147-160. Zweitveröffentlichung unter http://www.oki.hu/cikk.asp?Kod=Petneki-Idegen-htm (2002).

Petneki, Katalin: Entwicklung des Abiturkonzepts für den Deutschunterricht. In: DUfU 17 (2002), H. 1-2, S. 35-42.

Petneki, Katalin: Lehrpläne und der interkulturelle Ansatz im FSU in Ungarn. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 275-293.

Péteri, Attila: Theoretische Überlegungen zu einer kontrastiven Satzmodusforschung – Am Beispiel der deutschen und ungarischen Interrogativsätze. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 171-183.

Kertész, András; Pethő, Gergely Tamás: Ferenc Kiefer wird 70. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 11 (2001), S. 123-128.

Bajkó, István Zsigmond; Pintér, Márta: Német hallás utáni szövegértés, középfok, felsőfok [Deutsches Hörverstehen, Mittelstufe, Oberstufe]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2002. 117 S. (mit Hörkassette).

Pólay, Veronika: Szaknyelvi tanfolyamok kritériumai [Kriterien für Fachsprachen-Kurse]. In: Gadányi, Károly; Pusztay, János (Hg.): Közép-Európa: Egység és sokszínűség. A Nyelvek Európai Éve 2001 zárókonferenciájának előadásai. Szombathely: Balogh és Tsa, 2002, S. 327-330.

Pólay, Veronika: Übersetzung der Realien. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 173-181.

Propszt, Eszter: Der Baum als Metapher für Multikulturalität in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 132-148.

Propszt, Eszter: Kontexte der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Fassel, Horst; Balogh, András, F.; Szabó, Dezső (Hg.): Zwischen Utopie und Realität. Deutsch-ungarische Literaturbeziehungen im Wandel. Beiträge des Budapester Symposions vom 21.-23. Juni 2000. Budapest, 2001 (Budapester Beiträge zur Germanistik 36), S. 171-184.

Propszt, Eszter: Variationen für das Minderheiten- und Nationalitätenschicksal – Márton Kalász: Winterlamm. In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002, S. 182-195. (Ungarisch: Változatok a nemzetiségi és kisebbségi sorsra – Kalász Márton Téli bárányáról. In: Új Dunatáj 6 (2002), H. 3, S. 1-14.)

Propszt, Eszter: Wertsysteme in der kritischen Beurteilung der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 167-183.

Propszt, Eszter: Wertungsaspekte der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 331-339.

Pusztay, János: Deutsch einst und heute in der Bernsteinstraße-Region. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond,

Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 119-127.

Rabe, Dorothee: Die „Oberfläche des Lebens": Zur Poetik des physiognomischen Blicks in Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 131-161.

Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik. 8. Jahrgang. Pécs, 2002. 265 S.

Rácz, Gabriella: Zitierte und erzählte Welt. Kunstzitate und Handlungsstruktur in Arnold Zweigs „Die Novellen um Claudia". In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 33-46.

Rada, Roberta V.: Euphemismen in der politischen Kommunikation. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 213-223.

Rákosi, Csilla: Kein Pluralismus in der Argumentationsforschung? In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 12 (2002), H. 1, S. 81-99.

Reder, Anna: Schulrealität im 19. Jahrhundert in der ethnisch heterogenen Kleinstadt Mohács. In: Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprache in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), S. 265-279.

Reder, Anna: Substantiv-Verb-Kollokationen im deutsch-ungarischen Kontrast. In: Rapp, Reinhard (Hg.): Sprachwissenschaft auf dem Weg in das dritte Jahrtausend. Akten des 34. Linguistischen Kolloquiums in Germersheim 1999. Teil II: Sprache, Computer, Gesellschaft. Frankfurt: Lang, 2002 (Linguistik International 8), S. 451-458.

Reder, Anna: Ein heißer Tip – oder Kollokationslernen durch eine Ganzschrift. In: Häcki Buhofer, Annelies; Durco, Annelies (Hg.): Wortschatz: Aneignung und Unterricht. Online: www.sprachwissenschaft.ch/IDT2001/default.html

Reutner, Richard: Johann Siegmund Valentin Popowitsch (1705-1774) als Erforscher von Fachsprachen. Mit einer Edition von Cod. 9507, f. 58r-62v der ÖNB. In: Namen, Sprachen und Kulturen. Imena, Jeziki in Kulture. Festschrift für Heinz Dieter Pohl zum 60. Geburtstag. Hg. von Peter Anreiter, Peter Ernst und Isolde Hausner unter Mitwirkung von Helmut Kalb. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 657-679.

Reutner, Richard: Der Wiener Wortschatz in den österreichischen Wörterbüchern von Johann Siegmund Valentin Popowitsch (1705-1774) und P. Hugo Mareta (1827-1913). In: Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; u. Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), S. 67-101.

Riskó, Enikő: Néhány gondolat a művész alakjának fejlődéséről Hermann Hesse korai prózájában [Einige Gedanken über die Entwicklung der Gestalt des Künstlers in der frühen Prosa von Hermann Hesse]. In: Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): Nyíregyházi Főiskola Doktorandusz Füzetek 3. Diszciplínák találkozása. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2002, S. 79-91.

Ritz, Szilvia: „Is' schon gut, gnä' Herr..." Hochsprache, Umgangssprache und Dialekt in Arthur Schnitzlers Erzählungen. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n)

und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S.261-268.

Rózsa, Mária: *Die Bibliographie der deutschsprachigen Presse Ungarns 1850-1920* in Vorbereitung. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 389-397.

Rózsa, Mária: Magyar irodalom a Jung Ungarn címu folyóiratban [Ungarische Literatur in der Zeitschrift Jung Ungarn]. In: Magyar Könyvszemle 118 (2002), H. 3, S. 317-321.

Rozsondai, Rita: Die Gattungen deutschsprachiger Kalender in Ungarn um 1800. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 144-153.

Sándorfi, Edina M.: Die Ent-/Aufdeckung der Bild-Schrift als entstellte „lebendig-augenblickliche Offenbarung". Im *Rahmen* der Kunst als einer anderen Natur bei Goethe und Benjamin. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 103-119.

Sándorfi, Edina M.: Mimetisches Vermögen oder die parergonalen Rahmen der Mimesis und des Erhabenen bei Theodor Fontane. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 203-212.

Sára, Balázs: Perspektivität im neuhochdeutschen Verbalsystem. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 149-169.

Sára, Balázs: Zur historischen Entwicklung des deutschen Verbalsystems. Temporalität – Aspektualität – Modalität – Distanz. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 153-173.

Sárvári, Tünde: „Hetet egy csapásra." Mire jók az ünnepek a kisiskoláskori idegennyelv-oktatásban? [„Sieben auf einen Schlag." Welche Rolle spielen Feste im Fremdsprachenunterricht auf der Primarstufe?] In: Lipóczi, Sarolta (Hg.): A kisiskoláskori idegennyelv-oktatás dimenziói II. Kecskemét, 2002, S. 85-99.

Sárvári, Tünde: Möglichkeiten für die Integration der Phonetik im DaF-Unterricht. Beispiele aus dem Grundschulbereich. In: Deutschunterricht für Ungarn 17 (2002), H. 1-2, S. 76-87.

Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik. 8. Jahrgang. Pécs, 2002. 265 S.

Sata, Lehel: Von der „Vielheit" zur „Einheit". Novalis' Die *Lehrlinge zu Sais* mit Jakob Böhme gelesen. In: Rabe, Dorothee; Ders. (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 163-183.

Schauer, Hilda: Wolfgang Koeppens Roman Das Treibhaus. Eine Strukturanalyse. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 185-215.

Schauer, Hilda: Zwischen Venedig und Paris: Die Darstellung der Kulturtraditionen in Wolfgang Koeppens Roman *Tauben im Gras*. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.):

Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 283-296.

Schuch, Gereon: Momentaufnahme: Gegenwärtige „Ungarnbilder" deutscher SchülerInnen. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 217-221.

Solti, István: Standardisierung und sprachliche Norm ab dem 17. Jahrhundert: Die Rolle von Schottelius. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 175-186.

Soós, Anita: Narration – (Ver)führung – (Be)deutung: Ein vergleichender Deutungsversuch von Sören Kierkegaards „Das Tagebuch des Verführers", „Die Wiederholung" und „Schuldig?' – ‚Nicht schuldig?'". In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 203-213.

Sramó Klingenberg, Annette: Die Einheit des Widerspruchs. Franz Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens*. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 71-91.

Steinle, Robert: „die bordwache sang das alphabet..." – Scharniere im *kopf des vitus bering*. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 83-94.

Stillmark, Hans-Christian: Zu Kafkas Erzählung In der Strafkolonie. In: Rabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Studien zur Germanistik 8, Pécs, 2002, S. 223-241.

Szabó, Csaba: Anfangenden (Untersuchungen am Rande von Hölderlins Elegienentwurf „Der Gang aufs Land. An Landauer"). In: Kovács, Kálmán: (Hg.): Textualität und Rhetorizität. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 10), S. 43-72.

Szabó, Csaba: Zum Fallenlassen. Anmerkungen zu Konrad Bayers *der kopf des vitus* bering. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Ders. (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 57-81.

Szabó, Dezső: Literarische Darstellung und die Medien – Eine einführende Untersuchung auf Basis von Werner Faulstichs „Vermittlung und Rezeption". In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 215-223.

Szabó, Károly: Friedrich Dürrenmatt „Frank der Fünfte" – Groteske Vermischung der Gattungen. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 225-235.

V. Szabó, László: Thomas Mann Nietzsche-értelmezésének dichotómiái (Dichotomien von Thomas Manns Nietzsche-Interpretation). In: Földes, Csaba (Hg.): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. Veszprém: MTA VEAB/Veszprémi Egyetemi Kiadó 2002, S. 251-266.

V. Szabó, László: „Die Worte liegen uns im Wege". Zum Kunstsprachstil Nietzsches in „Also sprach Zarathustra". In: Földes, Csaba (Hg.): Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 6 (2002), H. 1, S. 35-52.

Szalai, Lajos: Derbheit und Obszönität in Heinrich Wittenwilers „Ring". In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 136-148.

Szalai, Lajos: Walther von der Vogelweide in ungarischer Übersetzung. Diskrepanzen in Metrum, Stil und wörtlichem Sinn. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 153-163.

Szalai, Tünde: Gondolatok a tanulói személyiség kognitív dimenzióiról [Überlegungen zu den kognitiven Dimensionen von Lernerpersönlichkeit]. In: Bárdos, Jenő; Garaczi, Imre (Hg.): Nyelvpedagógia az ezredfordulón. Veszprém, 2002, S. 137-159.

Szalai, Tünde: Prozessorientierte Schreibdidaktik – Schreibphasen – Lehrwerke. Überlegungen zur fremdsprachlichen Schreibentwicklung. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 189-202.

Szatmári, Petra: „Damit gehört sich beschäftigt." Egy modális szenvedő szerkezetről (Eine modale Passivkonstruktion). In: Földes, Csaba (Hg): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. MTA VEAB – Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2002, S. 47-57.

Szatmári, Petra: Interferenzen im Bereich des Passivs. In: Gadányi, Károly; Pusztay, János (Hg.): Közép-Európa: Egység és sokszínűség. A Nyelvek Európai Éve 2001 zárókonferenciájának előadásai. Szombathely: Balogh és Tsa, 2002, S. 348-360.

Szatmári, Petra: Sich-lassen + Subjekt$_{[+belebt]}$ in Kombination mit intransitiven Verben. In: Barota, Mária; Dies.; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia, 7), S. 193-199.

Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7). 370 S.

Szatmári, Petra: Und manchmal hörte und sah man... (Das abstrahierende Pronomen man) In: Pusztay, János (Hg.): Colloquia Contrastiva 9. Kontrasztív nyelvészeti tanulmányok. A 2001-es Pécsi Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus kontrasztív nyelvészeti szekciójának előadásai. Szombathely: Balogh és Tsa, 2002, S. 49-55.

Szász, Ferenc: Der Brief zwischen Dialog und Monolog. Gattungsprobleme des literarischen Briefes im 20. Jahrhundert. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 23-32.

Szász, Ferenc: Epochen der Heine-Rezeption in Ungarn. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 251-271.

Szász, Ferenc: Nikolaus Lenaus Gedicht Die Heideschenke. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 414-421.

Szendi, Zoltán: Formen der Perspektivierung in drei Sonetten aus dem „Kathedralen-Zyklus" Rilkes. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó

(Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 233-241.

Szendi, Zoltán: Megjegyzések egy Thomas Mann-képhez. Mádl, Antal: Thomas Mann világ- és emberképe. [Anmerkungen zu einer Thomas-Mann-Schilderung. Antal Mádl: Thomas Manns Welt- und Menschenbild]. Budapest, Literatura, Jg. 2002, H. 1., S. 111-120.

Székely, Gábor: A fokozó lexémák szemantikai háttere az európai nyelvekben [Der semantische Hintergrund der Intensifikatoren in den europäischen Sprachen]. In: Gecső, Tamás (Hg.): Kontrasztív szemantikai kutatások. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2002, S. 256-259.

Székely, Gábor: A lexikai fokozás kifejezése A. P. Csehov Visnovij szád című drámájában és magyar, illetve német fordításaiban [Der absolute Superlativ im Drama von A. P. Tschechow und in den deutschen bzw. ungarischen Übersetzungen des Dramas Vischnovij sad]. In: Klaudy, Kinga (Hg.): Fordítástudomány 4 (2002), H. 1, S. 76-78.

Szigeti, Imre: Die deverbalen *-er*-Nomina des Deutschen – Eine konzeptuelle Studie. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 191-212.

Szigeti, Imre: Ein Konzept von und mit Konzepten: Der konzeptuelle Ansatz in der Wortbildung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2001, S. 193-213.

Szoboszlai, Ildikó: Subordinierende Konjunktionen mit Hauptsatzwortfolge. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 2. Bern et al.: Lang, 2002. (Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A, Kongressberichte 54), S. 133-140.

Szoboszlai, Ildikó: Zum Artikelgebrauch im Deutschen und im Ungarischen. In: Pusztay, János (Hg.): Colloquia Contrastiva Bd. 9. Szombathely: Balogh és Tsa, 2002, S. 78-87.

Szoboszlai, Ildikó: Zum Partikelgebrauch in einigen Sprechakttypen der Aufforderung im gegenwärtigen Deutsch. In: Forgács, Erzsébet (Hg.): Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts. Vorträge der internationalen germanistischen Konferenz in Szeged, 3.-5. September 2001. Szeged: Grimm, 2002, S. 147-153.

Szoboszlai, Ildikó: Zum Problem von Ausklammerungen im gegenwärtigen Deutsch. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 67-76.

Szoboszlai, Ildikó: Zum Verhältnis zwischen Verbmodus und Satzmodus beim Ausdruck von Aufforderungen im gegenwärtigen Deutsch. In: ZGR 10 (2001), H. 1-2., S. 208-216.

Takács, Dóra: Deutsche Schwänke auf Budapester Bühnen um 1900. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 253-259.

Tarnói, László u.a. (Hg.): Deutschsprachige Literatur und Kultur im Raum Ödenburg/Sopron (1790-1900). Budapest: Argumentum-Verlag, 2002 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 4.). 563 S.

Tarnói, László: Nemzeti azonosságtudat Magyarország 1848 előtti német nyelvű költészetének tükrében [Nationale Identität im Spiegel der deutschsprachigen Dichtung des Königreichs Ungarn vor 1848]. Limes 2002, H. 1. S. 87-97.

Tarnói, László: Das Theaterleben in Ofen und Pesth um 1800. In: Deutsche in der Innenstadt-Leopoldstadt. Red. v. Wendelin Hambuch. Budapest: Deutsche Selbstverwaltung in der Leopoldstadt, 2002, S. 66-70.

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39). 566 S.

Tarnói, László: „wonn ich von Studirn aufhear, so bin ich kan Student, und nix mehr". Lustige Berichte eines Tölpels aus dem alten Pest-Ofen. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 429-437.

Teller, Katalin: Erkenntnistheoretische Konzepte / Ismeretelméleti koncepciók. In: Orosz, Magdolna; Kerekes, Amália; Dies.: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13), S. 13-32.

Orosz, Magdolna; Kerekes, Amália; Teller, Katalin: „...und die Worte rollen von ihren Fäden fort...". Sprache, Sprachlichkeit, Sprachprobleme in der österreichischen und ungarischen Kultur und Literatur der Jahrhundertwende. Zweisprachiger Reader. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (ELTE-Chrestomathie 13). 411 S.

Tóth, József: Gondolatok a német nyelvoktatásról. Milyenek legyenek a jövő kétnyelvű szótárai? [Überlegungen zum Deutschunterricht. Wie sollten zukünftige zweisprachige Wörterbücher beschaffen sein?] In: Gadányi, Károly; Pusztay, János (Hg.): Közép-Európa: Egység és sokszínűség. A Nyelvek Európai Éve 2001 zárókonferenciájának előadásai. Szombathely: Balogh és Tsa, 2002, S. 336-347.

Tóth, József: Die Kontinuität der Wortfeldforschung. In: Langanke, Ulrich (Hg.): „das gueth von alten Lern". Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 40), S. 187-200.

Tóth, József: Lexikalisch zentrierte Felder in der zweisprachigen Lexikographie. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; ders.; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 77-84.

Tóth, József: Quo vadis szómező-kutatás? [Quo vadis Wortfeldforschung?] In: Földes, Csaba (Hg): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. MTA VEAB – Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2002, S. 59-67.

Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7).

Tóth, József: Der Wortfeldbegriff J. Triers im Wandel der Zeit. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 79-103.

Ujvári, Hedvig: Ein literarischer Grenzgänger. Max Nordau. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch (sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germa-

nistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 154-166.

Vajda, Karl: Entdeckung, Entschlüsselung, Entfaltung, Entbergung. Literaturwissenschaftliche Verstehens- und Verständigungsansätze in hermeneutisch-fundamentalontologischer Sicht. In: Bonn, Klaus; Kovács, Edit; Szabó, Csaba (Hg.): Entdeckungen. Über Jean Paul, Robert Walser, Konrad Bayer und anderes. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 2002 (Debrecener Studien zur Literatur 9), S. 121-133.

Varga, Péter: Die deutschsprachige Kultur der ungarischen Juden. Aspekte zum Assimilationsprozess am Ende des 19. Jahrhunderts. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 311-318.

Varga, Péter: „Du bist ein ehrlicher, guter Mensch, hast ein treffliches Herz..." Die Figur des ‚edlen Juden' in einem ungarndeutschen Drama aus dem Jahr 1806. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 439-445.

Lange, Tanja; Schönert, Jörg; Varga, Péter: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2), S. 9-11.

Varga, Péter: „Der Großpapa spricht mit dem lieben Gott". Grenzerfahrung der Esseker Jüdin Wilma von Vukelich. In: Lange, Tanja; Schönert, Jörg; ders. (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2), S. 99-109.

Varga, Péter: Heinrich Heine und seine jüdischen Freunde. In: Kiss, Endre; Lichtmann, Tamás (Hg.): Heine (1797-1856). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2002 (Arbeiten zur deutschen Philologie 26), S. 65-75.

Varga, Péter: Die jiddische Literatur im Spannungsfeld mehrerer Sprachen und Kulturen. Begriffe, Methoden und Annäherungsansätze. In: Balogh, András F.; Biechele, Werner (Hg.): Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien der deutsch (sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa. Budapest: Argumentum – ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 41), S. 53-60.

Lange, Tanja; Schönert, Jörg; Varga, Péter (Hg.): Literatur und Kultur in Grenzräumen. Frankfurt a.M.: Lang, 2002 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 2). 159 S.

Vizkelety, András: Drei deutsche Gebetbuchhandschriften eines ungarischen Franziskaners aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 447-455.

Vizkelety, András: A Gellért-legendák [Die Gellért-Legenden]. In: Vigilia 66 (2001), S. 457-465.

Vizkelety, András: Grimlaicus. In: Wachinger, Burghart u. a. (Hg.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 11. Berlin, New York, 2001, S. 255-258.

Vizkelety, András: A Leuveni Kódex sermója Árpád-házi Szent Erzsébet ünnepére [Das Sermon des Leuvener Kodex auf das Fest von der Heiligen Elisabeth aus dem Hause Árpád]. In: Kiczenkó, Judit; Thimár, Attila (Hg.): A XIX. század vonzásában. Tanulmányok T. Erdélyi Ilona tiszteletére. Piliscsaba: PPKE, 2001 (Pázmány Irodalmi Műhely, Tanulmányok), S. 306-310.

Voigt, Vilmos: Sprachinselvolkskunde. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 88-100.

Wild, Katharina: A német mint idegen nyelv és kisebbségi nyelv Magyarországon. [Deutsch als Fremd- und Minderheitssprache in Ungarn]. In: Gárdonyi, Tamás (Hg.): A régió nyelvi-kulturális jelenségei. Pécs: Molnár Nyomda és Kiadó Kft., 2002, S. 57-62.

Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3.-2.4.2000 Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11). 324 S.

Wild, Katharina: Das sprachliche Verhältnis zwischen Stadt und Land im südöstlichen Transdanubien. In: Gerner, Zsuzsanna; Glauninger, Manfred Michael; Dies. (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprache in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Wien: Edition Praesens, 2002 (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 11), S. 311-324.

Wild, Katharina: Sprachnorm und Sprachausgleich in den deutschen Mundarten Südungarns. In: Manherz, Karl (Hg.): Gedenktagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002 (Budapester Beiträge 38), S. 16-23.

Manherz, Károly; Wild, Katharina: Zur Sprache und Volkskultur der Ungarndeutschen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Ungarndeutsches Archiv: Schriften zur Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn 3). 184 S.

Wild, Katharina: Zur Stellung des Finitums in den „fuldischen" Mundarten Südungarns. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth; Orosz, Magdolna; Tarnói, László (Hg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Ambt". Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik 39), S. 225-230.

Zsigmond, Anikó: Die Frau als Sünderin. Die Problematisierung der Frauenrolle in Marie von Ebner-Eschenbachs Novellen. In: Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Dies. (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7), S. 213-221.

Zsigmond, Anikó: A művész a művészet inflálódása elleni küzdelemben: Marie von Ebner-Eschenbach és Ferdinand von Saar [Der Künstler im Kampf gegen die Entwertung der Kunst: Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar]. In: Földes, Csaba (Hg): MMI: Annuum tempus linguarum Europae. Scripta philologica Pannoniensis. MTA VEAB – Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2002, S. 267-274.

Zsigmond, Anikó: Reflexe der älteren Frauenemanzipation in der österreichischen Literatur: Bildungskritik in Marie von Ebner-Eschenbachs Novellen. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsgermanistische Beiträge im Europäischen Jahr der Sprachen. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 149-157.

Barota, Mária; Szatmári, Petra; Tóth, József; Zsigmond, Anikó (Hg.): Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt. Konferenz 25.-26. Oktober 2001. Szombathely: BDTF, 2002 (Acta Germanistica Savariensia 7). 370 S.

Mitteilung der Redaktion

Mitteilung der Redaktion 2003-2006

Die Gesellschaft ungarischer Germanisten (GuG) wählte am 30. 5. 2003 planmäßig eine neue ungarische Mitherausgeberin des *Jahrbuchs der ungarischen Germanistik* (im Folgenden: JuG). Dementsprechend ändert sich auch die Zusammensetzung der Redaktion:

GuG-Herausgeberin:	Magdolna Orosz (ELTE)
DAAD-Herausgeber:	Andreas Herzog (ELTE)
leitende Redakteurin:	Amália Kerekes (ELTE)
Fachbereich Literaturwissenschaft:	
	Ferenc Szász (ELTE)
	Endre Hárs (SZTE)
	Terrance Albrecht (VE)
Fachbereich Sprachwissenschaft:	
	Imre Szigeti (PPKE)
	Krisztián Tronka (PPKE)
	Mathilde Hennig (SZTE)
Fachbereich Didaktik/DaF:	
	Katalin Petneki (SZTE)
	Annett Tassler (ELTE)

Die Adresse der neuen Redaktion ist:

Jahrbuch der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. Amalia Kerekes
c/o ELTE Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Manuskripte sind ausnahmslos an die obige Adresse zu richten. Für die Korrespondenz steht auch die folgende (*neue!*) Mailadresse zur Verfügung:

JuG@caesar.elte.hu

Auch die Adresse unserer Homepage hat sich geändert:

www.caesar.elte.hu/JuG

Sie finden hier die Jahresbibliografien und Inhaltsverzeichnisse aller Jahrbücher ab 1991 sowie die folgenden Angaben zu unseren Aufnahmekriterien und zur Einrichtung der Manuskripte.

Damit wir das Jahrbuch noch vor Abschluss des Sommersemesters verschicken können, müssen die unten angegebenen Einreichungstermine unbedingt eingehalten werden.

Sie erleichtern uns die Zusammenstellung der Bibliographie, wenn sie uns Ihre Veröffentlichungen (s. 6.) bis zum 10. Dezember des jeweiligen Jahres persönlich melden. Entsprechende bibliographische Angaben (s. 3.5.4.) bitte per E-Mail (JuG@caesar.elte.hu) oder auf dem Postweg an die Redaktion schicken.

Aufnahmekriterien und Gutachterwesen

An den Prinzipien, die unter den bisherigen Herausgebern im Juli 2000 festgelegt wurden (vgl. JuG 1999, S. 350-352) ändert sich nichts Grundlegendes. Um die Arbeit des Jahrbuchs weiterhin transparent zu halten, informieren wir Sie ernent über die Aufnahmekriterien und das Gutachterwesen.

1. Aufnahmekriterien

(a) Aufsätze:

Das wichtigste Kriterium ist die *fachliche Qualität* des Textes. Um diese zu ermitteln, wird unter Berücksichtigung der bisherigen JuG-Erfahrungen das Gutachterverfahren weitergeführt (s. 2).
Es werden nur *Erstveröffentlichungen* abgedruckt.
Es gibt *keine thematischen Einschränkungen.* Alle Themen, die in der internationalen Germanistik behandelt werden, können auch im JuG erörtert werden.
Es gibt *keine Einschränkungen hinsichtlich der AutorInnen.* Die Redaktion sieht es jedoch als ihre Aufgabe an, v.a. ungarische GermanistInnen und ausländische AutorInnen, die einen Bezug zur ungarischen Germanistik haben, für die Mitarbeit zu gewinnen.
Ob ein Aufsatz im Artikel- oder im Werkstattteil publizierte wird, hängt allein vom inhaltlichen Charakter des Textes ab.

(b) Rezensionen:

Die Redaktion sieht es weiterhin als eine wichtige Aufgabe an, bedeutende Neuerscheinungen der Germanistik vorzustellen und dafür kompetente RezensentInnen zu gewinnen. Rezensionswünsche sollten rechtzeitig (möglichst bis September) mit der Redaktion abgesprochen werden.
Im Falle von unaufgefordert eingesandten Rezensionen kann die Aufnahme selbst bei guter Qualität – aus Umfangsgründen – nicht gewährleistet werden.
Der zu rezensierende Text sollte *nicht länger als zwei Jahre* vor dem jeweiligen JuG-Band erschienen sein, im *JuG* 2003 werden also nur Texte rezensiert, die 2001 oder später erschienen sind.

2. Gutachterwesen

Ins JuG werden nur Texte aufgenommen, die positiv begutachtet worden sind.
Ein Gutachten ist eine argumentativ untermauerte schriftliche Stellungnahme eines/einer Experten/Expertin, aus der klar hervorgeht, was die Stärken und die Schwächen des begutachteten Textes sind und warum der Text angenommen werden soll.
Die nachfolgenden Prinzipien sind für Gutachter und Redaktion verbindlich.

(a) Aufsätze:

Zu jedem Text werden, unabhängig davon, ob er im Artikel- oder im Werkstattteil erscheinen soll, *zwei externe Fachgutachten* eingeholt. „Extern" heißt, dass Mitglieder der Redaktion als GutachterInnen nicht in Frage kommen.
Die Texte werden den GutachterInnen in anonymisierter Form zur Verfügung gestellt.
Die Auswahl der GutachterInnen erfolgt durch die zuständigen Fachbereichsredakteure.
Bei der Auswahl werden folgende Kriterien angelegt:

1. Die ausgewählten GutacherInnen müssen als ausgewiesene ExpertInnen zu dem im Text behandelten Themenbereich gelten.
2. Das eine Gutachten sollte nach Möglichkeit von einem/einer ausländischen Experten/Expertin verfasst werden.
3. Gutacher-/in und Autor/-in können nicht in einem Arbeitsverhältnis stehen.

Die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung erfolgt nach folgenden Prinzipien:

1. Wenn beide Gutachten positiv sind, wird der Text angenommen. Dies schließt die Berücksichtigung von Änderungsvorschlägen von Seiten der GutachterInnen nicht aus.
2. Wenn beide GutachterInnen den Text als publizierbar einstufen, sofern er überarbeitet wird, wird der Text an den/die Autor/-in zur Überarbeitung zurückgeschickt. Unter der Voraussetzung, dass die Überarbeitung termingerecht und nach den Vorgaben der GutachterInnen erfolgt ist, wird der Text angenommen.
3. Wenn beide Gutachten negativ sind, ist der Text abgelehnt.
4. Wenn das eine Gutachten positiv, das andere negativ ist, trifft der zuständige Fachbereich der Redaktion die Entscheidung.

(b) Rezensionen:

Rezensionen werden *intern* – vom zuständigen Fachbereich der Redaktion – begutachtet.

Zur Einrichtung von Manuskripten

Bei den formalen Richtlinien zur Einrichtung der Manuskripte gibt es nur minimale Modifikationen. Die folgenden Informationen dienen dazu, nicht nur die Arbeit der Redaktion, sondern auch die der Autoren zu erleichtern.

1. Einreichungstermine

Beachten Sie unbedingt folgende Termine:

Rubrik	Einreichungstermin
Aufsätze (Hauptteil & Werkstatt)	15. Oktober
Rezensionen	10. November
Bibliographie der Veröffentlichungen	10. Dezember
Berichte der Institute	10. Dezember

2. Einreichungsform

Bitte reichen Sie Ihren Text als Datei auf einer 3,5''-DOS-Diskette oder per E-Mail-Attachment, in jedem Fall aber *auch in einem Ausdruck* auf dem Postweg an die Redaktion ein.
Die *Dateifassung* sollte mit einem gängigen Textverarbeitungsprogramm wie z.B. WORD oder WordPerfect (für Windows oder DOS) erstellt werden. Falls Sie mit einem anderen Programm arbeiten, so schicken Sie uns den Text bitte als ASCII-formatierte Datei. Reichen Sie Ihre Datei – mit Ausnahme der w.u. genannten Formatierungsvorgaben – *unformatiert* ein, *ohne Silbentrennung*. Benennen Sie die Datei mit Ihrem Nachnamen; wenn Sie mehrere Texte einreichen, dann nummerieren Sie die Dateien bitte durch (z.B. „szabo1.doc").
Der Papierausdruck muss so gestaltet sein, dass wir ihm die von Ihnen gewünschte Formatierung entnehmen können (insbesondere bei Tabellen oder Abbildungen). Bitte schreiben Sie auf die erste Seite des Manuskripts mit Bleistift Ihren Namen und Ihre Kontaktadresse. Tabellen und graphische Darstellungen müssen in ausgezeichneter, reprofähiger Druckqualität (möglichst Laserausdruck) vorliegen.

3. Textgestaltung

3.1. Textlänge und Manuskriptgestaltung

Für die einzelnen Rubriken des *JuG* gelten Längenbeschränkungen, die *nicht* überschritten werden können. Die Beiträge sollten nicht kürzer als - 33 Prozent sein.

Rubrik	JuG-Druckseiten	Manuskriptseiten*	Zeichenzahl
Aufsätze (Hauptteil)	20	23	60 000
Aufsätze (Werkstatt)	10	11	30 000
Rezensionen	3,0	3,5	9 000
Tagungsberichte	1,5	2,5	5 000

*Die Manuskripte für alle Rubriken sind *1,5-zeilig* (Times New Roman), im Schriftgrad *12*, Fußnoten im Schriftgrad *10* und *ebenfalls 1,5-zeilig* einzureichen. Die Fußnoten (geisteswissenschaftliches Schema) stehen auf der gleichen Seite, das Literaturverzeichnis (Harvard-Schema) am Ende.
Die Zeichenzahl versteht sich inklusive Literaturverzeichnis, Fußnoten und Leerzeichen. Sie lässt sich mit Textverarbeitungsprogrammen leicht ermitteln (unter WORD: Extras/Wörter zählen).
Die einzeilige Formatierung für den Druck (Satzspiegel 174 X 113) erfolgt durch die Redaktion.

3.2. Gliederung des Textes

Aufsätze können mit einem der gängigen Gliederungssysteme (Dezimalsystem, alphanumerische Gliederung) untergliedert und mit aussagekräftigen Zwischentiteln (Kapitelüberschriften) versehen werden. Tabellen und Abbildungen sollten durchnummeriert und mit einer Kurzcharakteristik versehen werden, z.B. „Tab. 5. Absolute und relative Satzlänge".

3.3. Hervorhebungen, Werktitel, metasprachliche Verwendungen

Hervorhebungen von einzelnen Ausdrücken im laufenden Text erfolgen durch *Kursivierung*; Fettdruck kommt *nur* als Überschrift vor.
Im Text erwähnte Werktitel (vom Buch bis zum Gedichttitel) werden wie Textbelege behandelt und mit doppelten Anführungszeichen bezeichnet (also *nicht* kursiv).
Metasprachliche Verwendungen eines Textsegments sind von direkten Zitaten zu unterscheiden und durch *einfache* Anführungszeichen (wie im Beispiel 1) zu kennzeichnen:

B1 In Kafkas „Prozess" ist bekanntlich das *Gerichtsmotiv* von zentraler Bedeutung. Das zeigt sich u.a. an der Frequenz des Wortes ‚Gericht'.

3.4. Zitate

Kürzere Zitate (bis zu 3 Zeilen) im laufenden Text werden mit doppelten Anführungszeichen, Zitate im Zitat mit einfachen Anführungszeichen kenntlich gemacht. *Längere* Zitate (über drei Zeilen) werden *ohne* Anführungszeichen als eigener, eingerückter Absatz gestaltet. (Die endgültige Formatierung erfolgt erst im Drucksatz.) Hinzufügungen oder Auslassungen des Verfassers werden im Zitat durch eckige Klammern markiert.

Den unterschiedlichen Gepflogenheiten in der Literaturwissenschaft und Linguistik entsprechend sind wahlweise zwei Belegschemata zugelassen – das sog. „geisteswissenschaftliche Schema" und das sog. „Harvard-Schema". Bei DaF-Beiträgen wird das „Harvard-Schema" verwendet.

Beim *geisteswissenschaftlichen Schema* erfolgt der Literaturbeleg mittels einer arabischen Fußnotenziffer im laufenden Text und der bibliographischen Angabe in einer Fußnote (s. 3.6.). Fußnotenziffern im laufenden Text werden (mit den üblichen Textverarbeitungsprogrammen) hochgestellt und stehen *hinter* eventuellen Satzzeichen. Die ausführliche Literaturangabe erfolgt nur beim ersten Zitieren, bei wieder-

holter Bezugnahme auf einen Text wird eine Abkürzung verwendet: Bei aufeinander folgenden Angaben „Ebd., S. [Seitenzahl]", bei wieder aufgenommener Angabe ein Kurztitel des zitierten Werkes (z.B.: Kleist: Marquise, S. 23).

Beim *Harvard-Schema* erfolgt der Literaturbeleg im laufenden Text mittels der in Klammern gesetzten Angabe des Autorennamens, gefolgt vom Erscheinungsjahr und der zitierten Seitenzahl (bzw. vgl. B2). Bei Mehrfachverfasserschaft werden die Autorennamen (im Unterschied zu den bibliographischen Angaben (3.5.) durch einen Schrägstrich voneinander abgetrennt. Werden mehrere Texte eines Autors mit gleichem Erscheinungsjahr zitiert, so werden sie im Haupttext und im Literaturverzeichnis durch einen lateinischen Kleinbuchstaben nach dem Jahr voneinander unterschieden.

B2 ... Dieser Ansatz wurde von Müller (1994: 13) entwickelt, findet sich aber auch bei anderen Autoren (z.B. Meyer 1987a: 34 und 1987b: 77f., Gülich/Raible 1977: 215).

3.5. Bibliographische Angaben

Der Nachname des Verfassers bzw. Herausgebers steht vor dem Vornamen und wird durch *Komma* abgetrennt – auch bei ungarischen Namen. Mehrere Namen werden durch Semikolon voneinander abgetrennt. Die Trennung zwischen Namen (Vornamen) und Titel erfolgt durch Doppelpunkt.
„Herausgeber" und „Herausgegeben von" werden einheitlich durch *Hg.* bzw. *Hg. v.* abgekürzt. Die Angabe des Verlages (ab 2003) erfolgt nach dem Schema: „Ort: Verlag, Jahr". Die Angabe der Reihentitel erfolgt am Schluss in runden Klammern, aber *vor* eventuellen Seitenzahlen. Seitenangaben werden durch *Komma* abgetrennt. Titel, die nicht in deutscher oder englischer Sprache vorliegen, also auch alle *ungarischen*, werden in *eckigen* Klammern übersetzt.

3.5.1. Selbständige Werke

Geisteswissenschaftliches Schema:

B3 Rilke, Rainer Maria: Sämtliche Werke. Hg. v. Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Zinn. Bd. 1-6. Frankfurt a. M.: Insel, 1955-1966.

B4 Rónay, László: Abriß der ungarischen Literaturgeschichte. Aus dem Ungarischen Irene Rübberdt. Budapest: Corvina, 1997.

B5 Arnold, Heinz Ludwig u. a. (Hg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: dtv, 1996. (= dtv 4704)

Harvard-Schema:

B6 Hjelmslev, Louis (1974): Prolegomena zu einer Sprachtheorie. München: Hueber (= Linguistische Reihe 9). [dän. Original 1943]

B7 Admoni, Wladimir G. (1982): Der deutsche Sprachbau. 4., überarb. und erw. Aufl. München: Beck (= Beck'sche Elementarbücher).

3.5.2. Aufsätze in Sammelbänden

Geisteswissenschaftliches Schema:

B8 Vietta, Silvio: Einheit als Formproblem in Rilkes „Malte Laurids Brigge" und in der literarischen Moderne. In: Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Storck aus Anlaß seines 75. Geburtstages. Hg. von Rudi Schweikert in Zusammenarbeit mit Sabine Schmidt. St. Ingbert: Röhrig, 1999 (= Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 20), S. 511-521.

Harvard-Schema:

B9 Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994). Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, H./Ludwig, O. (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Halbbd.1. Berlin/New York: de Gruyter (= HSK 10), 587-604.

B10 Frege, Gottlob (1891/1966). Funktion und Begriff. In: Ders. Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien. 2., durchges. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2002, S. 17-39.

3.5.3. Aufsätze in Zeitschriften

Geisteswissenschaftliches Schema:

B11 Hermsdorf, Klaus: Stätten deutscher Literatur. In: Weimarer Beiträge 35 (1989), H. 3, S. 251-262.

Harvard-Schema:

B12 Wilensky, Robert (1989): Primal content and actual content. An antidote to literal meaning. In: Journal of Pragmatics 13, 163-186.

3.5.4. Jahresbibliografie und Rezensionen

Für die Jahresbibliografie und für die Angabe der rezensierten Bücher gilt das geisteswissenschaftliche Schema. Zusätzlich wird bei selbstständigen Werken die Zahl der Seiten angegeben, die durch *Punkt* abgetrennt wird. Der Reihentitel mit Bandnummer ist anzugeben.

B13 Diewald, Gabriele: Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer, 1997 (= Germanistische Arbeitshefte 36). 133 S.

In Rezensionen müssen direkte *und* indirekte Zitate durch die in Klammer gesetzte Seitenangabe belegt werden.

B14 Steinecke geht von der Behauptung der unlösbaren „Einheit von Stil und Sprache mit den ausgesprochenen Gedanken und Ideen" (S. 166) aus, legt aber den Akzent [...]

3.6. Fußnoten – Literaturverzeichnis

Fußnoten stehen am Ende der jeweiligen Seite und werden durchgängig gezählt. Sie stehen für Anmerkungen und (beim geisteswissenschaftlichen Schema) für Literaturbelege zur Verfügung. In diesem Fall haben sie folgende Form:

B15 1 Vgl. Wittgenstein, Ludwig: Bemerkungen über die Farben. Hg. von G. E. M. Anscombe. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979, S. 16.

Ein *Literaturverzeichnis* ist nur bei Verwendung des Harvard-Schemas zugelassen.

3.7. Abkürzungen und Leerzeichen

Im Text können übliche Abkürzungen wie *d.h., bzw., etc.* und andere verwendet werden; nach jeder Abkürzung steht ein Punkt. In mehrgliedrigen Abkürzungen, bei denen die einzelnen Elemente jeweils durch einen Punkt abgekürzt werden, wird dazwischen *kein* Leerzeichen gesetzt, also *d.h.*, nicht *d. h.*. Vor *f.* und *ff.* wird *kein* Leerzeichen gesetzt.

4. Lektorierung – Begutachtung – Autorenkorrektur (Redaktionsablauf)

Das Manuskript sollte möglichst schon vor der Einreichung von einem *Muttersprachler* lektoriert werden. Grundlage für die Annahme oder Ablehnung sind *zwei Expertengutachten* (s. Aufnahmekriterien). Die Entscheidungen darüber, welche Aufsätze und Rezensionen gedruckt werden, fallen normalerweise noch vor den Weihnachtsferien. Im Januar erfolgt die Rücksendung zur Korrektur bzw. zu entsprechenden Überarbeitungen, die bis Februar vorliegen müssen. Die Zusendung der Druckfahnen erfolgt im Mai.

5. Rechtschreib-Konventionen

Ab 2003 sollten die Manuskripte möglichst nach der neuen Rechtschreibung verfasst sein, in jedem Fall aber einheitlich. Wird bei Verwendung der neuen Schreibung aus Texten in alter Rechtschreibung wörtlich zitiert, darf das Zitat *nicht* an die neue Schreibung angeglichen werden.

6. Jahresbibliografie

In die *Jahresbibliografie* aufgenommen werden in Ungarn oder im Ausland in Buch- oder Aufsatzform erschienene Veröffentlichungen ungarischer bzw. in Ungarn ansässiger Germanisten, die germanistischen Gegenständen gelten. Beachten Sie bitte den Meldetermin. (Vgl. 1.).
Nicht aufgenommen werden belletristische Veröffentlichungen, Vorworte und Nachworte, Texte für Zeitungen und sonstige nicht-wissenschaftliche Periodika, Rezensionen und Übersetzungen. Auch Textsammlungen, die keine wissenschaftlichen Kommentare enthalten, betrachten wir nicht als germanistische Veröffentlichungen. Sprachlehr- und Übungsbücher (Deutsch als Fremdsprache) werden in die Bibliografie aufgenommen.
Die Herausgabe von Periodika wird in der *JuG*-Rubrik „Berichte der Institute" unter ‚Sonstiges' aufgeführt.

7. Datenblatt AutorInnen

Bitte kopieren Sie den folgenden Datenabschnitt (evtl. vergrößert auf 122%) und reichen Sie ihn ausgefüllt mit Ihrem Manuskript ein:

Name (mit akad. Titel):		
Titel des Beitrags / der Beiträge:		
Einreichung für	*JuG* _____	
Anschrift für die Zusendung der Korrekturfahnen		
Anschrift für das *JuG*-Verzeichnis „Autoren des Bandes"		
E-mail:	@	
Tel (dienstl.):		Fax:
Tel (privat):		

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Peter Auer
Universität Freiburg
Deutsches Seminar I
D-79085 Freiburg

Prof. Dr. Péter Bassola
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. Zsuzsa Bognár
Katholische „Péter Pázmány"
Universität
Germanistisches Institut
Egyetem utca 1.
H-2087 Piliscsaba

Dr. Szabolcs Boronkai
Hollósy Simon u. 3. 3/1.
H-1126 Budapest

Dániel Czicza
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Christa Dürscheid
Universität Zürich
Deutsches Seminar
Schönberggasse 9
CH-8001 Zürich

Ágnes Einhorn
„Kiss Árpád" Országos Közoktatási Szolgáltató Intézmény
[Landeszentrum für Unterrichtswesen „Árpád Kiss"]
Dorottya u. 8.
H-1051 Budapest

Prof. Dr. Peter Eisenberg
Universität Potsdam
Institut für Germanistik
Karl-Liebknecht-Str. 24-25
D-14476 Golm

Prof. Dr. Hans-Werner Eroms
Universität Passau
Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft
Innstr. 40
D-94030 Passau

Katalin Fenyvesi-Jobbágy
Villányi u. 18.
H-1113 Budapest

Judit Gaál
Győri út 14. II/8.
H-1123 Budapest

Ildikó Hegedűs
Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H- 6722 Szeged

Dr. Andreas Herzog
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Torsten Hoffmann
Universität Göttingen
Zentrum für komparatistische Studien
Käte-Hamburger-Weg 3
D-37073 Göttingen

Amália Kerekes
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Tom Kindt
Universität Hamburg
Institut für Germanistik II
Von-Melle-Park 6
D-20146 Hamburg

Dr. Sándor Komáromi
Országos Idegennyelvű Könyvtár
[Zentralbibliothek für fremdsprachige Literatur]
Molnár u. 11.
H-1462 Budapest

Dr. Imre Kurdi
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Vivian Liska
Universitaire Instelling
Antwerpen (UIA)
Departement Germaanse Taal-en Letterkunde
Universiteitsplein 1
B-2610 Wilrijk

Dr. Barbara Mariacher
Katholische „Péter Pázmány"
Universität
Germanistisches Institut
Egyetem utca 1.
H-2087 Piliscsaba

Dr. Anna Molnár
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Dr. Márta Nagy
Katholische „Péter Pázmány"
Universität
Germanistisches Institut
Egyetem utca 1.
H-2087 Piliscsaba

Dr. Antonia Opitz
Katholische „Péter Pázmány"
Universität
Germanistisches Institut
Egyetem utca 1.
H-2087 Piliscsaba

Prof. Dr. Magdolna Orosz
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Prof. Dr. Vladimir Pavlov
Sickingerweg 8
D-69190 Walldorf

Dr. Attila Péteri
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Nicolas Pethes
Universität Bonn
Germanistisches Seminar
Am Hof 1
D-53113 Bonn

Dr. Stefan Pongó
Katedra germanistiky
Univerzita Konstantína Filozofa
Štefánikova 67
SK-94974 Nitra

Eszter Propszt
Universität Szeged
Hochschulfakultät „Gyula Juhász"
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur
Hattyas sor 10.
H-6701 Szeged

Anna Reder
Universität Pécs
Lehrstuhl für germanistische Linguistik
Ifjúság útja 6.
H-7624 Pécs

Dr. Richard Reutner
Grünbeckgasse 5
A-2700 Wiener Neustadt

Lehel Sata
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Ifjúság útja 6.
H-7624 Pécs

Dr. Ulrike Sayatz
Universität Potsdam
Institut für Germanistik
Karl-Liebknecht-Str. 24-25
D-14476 Golm

Csilla Stockbauer
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Anikó Vincze
Táborhegyi lépcső 11.
H-1037 Budapest

Prof. Dr. András Vizkelety
Katholische „Péter Pázmány" Universität
Germanistisches Institut
Egyetem utca 1.
H-2087 Piliscsaba

Dr. Klaus Werner
Waldstr. 38
D-04105 Leipzig

Marion Woloszyn
Kronenstr. 13
D-72070 Tübingen

Neuerscheinungen

Heiko Girnth
Sprache und Sprachverwendung in der Politik

Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich-politischer Kommunikation

2002. VI, 127 Seiten. Kart. € 11.–. ISBN 3-484-25139-5 (Germanistische Arbeitshefte. Band 39)

Sprache und Politik ist ein in der Linguistik viel beachteter Untersuchungsgegenstand, der eine Fülle an Literatur hervorgebracht hat. Die vorliegende Einführung bietet einen Einstieg in die Gegenstände und Methoden der neueren Forschung. Favorisiert wird ein pragmatischer Ansatz, der die Sprachverwendung von Politikern in konkreten Kommunikationssituationen untersucht. Es wird ein Instrumentarium zur Analyse politischer Texte bereitgestellt, das anhand zahlreicher Beispiele illustriert wird. Jedes Kapitel wird durch Literaturhinweise und Übungen abgerundet, die zur Vertiefung des Stoffes beitragen und zur eigenen Analyse politischer Sprachverwendung anregen sollen.

Holger Rada
Design digitaler Medien

2002. VI, 99 Seiten. Kart. € 10.50. ISBN 3-484-37114-5 (Grundlagen der Medienkommunikation. Band 14)

Die digitalen Medien gewinnen immer stärker an Bedeutung. Dabei ändern sich im Vergleich zu den traditionellen Medien nicht nur die Rezeptionsbedingungen für die Nutzer, sondern auch die konzeptionellen und gestalterischen Rahmenbedingungen für Autoren und Produzenten. Im vorliegenden Buch werden Gestaltungskriterien für die wichtigsten Kommunikationsmittel in den neuen Medien diskutiert. Dabei wird ein Designbegriff zu Grunde gelegt, der nicht nur die formale Gestaltung berücksichtigt, sondern konzeptionelle Kriterien wie Benutzerführung, Rezeptionsbedingungen und Funktionalität mit einbezieht.

Thea Schippan
Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache

2., unveränderte Auflage 2002. X, 306 Seiten. Kart. € 22.–. ISBN 3-484-73002-1

Diese Einführung in die Lexikologie der deutschen Sprache der Gegenwart behandelt alle wesentlichen Fragen dieser sprachwissenschaftlichen Disziplin: das Wesen des Wortes als einer sprachlichen Grundeinheit, Probleme der Wortdefinition, Wortbildung und Wortbedeutung, Aufbau des Lexikons und lexisch-semantische Beziehungen im Text und im System, die soziale Schichtung des Wortschatzes und Ursachen seiner Veränderungen, des Bedeutungswandels, der Entstehung von Neologismen, der Übernahme fremden Wortgutes und der Archaisierung. Dabei werden Forschungsansätze verschiedener Schulen vorgestellt.

Heinz Fiukowski
Sprecherzieherisches Elementarbuch

6., unveränderte Auflage 2002. 475 Seiten. Kart. € 22.–. ISBN 3-484-73000-5

Das »Sprecherzieherische Elementarbuch« zählt seit über zwei Jahrzehnten zu den national und international anerkannten Standardwerken der deutschen Sprecherziehung. Sein erster Teil gibt einen praxisbezogenen Überblick über anatomisch-physiologische Grundlagen des Sprechens (Respiration, Phonation, Artikulation) sowie über Wesen und Funktion der Koartikulation und der Intonation in der deutschen Standardaussprache. Der umfangreiche Übungsteil enthält differenzierte, kommunikativ orientierte Anregungen zur Sprachverwendung innerhalb der Normtoleranz der deutschen Standardaussprache, die auch Atemschulung und Stimmbildung einschließen.

Max Niemeyer Verlag

Max Niemeyer Verlag GmbH · Postfach 2140 · 72011 Tübingen
Tel 07071-989494 · Fax 989450 · E-mail order@niemeyer.de